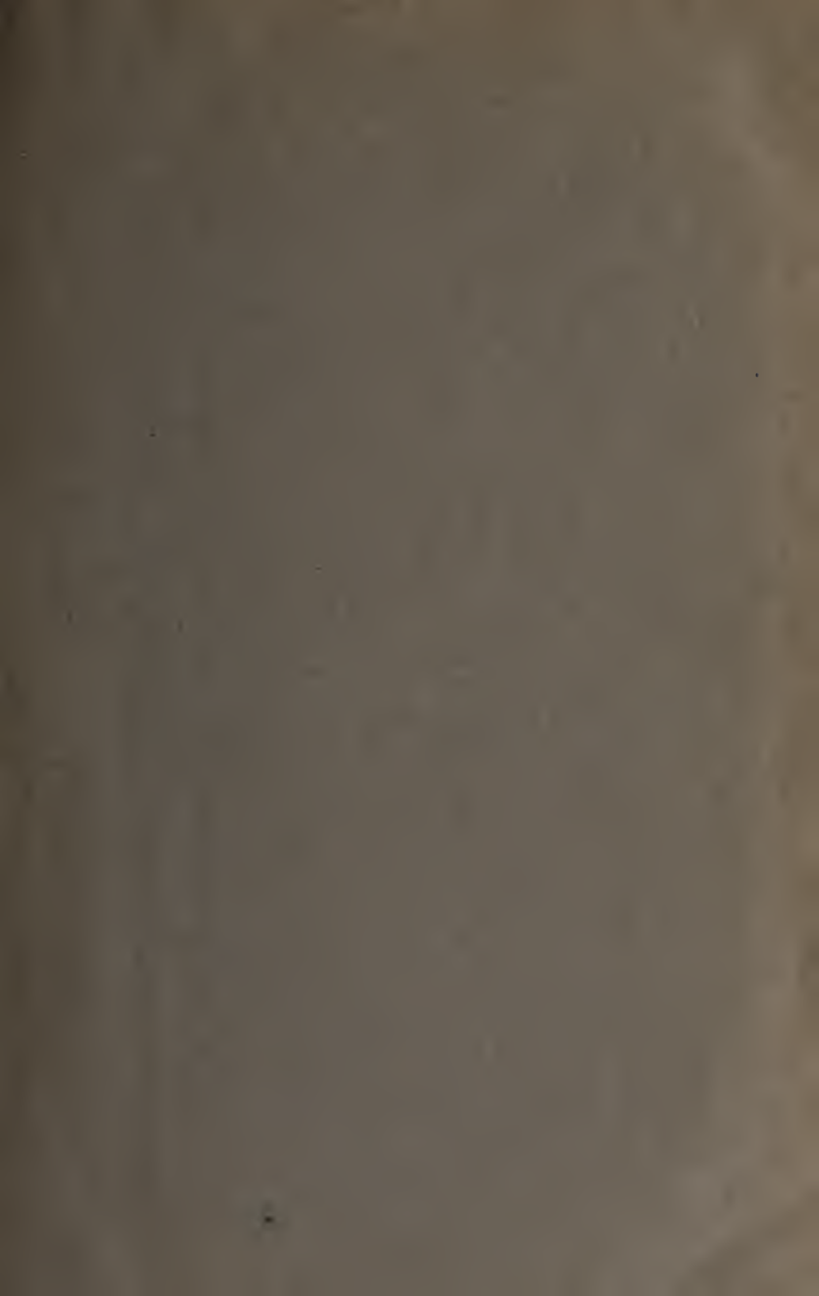








Nr. 126 Erschienen am 10. Jänner 1903 IV. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei	. . K	7.—
« « 18 « «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich, 36 « «	. . M.	7.—
« « « « 18 « «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « « 18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262 des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 126 | WIEN, ANFANG JÄNNER 1903 | IV. JAHR

Orakelsprüche.

Die ‚Oesterreichische Volkszeitung' hat, wie sie ihren Lesern mittheilt, an eine Anzahl von Staatsmännern und Parlamentariern die folgende Anfrage gerichtet:

»Ist die Obstruction ein politisch zulässiges Mittel, oder ist durch sie das verfassungsmäßige Leben gefährdet? Gibt es dann einen Weg, der Obstruction mit Erfolg zu begegnen?«

Die auf diese Frage eingelangten Antworten von 13 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses und drei Mitgliedern des Herrenhauses publiciert die ‚Oesterreichische Volkszeitung' zur Erbauung ihrer Leser in ihrer Christfestnummer. Da die Expectorationen dieser 16 Staats- und Parlamentsmänner zur Erheiterung der Leser der ‚Fackel' beitragen dürften, will ich sie hier in nuce wiedergeben.

Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses beantwortete die Frage mit einem Witz, indem es erklärt, »daß, wenn er alle ihm vorgelegten Fragen beantworten könnte, er sofort zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt werden müßte«.

Zwei Abgeordnete hüllen sich in den Schleier der Unnahbarkeit und der unergründlichen politischen Weisheit, indem der eine ausspricht, daß »die Beantwortung der Frage ein großer politischer Fehler« wäre, und der andere, »daß die Beantwortung geordnete politische Verhältnisse voraussetzt«, die heute nicht

bestehen. Mit anderen Worten gesagt: wir wissen nichts, darum sagen wir nichts, um uns nicht zu blamieren.

Der vierte gibt die weise Sentenz von sich, »daß die Obstruction nur dort zu brechen ist, wo der Kampf um sachliche Materien geführt wird«. Das »wie« sie zu brechen ist, überlässt er dem Witz der Leser der ‚Oesterreichischen Volkszeitung'.

Der fünfte erklärt, daß »die Obstruction ein nothwendiges Uebel des Parlamentarismus ist« und »unentbehrlich wie die Bremse bei einem Fuhrwerk«.

Der sechste findet, »daß die Obstruction, insolange sie die ruhige Form besitzt, wie jetzt in Oesterreich, nicht als ein parlamentarisch unzulässiges Mittel anzusehen ist«. Dem siebenten steht das deutsche Volksthum höher als die brutale Gewalt einer Parlamentsmehrheit, und er hält daher die Obstruction für ein nothwendiges Mittel, um preisgegebene nationale Rechte wieder zu erobern.

Der achte spricht sich in demselben Sinne aus, nur mit dem Unterschiede, daß er die Obstruction, die an und für sich verwerflich sei, für ein nothwendiges Mittel ansehe, um seine Nation gegen die Vergewaltigung durch die Deutschen zu schützen.

Der neunte erklärt kurz und entschieden, daß die Obstruction nur »durch die Octroyierung einer scharfen Geschäftsordnung zu brechen« wäre, während vier andere per longum et latum auseinandersetzen, daß eine Aenderung der Geschäftsordnung nur durch das Parlament vorgenommen werden könnte, da ein Octroi eine ebensolche Gewaltmaßregel wäre, wie die Obstruction selbst. Eine Aenderung der Geschäftsordnung durch das Parlament sei jedoch unwahrscheinlich, da dieselbe ebenfalls obstruiert würde.

Ein der conservativ-clericalen Richtung angehörender Abgeordneter findet, daß die Obstruction kein parlamentarisch zulässiges Mittel sei, weil dadurch

die parlamentarische Verfassung untergraben werde. »Das einfachste Mittel, der Obstruction mit Erfolg zu begegnen, wäre, wenn diejenigen, welche Obstruction machen, dieselbe ein für allemal einstellen und aufgeben würden.« (Sic!) Wenn das nicht geschehe, dann habe das Parlament mit seinem Scheinparlamentarismus ausgelebt.«

Ein demokratischen Anschauungen huldigender Abgeordneter kommt nach längerer Auseinandersetzung über den Missbrauch der Gewalt seitens der Parlamentsmajoritäten und über das Recht der Nothwehr zu dem Schlusse, daß, »wenn die Majorität die Macht in einem Volke und die obstruierende Minorität die Macht in einem anderen Volke hat, das Niederstampfen der Minorität aufhöre. Die obstruierende Minderheit aus dem Parlament hinauszuwerfen, sei wohl möglich — an die Lebensfähigkeit eines Rumpfparlaments werde aber wohl niemand glauben. Es gebe also nur eine Wahl: entweder die Völker theilen sich mit Verträglichkeit in die Macht, oder sie verzichten ganz darauf und überlassen den Staat einem hohen Adel und einer hochwürdigen Geistlichkeit.«

Ein Staatsmann hat ohne langes Gackern ein Columbusei gelegt, indem er mit rührender Naivetät der Regierung den Vorschlag macht, in der ersten Sitzung des nach Neujahr wieder zusammentretenden Abgeordnetenhauses eine Regierungsvorlage als Novelle zum Gesetz vom 12. Mai 1873 mit »etwa« folgendem Inhalt einzubringen: »Die erste Lesung von Regierungsvorlagen muß längstens drei Tage nach Vertheilung der Drucksache stattfinden und darf nicht mehr als zwei Sitzungen in Anspruch nehmen. Falls kein Widerspruch erhoben wird, so kann auch von der ersten Lesung Umgang genommen und die Vorlage sofort einem Ausschusse zugewiesen werden. Drei Tage in der Woche sind ausschließlich der Berathung von Regierungsvorlagen vorzubehalten, an diesen Tagen

können keine Initiativ- und keine Dringlichkeitsanträge verhandelt werden«.

Dieses Ei ist nicht frisch, es ist alt und abgelegen und würde von der zarten und der wilden Obstruction wahrscheinlich demjenigen an den Kopf geworfen werden, der es auf den Tisch des hohen Hauses zu legen wagte. —

Das Resultat dieser von der ‚Oesterreichischen Volkszeitung‘ veranstalteten Enquête bietet ein so klägliches Schauspiel der Schwäche, der Rath- und Hilflosigkeit unserer kleinen, sich groß dünkenden Staats- und Parlamentsmänner, daß es verdient, geschichtlich verewigt zu werden. Es beweist, daß niemand weiß, wie der bornierten Verbissenheit der Ultras, der Stupidität des Hasses, der Gewalt der Phrase, welche einzeln und zusammen die Wege zur normalen Function des Parlaments verstopfen, abzuhelfen wäre.

So muß das Parlament an der durch die habituelle Obstruction hervorgerufenen Verschlingung seiner Eingeweide — da sie nach Ansicht unserer Staats- und Parlamentsmänner weder durch ein Purgiermittel, noch durch eine Operation saniert werden kann, — sterben, worauf der Staat Oesterreich, der eine europäische Nothwendigkeit ist, fortleben wird. Die Parlamentarier, deren Existenz von dem Parlament abhängt, können aber dann, wie einst Cicero nach dem Sturze der Republik, ausrufen: »Me asinum germanum fuisse puto!« Zu übersetzen: »Ich glaube, daß ich der leibliche Bruder eines Esels (nicht: ein deutscher Esel) gewesen bin!«

Joseph Schöffel.

* *
*

Wenn's jetzt nicht geht, dann sind die Wiener wirklich ein undankbares Volk, das für culturelle Anregungen taub und blind ist. Nicht nur, daß, um

den Mangel an publicistischem Talent wettzumachen, ein der Redaction benachbartes Börseanercafé auf Grund einer Abmachung mit dem Besitzer fortan den Namen »Café Zeit« führen wird, nicht nur, daß Herr Bierbaum ein »Zeitlied« gedichtet hat, das nach einer Melodie von Humperdinck von Herrn Professor Singer allabendlich vor dem Schlafengehen gesungen wird (»Schön soll sie sein und Stärke das Merkmal ihrer Werke«): Die ‚Zeit' hat neuestens eine Einrichtung geschaffen, die wohl geeignet ist, ihr die Sympathien aller Freunde des Lichts zuzuführen. »Seit einigen Abenden erregt das elektrische Lichtemblem, das in der Höhe an dem Eckgebäude unserer Redaction angebracht ist, die lebhafte Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Aus Glühlampen gebildet, umkränzt von einem schönen ovalen Rande, leuchten weithin sichtbar die Worte ‚Die Zeit' in der Schriftart des Kopfes unseres Blattes. Abwechselnd erglüht das Schild in weißem und rothem Lichte. Dieser Farbeneffect in Verbindung mit der geschmackvollen schlichten Ausführung des ganzen Schildes bildet täglich ein viel bemerktes Schauspiel. Der Effect wird dadurch erzeugt, daß in der Lampenreihe Glühkörper von zweierlei Farben eingesetzt sind, welche mittels eines besonderen Automaten abwechselnd ein- und ausgeschaltet werden. Das erste Lichtemblem solcher Art befindet sich seit mehreren Jahren auf dem Trafalgar Square in London.« Später wurden so auch Leibnitz Cakes angezeigt, und Sigi Ernst pflegte ähnlich seine Käufer zu locken. Jetzt ist es eine beliebte Greislerreclame . . . Aber im Ernst gesprochen, die Herren von der ‚Zeit' haben den Großstadtkoller. Sie werden nächstens auf die Idee verfallen, jeder Nummer einen Taschenspiegel oder eine Kalodonttube beizulegen. Was soll das abwechselnde Licht des Firmenschildes? Für einen Zeitungshandel vermöchte es höchstens ein Symbol der Gesinnungslosigkeit des bald roth, bald anders

gefärbten Blattes zu sein. Aber Reclame? Wie wenig muß in einer Zeitung enthalten sein, denkt sich der »Vorübergehende«, die in solchem Lutschkinderspaß ihr Heil sucht! Und ernstlich muß man fragen, was denn der akademische Senat zu den zwei erwachsenen Universitätsprofessoren, den Herren Singer und Philippovich, sagt, die daran ihre Freude haben. Daß ein Mann von Ansehen wie Professor Philippovich dieser ganzen Affenkomödie, mit der die Wiener Oeffentlichkeit seit drei Monaten genarrt wird, assistiert, daß er nach der schändlichen Affaire des Millionärinserats und vollends nach der Schurkerei in Sachen Adamovics noch mitthun kann, ist in Wahrheit seltsam. Denn die Ausrede, daß die Commanditisten, deren Vertreter Professor v. Philippovich ist, sich des Einflusses auf die redactionelle Gestaltung des Blattes enthalten, gilt nicht. Die Unabhängigkeit sollte sich auf die Bewahrung politischer und wirtschaftlicher Meinungen erstrecken, aber nicht darauf, daß die Geldgeber Ja und Amen sagen müssen, wenn ihre Namen mit einer unanständigen oder lächerlichen Sache in Verbindung gebracht werden.

Indes, der faule Zauber des »abwechselnden Lichtes«, in dem der »Kopf unseres Blattes« — ein Dumkopf, der künstlich erhellt werden muß — allabendlich erstrahlt, ist immerhin noch feiner ersonnen als die Reclame des Schadenersatzprocesses, den neulich die ‚Zeit' gegen Herrn Landesberg geführt und verloren hat. Herr Landesberg hatte sich in einem Friseurladen skeptisch über den Fortbestand der ‚Zeit' geäußert, und der »Inseratenchef« der ‚Zeit', der das Gespräch belauschte, lief aufgeregt zu Herrn Singer, welcher den Schaden, der dem Blatt durch die »Nervosität des Angestellten« erwuchs, sogleich mit 200 Kronen bewerthete. Ich brauche hier wohl nicht mehr alle Details der Humoreske, die kürzlich in den Gerichtssaalrubriken abgedruckt war, zu erörtern. Die ‚Zeit' hatte den gerichtlichen

Misserfolg, wie sie behauptet, vorausgesehen, aber es war ihr nur darum zu thun gewesen, die Unwahrheit der Aeußerungen zu erweisen, die seit dem Erscheinen des Tagblattes ‚Die Zeit‘ das Vertrauen ihrer Leser zu erschüttern suchen. Leider ist auch das nicht vollständig gelungen, und weitere Kreise lernten erst aus der Verhandlung die Gründungsgeschichte des Blattes kennen, das dem socialpolitischen Entgegenkommen der Herren David R. v. Gutmann, Salo Cohn und Kuffner und dem Glaubenseifer des Oberrabbiners Güdemann seine Entstehung dankt. Immerhin konnte Herr Singer einen Reclamezipfel retten. Am 25. November war die angeblich schädigende Aeußerung erfolgt. »Richter: Ist die Zahl der Abonnenten seit dem 25. November zurückgegangen? — Prof. Singer: Die Zahl der Abonnenten hat sich seit dieser Zeit um die Hälfte erhöht. — Richter: Und haben die Inserate seit dieser Zeit abgenommen? — Prof. Singer: Die Inserate haben seither erheblich zugenommen.« Also kein Schaden, sondern Nutzen! Und die Nervosität des Inseratenmannes? Der Richter hat »ausdrücklich« in seinen Urtheilsgründen gesagt, daß »die nervöse Erregung des Administrationsbeamten in einem so bedeutenden Unternehmen keine Störung hervorrufen könne«. Herr Singer hatte also den Schadenersatzprocess bloß angestrengt, um zu beweisen, daß einem Blatte wie der ‚Zeit‘ nichts auf der Welt und nicht einmal eine im Friseurladen gethane Aeußerung schaden könne. Wenn wir deutsche Gesetze hätten, meint er, wäre ihm freilich außer dem moralischen auch ein juristischer Erfolg beschieden gewesen. Creditgefährdung? Herr Singer vergisst, daß es auch hier eine »Wahrung berechtigter Interessen« gibt, und ich zum Beispiel habe ein gutes Recht, den Credit eines schlecht gemachten und dumm gedachten Blattes zu gefährden. Herr Singer aber wagt es, noch ein anderes Delict, dessen sich Herr Landesberg nach deutschem Recht schuldig gemacht habe, an die

Wand zu malen. Er hat den albernen Process bloß angestrengt, »um principiell festzustellen, ob von österreichischen Gerichten, die ja leider noch nicht nach einem Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb zu richten haben, solche Schädiger eines Unternehmens haftbar gemacht werden könnten.« Eine größere Dreistigkeit war im Moment nicht zu ersinnen. Das Bedauern darüber, daß wir noch kein Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb haben, wagt ein Blatt auszusprechen, dessen ganzes bisheriges Wirken in der Variation der verschiedenen Formen dieses Delicts bestanden hat, ein Blatt, das in Prospecten und sonstigen Selbstanpreisungen die Ware des Concurrenten herabzusetzen sucht und das in derselben Nummer, die jenen burlesken Gerichtssaalbericht brachte, an seiner Spitze, an der ersten Stelle der »Uebersicht«, den Satz enthielt: »Die ungarische Regierung bezeichnet die Mittheilungen der ‚Neuen Freien Presse‘ über den Ausgleich als ungenau und tendenziös gefärbt. Eine officiöse Note nennt die diesbezüglichen Mittheilungen des Blattes unzutreffend, lückenhaft und irreführend.« Zum Zwecke reinlicher Scheidung sei Herrn Singer wiederholt bedeutet: Was die ‚Fackel‘ gegen die ‚Neue Freie Presse‘ unternimmt, ist Creditgefährdung, der ich bewusst und »in Wahrung berechtigter Interessen« obliege, der Kampf der ‚Zeit‘ gegen den gleichen Feind ist unlauterer Wettbewerb typischester und ordinärster Artung.

* * *

Die Finanz-Zeit.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Für den Kampf der ‚Zeit‘ gegen die ‚Neue Freie Presse‘ fehlt unserer Oeffentlichkeit das volle Verständnis. Man sagt, die ‚Zeit‘ wolle die ‚Neue Freie Presse‘ ersetzen, verdrängen. Gewiss, das will sie; und soviel auch die Börseaner allzumal gesündigt

haben mögen, im Hause Isidor Singer's herrscht über einen, der sich zur ‚Zeit' bekehrt, mehr Freude, als Schmerz über fünfzig, die der ‚Neuen Freien Presse' treu bleiben. Aber mit der Bekehrung der Börseaner ist es eine eigene Sache: wenn sie eins thun, wollen sie das andere nicht lassen, und wenn sie die ‚Zeit' abonnieren, so lesen sie nach wie vor die ‚Neue Freie Presse'. Was will da Herr Isidor Singer machen? Mit dem Grundsatz: wir wollen weniger gelesen und desto mehr abonniert sein, würde er sich gern trösten; aber ängstliche Freunde warnen, des Abonnenten sei man lange nicht so sicher wie des Lesers, und nur das Lesen, nicht das Abonnieren werde zur Gewohnheit, weil selbst die festeste Gewohnheit den allmonatlich oder bei jedem Quartalswechsel eintretenden Erschütterungen durch das Präsentieren einer Rechnung nicht immer standhalte. So bleibt Herrn Isidor Singer nur die Wahl, die ‚Neue Freie Presse' zu vernichten und damit ihre Lectüre unmöglich zu machen, oder die ‚Neue Freie Presse' zwar zu dulden, aber ihre Lectüre überflüssig zu machen. Und Herr Singer hat, vor diese Wahl gestellt, — beides gewählt; in den Circularen, die er an die Nichtleser der ‚Zeit' versendet, führt er den Vernichtungskampf gegen die ‚Neue Freie Presse', und in der ‚Zeit' ersetzt er auf die einfachste Weise die ‚Neue Freie Presse': was nämlich diese an jedem Tage gebracht, das gibt die ‚Zeit' am nächsten wieder, und für den Kreuzer, um den die ‚Zeit' billiger ist als die ‚Neue Freie Presse', lassen sich die Leser die kleine Verspätung der Mittheilungen um so eher gefallen, als sie durch die Kritik, die die ‚Zeit' diesen Mittheilungen beifügt, entschädigt werden. Nun braucht man die ‚Neue Freie Presse' nicht mehr zu lesen; aber freilich wird auf solche Art mit der Ueberflüssigkeit zugleich auch die Nothwendigkeit — die längst von allen österreichischen Ministern und schließlich auch von Herrn Kanner erkannte Nothwendigkeit — der ‚Neuen Freien Presse' demonstriert, und die ‚Zeit' scheint ohne die ‚Neue Freie Presse' so wenig denkbar, wie etwa der Antisemitismus ohne die Juden, denen ja die ‚Neue Freie Presse' darin gleicht, daß sie ebenfalls unausrottbar und über die ganze Welt verbreitet ist. Und außerdem ist noch ein arger Uebelstand vorhanden, der die löbliche Absicht, den Abonnenten der ‚Zeit' die Lectüre der ‚Neuen Freien Presse' zu ersparen, durchkreuzt. Das ist die völlige Unfähigkeit und Un-

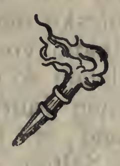
wissenheit der Redacteure der ‚Zeit‘. Die Mittheilungen der ‚Neuen Freien Presse‘ werden theils entstellt — nicht absichtlich, sondern aus Verständnislosigkeit entstellt —, theils unvollständig wiedergegeben, weil die Redacteure der ‚Zeit‘, gänzlich vergessend, daß sie den Lesern die Lectüre der ‚Neuen Freien Presse‘ ersetzen sollten, diese vielmehr plötzlich voraussetzen. Und dann die Kritik, die in der ‚Zeit‘ geübt wird! Da feiert namentlich im wirtschaftlichen Theil ein durch keinerlei Kenntnisse gezügelter Widerspruchsgeist seine Orgien. Seit längerer Zeit trägt sich das österreichische Finanzministerium mit dem Plan einer Conversion der sogenannten »einheitlichen Rente«. Am 4. Januar hat nun der Börsenwöchner dem Finanzminister vorgeschrieben, wie die Conversion durchzuführen sein wird: Der österreichische Staat erklärt, daß er von einem bestimmten Termine — etwa vom November 1903 — an die einheitliche Rente nicht mehr mit 4·2, sondern bloß mit 4 Procent verzinst; wer sich nicht darein fügen will, kann vorher — etwa bis zum Juli 1903 — die Zurückzahlung des Nominalbetrags der Rente fordern. Wollte der Staat selbst diese Zurückzahlung vornehmen, so müßte er, um sich das Geld zu verschaffen, neue — vierprocentige -- Rente begeben. Aber das thut nicht Noth. Der Staat schließe mit einem Consortium aller größeren Banken einen Garantievertrag, durch den sich die Banken verpflichten, jenen Rentenbesitzern, welche nicht in die Conversion willigen, ihre Rententitres zum Paricurs abzunehmen und sie auszuzahlen. Dabei gewinnen die Banken doppelt: einmal vermögen sie sich das Geld, dessen sie zur Uebernahme der Renten benöthigen, billiger als zu 4 Procent zu verschaffen, während sie selbst von den übernommenen Renten 4 Procent Zinsen beziehen und später die Renten über dem Paricurs verkaufen können; und zweitens würden sie für die dem Staate geleistete Garantie eine Provision erhalten. Herr Benedikt deutet an, daß die Banken als Provision ¹/₄ Procent der Gesammtsumme, die convertiert werden soll, (5 Milliarden Kronen) verlangen; natürlich ist dies die weitestgehende Forderung der Banken, und sie werden sich mit dem halben Betrag gern zufriedengeben. Aber jetzt meldet sich die ‚Zeit‘. Am 6. Januar bringt sie einen Artikel über »Die Conversion der 4·2 procentigen Rente« und erklärt nicht bloß kategorisch, daß die vom Börsenwöchner geforderte Bankenprovision von 25 Millionen

Kronen (Der Volkswirt der ‚Zeit' kann nicht ausrechnen, daß ¼ Procent von 5 Milliarden bloß 12½ Millionen beträgt) zu hoch sei, sondern schlägt auch selbst einen »einfachen Weg« vor. Und nun passen Sie auf! »Um die Titres«, so legt die ‚Zeit' dar, »für welche Baarrückzahlung verlangt wird, heimzahlen zu können, muß vierpercentige Rente begeben werden, welche die Gruppe zu übernehmen hat«. Man traut seinen Ohren nicht; gerade damit keine vierpercentige Rente begeben werden müsse, braucht doch der Staat die Bankengruppe, die bereit ist, jene Titres, für welche Baarrückzahlung verlangt wird, zu übernehmen. Aber es kommt noch toller: »Man fixiere«, anstatt dem Garantieconsortium eine Provision zu zahlen, »den Curs der von der Gruppe zu übernehmenden Rente derart, daß der Begebungscurs mit der zu übernehmenden Menge abnimmt. Also zum Beispiel für die ersten hundert Millionen den Paricurs, für die nächsten hundert Millionen ¼ oder ½ Procent darunter u. s. w.« Sie staunen? Gestatten Sie, geehrter Herr, daß ich Ihren Lesern, die vermuthlich in diesen Dingen ebenso wie der Volkswirt der ‚Zeit' Laien sind und die Tragweite dieses Vorschlags im ersten Augenblick vielleicht kaum besser als jener begreifen, den Sachverhalt erkläre. Ich brauche dabei nicht erst zu sagen, wie thöricht der Vorschlag ist, das Garantieconsortium solle die ersten hundert Millionen zum Paricurs, das heißt für nichts, übernehmen — denn seit wann und wo in der Welt machen Geschäftsleute unentgeltlich ein Hundertmillionen-Geschäft? —, und ich brauche Leuten, die von dem üblichen Bankengewinn bei Conversionen eine Ahnung haben, nicht eigens zu versichern, daß kein Garantieconsortium die zweiten hundert Millionen zum Curse 99¾ oder 99½ übernehmen würde. Das ist ja auch nicht entscheidend, und der Vorschlag der ‚Zeit' wäre nicht wesentlich verändert, wenn er lautete: die ersten hundert Millionen sind zum Curse von 99, die zweiten hundert Millionen zum Curse von 98 zu übernehmen u. s. w. Das ist gleichgiltig. Aber begreift nicht selbst ein finanzieller Kinderverstand, daß, wenn mit der von der Bankengruppe zu übernehmenden Rentenmenge der Begebungscurs abnimmt — wenn also mit der zu übernehmenden Rentenmenge der Gewinn der Bankengruppe wächst —, die Banken alles Interesse daran haben, daß möglichst viel Rente zur Baarrückzahlung

angemeldet wird? Der Ausdruck Garantieconsortium gewänne, falls es denkbar wäre, daß ein Finanzminister den »einfachen Weg« der ‚Zeit' einschlägt, die Bedeutung, daß das Consortium das Scheitern, beziehungsweise den möglichst ungünstigen Verlauf der Conversion garantieren würde: die Banken hätten nichts anderes zu thun, als alle Sparcassen, Versicherungsgesellschaften u. s. w., die 4·2procentige Rente besitzen, aufzufordern, sie mögen vorerst die Baarrückzahlung verlangen und später die neubegebene vierprocentige Rente übernehmen; dafür würden dann die Banken mit diesen Instituten den Conversionsgewinn theilen, und je mehr Institute und große Rentner auf der Baarrückzahlung bestehen, desto größer wäre der Gewinn aller und der Banken.

Leute, die viel vom Finanzwesen, weniger vom Zeitungswesen verstehen, sind der Meinung, die ‚Zeit' sei heute schon corrupter, als die ‚Neue Freie Presse' nach vieljähriger Praxis. Und die Vermuthung, daß ein Plan, der mit einer von der ‚Neuen Freien Presse' niemals erreichten Scrupellosigkeit den Staat den Finanzmächten ausliefern möchte, nicht in dem leeren Kopf eines Redacteurs mit leeren Taschen gereift sei, liegt ja freilich nahe. Aber sie ist grundfalsch. Sie muß schon deshalb falsch sein, weil unsere Finanzmänner so plumpe Pläne nicht schmieden. Solche Urtheilslosigkeit traut keinem Finanzminister zu, wer nicht selbst des Urtheils bar ist. Und wer den wirtschaftlichen Theil der ‚Zeit' häufiger gelesen hat, war sich auch vor dem 6. Jänner bereits klar, daß hier nicht Corruption, sondern bloß hilfloser Unverstand feierlich gespreizt seine Mätzchen aufführt. Was hat die ‚Zeit' nicht alles über handelspolitische Probleme geschrieben! Wie schlagend hat sie nicht bewiesen, daß von der Kündigung des Handelsvertrags mit Italien nicht die Rede sei! Und auch wer über die Nützlichkeit dieser Kündigung keine eigene Meinung und über ihr nahes Bevorstehen keinerlei Informationen besaß, konnte nicht ernst bleiben, als die ‚Zeit' am 20. December prahlte: »Der italienische Minister des Aeußern Prinetti, in der Sitzung der Deputiertenkammer vom 15. d., und der ungarische Ministerpräsident Herr v. Szell, in der Sitzung des ungarischen Reichstages vom 12. d., haben die Argumente der ‚Zeit' zu den ihrigen gemacht.« Ja, kommt ‚Zeit', kommt Rath, ist jetzt nach Herrn Isidor Singer's Ueberzeugung der einzige Trost sämmtlicher euro-

päischer Staatsmänner. Aber gleich nachher wurde der Handelsvertrag mit Italien gekündigt. Gerade so, wie man, gleich nachdem die ‚Zeit' gemeldet hatte, daß von der Rentenconversion nicht mehr die Rede sei, erfuhr, die Rentenconversion werde bestimmt im Jahre 1903 erfolgen.



»Will denn die Niedertracht der das intime Leben des Einzelnen durchstöbernden Journaille immer noch alles überbieten, was man bisher für ihr Aeußerstes gehalten?« So ward hier neulich gefragt, da die schmutzige Sensationsgier der ‚Zeit' sich an dem »Vorleben« des Fräuleins Wilhelmine Adamovics vergriff. Und wenige Tage später sprach Herr Leopold Wölfling zu einem französischen Interviewer (siehe ‚Neues Wiener Tagblatt', 2. Jänner): »Möge man über mich erfinden, was man will. Aber jedweden, der die von mir geliebte Frau verleumden wird, werde ich züchtigen.« Aber was verschlägt's der culturactuellen Journaille, daß alle anständigen Menschen sie verachten? Wenn nur der Absatz des Blattes — das konnte sie in einem Reclameprocess in jenen Tagen unter Eid aussagen — sich verdoppelt! Und was macht sie sich aus Herrn Leopold Wölflings Drohungen? Daß er sie nicht meint, ist, weil er die Existenz der ‚Zeit' nicht ahnt und weil schwerlich je eine Nummer des Blattes nach Montreux dringen wird, sicher, daß er sie nicht erwischen würde, wenn er die Schandthat erführe, sicherer. Und zu der ersten Niedertracht, um die sie das ‚Neue Wiener Journal' beneidete, fügt die ‚Zeit' eine zweite, die noch kein Lippowitz ersonnen hat: sie lässt den Mann, dem

sie, ohne daß er's ahnt, soeben erst die Braut besudelt, interviewen! Immer noch nicht das Aergste: Aber daß Herrn Leopold Wölfling der Reporter des Blattes, das ihm solches angethan, in der Maske des guten Bekannten und alten Freundes naht, das überschreitet weit alle Wahrscheinlichkeit und ist geradezu eine Groteske der Gemeinheit. Der Erzherzog Leopold Ferdinand von Toscana hat, wie die über sein Geschlechtsleben so wohlunterrichtete ,Zeit' meldete, in vergangenen Jahren manch unpassenden Verkehr gepflegt, und er hat, wie Eingeweihte wussten, Herrn Felix Salten — auch ein Incognitoname — zu seinen Freunden gezählt. Wer hatte von den Beziehungen zwischen dem Erzherzog und Herrn Salten erfahren und hat, als die ,Zeit', zu deren Redaction Herr Salten gehört, zuerst und allein von allen Wiener Blättern die genauesten Mittheilungen über Fräulein Adamovics machen konnte, darin nicht die schwerste Strafe für eine Verirrung erblickt, die der Erzherzog Leopold Ferdinand begangen hat und die Leopold Wölfling büßen muß? Dennoch war der Name des vermuthlichen Zuträgers der ,Zeit', weil auch eines Erzherzogs Freundschaft mit Herrn Salten in den Bereich des Privatlebens fällt, nicht zu nennen. Aber da fährt Herr Felix Salten, anstatt allenthalben energisch gegen den Verdacht, daß er die Freundschaft eines Fürsten so übel vergolten habe, zu protestieren, nach Montreux, kriegt plaudernd aus dem harmlosen alten Bekannten alle Mittheilungen heraus, die die ,Zeit' in Wien nicht erschnüffeln konnte, erhält von Leopold Wölfling unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß das Blatt, für welches der ihm befreundete Besucher schreibt, die Affaire nicht anders als mit Wohlwollen*) für den Entfürsteten und seine Pläne

*) Noch an dem Tage, an dem der Erzherzog ahnungslos dem »Special-Correspondenten« der ,Zeit' eine ergänzende Depesche sandte, war in dem Blatte der Satz zu lesen: »Eine schwere Schuld an ihrem Schicksal trifft auch den Erzherzog, ihren Bruder, der in jahre-

behandeln könne, die ausdrückliche Bewilligung zur Veröffentlichung und — hängt seine Intimität mit dem früheren Erzherzog an die große Scandalglocke, gleichzeitig den Interviewten als einen kindisch-gutmüthigen Tropf hinstellend, als einen lebensunerfahrenen, leichtherzigen und schwachherzigen Menschen, der sich der Tragweite seiner Entschlüsse nicht bewusst ist. Mit den Worten: »Was sagt man denn in Wien?« hatte Herr Leopold Wölfling Herrn Felix Salten empfangen. Der antwortete ausweichend: »Das lässt sich natürlich nicht so kurz erzählen. Im allgemeinen glaube ich freilich, daß man nicht viel dagegen haben mag...« Und der einstige Erzherzog, so erzählt Herr Salten, »beginnt, wie das seine Gewohnheit ist, mich an der Schulter zu zupfen«, und die vertrauliche Geberde begleitet ein Gespräch, in dem Herr Leopold Wölfling rückhaltlos Thatsachen, Documente, Ansichten und Absichten mittheilt. Aber wie wäre das Gespräch wohl verlaufen, wenn Herr Felix Salten auf die Frage, was man denn in Wien sage, der Wahrheit gemäß erwidert hätte: »Im allgemeinen glaube ich freilich, daß man nicht viel dagegen haben mag. Nur die ‚Zeit‘, als deren Vertreter ich zu Ihnen komme, hat Ihre Braut ‚ein feiles Mädchen niedrigster Art‘ genannt«? Sicherlich hätte dann Herr Leopold Wölfling Herrn Felix Salten nicht an der Schulter gezupft. Aber er hätte ihn wahrscheinlich an der Schulter gepackt und zur Thür hinausgeworfen.

* * *

langem Zusammenleben mit Frauen, in denen das Gefühl für weibliche Ehre erstorben war, die Beurtheilung weiblicher Ehre überhaupt verloren hat, der seine Schwester in dem Fluchtgedanken bestärkt und ihr auf der Flucht die Gesellschaft seiner Geliebten zumuthet, — offenbar bloß, weil er bei seinem socialen Selbstmord eine Genossin haben wollte wie weiland Heinrich v. Kleist bei seinem Selbstmord am Heiligen See bei Potsdam.«

Die ‚Neue Freie Presse' war immer sentimental. Ihr erster Gedanke, da sie von der Flucht der sächsischen Kronprinzessin hörte, war: Jetzt zu Weihnachten! »Ein Ereignis hat sich zugetragen«, ein Ereignis: es drängt, wie ihr Correspondent sofort schmerzlich begriff, »nicht bloß die Freude über die Wiederherstellung des Kronprinzen und die kaum erfolgte Genesung des Königs zurück«, nein, viel mehr: es »trübt auch die Weihnachtsstimmung der Hofkreise«. Und »um die ganze Ungeheuerlichkeit des Verhaltens der flüchtigen Prinzessin zu ermessen, wird man daran erinnern müssen, was sie hier aufgegeben hat: . . . fünf entzückende Kinder, drei Prinzen und zwei Prinzessinnen, die zu jeder Stunde, namentlich aber um die Weihnachtszeit, das unermessliche Glück jeder Mutter ausmachen müßten.« Die ‚Neue Freie Presse' hätte das Vorgehen der Kronprinzessin sicherlich milder und objectiver beurtheilt, wenn sie sich erst zu Ostern hätte entführen lassen. — Das ‚Neue Wiener Tagblatt' kann's nicht fassen. Er hat »seine Frau auf den Händen getragen«, und dennoch — ist sie gefallen! Vielleicht gerade deshalb? — Die Demokraten aller Zonen haben eine Genugthuung erlebt. Bisher durften sie bloß hin und wieder die Tupfen auf den Nachthemden einer Erzherzogin zählen, die der »Zug des Herzens« zu einem Prinzen führte. Jetzt zählen sie die Flecke auf der Ehre einer Erzherzogin, die einen Hauslehrer liebt. Der Zug des Herzens ist ein gemeiner Personenzug geworden, und triumphierend meldeten die liberalen Leitartikler, »daß auch in jenen schwer zugänglichen Sphären Vorzüge und Fehler, Blut und Temperament, Naturanlage und Zufall die Menschenschicksale ganz so bestimmen wie in der übrigen Welt«. Na also! Und wir haben bisher immer geglaubt, daß im königlichen Ehebett das Scepter zwischen den Gatten liegt . . . Aber die Freude über die Gefährdung des monarchischen Princips ist zu offen, um aufrichtig zu sein. In Wahrheit zittert die republikanische Presse für die Erhaltung der traditionellen Gewalten. Sie wünscht nicht, daß die Zeiten vergiengen, da ein Kaiserwort respectvoll mit fünf Gulden per Zeile bezahlt wird.

* *
*

Es ist eine alte Erfahrung, daß sich das ‚Deutsche Volksblatt' jüdischem Annoncenbedürfnis nicht unzugänglich erweist.

Das antisemitische Programm wird hier auf die strenge Obsorge des Administrators reduciert, der darauf zu sehen hat, daß die etwa einlaufenden Dukaten nicht beschnitten sind. Immerhin konnte man bisher Herrn Vergani den Vorwurf der Inconsequenz nicht ersparen, wenn er in volkswirtschaftlichen Einschaltungen die Namen der Taussig, Bauer und Feilchenfeld von Rufzeichen unbehelligt ließ oder wenn er über dem Mahnworte: Kauft nur bei Christen! eine warme Empfehlung der neuesten Operette des Herrn Landesberg, ein begeistertes Lob Gabor Steiner's placierte. Das soll nun offenbar anders werden. Jüdische Reclamen werden zwar durchaus nicht zurückgewiesen, aber mit einer antisemitischen Pointe versehen, die den rassenreinen Abonnenten über die Herkunft der jeweiligen Notiz täuscht und gegen die der Auftraggeber umsoweniger einzuwenden hat, als gerade durch die Vermischung eines Lobs der Ware mit einem Angriff auf den Händler der werthvolle Eindruck der Objectivität und unbefangenen Gerechtigkeit erzeugt wird. So las der Kenner am 28. December mit wachsender Heiterkeit den folgenden »Angriff«:

»[Ein neuer Staubreinigungsapparat]. Ein jüdischer Wiener Tapezierer, Siegmund J., befasst sich seit einiger Zeit mit der Einführung eines aus England kommenden neuerfundenen Staub-Exhaustors, über welchen die Judenpresse nicht genug Worte des Entzückens und der Reclame finden kann. Wir haben gestern Gelegenheit gehabt, den neuen Apparat, den der englische Erfinder ‚The Vacuum Cleaner' genannt hat, in den Ausstellungsräumen des Hagen-Bunds, wo die angeblich sensationelle Erfindung vor einem Kreise von Journalisten und Interessenten demonstriert wurde, in Thätigkeit zu sehen . . .«

Nun folgt wohl die Enthüllung »dieses neuesten Judenschwindels«? Man höre:

»Im Vestibul stand ein etwa mannshoher Kasten auf kleinen Rädern, von welchen Gummischläuche in die Ausstellungsräume gelegt waren. Am Ende des jeweilig benutzten Schlauchs ist ein mit einer schmalen und etwa 10 Centimeter langen Oeffnung versehenes metallenes Aufsatzrohr angebracht. Dieses wurde auf staubbedeckte Fauteuils, Teppiche und Kleider angesetzt und draußen im Vestibul die Luftpumpe mittelst eines elektrischen Motors in Thätigkeit gesetzt. Mit der von der Luftpumpe durch den Schlauch aufgesaugten und abgeführten Luft geht nun der Staub auf den betreffenden Gegenständen überall dort, wo man das Rohr ansetzt, mit, so daß die Gegenstände ohne Staubentwicklung nicht nur vom Staub selbst, sondern auch von den

kleinen Thierchen, wie Flöhe und Wanzen, die sich etwa eingenistet, gereinigt werden. Wie intensiv der Staub abgeht, haben wir in einem Glasrohr gesehen, welches zwischen zwei Schläuchen eingeschraubt worden war. Man sieht da, wie die durchziehende graue Staubwolke continuierlich dichter wird, je mehr Staub auf dem betreffenden, zu reinigenden Möbelstück, Gobelins etc., ist. Jedenfalls haben die Juden alle Ursache, über diese Erfindung entzückt zu sein, denn bequemer als durch diesen Exhaustor können sie wohl die kleinen Thierchen in ihren Wohnungen und Kleidern nicht mehr los werden. Hoffentlich bringen sie den Apparat recht oft in Anwendung.«

Ob Herr Jaray die Notiz — für jedes Parteiblatt in entsprechender Adaptierung — selbst verfasst hat? Jedenfalls spricht sie in gleicher Weise für die Entwicklungsfähigkeit des Reclamewesens und — des Antisemitismus ... Das Lob des jüdischen Wiener Kleiderhändlers R. ließe sich vielleicht auf die folgende Art den unentwegtesten Bekennern Gregorigs und Verehrern Vergani'scher Satire mundgerecht machen:

»[Ä großes Geschrei] wird jetzt in der Judenpresse mit dem neuesten Abonnementsystem des be—rühmten (?) Kleiderhauses R. (!) gemacht. Wir hatten Gelegenheit, uns von der Qualität der angeblich billigsten und dauerhaftesten Anzüge zu überzeugen. (Folgt Beschreibung) . . . Die Pantalons sind so gearbeitet, daß sie die ausgeprägtesten Säbelbeine verdecken, und die Façon der Saccos leidet nicht im geringsten unter der lebhaften Geberdensprache, die unsere geehrten Mitbürger mosaischer Confession nun einmal gewohnt sind. Diese hätten somit alle Ursache, über das neue Abonnement, das ihr Stammesgenosse R. eingeführt hat, entzückt zu sein. Aber natürlich werden sie von ihrer vortrefflichen (?) Eigenart nicht lassen können und versuchen, von dem ohnedies spottbilligen Preise noch etwas herunterzuhandeln.«

* * *

Liebe Fackel!

»Eine den dortigen (Dresdener) Hofkreisen nahestehende Persönlichkeit« hält das ‚Neue Wiener Abendblatt' vom 27. December auf Seite 2, Spalte 2, Absatz 4, Zeile 2 ff. mit dem folgenden Satzbau zum Besten:

»Das Gegentheil eines Phantasten ist der dreiundzwanzigjährige, mit schönen körperlichen Eigenschaften begabte Mann,

der den ewig verkannten Menschenhasser, der in der Religion vor dem Ekel, den ihm die Gesellschaft und die Frauen einflößen, einen Halt suchte, vor der Welt spielte, und mit seinen gelegentlichen sarkastischen Bemerkungen über die Umgebung, da, wo er mit diesen Bemerkungen Anklang zu finden hoffte — auch einen guten Nährboden fand, paradierte.«

Mich kann es, wenn ein Blatt, welches in der eigenen Zeugung stilistischer Missgeburten groß ist, dann, wenn es sich zur Veröffentlichung von Mittheilungen, welche aus jenen Kreisen, die auf das Beiwort »authentisch«, obwohl man ihnen jene Färbung, welche immer dort, wo es die öffentliche Meinung, deren Vertretung doch eigentlich nach der Ansicht von Leuten, die sich allerdings in gewaltigem Irrthume, welcher aber wohl darauf, daß die Presse in Fällen, die minder »hochstehend« sind — mit Recht oder Unrecht — die »öffentliche Meinung«, statt über sie, wie es in Ordnung wäre, zu berichten oder, wie in diesem Falle, sie sich dictieren zu lassen, selbst zu erzeugen pflegt, zurückzuführen ist, zu befinden scheinen, Sache der Presse sein sollte, zu verfälschen gilt, sich zeigt, deutlich ansieht, Anspruch erheben, herrühren, hergibt, auch nicht den Muth, stilistische, an den gordischen Knoten erinnernde Verwicklungen, die sich in ihnen vorfinden, aufzulösen oder zu durchhauen, besitzt, nicht wundern. Ein Leser.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Beichtvater. Herr Salten war also in Montreux und Genf. Er traf dort alte Bekannte. Beim Erzherzog: »Die Thür zum Corridor wird lärmend aufgestoßen. Ich kenne diese stürmisch-heitere Art, einzutreten. Allein ehe man noch Zeit gewinnt, ihm entgegenzugehen, ist der Erzherzog schon in der Veranda. Wir schütteln uns die Hände, sind alle beide sehr verlegen, lachen, schütteln uns wieder die Hände, und stehen einander schließlich wortlos gegenüber, schauen uns in die Augen und finden keinen Anfang.« Bei der Kronprinzessin: Sie sprach ganz von der Leber weg. Vom Kronprinzen sagte sie: »Seine Zärtlichkeit ist mir zu derb und war mir in ihrer absoluten Ungeniertheit qualvoll«. Da wird Herr Salten ernst: »Immerhin aber, königliche Hoheit, die Ehe hat so lange gedauert, dann die Kinder . . .« »Sofort schießen ihr zwei helle Thränen in die Augen.« Wie ein Priester — Herr Salten ist so geschickt, daß er auch das kann — spricht er ihr zu: »Verzeihen Sie, aber königliche Hoheit sehen selbst, der Gedanke an Ihre Kinder wird vielleicht immer zwischen Ihnen und Ihrem Glück stehen, die Sehnsucht der Mutter kann eines Tages stärker werden als alles . . .«

Die Scene wiederholt sich: »Am meisten wird man es Ihnen verübeln, und königliche Hoheit wissen das auch wahrscheinlich selbst, daß Sie Ihre Kinder im Stiche lassen konnten.« »Wieder füllen sich ihre schönen Augen mit Thränen.« Was die Vermittlung des Erzherzogs Josef Ferdinand nicht vermochte, Herr Salten erreicht es mit ein paar Worten: Scham und Reue stellen sich ein, Alles durch die Zeitung. Die Kronprinzessin will möglichst bald Frau Giron heißen. »Und das Kind?« fragt Herr Salten. »Tiefe Röthe überzieht ihr Antlitz« . . . Nur ein einzigesmal wurde er gemüthlich. So ganz intim revolutionär, wie es die Kronprinzessin haben will. Sie klagt: ihr Mann liebt Jagd und Militär und seiner Frömmigkeit sind »Wissenschaft und Künste, Musik, Theater, Literatur gefahrvolle Gebiete«. »,Und doch wird man ihn einst den Beschirmer der Künste, der Wissenschaft und der Literatur nennen', bemerke ich. Wir tauschen einen kurzen, lachenden Blick.«

‚Zeit' - Genosse. In der »Uebersicht«, die an der Spitze des Blattes heroldartig die Sensationen kündet – der Herold »bläst von sich« — war jüngst wörtlich zu lesen: »Aus Sophia wird gemeldet: Alle Ohren sind nach Wien gerichtet . . .« Ein Aufsatz der ‚Sport - Zeit' über die Entwicklung des Reitwesens begann mit den Worten: »Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Mensch, nachdem er sich zu einem intelligenten Wesen gestaltet hatte, auch sehr bald begriff, welchen Werth für seine Erhaltung die Vereinigung mit einigen der schon vorhandenen Thiere haben müsse. In erster Linie waren es das Pferd . . . und der Hund, auf welchen er sein Augenmerk richtete« . . . Nein, man kann nicht mehr nachkommen! Und mein altes, schon an der ‚Neuen Freien Presse' geübtes Princip lautet: Nicht den Eindruck der Vollständigkeit erwecken! In dem strotzenden Ueberfluss an Talentmangel mag diese und jene Einzelprobe unbeachtet versinken. Es bleibt immer noch genug übrig; und wenn ich das kostbare Goldmark-Interview (mit dem Anfang: «Ein schöner alter Mann«) mir entgehen ließ, was verschlägt's? Isi's Lachcabinet bleibt bis auf Weiteres geöffnet. Man sollte es fast nicht für möglich halten, daß die Schöpfer der ‚Zeit' bei all dem auch noch dem freiwilligen Humor Spielraum gelassen haben. Wie sieht's damit aus? Nun, die ‚Neue Freie Presse' lässt ihren st—g nur an Sonntagen auf das Publicum los. Aber die ‚Zeit' lässt auch die Wochentage durch den Humoristen BB. entheiligen. Bei st—g dachte man, bevor man erfuhr, daß ein lebender Mensch so sträflich humorlos sein könne, immer an eine Abkürzung für »Sterbetag«, »Stumpfsinnig« oder »Straf-Gesetz«. Wer lallt hinter der Chiffre BB? Bébé? Falsch gerathen! Bier-Baum? Oh nein! Bernhard Buchbinder? Es brandelt . . Geist von diesem Geiste wird allabendlich in der ‚Zeit' verzapft: BB. ist ein Herr Bruno Bruni, recte Nathanson, der aus Galizien auf dem Umweg über Paris zu uns gekommen ist. Man sieht, die Tour- und Retourbillets sind eine »culturactuelle« Einrichtung: zuerst bringt einer die östliche Cultur nach dem Westen, und dann bringt er die westliche Cultur nach dem Osten; und dank der Schnelligkeit und den

mäßigen Preisen der Eisenbahnen lässt sich das Programm der ‚Zeit‘, dem Osten die Cultur des Westens zu vermitteln, leicht ausführen. Mit Schnellzugsgeschwindigkeit wird aus Nathanson Bruno Bruni. Nur Bildung kann man sich auf der Eisenbahn nicht aneignen, und da kommt es zu Entgleisungen. »Was hatten«, so schrieb BB. am 3. Januar, »ein altes Stück Eisen und ein todter Frosch miteinander gemein? Eigentlich nichts, und dennoch entspringt aus ihrer Berührung jener elektrische Strom, der zunächst Galvani und später die Welt staunen machte«. Dann besteht wohl ein galvanisches Element aus einem todten Frosch und einem alten Eisen? Ein merkwürdiges Blatt, diese ‚Zeit‘: ihre Redacteure können sie nicht lesen. Herr Burckhard hat neulich in einer Erwiderung auf einen Artikel des Bühnendichters Hawel erklärt, daß er dem Namen Hawel noch niemals in der ‚Zeit‘ begegnet sei; er lese die Feuilletons der ‚Zeit‘ nicht, denn er lese nur, was ihn interessiert. Und Herr BB. wiederum liest offenbar die »Technische Zeit« nicht; denn sonst müßte ihn schon wegen der Schwierigkeit, sie zu verstehen, die Lust angewandelt haben, sich über die Elementarbegriffe der Lehre von der Elektricität zu unterrichten. Das ist der Gipfel der Vornehmheit bei einer Zeitung: sie ist zu »hoch«, als daß ihre Mitarbeiter sie verstehen könnten. Oder stehen bloß die Mitarbeiter zu tief? Die Lehre von der Berührungselektricität wird in der vierten Gymnasialclasse vorgetragen. ... Eine Preisfrage: Was ist ein Redacteur der ‚Zeit‘? Ein Mann, der mit dem Selbstgefühl eines Gymnasiasten die Weisheit eines Volksschülers vorträgt.

Sprachkenner. »Anweisungen, welche nicht die vorgeschriebenen Stempelmarken oder einen Vermerk über die Stempelfreiheit tragen, sind von der Personencassa zurückzuweisen.« So steht's in der Verordnung der Ministerien der Finanzen, der Eisenbahnen und des Handels betreffend die Einführung der Fahrkartensteuer. Aber was nützt der Vermerk über die Stempelfreiheit, wenn die Anweisungen, die ihn tragen, zurückgewiesen werden? Oder sind sie etwa anzunehmen, und hat bloß das Finanzministerium in seiner alten Neigung, zu streichen, in dem citierten Satz das zweite »nicht« — »Anweisungen, welche nicht die Stempelmarken oder nicht den Vermerk über die Stempelfreiheit tragen« — gestrichen? Die Sparsamkeit unseres Finanzministeriums in allen Ehren! Aber wenn schon der Wortverschwendung, die gerade in neuester Zeit in den Erlässen des Herrn v. Koerber getrieben wird, wenigstens in den Verordnungen, welche mit dem Namen Böhm-Bawerk gezeichnet sind, gesteuert werden soll: so hätte es doch den vereinten Bemühungen dreier Ministerien gelingen müssen, herauszukriegen, daß die Anwendung von »weder — noch« ebenso sparsam wie richtig gewesen wäre. Wird die Regierung jetzt eine neue, richtiggestellte Verordnung über die Fahrkartensteuer herausgeben? Oder will Herr v. Koerber die Gelegenheit nützen, wieder einmal einige Allgemeinheiten in Form eines Erlasses zu sagen, und der Beamtenschaft einschärfen, daß sie sich nicht an den Wortlaut, sondern an den Geist von Gesetzen und Verordnungen zu halten hat? Sonst könnte es bald auch um die Stempel-

freiheit, eine der wenigen und eine der kostbarsten Freiheiten, die uns noch geblieben sind, geschehen sein.

Actionär. Das alte Capitel: Die Strohmänner-Wirtschaft in den Generalversammlungen. Natürlich wird sie um so ärger getrieben, je schlechter ein Unternehmen geht ,und je mehr deshalb die Verwaltung die Kritik zu fürchten hat. Und bei der Papierfabriks-Actiengesellschaft »Schlöglmühl«, deren Actiencapital von 6 Millionen Kronen heute kaum noch die Hälfte werth ist, müssen doch der Verwaltungsrath und die Bodencredit-Anstalt, die das Unternehmen ganz in ihrer Hand hat, alle Sorgfalt auf die Zusammensetzung der Generalversammlung verwenden. Mich kann der einzelne Fall nicht interessieren. Aber als Beispiel ist er so crass, daß ich von dem mir übermittelten, dem Jahresbericht beigedruckten »Verzeichnis der stimmberechtigten Actionäre der Actien-Gesellschaft der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl zur 33. ordentlichen Generalversammlung am 25. April 1902« gern Notiz nehme. Unter den 39 Namen, die das Verzeichnis enthält, befinden sich: Die k. k. Bodencredit-Anstalt selbst; Herr Foregger, Verwaltungsrath der Bodencredit-Anstalt; die Herren v. Taussig und Herz, Directoren der Bodencredit-Anstalt; ferner die folgenden Beamten der Bodencredit-Anstalt: Herr K. Fizia (Vorstand der Effecten-Liquidation), F. A. Heigel, J. Marksteiner, F. Rösch, A. Schidlo, M. Schindler, Baron Zdenko Schlosser, A. Trampler (Hausinspector), A. Walter, Dr. E. Widmer. Sodann: Gebrüder Gutmann, David Ritter v. Gutmann und Max Ritter v. Gutmann, Kohlenlieferanten der Schlöglmühl, S. Steingraber und H. Wiedmann, beide Procuristen der Firma Gebr. Gutmann; Bunzl & Biach, Hadernlieferanten der Schlöglmühl (die Kohlen- und Hadern-Lieferanten sind natürlich die berufenen Vertreter der Actionäre, weil die Actionäre umso mehr verdienen, je billiger Kohle und Hadern geliefert werden); sodann der Director der Schlöglmühl selbst, Herr Max Sembritzki, und die folgenden Verwaltungsräthe: v. Capellen, Ritter v. Goldschmidt, Ritter v. Hölder (und daneben Beck'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung, die dem Ritter v. Hölder gehört), Freiherr v. Redwitz, Dr. Teltscher, Fr. Wilhelm. Das sind 28 Namen von 39. Wie viele von den Trägern der übrigen elf wirklich die Actionärinteressen vertreten, kann ich nicht beurtheilen. Aber gewiss ist, daß sie's, als hoffnungslose Minorität, ohne Erfolg thäten. Und darf man sich wundern, daß in Oesterreich der kleine Actionär schutzlos ist, wenn selbst die großen sich um ihren Besitz nicht kümmern und eine hohe Stelle, der nicht wenige Actien der Schlöglmühl gehören, in der Generalversammlung nicht vertreten ist, weil Herr v. Chertek sich nicht traut, gegen eine Wirtschaft aufzutreten, die sich der Patronanz des Herrn v. Taussig erfreut?

Theaterfreund. »Man« schreibt der ‚Neuen Freien Presse' aus Linz: »Um das durch Abgang des Directors Cavar nach Graz frei werdende Landschaftliche Theater bewarb sich der Wiener Schriftsteller Rudolph Holzer. Zum aufrichtigen Bedauern der hiesigen Theaterfreunde wurde diese Bewerbung gegenstandslos, da Cavar bereits mit

Director Wallner aus Hamburg bindend abgeschlossen hatte.« Es sei bedauerlich, meinen Sie, daß die ‚Neue Freie Presse' gerade diejenigen negativen Thatsachen aus dem Leben des jungen Dichters zur öffentlichen Kenntnis bringt, welche von geringerer historischer Wichtigkeit sind. Wenn man schon darüber sprechen solle, was Herr Holzer alles nicht erreicht, ließe sich sicherlich Interessanteres sagen, aber man könne schließlich nicht der ‚N. Fr. Pr.' zumuthen, die Popularität eines ihrer Lieblinge durch Hinweis auf seine negative Bedeutung zu erhöhen. Sache der ‚Fackel' sei es vielmehr, meinen Sie, die Erlebnisse, welche Herr Holzer nicht macht, die Erfolge, die er nicht hat, ergänzend zu registrieren. So erinnern Sie mich daran, daß zwar nicht zum Bedauern hiesiger Theaterfreunde, aber zum Bedauern hiesiger Wahrheitsfreunde Herrn Holzers »Frühling« noch immer vom Deutschen Volkstheater nicht aufgeführt worden ist, wozu sich Herr von Bukovics zwar, wie sich in einer Gerichtsverhandlung herausstellte, weder durch einen Contract noch durch ein privatim gegebenes Ehrenwort, aber durch den in jener Gerichtsverhandlung abgelegten Zeugeneid sozusagen verpflichtet hat. Und wieder scheint sich Herr Holzer zum freiwilligen Verzicht auf die gerichtlich zugesagte Aufführung genöthigt gesehen zu haben; denn anders ließe sich die Seelenruhe nicht erklären, mit welcher Herr von Bukovics sein erst im Gerichtssaal — beileibe nicht vorher — gegebenes Versprechen ignoriert. Sagte ich heute, er habe dieses gerichtlich abgegebene Versprechen nicht gehalten, ich würde, von ihm neuerlich wegen Beleidigung seiner Ehre geklagt, neuerlich unterliegen, denn Herr Holzer wünscht gar nicht, daß man ihm ein Wort gebe oder halte, daß die Oeffentlichkeit wisse, wie die Rechtsverhältnisse unserer Bühnen bestellt sind und mit welcher sittlichen Begründung ein Publicist verurtheilt worden ist, der für ein verletztes Recht eintrat, wo allerdings ein eifriger junger Mann sich gar nicht verletzt zu fühlen imstande war. Der bescheidene Holzer, dem in jener theaterhistorischen Gerichtsverhandlung zuerst das Gedächtnis und bei Verkündung des Verdicts die Besinnung schwand, wünscht nur die Veröffentlichung jener negativen Thatsachen seines schuldlosen Daseins, welche niemand interessieren als ihn selbst, welche seine Carrière besser fördern, als das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl und die öffentliche Moral. So wird die ‚Neue Freie Presse' getrost weiter publicieren, was alles Herr Holzer nicht erreicht, so lange, bis Herr Holzer dadurch einiges erreicht haben wird. Und dazu ist — so meinen Sie — ja doch die Presse da!

Idiot. Die ‚Zeit' schreibt am 24. December: »Je mehr Details über die beiden romantischen Liebesaffairen bekannt werden, welche den österreichischen Hof und das sächsische Königshaus beschäftigen, desto intensiver wird das Interesse des Publicums an den ungewöhnlichen Ereignissen. Was sie vorbereitet hat, ist heute bereits ziemlich enthüllt, und man beginnt bereits in der Wirrnis der Dinge klar zu sehen«. Die ‚Zeit' schreibt am 25. December: »Die Spannung, mit der man der Entwicklung der im Geheimen schon lange vorhanden gewesenen, aber so jäh aufgerollten Dinge entgegensieht,

wächst wahrhaftig mit jeder Stunde. ‚Welches Ende wird die Sache nehmen, was will das werden?‘ sind die Fragen, die man an die Zukunft richtet, da die Details sich häufen und die Fäden der Handlung noch unentwirrt sind. Der Schluss ist nicht zu erraten«. Die ‚Zeit‘ schreibt am 28. December: »Von allen Seiten stürmen die Nachrichten ein, die das Verständnis liefern sollen zu schier unglaubhaften Geschehnissen. Im Labyrinth der beiden Affairen, die zum Leben an europäischen Höfen sehr wirksame Illustrationen bieten, ist es schwer, sich zurechtzufinden, und der Chronist hat Mühe, die Schilderungen, Nachrichten, Combinationen und Stimmungsbilder so zusammenzufassen, daß sie ein anschauliches Ganze geben und man erkennt, wie sich aus Ursachen die Wirkungen entwickelten«.

Ungläubiger Leser. Die ‚Zeit‘ schreibt am 25. December: »Aus Dresden liegt uns eine sensationelle Meldung vor, die die Entfernung der Kronprinzessin vom sächsischen Hof in neuer Beleuchtung zeigt, in einer grellen, missfärbigen: Die Gattin, erkrankt durch die Schuld des Gatten, empört und seelisch vernichtet!« Die ‚Zeit‘ schreibt am 27. December: »Die Kronprinzessin ist die schwer beleidigte Frau, die eine hässliche Krankheit, die sie vom Gatten überkommen, in die Flucht treibt.« Die ‚Zeit‘ schreibt am 28. December: »Erzherzog Leopold Ferdinand erklärte Ihrem Specialberichterstatter in bestimmter Weise die Nachricht, daß seine Schwester, Kronprinzessin Louise, leidend aus ihrer Ehe gegangen sei, für unwahr.« Die ‚Zeit‘ schreibt am 30. December: »Aus all dem geht hervor, daß die Berichte über die ansteckende Krankheit des Kronprinzen vollständig aus der Luft gegriffen sind... Diese Darstellung ist, da ihre Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist, von entscheidendem Interesse, weil sich von jetzt ab eine neue Perspective eröffnet.« (Diese Zusammenstellung war in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ enthalten).

Habitué. Von den Aussichten des vom Deutschen Volkstheater veranstalteten Festes »Klein-Monte-Carlo« wusste der Theaterplauderer des ‚Neuen Wiener Journal‘ zu melden: »Ein einziges Schreckgespenst taucht dem Comité vor Augen auf: Wie, wenn Jemand so viel Glück hat und sprengt die Bank?« Und trotzdem, und wiewohl ein Mitglied der Budapester Orpheum-Gesellschaft die Gäste erheiterte, hieß das Fest »Klein-Monte-Carlo« und nicht »Klein-Schottenring«!

Leser. Einem Gerichtssaalbericht der ‚Arbeiter-Zeitung‘ entnehme ich: Vor dem Bezirksgericht Neubau ist ein armer, schwachsinniger Pfründner wegen Bettelns angeklagt. Der Richter fragt den Mann nach der Ursache seines Schwachsinns. Er antwortet trocken: »Ich war einundzwanzig Jahre beim ‚Extrablatt‘....«

Berichtigung.

In Nr. 125, S. 11, 13. Zeile von unten, ist statt »nascitur«: *nascetur*; S. 31, 14. Zeile von unten, statt »Studenten«: *Studentenverbindungen* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 125, Ende December): »Immunität und Incompatibilität«. Eine Studie von Joseph Schöffel. — Die Hofaffairen und die Presse. — Ereignisse im Kunstleben. — Ein Usus. — Der Staatsanwalt und die Hundspeitsche. (Gutachten eines Strafrechtsgelehrten). — Antworten des Herausgebers (Die Affaire Heine; Die neue Zeitung; Montagsjauche; Die Schere des Lippowitz). — Mittheilungen des Verlages (Oberstgerichtliche Entscheidung; Process-Statistik.)

Nr. 1 der „Fackel"

(Anfang April 1899) wird von dem Verlage der ‚Fackel', IV. Schwindgasse 3 zum doppelten Verkaufspreise (40 Heller) rückzukaufen gesucht.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 127 Erschienen am 21. Jänner 1903 IV. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18 « «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36 « «	. . M.	7.—
« « « «	18 « «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 12[illegible]*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 127 WIEN, MITTE JÄNNER 1903 IV. JAHR

Herr Berthold Frischauer öffnete die Thür zum Schlafzimmer des Ehepaars Lonyay, sah, daß alles in Ordnung ist, und reiste wieder nach Paris. »Es war für den Interviewer nicht viel zu holen:«, telegraphierte er noch aus Mentone an die ‚Neue Freie Presse‘, »ein bischen Wahrheit, welches man einer Unmasse von Lügen gegenüberstellen sollte«. Höchstens noch die erfreuliche Constatierung: »Von österreichischen Blättern ist nur die ‚Neue Freie Presse‘ in der Villa des Ehepaares Lonyay.« ... Die »Wahrheit«, die sie jetzt alle eifrig suchen, lautet also: Das Gattenpaar Lonyay lebt in bestem Einvernehmen. Und da sie nicht das Glück hatten, die Lüge zu erfinden, so halten sie sich an der »Wahrheit« schadlos, auf der ja doch auch ein Abglanz von Scandal, sozusagen »ein bischen Sensation«, ruht. Ja, diese österreichischen Wahrheiten! Die liberale Presse war immer für die Aufklärung, und wenn sie nicht dem neuesten einen allerneuesten Hofscandal hinzulog, so hat sie ihr Publicum gewissenhaft darüber »aufgeklärt«, daß an der Sache kein wahres Wort sei. Aber wenn sie wahr wäre? Die Niedrigkeit des Interesses, das an ihr haftet, würde dadurch nicht veredelt. Man könnte behaupten, daß es für die Volksbildung ebenso bedeutungsvoll ist, wenn Lonyay's gut oder wenn sie schlecht miteinander leben, wenn mit Grund oder fälschlich das eine oder das andere berichtet wird; man könnte behaupten, daß vom Standpunkt einer höheren Achtung des Privatlebens hier die Wahrheit ebenso gemein ist,

ebenso sträflich wie die Lüge. Nicht unwürdiger der Verachtung als die ‚Oesterreichische Volkszeitung‘, die einem zeilenschnappenden Schmock den Ehefrieden des gräflichen Paares geopfert hatte, sind die braven Colleginnen, die unter dem Vorwande der Entrüstung darüber frohlocken, daß sie einen Anlass haben, den Grafen, die Gattin, die Gesellschaftsdame, den Hôteldirector und den gräflichen Stiefelputzer mit Depeschen zu bombardieren. Ein Originaldementi ist fast so gut wie eine Lüge! ... Man muß nur gesehen haben, wie die Lippowitze sich geberdeten, wie sie im sicheren Besitz einer Depesche aus Mentone die Ehestörer und Privatlebensschnüffler verurtheilten. Und dennoch sind sie alle nicht weniger schuldig als jener erste Schmock, der sich mit der Affaire beschäftigte und der nur das that, was alle gethan hätten, wenn sie das Glück gehabt hätten, die Nachricht zu bekommen. Und es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß sie fast alle — jene ausgenommen, die die Frechheit hatten, noch um Mitternacht die Gräfin Lonyay mit einer telegraphischen Anfrage zu belästigen — die Neuigkeit geglaubt und weiterverbreitet haben.

Nicht einmal um den Preis des Verzichts auf fürstliche Würden hat sich Herr Leopold Wölfling von der Journaille das Recht auf ein Privatleben erkaufen können. Aber, die so genau zu berichten wussten, wie schlecht sich die einstige Kronprinzessin Stefanie in die Stellung einer Gräfin Lonyay gefunden habe, müssen jetzt erfahren, daß sie sich wenigstens der Rechte dieser Stellung bewusst ist. Endlich einmal soll auf die unsauberen Finger geklopft werden, die immer wieder in das Familienleben hochgestellter Personen eingreifen, und die Schnüffler, die der Kronprinzessin Stefanie bis an die Schwelle des Brautgemachs folgten*), sollen dafür gestraft werden, daß

*) In Nr. 21 (Ende October 1899) antwortete der Herausgeber der ‚Fackel‘: »Nein, über die »Wiedervermählung der Kronprinzessin-Witwe« werde ich nicht schreiben. Ich könnte höchstens unserer bürger-

sie sich in das eheliche Schlafgemach der Gräfin Lonyay gedrängt haben. Jetzt jammern sie in einer reuigen Erklärung kläglich, »daß die Person, gegen welche eine Klage mit Erfolg angestrengt werden könnte, in Bezug auf ihre gesellschaftliche Stellung so unbedeutend ist, daß es unter der Würde des gräflichen Paares wäre, von derselben eine Satisfaction zu nehmen«. Aber wenn die Personen — nicht die Person —, die zu klagen sind, der Chefredacteur, der verantwortliche Redacteur der ‚Oesterreichischen Volkszeitung‘ und ihr Gewährslump auch sicherlich in Bezug auf ihre gesellschaftliche Stellung unbedeutend sind: die Organisation der Journaille der ganzen Welt erhebt sie zu einer Bedeutung, die in der ihnen auferlegten Strafe ausgedrückt werden müßte. Denn das ist das Charakteristische an dieser Affaire: Nie trat die Macht der internationalen Pressbande glorreicher zutage, als da die Tratschsucht, ja vielleicht bloß die Zeilenhonorarschnapperei eines Menschen,

---

lichen Reporter gedenken, die nie anwidernder sind, als wenn sie eine Gelegenheit bekommen, hocharistokratische Heiratsausstattungen zu beschnuppern .... In derselben unappetitlichen Art, in der sie vor kurzem noch in Coburgs Diensten das häusliche Leid der Schwester in die Oeffentlichkeit gezerrt haben, schildern sie jetzt die häuslichen Freuden der nunmehrigen Gräfin Lonyay. Ich möchte wissen, wen es außer dem Kaiser und den Betheiligten angeht, ob »der Herzensbund der hohen Frau mit dem sympathischen Cavalier«, ob die Beziehungen der Kronprinzessin-Witwe »schon zwei Jahre zurückdatieren«. Man muß über die Frechheit staunen, die aus einer so intimen Angelegenheit im Handumdrehen einen »Originalbericht« zuwege bringt. Der Herr im ‚Neuen Wiener Journal‘ hat alle seine Collegen übertroffen. Er hat »bereits vor mehr als zwei Wochen« die Wiederverheiratung gemeldet und bringt jetzt förmliche Belege für die innige Zuneigung der belgischen Königstochter und des ungarischen Grafen. So schreibt er wörtlich: »Tag für Tag, selbst auf Reisen, sandte Kronprinzessin Stefanie einen telegraphischen Gruß an den Bräutigam. Die Depesche lautete gleichmäßig in ungarischer Sprache: ‚Guten Morgen, Elemer!‘ Am Abend aber antwortete Graf Lonyay regelmäßig: ‚Gute Nacht, Stefanie!‘« — Und da wundern sich die Herren vielleicht noch, wenn Einem übel wird. Es gibt gar kein Maß der Verachtung, das für diese Leute ausreichen würde, die sich bei uns der Druckerschwärze bemächtigt haben, um die Cultur von Raab, Miskolcz und Komorn zu verbreiten«.

den man sich zu nennen schämt und der sich selbst nicht für werth hält, daß man Genugthuung von ihm fordere, eine »Sensation« schaffen konnte, von der die Journaille an beiden Borden des Oceans tagelang gezehrt hat. Diese Pressorganisation wird sich das Grafenpaar Lonyay, wenn es consequent sein will, zu treffen entschließen müssen. Schuldiger als die ‚Oesterreichische Volkszeitung‘ sind ihre Wiener Colleginnen, die sich gierig auf einen Scandal gestürzt und für die Verbreitung gesorgt haben. Da war natürlich vor allen die ‚Zeit‘ zur Stelle. Wenn Schnüfferl im Friseurladen über die Angelegenheiten der ‚Zeit‘ schwatzt, wird er von Herrn Isi Singer geklagt; wenn aber Schnüfferls Blatt sich in die Eheangelegenheiten der Lonyay's mengt, dann kann Herr Isi Singer nicht an seiner Wohlinformiertheit und Wahrheitsliebe zweifeln. Und um 5 Uhr nachmittags bringt die ‚Zeit‘, um 6 Uhr nachmittags die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ das »Neueste«: die Lonyay'sche Ehe ist in die Brüche gegangen. Am nächsten Morgen weiß man noch mehr: wo eine Ehe in die Brüche geht, da kann doch der Ehebruch nicht fehlen, und wir erfahren »authentisch«, daß die Gräfin Lonyay »alle Beweise der ehelichen Untreue ihres Gatten in Händen hat«. Vergebens protestieren Graf und Gräfin. Die Journaille bleibt dabei: es muß doch etwas dran sein. Ja, die gemeinsame Lust am Scandal überzeugt plötzlich die antisemitische Journaille von der Vertrauenswürdigkeit der semitischen. Allen Protesten des Grafen Lonyay zum Trotze schreibt das ‚Deutsche Volksblatt‘ noch nach 48 Stunden: »Die Dementis, welche vom Cap St. Martin in der Affaire des gräflichen Paares Lonyay eingetroffen sind, werden von keiner Seite ernst genommen«.

Man muß ihnen allen endlich einmal den Ernst zeigen, den Lügnern, den Zweiflern und den »Wahrheit«-Suchern. Nicht um eine Satisfaction für das Grafenpaar Lonyay handelt es sich, sondern um

Wichtigeres: um die Anprangerung der Pressmache, die sich auf einem ungeheuren Missverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, zwischen dem Willen eines über Druckerschwärze verfügenden Individuums und dem Glauben einer aufhorchenden Welt, zwischen Zeilenhonorar und Zertrümmerung von Existenzen aufbaut. Keine Pressreform! Ausnahmsgesetze!

* * *

Patrioten fragen mich, warum der Staatsanwalt das ‚Neue Wiener Tagblatt' nicht wegen Majestätsbeleidigung verfolgt hat, da es der Weihnachtssensation zuliebe den festlich geschwellten Inseratentheil mit lobenden Aeußerungen englischer Parlamentarier über Kaiser Franz Josef spickte. Diese Sammlung von europäischen Leumundsnoten über unsern Monarchen war gewiss das Geschmackloseste, was Reporterfindigkeit seit langem erdacht hat, aber die absolute Tölpelhaftigkeit der Idee wäre beinahe ein Strafausschließungsgrund. Welcher Richter bliebe ernst bei dem Gedanken, daß Wolwele Singer, der schon so viel für die Stärkung des österreichischen Ansehens in Frankreich gethan hat, jetzt auch noch seinem Londoner Botschafter Moriz Ernst den Auftrag gibt, sich bei englischen Politikern für den Kaiser Franz Josef zu verwenden! Der Specialcorrespondent hat seine Aufgabe prompt durchgeführt, und die angezapften Lords und Gemeinen mußten, ob sie wollten oder nicht, Rede und Antwort stehen. Daß die englische Botschaft in Wien durch Empfehlungen mitgewirkt hat, halte ich für ausgeschlossen. So dick ist die Freundschaft mit dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' nicht, daß sie jeder politischen Dummheit Vorschub leisten sollte. Freilich, zur Zeit des Burenkriegs waren die Beziehungen recht intimer Art. Damals konnten die Leser nicht

genug staunen, daß trotz täglichen empörten Zuschriften an die Redaction das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ von seiner Britenbegeisterung nicht lassen wollte. Sie flüchteten verzweifelnd zur gesinnungstüchtigen ‚Neuen Freien Presse‘, die bei Ausbruch des Kriegs vergebens ihre Dienste der englischen Botschaft angeboten hatte und bis zum Ende treu zur Burenfahne hielt.

* * *

Jedem Verdienst, hat Schiller behauptet, ist die Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan; aber zu den Auszeichnungen, die der österreichische Staat zu verleihen hat, gelangt das Verdienst in der Regel nur dort, wo es sich in Geld ausdrückt, von dem ein mehr oder minder großer Theil Regierungszwecken geopfert wird. Herr Dr. Millanich hat die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ saniert und ward ins Herrenhaus berufen; Herr Krupp zog dort ein, als er sich der ‚Reichswehr‘ angenommen hatte; und von Herrn Dreher wird erzählt, er habe für das ‚Fremdenblatt‘ so viel gethan, daß Herrn v. Koerber zu thun fast nichts mehr übrig blieb als ein Pairschub. Kleinere Leistungen werden durch die Nobilitierung vergolten, und wir sahen in den letzten Jahren neben dem Geburtsadel und dem Beamtenadel einen Adel der regierungsfreundlichen Gesinnung entstehen, der — ein nationalökonomisches Problem — mit der steigenden Nachfrage der Regierung nach dieser Ware im Preise gesunken ist. Der auffälligen Erscheinung wurde erst kürzlich in der ‚Fackel‘ (Nr. 121) gedacht und den Parlamentariern nahegelegt, sich dafür zu interessieren, »welchen Zwecken die ermäßigten Taxen zugeführt werden, für die neuestens das Wörtchen ‚von‘ in Oesterreich zu haben ist, ob sie zur Erbauung von Spitälern oder zur Bestechung von Journalisten verwendet werden«. Und der Herausgeber der ‚Fackel‘ bekannte, daß er

selbst »es für das vernünftigste Princip halte, wenn der Staat die Auszeichnungen, die er zu vergeben hat, verkauft. Aber die Steuer, die der menschlichen Eitelkeit auferlegt wird, müßte zur Unterstützung wohlthätiger Bestrebungen und nicht ausschließlich zur Stärkung des Reptilienfonds verwendet werden. Der Vorgang müßte eben der folgende sein: Herr X. spendet nicht mehr 100.000 Gulden für secrete Zwecke, über die die Regierung nicht Rechenschaft geben muß, und wird nicht mehr unter Hinweis auf sagenhafte Verdienste zum Ritter geschlagen, sondern Herr X. verpflichtet sich, zur Errichtung einer Heilstätte für Tuberculose 100.000 Gulden zu spenden, und wird in öffentlicher Anerkennung dieses wirklichen Verdienstes ausgezeichnet. Titel und Orden würden, wenn ein Minister den Muth zu solcher Neuerung hätte, weder im Werthe noch im Preise sinken, aber gemeinnützigen Absichten wäre die großmüthigste Förderung gesichert. Bei uns freilich adelt man lieber die Protzen, um die Schmöcke besser bestechen zu können« . . . Von der Errichtung einer Tuberculosenheilstätte hat man, auch seitdem dies geschrieben wurde, nichts gehört, und Herr v. Koerber scheint sich gegenüber der Tuberculose, der er eben erst den Kampf angekündigt hatte, wegen Geldmangels zu einem Waffenstillstand herbeigelassen zu haben. Aber wenigstens seinen Neuerungsmuth wollte er, wenn ich nicht irre, beweisen, und so las man unlängst im ‚Fremdenblatt‘ die folgende Notiz:

(Verleihung des Adelstandes.) Se. Majestät der Kaiser hat dem Großindustriellen kais. Rathe Wilhelm Boschan in Wien taxfrei den Adelstand verliehen. — Wie verlautet, hat Herr Boschan eine mehrere hunderttausend Kronen betragende Spende für die moderne Galerie gemacht.

Also noch nicht Tuberculosenheilung, aber doch schon Kunstförderung. Wir können zufrieden sein. Weil der österreichische Staat wie kein anderer gegenüber der Kunst kargt, wäre zu wünschen, daß

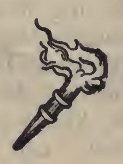
er mit Auszeichnungen für jene, die der Kunst Geld zuwenden, nicht sparte. Nur eine Bedingung ist zu stellen: es soll Bargeld sein. Herr Boschan nämlich hat nicht, wie das ‚Fremdenblatt‘ meldete, »eine mehrere hunderttausend Kronen betragende Spende«, sondern eine Spende im Werthe von mehreren hunderttausend Kronen für die moderne Galerie gemacht, ihr seine Sammlung von Viennensia geschenkt. Aber die Ausgestaltung der modernen Galerie sollte nicht vom Geschmack privater Sammler abhängig gemacht werden, und für die moderne Kunst können, wenn der Staat die Aufnahme der Barzahlungen für Adelspatente verfügt, mehr als die Kunstsammler jene Geldsammler leisten, deren persönlichem Kunstgeschmack die Erwerbung von byzantinischen Heiligenbildern — auf Goldgrund gemalt — zwar wegen der neutestamentarischen Stoffe nicht ganz entspricht, denen jedoch der byzantinische Stil immer noch näher als der moderne liegt.

Noch ist ein leiser Zweifel übrig: Hat nicht etwa bloß Herr v. Boschan selbst — und dies wäre gewiss lobenswerth —, damit er nicht in den naheliegenden Verdacht gerathe, ein Mehrer des Reptilienfonds zu sein, gewünscht, daß man die Ursache seiner Nobilitierung erfahre? Oder hat sich wirklich der Ministerpräsident zu der Neuerung entschlossen, die Ursache einer Nobilitierung anzugeben, unbekümmert darum, daß man künftig, so oft sie verschwiegen würde, nicht mehr lediglich vermuthen, sondern mit Sicherheit schließen könnte, der Reptilienfonds sei gestärkt (oder entlastet) worden? Wenn der Ministerpräsident neue Bahnen einschlagen will, dann möge er auf ihnen auch weiter schreiten, weiter, als man jemals in Oesterreich zu kommen gedacht. Den Intentionen des kaiserlichen Herrn, der sein Regierungsjubiläum ausschließlich durch wohlthätige Stiftungen gefeiert wissen wollte, wird er gewiss entsprechen, wenn er nicht bloß fur Kunstförderung, sondern auch für philan-

thropische Thätigkeit die Adelsverleihung vorschlägt. Aber man darf, wenn man es zur amerikanischen Wohlthätigkeit in Oesterreich bringen will, auch nicht engherzig sein; geht man nicht weiter, als bis zum »von«, zum »Edlen«, zum »Ritter« und endet man beim »Baron«, dann wird sich wenig erreichen lassen. Die wohlthätigen Spenden wachsen mit den höheren Zwecken, und von einem Wohlthäter großen Stils, der mit einer Erstlingsspende von einer Million beginnt, müßte es in Oesterreich künftig heißen: Der Mensch fängt beim Baron an. Aber er müßte die Aussicht haben, für zwanzig Millionen beim Fürsten zu enden . . .

Bis dahin hat es bei uns noch seine guten Wege, und die Regierung zieht es vor, den »kaiserlichen Rath« zu verschleudern und den Franz Josefsorden zum Selbstkostenpreis abzugeben. Als Grund für die geradezu fieberhafte Hast, mit der neuestens die Depravierung von Titeln und Orden in Oesterreich betrieben wird, wissen Kenner außer dem Fortschrittsdrang des Herrn v. Koerber auch noch ein tiefsinniges Raisonnement anzugeben: Die ungarische Regierung sucht österreichische Industrielle zu ködern und zur Niederlassung in Ungarn zu bewegen. Dabei verspricht sie außer Geld und Vergünstigungen Orden und Adelstitel. Nun will die österreichische Regierung diesem Treiben mit aller Energie entgegenarbeiten. Und so wird, wie neulich nach Schöffel's Versicherung (siehe Nr. 125) ein hoher Würdenträger klagte, mit den Auszeichnungen »Schindluder getrieben«. Kaum ist man über die Ernennung eines einunddreißigjährigen Lebemanns zum kaiserlichen Rath, über die Nobilitierung des Herrn Redlich mit einem nassen, einem heitern Auge zur Tagesordnung übergegangen, so werden andere Decorierungen bekannt, die vollends die Vermuthung bekräftigen, daß Herr v. Koerber, der Moderne, keine geringere Absicht hat als die, das ganze Ordens- und Adelswesen ad ab-

surdum zu führen. Die Prager Fälscher haben, da sie Rang und Würde erschlichen, die Institution nicht tiefer erniedrigt als die legitimen Besitzer neuester Factur, und sicherlich sitzt ihren Fräcken das Bändchen ästhetischer und glaubhafter als den Handelsbeflissenen, die es gekauft haben. Ein Streber, der ich bin, habe ich mir immer gewünscht, den Franz Josefsorden zu besitzen, aber den des Herrn Stukart, den Hofrathstitel, aber den des Samuel Hahn. Jetzt sehe ich ohne Wunsch und Neid auf diese Güter. Denn längst habe ich eingesehen, daß hier nicht Unwürdige bedacht worden sind. Ich empfand es früher als eine österreichische Burleske, daß Anton Bruckner keinen bessern Orden hatte als der Coulissenschnüffler des ‚Fremdenblatt', der Börsenreporter desselben Blattes den gleichen Rang wie der Aesthetiker Joseph Bayer. Jetzt ist Regierungsrath Schmock keine auffallende Erscheinung mehr, und die Wiener Oeffentlichkeit lacht über ganz andere Offenbarungen. Ein junger Herr, der im Geschäft seines Vaters thätig ist, ohne der österreichischen Industrie bisher neue Bahnen gebrochen zu haben, hatte den guten Einfall, unter befreundeten Quai-Firmen eine Sammlung für den »Invaliden-Dank« zu veranstalten: Zeitvertreib oder harmlose Wichtigmacherei. Er wurde, da er den Betrag prompt ablieferte, zu seiner Ueberraschung mit dem Franz Josefsorden decoriert. Hier ist offenbar ein Irrthum unterlaufen. Aber da er einmal geschehen ist, wird »Franz Josefsorden« fortan als eine sinnige Abkürzung gedeutet werden müssen: Er ist nämlich der Orden für den Franz Josefsquai.



Wirtschafts-Ehemoral.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Täglich laufen die Nachrichten von den Stationen ein, in denen der »Zug des Herzens« hält. Von Dresden über Salzburg nach Genf, von da nach Mentone verfolgen die Gedanken von Millionen den Weg, auf dem eine Kronprinzessin zur Madame Giron werden soll. Und Millionen fällen das Verdammungsurtheil über die »Verirrte«, die so unstät ost-westwärts und südwärts irrt, vom Elternzorn aus dem Vaterhause, vom sittlichen Bürgerzorn aus der Stadt getrieben, deren Gesetze dem Ehebruch eine Zufluchtsstätte gewähren, deren Mädchenpensionats-Vorsteherinnen aber den Anblick der Ehebrecher nicht ertragen. Da klagen rings in deutschen Landen die Biederen, des deutschen Weibes Treue sei gebrochen, da jammern die Schmöcke um herzlos verlassene Prinzchen und Prinzesslein, die — ach! — vergebens sich nach Muttern sehnen. Und die »freien« Geister? Von dem Glauben an die Heiligkeit einer Ehe, in der dem Concurrenztüchtigsten jene ins Bett gelegt wird, nach der die stärkste Nachfrage auf dem Heiratsmarkt herrscht, haben sie sich längst losgerungen, aber ohne Heiligthümer möchte keiner leben, und der Cult der Persönlichkeit ist der Religionen modernste. Ja, wenn Louise von Sachsen eine goetheische Individualität wäre, »allen Gewalten zum Trotz sich erhalten« wollte; wenn sie Nietzsche gelesen hätte — »wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich!« — und die letzte ungebrochene Kraft zur Freiheit zusammenraffte; wenn sie wie Ibsen's Nora Mann und Kinder verlassen hätte, der »Pflichten gegen sich selbst« bewusst: »Ich muß mich selbst zu erziehen suchen. Dabei vermagst du mir nicht zu helfen. Ich muß mich allein damit befassen«! Aber Louise von Sachsen sei kein goetheisch, kein Nietzsche-Weib, und sie warte nicht wie Nora, daß »das Wunderbare« komme, sondern habe, da sie in die Winternacht hinauszog, Herrn Giron zum Stelldichein bestellt. Wohl habe sie später, den Zeitungsmännern zu imponieren, vom Rechte der Persönlichkeit geschwatzt. Doch da zeigte es sich, daß sie bloß an den einst verbotenen Lesefrüchten sich übernommen hatte: nichts war verdaut, organisch einverleibt. So sei sie dreimal verdammt!

Aber wenn schon die Heilslehre von der Gleichheit von Mann und Weib, die dem modernen Geschlecht erklungen ist,

plötzlich zur leeren Phrase geworden scheint, — wie kommt es denn, daß die Anschauung des deutschen Rechts, das längst den Ehebruch des Mannes gleich dem des Weibes bestrafte, auch heute noch nicht in unser moralisches Bewusstsein sich eingelebt hat und daß, weil eine Fürstin die Ehe bricht, Alle empört sind, denen die Kunde, ein Fürst habe die Ehe gebrochen, Fürsten brächen täglich in allen Ländern der Welt die Ehe, wie das Selbstverständlichste klänge? Nicht nur Fürstin und Fürst; neben der Monogamie, die das Gesetz schützt, duldet die Sitte überall und in allen Ständen, daß der Mann nach seinen polygamen Neigungen lebe. Und was immer in bürgerlichen Gesetzbüchern stehe, der Moral gilt einzig das römische Recht, das nur den Ehebruch der Frau und den Geschlechtsverkehr des verheirateten Mannes mit der verheirateten Frau ahndet. Als das römische Recht über die Alpen gedrungen war, da wurde die ehebrecherische Frau mit der Einsperrung ins Kloster bestraft. Hat Louise von Sachsen grundlos das Kloster — oder das Irrenhaus, dessen Mauern moderne Menschen klösterlich von der Welt absperren — gefürchtet?

Der flachste Spießbürger, über den Grund der Unterscheidung befragt, die er wie unsere feinsten Geister zwischen dem Ehebruch der Frau und dem Ehebruch des Mannes macht, würde der Wahrheit am nächsten kommen. Die Frau kriegt Kinder, würde seine Antwort lauten, der Mann nicht. Und ist es denn nicht wahr, daß die Weisheit, die unsere Institutionen schuf und erhält, sich niemals menschlicher gezeigt hat, als da sie dem polygamen Trieb des in die monogame Ehe gesperrten Mannes das Ventil der Prostitution öffnete? Aber der Mann bricht doch nicht nur mit Prostituierten die Ehe, und im Beischlaf mit Ehegatten empfangen täglich unberührte Mädchen — und gebären! Gebären Kinder? Bastarde — das ist die große Spießbürgerweisheit — sind keine Kinder! Und jene, die in der wirtschaftlichen Entwicklung die Ursprünge aller Ideologie finden wollen, hätte bei der »Affaire« der Kronprinzessin von Sachsen nichts anderes reizen dürfen als die Gelegenheit, jene Spießbürgerweisheit zu erläutern und unsere Ehemoral als das Product des wirtschaftlichen Charakters unserer Ehe aufzuzeigen.

Bastarde sind keine Kinder, das bedeutet: die Sprossen, die der Mann außer der Ehe zeugt, sind keine Erben. Unbesorgt

mag der Gatte sich fremden Frauen nähern; an wie viele er auch die Liebeskraft zersplittert, das Familienvermögen wird darum nicht zersplittert werden. Aber der Gattin zeugt der Ehebrecher, den sie in das eheliche Bett aufnimmt, Kinder, die den Gatten beerben. Und der Gatte sollte dulden, daß ihm ein Fremder durch seine künstlichsten Plane tölple, müßte alle Opfer an Gesundheit und Behagen, die ihm sein »System« — von zwei, drei, vier Kindern, je nach den Vermögensverhältnissen — kostet, umsonst gebracht haben? Weil der Fremde, aller wirtschaftlichen Bedenknisse ledig, das Vergnügen des Augenblicks ohne den Gedanken an neun Zukunftsmonate bis zur Neige erschöpft? Alle wirtschaftliche Moral muß sich bei solcher Vorstellung empören. Der Gatte mag seine uneheliche Nachkommenschaft nach Dutzenden zählen; von seinem Verdienst würde er immer noch das meiste heimtragen, und die Alimente, um die das Wirtschaftsgeld der Gattin gekürzt wird, kann er sich so gut wie Cigarren und Wein gönnen und mit demselben Recht, mit dem die Frau ein Präcipuum für ihre Toilettenkosten beansprucht. Aber Pflicht der Frau ist's, das Verdiente zusammenzuhalten. Eine arge Pflichtvergessenheit wäre schon die Verschleuderung des Einkommens, die ärgste, strafwürdigste wäre es, wenn sie in den Armen des Geliebten vergäße, daß das Vermögen für die Mitgift einer weiteren Tochter, zur Begründung der Existenz eines weiteren Sohnes nicht ausreicht. Wirtschaft, einfach Wirtschaft! Man gebe den unehelichen Kindern das Erbrecht, — und der Ehebruch des Mannes wird plötzlich die unmoralischeste Handlung sein. Oder man wisse ein Mittel, durch das sich die Frau mit unverbrüchlicher Sicherheit davor bewahrt, zu empfangen: wie lange wird dann noch ihr Ehebruch strenge sittliche Richter finden?

Und der Spießbürger hat auch recht, den Ehebruch der Fürstin strenger zu richten als die Verirrung der Frau in seinem eigenen Kreise. Der Glaube an die Heiligkeit des Eigenthums hat nicht den ganzen Fond von Ehrfurcht in seiner Brust erschöpft, und für das Princip der Legitimität ist noch Begeisterungsfähigkeit übrig. Sicher fühlt man, daß der Ehebruch einer Fürstin mehr als bloß wirtschaftliche Verhältnisse zerrüttet. Und wo die Störung des Vermögenserbganges kaum empfunden würde, droht die unvergleichliche Gefahr der Störung der Succession. Die Alimente

des Kindes, das der Fürst mit der Geliebten zeugt, sind nicht gegen die Apanage abzuwägen, die der vom Geliebten empfangene Sohn der Fürstin dereinst beziehen wird; sondern die bürgerliche Stellung jenes Kindes ist der Aussicht entgegenzuhalten, daß dieses einmal einen Thron besteigt.

Louise von Sachsen wird vergebens das Geschick der Frau an der Seite des ungeliebten Mannes schildern; vergebens wird sie vom unerträglichen Zwang des Hofes erzählen; und wenn sie Allen, die ihren Anspruch auf das Recht der Persönlichkeit bestreiten, zuschriee: so verlange sie nichts als das Recht der Person, des Geschlechtswesens, das, ob Weib oder Mann, nicht anders kann, als der eingebornen sexuellen Moral nachleben — es würde ihr nichts nützen. Unsere Wirtschaftsmoral verdammt sie. Sexuelle Moral? In der capitalistischen Wirtschaftsordnung darf es nur monogame Frauen geben. Und die Frage, ob es, wie polygame Männer, auch polygame Weibnaturen gibt, ist heute noch eine Frage der Psychopathologie (das polygame Weib als Degenerierte) — oder, welcher Spießbürger zweifelt daran, die Frage eines Psychopathen.

J. F.

* * *

Ob Herr Isi Singer satisfactionsunfähig ist, fragen die Leute, weil er die Forderung des Herrn Szeps junior abgelehnt hat. Oh über die Ritterlichkeit der jungen journalistischen Generation! Wie rührend, daß der Sohn, mit der Pistole in der Hand, das Andenken des todten Vaters vertheidigen will! Wirklich mit der Pistole, und nicht etwa mit dem Revolver; Szeps junior behauptet, kein derartiges Erbstück zu besitzen. Niemals habe der alte Szeps den Leuten den Revolver an die Brust gesetzt, und Herr Isi Singer, der solches im Gerichtssaal — anläßlich des drolligen »Schadenersatzprocesses« der ‚Zeit' — behauptete, habe verleumdet. Aber Szeps senior hat freilich auch keinen, der bei seinen Lebzeiten die gleiche Verleumdung aussprach, vor die Mündung einer Pistole gefordert. Die Feuerwaffen waren damals im Hause Szeps noch nicht in Gebrauch, und das »Nichts gezogen!« im Briefkasten des ‚Wiener Tagblatt' hätte sich ebenso gut auf Pistolen wie auf Lose beziehen können. Sollen nach Moriz Szeps' Tode seine Gegner aus Furcht vor dem kampflustigen Sohn verstummen? Es ist ja sicherlich schön,

wenn Söhne den Vater ehren, und wenn im Kalender der Familie Szeps der Freitag schwarz gedruckt ist, mag man glauben, dies sei nicht bloß darum der Fall, weil auch in allen anderen Kalendern die Freitage schwarz sind, sondern es solle an den berühmten »schwarzen Freitag«, den der alte Szeps insceniert hat, erinnern. Niemals aber darf die Pietät des jungen Szeps die Rechte der Kritik beeinträchtigen wollen. Herr Szeps junior hat durch seine Forderung nicht bewiesen, daß er seinen Vater schätzt, sondern vielmehr, daß er ihn unterschätzt: denn Moriz Szeps ist einer der großen Schöpfer österreichischer Presscorruption, ist eine historische Persönlichkeit und kann nach seinem Tode kritisiert werden, ohne daß sich seine Erben beleidigt fühlen dürften. Wünscht dennoch der Sohn das Charakterbild des Vaters von allen Missdeutungen gereinigt, dann bleibt ihm nichts als die gerichtliche Klage übrig; durch einen Waffengang wäre nicht das geringste festgestellt, seine Wahl nur entschuldbar, wenn die Familienehre, nicht die öffentliche Wirksamkeit des Verstorbenen getroffen würde. Auch Bismarck's Nachkommen müssen die Angriffe gegen den Gründer des Deutschen Reiches dulden. Und dabei ist doch die Depeschenfälschung, die bei der Gründung des Deutschen Reiches vorgekommen sein soll und über die socialdemokratische Blätter immer wieder schreiben, noch gar nicht bewiesen, während die Adreßschleifenentwendung, die sich bei der Gründung des ,Wiener Tagblatt' ereignete, und die Depeschenfälschungen, die späterhin vorkamen, jederzeit beweisbar sind . . . Nein, so gut haben es die Corruptionsjournalisten nicht, daß sie sich bloß Söhne zu zeugen brauchten, damit man sie nicht mehr angreifen könne. Und so schlecht haben es hinwiederum die Söhne der Corruptionsjournalisten nicht, daß sie für ihre Erzeuger, seien diese lebendig oder todt, einzutreten verpflichtet wären. Um ihre eigene Anständigkeit zu beweisen, haben sie nichts weiter nöthig, als sich mit ihren Vätern *nicht* zu identificieren und keinen Gebrauch von der Pistole zu machen, die immer nur an den väterlichen Revolver erinnern würde . . . Ob Herr Isi Singer satisfactionsunfähig ist, fragen die Leute. Er bliebe, wenn er auch alle Corruptionsjournalisten der Welt Corruptionsjournalisten nennte und die Herausforderungen ihrer Söhne ablehnte, satisfactionsfähig. Und man müßte nachgerade, wenn Herr Szeps junior Nachfolger findet, zu der Ueberzeugung gelangen, daß Herr Isi Singer denn doch zu etwas fähig sei.

†

* * *

Seit der Gründung des Tagblattes ‚Die Zeit‘ ist der Uebermuth der ‚Neuen Freien Presse‘ in's Unermessliche gestiegen. Sie wollte glänzende Namen acquirieren: sie thut es nicht. Sie war schon auf dem Sprunge, von ihrer althergebrachten Honorarschäbigkeit zu lassen: sie muß es nicht. Und wenn Eines das Hochgefühl der Sicherheit bezeichnen kann, das jetzt dort die Gemüther beherrscht, so ist es die Thatsache, daß seit ein paar Wochen wieder der st—g auf das Publicum losgelassen wird. Ein volles Jahr hindurch war er — ein paar dringende Anlässe ausgenommen — im Hintergrund gehalten worden; eine Fluth von Zornbriefen und die Gefahr des großen Concurrenzblattes hatten die Herausgeber endlich zur Besinnung gebracht: es sollte ernstlich der Eindruck geweckt werden, daß die ‚Neue Freie Presse‘ doch noch nicht das allergeschmackloseste Blatt sei. Da erschien die ‚Zeit‘ und — ersparte der ‚Neuen Freien Presse‘ alle Opfer. Es geht auch mit st—g! Nein, mehr: man hat allen Grund, auf ihn stolz zu sein. Und wenn das gepeinigte Publicum wieder grobe Briefe schreiben wird, kann die ‚Neue Freie Presse‘ mit Fug antworten: Beklaget euch nicht und verachtet nicht unsern st—g! Gewiss, er hat euch mit Ruthen gepeitscht. Aber Bruno Bruni wird euch mit Skorpionen züchtigen!

* * *

Die Schere des Lippowitz.

Ein Jurist schreibt mir:

Der »Gewohnheitsfundverheimlicher Lippowitz«: die juristische Charakterisierung in der Nummer 123 der ‚Fackel‘ traf nicht zu. Wesentlich ist nicht, daß der Neue Wiener Journalist gewohnheitsmäßig Funde verheimlicht, sondern daß er mit der Schere auf die Suche geht in der Absicht, den zu erwartenden Fund zu verheimlichen. In Paris sollen nicht wenige Personen auskömmlich davon leben, daß sie die frequentierten Straßen und Plätze, nach verlorenen Geldstücken fahndend, durchschreiten. Aber in der Regel ist's kleine Münze, was diese Spaziergänger erraffen, und nur selten trifft der lauernde Blick auf ein Goldstück. Da hat es Herr Lippowitz besser: In die Cloake, genannt ‚Neues Wiener Journal‘, werden von der Post tagtäglich mit der schmutzigen

Zeitungsfluth auch geistige Werthgegenstände gespült, und Herr Lippowitz ist, wenn er sich durch den Schlamm durcharbeitet, sicher, daß er da und dort Gold finden wird. Und das sich anzueignen, die Ahnungslosen, die nie dachten, daß sich ihre Geisteserzeugnisse in die dunklen Canäle des ‚Neuen Wiener Journal, verirrt haben könnten, um ihr geistiges Eigenthum zu bringen und es für sich zu verwerthen, ist seine Absicht. Eine bessere Bezeichnung wäre also: »literarischer Canalstrotter«.

*

Indessen setzt das ‚Neue Wiener Journal‘ allen öffentlichen Verwarnungen und autorrechtlichen Klagen zum Trotz seine Diebsthätigkeit fort. Da es in der ‚Zeit‘ seine gefährlichste Concurrentin sieht, so war vorauszusehen, daß der höfische Klatsch, den das neue Blatt zu monopolisieren droht, bald Herrn Lippowitz in die Augen stechen werde. Und so geschah es auch. Magnetisch angezogen, erfasste seine Schere die am 18. December in der ‚Zeit‘ erschienene römische Correspondenz »Kindstaufe am Königshof«, und siehe, am 21. December erhielt diese den Titel »Die Taufe der Prinzessin Mafalda. Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal‘« ... Die ‚Zeit‘ sandte eine Berichtigung des Inhalts: »Es ist unwahr, daß der Artikel ‚Die Taufe der Prinzessin Mafalda‘ ein Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal‘ ist, wahr ist vielmehr, daß dieser Artikel eine Originalcorrespondenz der Tageszeitung ‚Die Zeit‘ ist.« Herr Lippowitz wurde zur Aufnahme dieser Feststellung, die er zuerst verweigerte, gerichtlich verhalten, und die ‚Zeit‘ konnte schreiben: »Wenn die Hoffnung auch nur gering ist, durch dieses kleine Exempel bessernd auf die journalistischen Sitten des ‚Neuen Wiener Journal‘ zu wirken, so dürfen wir doch erwarten, daß die Schamlosigkeit der Form seiner Angriffe auf fremdes literarisches Eigenthum eine gewisse Einschränkung erfahre.« Nun, diesmal war der entwendete Gegenstand von nicht sehr beträchtlichem Werthe; der Hofklatsch der ‚Zeit‘ ist ein so alberner, daß er wirklich Originalarbeit des ‚Neuen Wiener Journal‘ sein könnte, und die ‚Zeit‘ muß gar nicht stolz darauf sein, daß sie den Neid des ‚Neuen Wiener Journal‘ erregt hat. Herr Lippowitz übte vielleicht nur ein ethisches Reclamationsrecht aus; mindestens kommt ihm in diesem Falle die Entschuldigung des unwiderstehlichen Zwanges zugute.

* * *

DON QUIXOTE.

»Deutsche Worte« von Houston Stewart **Chamberlain.**	Heft 38

In allen Auslagen der Verschleißstellen, auf Reclameschleifen und in Inseraten der Tagesblätter konnte man's lesen. Und Nr. 38 des ‚Don Quixote' fand reißenden Absatz. Was Herrn Ludwig Bauer's, des vollständig geistesfreien Einzelmenschen, Feldzug gegen das Haus Habsburg nicht vermocht hatte, ein einziger Beitrag aus der Feder Houston Stewart Chamberlain's bewirkte, daß der ‚Don Quixote' gekauft wurde. Mir war die Sache natürlich nicht angenehm. Das eine Blatt, das aus dem Verlage meines unlauteren Wettbewerbers hervorgegangen war, hat Ausstattung, Stoffgebiet und Stilwendungen der ‚Fackel' annectiert. Nun nimmt sich das andere die Mitarbeiter, deren glänzenden Namen die ‚Fackel' eine gute Stütze dankt? Neben Liebknecht und Schöffel war es vor allem Chamberlain gewesen, der Schöpfer der »Grundlagen des XIX. Jahrhunderts« und des Richard Wagner-Werkes, der stets genannt wurde, wenn man nach den Autoren fragte, die allem Wüthen der Journaille zum Trotz sich offen zur ‚Fackel' bekannten. »Also Chamberlain schreibt nicht mehr für Sie, sondern für den ‚Don Quixote'?« fragte pneumatisch ein schadenfroher Spaziergänger, dem das schmucke Halsband, das diesmal der ‚Don Quixote' trug, aufgefallen war; und was der eine schrieb, sagte ein Dutzend, dachten hunderte. Ich ließ mich zur unwirtschaftlichen Ausgabe von zwanzig Kreuzern hinreißen und kaufte jene Nr. 38. Was ich, da ich sie aufschlug, empfand, war in Briefen ausgedrückt, die mir fast gleichzeitig ins Haus kamen. Die Absender versicherten, sie seien das Opfer eines Schwindels geworden, von dem ich Houston Stewart Chamberlain ehestens in Kenntnis setzen solle. In der natürlichen Annahme, Nr. 38 des ‚Don Quixote' enthalte einen Originalbeitrag aus Chamberlain's Feder, hätten sie das Blatt gekauft. Und was fanden sie? 9 Seiten Citate aus den »Grundlagen des XIX. Jahrhunderts«! Es sei ja sehr vernünftig von Herrn Ludwig Bauer, daß er dies Werk schätzt, und für die Leser des ‚Don Quixote' sei es gewiss nützlicher, wenn ihnen die

Gedanken und das Deutsch eines Chamberlain vermittelt werden, als wenn sie mit Bauer vorlieb nehmen müssen. Herrn B.'s Interesse für Chamberlain's Werke in allen Ehren! Man wolle indessen zwar dem eigenen Interesse für diese Werke freudig das Opfer bringen, sie zu kaufen; aber daß man das Interesse des Herrn B. diesem mit 20 Kreuzer honorieren sollte, sei eine unerlaubte Zumuthung. »Und ich werde«, schrieb einer, »da ich durch den Missbrauch des Namens Chamberlain um diese 20 Kreuzer gebracht wurde, den Verlag des ‚Don Quixote' wegen deren Rückgabe belangen«. Ein anderer fand sofort richtig heraus, daß hier nicht nur ein autorrechtlicher Eingriff, eine Irreführung dreistester Art vorliege, sondern auch wiederum unlauterer Wettbewerb gegen die ‚Fackel', die gewohnt war, die ihr zugedachten Beiträge aus der Feder Chamberlain's auf dieselbe Art anzukündigen. Unverzüglich machte ich den Gelehrten auf den auch in einem marktschreierischen Inserat der ‚Arbeiter-Zeitung' wiederholten Missbrauch seines Namens aufmerksam, wobei ich noch immer glaubte, daß Chamberlain bloß durch die Art der Ankündigung, nicht durch den Nachdruck selbst, den er dem ‚Don Quixote' vermuthlich bewilligt hatte, überrascht würde. Ich theilte ihm die verschiedenen Aeußerungen der Verblüffung mit und erhielt — mit der ausdrücklichen Ermächtigung, es zu publicieren — das folgende Antwortschreiben:

Wien, 16. Jan. 1903.

Sehr geehrter Herr Kraus!

In Beantwortung Ihres gefälligen Schreibens vom 15. d. M. theile ich Ihnen mit, daß ich von der Existenz einer Zeitschrift ‚Don Quixote' bis zu diesem Augenblick nichts gewusst hatte. Nie habe ich für diese Zeitschrift einen Aufsatz geschrieben, und wenn sie unter dem Titel »Deutsche Worte« eine Reihe von ausführlichen Citaten aus meinen »Grundlagen« gebracht hat, so geschah das ohne mein Wissen und ohne meine Erlaubnis.

Was die Behauptung jenes Herrn X. betrifft, ich schriebe »nicht mehr« für die ‚Fackel', »sondern« für den ‚Don Quixote', — so liegt hier ein doppelter Irrthum vor, da ich nie für den ‚Don Quixote' geschrieben habe, und da ich mich freuen werde, wieder

einmal für die ‚Fackel' zu schreiben; das Aufsatzschreiben liegt aber abseits von meinem eigentlichen Arbeitsgebiet, und augenblicklich fehlt mir dazu die Muße. Ein getreuer Leser der ‚Fackel' bin ich aber nach wie vor.

In vollkommener Hochachtung
Ihr ergebener
Houston Stewart Chamberlain.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Biograph. Künstlerlexika enthalten in der Regel die Lebensbeschreibungen jener Männer, die sich durch eine Subscription auf das Künstlerlexikon hervorgethan haben. Es gibt aber auch solche, die von gewissenhaften Biographen redigiert werden und die Namen einiger wirklicher Schriftsteller, Maler, Musiker etc. anführen. Das dümmste, das ich je gesehen habe, war das »Geistige Wien«. In melancholischen Stunden erquickt mich noch hin und wieder die Erinnerung an die Darstellung des Werdegangs jenes Friseurs, der es bis zum Herausgeber eines Bezirksblattes gebracht hatte. Da stand ungefähr: »Vom Volkssänger Quapil ermuntert, sich der Literatur zu widmen, begann er u. s. w.« ... Nun ist ein neues »Deutsch-österreichisches Künstler- und Schriftsteller-Lexikon« erschienen, dessen Vorrede mit den Worten beginnt: »Dem vielseitig rege gewordenen Wunsche nach einer Neuauflage des 1893 zuletzt erschienenen ‚Geistigen Wien' konnte dessen Herausgeber, Ludwig Eisenberg, wegen anderweitiger Arbeitsüberbürdung nicht entsprechen«. Schade! Aber der Redacteur des vorliegenden Werkes hat sich der verwaisten Berühmtheiten angenommen. Er klagt über die Lückenhaftigkeit mancher Biographien und erklärt sie mit der Schwierigkeit der Beschaffung authentischer Daten. Richtig ist allerdings, daß zwischen den vollzählig versammelten Dilettanten zahlreiche angesehene Namen weggelassen sind, die in jenem lustigen »Geistigen Wien«, das als Quelle ausdrücklich auf der Titelseite angegeben ist, vorkommen. Daß ihre Träger zu subscribieren vergaßen, kann der Grund nicht sein. Denn ich z. B. bin sogar mit phantasievollen Angaben verewigt, ohne subscribiert zu haben. Von Gustav Mahler weiß der Biograph bloß zu melden, daß er Director der Hofoper ist und am Rennweg wohnt, während der Tondichter Poldi Spielmann mit 22 Zeilen geehrt und dem Clavierbegleiter Pahlen am Schlusse einer längeren Betrachtung nachgerühmt wird, daß er von der Königin von Rumänien ein Bild mit Widmung bekommen habe. Von Eugen Jettel, dem Maler, erfahren wir nichts weiter, als daß er — auch er — am Rennweg wohnt. Das »Geistige Wien« war hier ausführlicher. Aber Jettel konnte beim besten Willen nicht subscribieren, da er zur Zeit der Vorbereitung des Künstlerlexikons bereits todt war. Liebevoller ist der Revolvermaler Lippay gewürdigt.

Der heiterste Effect ist aber, daß in dem Lexikon »deutschösterreichischer Schriftsteller« der Name Ferdinand v. Saar überhaupt nicht vorkommt. Dagegen finden sich Betrachtungen über den Dichter Donath, den Theateragenten Eirich, den Biographen Eisenberg, den Reporter Findling, den Stenographen Klinenberger. Von Herrn Salten wird behauptet, daß er Director des »Jungwiener Theaters zum lieben Augustin« ist; — ach, so ein Lexikon veraltet während des Druckes! Der Abschnitt Bernhard Buchbinder ist trotz 21 Zeilen sehr lückenhaft. Herrn Lippowitz wird nachgerühmt, daß er »schon als Gymnasiast seine literarische und journalistische Thätigkeit begann«, — also dem alten Mahnwort zu Trotz, das da sagt: Messer, Gabel, Scher' und Licht passen ...! Am ausführlichsten ist ein Herr namens Paul Gustav Rheinhardt gewürdigt. Von ihm wird vor allem erzählt, daß er »mit den Kindern der Exkönigsfamilie Stuart erzogen« wurde. Dann habe er in Pressburg maturiert, beim Wiener Oberlandesgericht practiciert, Nordafrika bereist und hierauf den Officieren der preußischen Kriegsakademie Sprachunterricht ertheilt. Bevor wir von seinen Werken hören, erfahren wir noch als interessantes Detail, daß er in Berlin »seine Erfindung ,Pneumatischer Selbstverschließer der Thüren' verkauft« habe. Aber nach Wien zurückgekehrt, führte er sofort »die Jux-Correspondenz in Geselligkeitsvereinen etc. ein«, leitete ein »tolerant-clericales« Blatt, übersetzte aus dem Spanischen »El Rey rabio«, schrieb Libretti, Parodien etc. Dazwischen war er »als Gelegenheitsdichter thätig«, »auf Sicilien etc. Consular- und Gerichtsdolmetsch«, »in der Redaction des k. k. Telegraphen-Correspondenzbureaus im Ministeraths-Präsidium« und »Secretär des Ausländer-Rechtsschutzvereins«. Ueber diesen vielseitigen Mann ist das Deutsch-österreichische Künstler- und Schriftsteller-Lexikon am weitaus genauesten informiert. 36 Zeilen! Und zum Schlusse weiß es von ihm noch zu berichten, daß er — die Redaction des Deutsch-österreichischen Künstler- und Schriftsteller-Lexikons besorgt hat.

Actionär. Und wenn auch die ,Zeit' das Papier der »Schlöglmühl« bezieht und die »Schlöglmühl«, wie neulich hier bewiesen ward, ganz in der Hand des Herrn v. Taussig ist, — muß darum die ,Zeit' von Herrn Taussig abhängig sein? Die Regel ist es ja freilich in Wien, daß Zeitungsgründungen von den Papierfabriken durch die Einräumung billiger Papierpreise und durch lange Creditgewährung unterstützt werden, und natürlich könnte sich Herr v. Taussig der »Schlöglmühl«, die doch auch sonst von ihren Lieferanten und Kunden zum Schaden der übrigen Actionäre ausgebeutet wird, bedienen, um die ,Zeit' viel ausgiebiger zu unterstützen, als er es je durch Zuwendung von Pauschalien vermöchte.. Wenn nämlich die ,Zeit' sich von Herrn Taussig unterstützen lassen und sich an die Regel halten will. Aber haben Sie denn nicht gelesen, daß die ,Zeit' eigens zu dem Zweck gegründet ward, mit allen Regeln des Wiener Zeitungswesens zu brechen, und hat sie nicht sogar den landesüblichen Adreßschleifendiebstahl durch eine neue Form des unlauteren Wettbewerbs ersetzt? Ich wette darauf, die ,Zeit' lässt sich von Herrn Taussig nichts schenken; sie hat zwei Millionen, braucht

auf Geld nicht anzustehen, und die Herren Singer und Kanner rühmen sich, daß sie nicht wie Andere Talent in Geld umsetzen wollen. Verlassen Sie sich darauf, die Herren sind Ehrenmänner, und der Grundsatz, nach dem die Redaction der ‚Zeit' zusammengesetzt wurde, lautet: Kein Talent, doch zwei Charaktere und — zwei Millionen.

Socialpolitiker. Nein, darin, daß der Sohn des Scharfmachers Hallwich Ministerialvicesecretär im arbeitsstatistischen Amt ist, vermag ich nichts Arges zu finden. Der Sohn muß doch des Vaters Anschauungen nicht übernehmen. Und daß Herrmann Hallwich senior im Beirath des Amtes sitzt, dem Herrmann Hallwich junior angehört, ist durchaus kein Fall von Incompatibilität. Incompatibel müßte bloß gefunden werden, daß zum Beirath eines socialpolitischen Ressorts ein Mann ernannt wird, der sich, wie es Herrmann Hallwich senior jüngst gethan hat, rühmt, er habe gemeinsam mit dem »unvergesslichen« Leitenberger den »Centralverband der Industriellen« eigens zu dem Zweck gegründet, die socialpolitischen Bestrebungen zu bekämpfen. Der vergessliche Herr Hallwich könnte ja leicht auf den Gedanken kommen, daß man ihn zum gleichen Zweck in den Arbeitsbeirath berufen habe.

Südbahnpassagier. Eine Lectüre im elend beleuchteten, schlecht geheizten, schmutzigen Coupé ist nicht gut möglich. Etwa erwünschten Zeitvertreib gewährt vielleicht das Nachdenken über die folgenden Scherzfragen: »Warum lässt die Südbahn den 8 Uhr 15 Früh-Eilzug in Breitenstein halten, wo bloß ein einziger Passagier zeitweilig ein- oder aussteigt? (Weil dieser Passagier der den Südbahndirectoren befreundete Herr Generalconsul Doret ist). Warum hält der Semmering-Express in Küb, wo nur Bauern wohnen? (Weil dort zwei Oberinspectoren der Südbahn ihre Sommerfrische haben). Warum lässt man die besten Schnellzüge durch Payerbach durchfahren? (Weil man die Hôtels von Payerbach und Reichenau etc. zu Gunsten des Südbahnhôtels auf dem Semmering schädigen will). Warum stellt die Südbahn ihre Hôtelier-Interessen denen der gesammten Bevölkerung voran? (Weil sie eine Schandbahn ist und weil man sich derlei nur in Oesterreich gefallen lässt).

Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Nein, der Kampf ist nicht eingestellt. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' freilich antworten sie einander nicht mehr. Daran ist die ‚Fackel' schuld. Es war auch zu ärgerlich: die Leute wollten weder Pötzl noch Bahr mehr ordentlich lesen, und sie durchflogen bloß Herrn Pötzl's Feuilletons, um Angriffe auf Herrn Bahr zu suchen, durchflogen Herrn Bahr's Feuilletons, um Angriffe auf Herrn Pötzl zu suchen. Aber wozu hat denn die Steyrermühl zwei Blätter? Lesen Sie doch die ‚Oesterreichische Volkszeitung'! Da schlägt jetzt Herr Bahr jedesmal zurück, wenn Herr Pötzl im ‚Neuen Wiener Tagblatt' losgeschlagen hat. Neulich reproducierte Herr Pötzl in einem »Houdec« betitelten Feuilleton eine Kalender-Textseite aus der Secessions-Zeitschrift ‚Ver sacrum' und machte sich über die Unleserlichkeit der Buchstaben lustig. Und Herr Bahr erwiderte in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' vom 7. Jänner pünktlich: »Wunderschön finde ich die Kalendarien und Umrahmungen von Roller. Die Buchstaben und die Ziffern

sind allerdings in den Postbücheln lesbarer, denen ja ihr Publicum nicht genommen werden soll«. So geht's Schlag auf Schlag, und es ist jammerschade: Die Deutschen kommen über dem ewigen Unfrieden nicht dazu, froh zu sein, daß die Steyrermühl zwei solche Kerle hat. Heiter ist nur das kleine Missverständnis, daß Herr Pötzl an eine Ausschreitung, Herr Bahr an eine rühmliche Leistung der Moderne glaubt, wo Einer eine unleserliche Zierschrift zustande gebracht hat. Aber mittelalterliche Mönche haben ihre Codices mit weit weniger leserlichen Zierschriften geschmückt, und kein wirklich moderner Mensch würde eine so wenig leserliche erfinden wie Herr Roller.

,Zeit'-Genosse. Herr Salten ist für »Beobachtungen« engagiert. Und alle, die er macht, gefallen ihm. Sechsmal dreht und wendet er jede, hält sie ans Licht und tritt mit ihr vor den Spiegel. Wenn er die Haltung der Gräfinnen auf dem Hofball nach der kaiserlichen Ansprache beschreibt, kommt er sich sogar wie ein Psycholog vor. Und erst die »Stimmungsbilder« aus dem Parlamentsleben! Mit einem, zwei Strichen ist hier das Wesentliche des Individuums erfasst: »Früher trug er (der Abgeordnete Choc) sein Haar in der Mitte gescheitelt. Der einzige Grund, aus welchem er das nicht mehr thut, ist, weil er hier wenig Haare mehr hat. Der Scheitel ist geblieben, aber, früher wohl nur ein schmales Gässchen, das sich weiß durch die dunkle Fülle zog, ist er jetzt eine breite Straße geworden, die über die schimmernde Glatze zu einem Stirnschöpfchen zieht, das wie ein Tintenfleck einsam vorn liegt.« Ist das nicht tief? Weniger glücklich fiel die Beschreibung des im Couloir schlafenden Herrn Noske aus: »Ach, er ruht hier wie ein Symbol auf die letzten Arbeiten seiner Partei.« Ein Symbol auf? Worauf hinauf?

Antisemit. Die der Gesinnung angepasste und dennoch allen geschäftlichen Anforderungen entsprechende Musternotiz des ,Deutschen Volksblatt', die ich in Nr. 126 citierte, hat beifälligste Aufnahme gefunden? Sie war wirklich ein Cliché. Aber eben darum wäre vielleicht die Vermuthung unrichtig, daß schon diesmal ein directer Auftrag der jüdischen Firma an das antisemitische Blatt vorhergegangen ist. Gegen solche Missdeutung hat sich nun freilich nicht das Blatt, sondern die Firma verwahrt. Der k. u. k. Hoftapezierer Herr Sigmund Jaray (nicht zu verwechseln mit Sandor Jaray; schreibt orthographisch) richtete eine Zuschrift an mich, in der er versichert, daß er der Notiz im ,Deutschen Volksblatt' »Ein neuer Staubreinigungsapparat« vollständig fernsteht und von ihr selbst überrascht war. Der Redacteur des ,Deutschen Volksblatt' habe die Erfindung offenbar für sehr gut befunden, und »aus dem Widerstreite dieser Erkenntnis«, bemerkt Herr J., »mit seinen Empfindungen gegen unsere Person entstand wohl der citierte, allerdings sehr eigenthümliche Artikel.« Es war also bloß ein ballon d'essai, wie man jüdische Reclame mit antisemitischer Pointe herstellen könne, bloß ein Mahnruf an die andersgläubige Geschäftswelt, sich nicht vor der antisemitischen Tendenz bange machen zu lassen. Man berichtet mir, daß schon vor drei oder vier Wochen ein ganz ähnlicher Mahnruf er-

klungen ist: Ein Artikel habe mit der Mittheilung einer behördlichen Beanständung gewisser Speisefette begonnen und sich dann eingehend mit der Widerlegung dieser marktpolizeilichen Ansicht und mit der Lobpreisung der Fette »Kunerol« und »Laureol« befasst.

Psychiater. Die ‚Zeit' schreibt am 9. Januar: »In der Angelegenheit des Erzherzogs Leopold Ferdinand ebenso wie in der Affaire der Kronprinzessin von Sachsen ist eine entscheidende Wendung seit dem Tage eingetreten, an dem wir eine authentische Darstellung der Begebenheiten veröffentlichten. . . . Unsere mit wichtigen Documenten belegte Darstellung hat zur Folge gehabt, daß man sich an den entscheidenden Stellen mit dem Gedanken einer möglichst raschen und lautlosen Abwicklung der beiden peinlichen Affairen beschäftigt.«

Habitué. Recept: Man nehme alles, was in der ‚Fackel' je an Leistungen der die schlimmsten antisemitischen Instincte aufpeitschenden Concordiaclique aufgezeigt war, man nehme die schmalzigste Begeisterung, und man erhält den richtigen Eindruck von dem Treiben, das sich vor, während und nach der Première der Grünfeldschen Operette abgespielt hat. Ihre »ausgelassene Fröhlichkeit« — Gänsefett wird bekanntlich immer »ausgelassen« — priesen die einen: die Kritik, in einen Abgrund von Langeweile starrten die anderen: das Publicum. Und während die Kritik in den höchsten Trillern der Verzückung schwärmte, constatierte das Publicum, daß hier ein Operettenconsortium es zum erstenmal verstanden hat, Girardi's Kunst zu lähmen, die doch sonst stets noch den letzten Schmarren belebt hatte. Der vortreffliche Walzerpianist, aus dem die versippte Presse schon vor seinem fünfzigsten Geburtstage und »bis in hundert Jahr'« einen Musikheros machen wollte, bleibt trotzdem der »Liebling der Wiener« und nicht bloß der Liebling der Wiener Bankdirectoren, denen er so oft in träumerischem Spiel über die Verdauungsbeschwerden hinwegzuhelfen verstanden hat. Und dennoch, die Begeisterung der Clique klingt so clichéhaft, daß der Kenner sie nicht als Bestätigung eines Erfolgs, sondern als Entschädigung für einen Misserfolg empfindet. Das war schon zu »Adam und Eva«'s Zeiten so, als man Herrn Julius Bauer, auch einen Liebling der Wiener und Verdauungshumoristen, für die bevorstehenden fünfzig leeren Häuser trösten wollte. Die rituelle Ceremonie der liberalen Kritik darf zumal einem Alfred Grünfeld nicht vorenthalten bleiben. »Nein, nur nicht mäkeln«, bekennt der Chorjunge des ‚Neuen Wiener Journal' aus gepresstem Herzen, »Es hieße sonst Tempelschändung treiben«. »Auf der Bühne«, versicherte er, »thürmten sich die Lorbeerkränze und Blumenkörbe, und aus dem zum Brechen vollen Hause stürmte ihn der Applaus immer wieder vor die Rampe. Wir grüßen dich, Alfred!« Ach ja! Zum Brechen!

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit der Nr. 126 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung ersucht, den der vorliegenden Nummer beigeschlossenen Erlagschein zu benützen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 126, Anfang Jänner): Orakelsprüche. Von Joseph Schöffel. — Culturelle Anregungen. — Die Finanz-Zeit. — Beleidigung und Interview. — Presse und Hof. — Antisemitische Judenreclame. — Liebe Fackel! (Ein Satzmonstrum). — Antworten des Herausgebers (Der Interviewer als Beichtvater; Die neue Zeitung; Regierungsdeutsch; Strohmännerwirtschaft; Die negative Bedeutung des Dichters Holzer; Die Wirrsale der ‚Zeit'; Die Sensationen der ‚Zeit'; Klein-Schottenring; Ein interessanter Fall von Schwachsinn). — Berichtigung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 128 Erschienen am 31. Jänner 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 128 | WIEN, ENDE JÄNNER 1903 | IV. JAHR

Niemand bekennt sich zu einer strengeren Auffassung von den Pflichten der Journalistik als ein Wiener Zeitungsherausgeber, dessen Concurrent sie verletzt hat. Gegebenen Falls kann selbst ein Lippowitz oder Isidor Singer zum Schwärmer für »Discretion«, das heißt für die Verpflichtung der anderen Blätter werden, die Nachrichten, welche das ‚Neue Wiener Journal‘ oder die ‚Zeit‘ nicht zu ergattern vermochte, zu verschweigen. Unbedenklich mag man die Dessous von Schauspielerinnen beschnüffelt und das Vorleben des Fräuleins Adamovics durchstöbert haben und dennoch bedenklich den Kopf schütteln, wenn ein Anderer Mittheilungen von öffentlichem Interesse der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten will. Aber »Discretion« kommt von »discernere« und könnte dieser Etymologie zufolge definiert werden als die Fähigkeit, zu unterscheiden; beim Journalisten: zwischen privatem und öffentlichem Interesse zu unterscheiden. Und nichts ist lächerlicher als die von der ‚Zeit‘ und der Wiener antiliberalen Presse getheilte Entrüstung über die »Indiscretion« des Herrn Siegmund Singer, Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ in Budapest, der neulich die ihm zweifellos behufs Veröffentlichung mitgetheilten militärischen Forderungen des Grafen Apponyi auch wirklich veröffentlicht hat. Unbestreitbar ist das Interesse der österreichischen Oeffentlichkeit an den Bestrebungen, einen Theil der gemeinsamen Armee zu magyarisieren, unbestreitbar, daß dem Vertreter eines österreichischen Blattes das Ethos seines In-

formators so gleichgiltig sein durfte, wie ihm die Information werthvoll war. Auch den ‚Národní Listy‘ und der ‚Zeit‘ hat jüngst kein Vernünftiger verargt, daß sie die Koerber'schen Sprachengesetzentwürfe, deren Geheimhaltung von czechischen und deutschen Abgeordneten zugesagt worden war, als sie ihnen ausgeliefert wurden, veröffentlichten; und nur das österreichische Abgeordnetenhaus wird zu erwägen haben, ob nicht, nachdem dies geschehen, die beiden czechischen Abgeordneten, welche der Redaction der ‚Národní Listy‘ angehören, und der von der ‚Zeit‘ engagierte Abgeordnete Dr. Lecher als unsichere Cantonisten zu betrachten und von den Wahlen in die Delegationen und in sonstige Ausschüsse, welche vertrauliche Mittheilungen (namentlich über Armeeverhältnisse) zu empfangen pflegen, auszuschließen sind. In Ungarn hat sich, da Herr Siegmund Singer seinen Austritt aus der liberalen Partei anmelden mußte, der Informierte für den Informator geopfert, nicht aus Edelmuth, noch im Bewußtsein eines Verschuldens, sondern lediglich in der Zuversicht, daß Herr v. Szell seinem »Bereitwilligen, Getreuen und Diener«, wie er sich öffentlich nennt, das Opfer reichlich lohnen wird.

Aber die ‚Neue Freie Presse‘ ist durch die willkommene Gelegenheit, sich als verfolgte Unschuld aufzuspielen, übermüthig gemacht worden, und weil ihrem Siegmund Singer einmal fälschlich eine Incorrectheit vorgeworfen ward, möchte sie uns glauben machen, der Budapester Correspondent und sie selbst seien allzeit tadellos correct. Mit breitem Behagen druckt sie das von Herrn v. Szell ausgestellte Wohlverhaltenszeugnis ab und protzt mit der Versicherung des ungarischen Ministerpräsidenten, daß er von keinem Heller einer der ‚Neuen Freien Presse‘ von der ungarischen Regierung gezahlten Subvention wisse und daß er von einer »hochwichtigen österreichischen Zeitung« gar nicht erwarte, sie werde im Interesse

Ungarns schreiben. Als ob jemals eine Regierung die ausländischen Spione, die sie besoldet, dem Ausland denunciert hätte, und als ob Herr v. Szell seine Verbindung mit der ‚Neuen Freien Presse' nicht um so geflissentlicher leugnen müßte, je enger sie bekanntlich ist. Bürgt doch das Lob, das Herr v. Szell dem ihm »seit einem Vierteljahrhundert als durchaus correcten Menschen bekannten« Herrn Siegmund Singer gezollt hat, die Anerkennung, die er dessen »großen Verdiensten um die culturellen und nationalen Interessen Ungarns« reichlich spendete, für den unerschütterten Bestand jenes Verhältnisses zur Fichtegaßlerin, dessen Pflege seit Tisza zu den heiligsten ungarischen Regierungstraditionen gehört. Ist Herr Siegmund Singer wirklich nur aus Ueberzeugung und ohne Lohn 25 Jahre lang der Bereitwillige, Getreue und Diener jedes ungarischen Ministerpräsidenten gewesen? Der beschränkteste Lakaiengeist vermag noch zwischen verschiedenen Herren zu unterscheiden; aber der Budapester Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' hat mit einer Charakterfestigkeit sondergleichen immer seinem jeweiligen Herrn angehangen, und die Bände der ‚Neuen Freien Presse' bewahren die Erinnerung daran, wie Herr Siegmund Singer um die Jahreswende 1898/1899, als sich die klügere Wiener Redaction bereits von dem Baron Banffy losgesagt hatte, bis zum Aeußersten mit dem Mann gieng, der damals außer der Macht über den Reptilienfonds keine andere mehr besaß. Am 6. Januar 1899 trat die ‚Neue Freie Presse' im Leitartikel dafür ein, daß die liberale Partei Ungarns einem Compromiss mit der Opposition die Person des Baron Banffy opfere. Auf der zweiten Seite des Blattes aber meldete Herr Siegmund Singer: »Die der Regierung nahestehenden Kreise und die meisten Abgeordneten der Opposition erklären mit einer durch nichts zu erschütternden Bestimmtheit, daß von einem Compromisse insolange nicht die Rede sein könnte, als

der Ausgangspunkt desselben der sofortige oder demnächstige Rücktritt des Ministerpräsidenten Baron Banffy ist«. Und tags darauf (7. Januar 1899) berichtete er: »Das Hauptorgan der Obstructionspartei erklärt in seiner heutigen Ausgabe, daß von einem Compromisse mit Baron Banffy überhaupt nicht die Rede sein könne, da die Opposition mit dem Ministerpräsidenten nicht verhandeln wolle. Auch diese Erklärung ist nicht ernst zu nehmen, denn die Aeußerungen dieses Blattes werden von seinen politischen Hintermännern nicht immer ratificiert«. Ja noch am 8. Januar, als Baron Banffy mit der stricten Weisung, ein Compromiss und seine Demission vorzubereiten, aus Wien nach Budapest zurückgekehrt war, versicherte Herr Singer, nach unbedingt verlässlichen Informationen sei »die Stellung des Ministerpräsidenten Baron Banffy nach oben unerschüttert«. Bis endlich, als letztes von allen Wiener Tagesblättern, die ‚Neue Freie Presse' am 12. Januar 1899 aus Budapest dahin informiert ward: »Der Rücktritt des Ministerpräsidenten wird von allen Fractionen der Opposition als der unerlässliche Ausgangspunkt aller Verhandlungen betrachtet« .... Herr Siegmund Singer hat bei jedem Ministerwechsel in Ungarn dieselbe Rolle wie im Januar 1899 gespielt; bis zum letzten Tage ist er mit jeder Regierung, vom ersten an ist er jedesmal mit ihrer Nachfolgerin gegangen. Und ein Zeugnis des Herrn v. Szell über Herrn Siegmund Singer werden wir erst gelten lassen, wenn der ungarische Ministerpräsident Apponyi heißen wird: Dann wird Herr v. Szell Herrn Singer um einige Jahre länger und umso genauer kennen, weil dann Herr Singer Herrn v. Szell nicht mehr kennen wollen wird.

†

* * *

Der liberalen Presse bereitet die Uebernahme kaiserlicher Repräsentationspflichten durch den Thronfolger sichtliche Verlegenheit. Daß Erzherzog Franz Ferdinand mit Herrn Gregorig auf dem Ball der Stadt Wien ein politisches Gespräch geführt haben soll, wäre das Geringste. Aber die unpolitischen Ansprachen auf dem Industriellenball! Die primitivste Auffassung loyaler Pflichten gebietet, einen erzherzoglichen Ausspruch nicht höher als mit drei Gulden für die dreimal gespaltene Zeile zu berechnen, wenn bei Kaiserworten die Taxe von fünf Gulden üblich war. In den Administrationen der Wiener Großpresse brach eine Panik aus, als die Nachricht einlangte, der Monarch bedürfe der Schonung und habe den Erzherzog mit seiner Vertretung beauftragt. Wie resigniert klingt die Erzählung der ‚Neuen Freien Presse‘: »Bei Herrn W. G., Gesellschafter der Firma Würzl & Söhne, erkundigte sich der Erzherzog nach den Exportverhältnissen in Reiserequisiten und meinte: ‚Ich bin ja eine treue Kunde von Ihnen‘«. Und wie schlampig das stilisiert ist! Natürlich hat der Erzherzog gesagt, er sei »ein treuer Kunde« der Firma. Ein wenig genauer ist das ‚Neue Wiener Tagblatt‘. Es hat, da das Geschäftliche nur geringe Ausbeute versprach, den Revolver ins Korn geworfen und dafür die Flinte aufgehoben. Es hält sich an die jagdsportlichen Gespräche des Erzherzogs, die sein Reporter erlauscht hat. »Meinem Bruder«, habe der Erzherzog zu Herrn Anton Dreher bemerkt, »that es leid, daß er zu Ihrer Jagd nicht kommen konnte; er wollte zu Ihnen, doch war bei Ihnen auf Tordas alles eingeschneit.« Aber wir erfahren noch Interessanteres. Der Erzherzog »erkannte« den Präsidenten des Niederösterreichischen Gewerbevereins, Herrn Denk, »als Herausgeber der ‚Mittheilungen des Wiener Jagdclub‘ und war erfreut über die ausgezeichnete Abbildung seines zweitausendsten erlegten Hirsches. Er nahm mit Vergnügen zur Kenntnis, daß Herr Denk in seinem Reviere die

Hirsche füttere, welche aus der Au des Erzherzogs ins Hainburger Gebirge hinüberwechseln. Der Erzherzog fragte, wie Herr Denk nach Hainburg fahre. Herr Denk erwiderte: ‚Mit der Knöpferlbahn über Bruck, 42 Kilometer in drei Stunden.'« Die Fortsetzung des Gesprächs, die sich auf die berufliche Thätigkeit des Herrn Denk bezog, hat die Herren nicht sonderlich interessiert, und wenn man den Bericht des ‚Neuen Wiener Tagblatt' mit dem der ‚Neuen Freien Presse' vergleicht, so weiß man weniger, als wenn man keines der beiden Blätter gelesen hätte. Dort heißt es: »Sodann dankte der Erzherzog Herrn Denk für das übersendete Referat über einen kürzlich im Gewerbeverein über das Consularwesen im Orient gehaltenen Vortrag.« Hier wird betheuert: »Der Erzherzog hatte ein von ihm veranlasstes und ihm vorgelegtes Referat über diese Fragen dem Vereine zur Begutachtung zugesendet, und Präsident Denk sprach dafür den Dank des Vereines aus.« Das ‚Neue Wiener Tagblatt' behauptet also, Herr Denk habe das Referat gesendet und der Erzherzog habe gedankt, die ‚Neue Freie Presse' dagegen, der Erzherzog habe es gesendet und Herr Denk habe gedankt. Man merkt, die Herren haben diesmal auf eigene Faust, ohne die sichere Directive der Administration gearbeitet. Sie thaten so, als ob sie zum Vergnügen auf dem Industriellenball und dem Ball der Stadt Wien gewesen wären, und hielten sich an die Toiletten der Damen unseres Hochadels: Frau v. Biedermann-Turony, Frau v. Redlich (»ganz mit Diamanten gestickt«, ruft die ‚Neue Freie Presse') und Frau Eisner v. Eisenhof . . . Nein, mit dem Debut des Erzherzogs sind sie nicht einverstanden. Und da ein freimüthiges Aussprechen dessen, was die Herzen bedrückt, verpönt ist, registrieren sie wenigstens beifällig die Thatsache, daß sowohl beim Eintritt wie beim Abgang des Thronfolgers die Musik »Gott erhalte . . .« gespielt hat.

* * *

Der Unterrichtsminister wird neue Ausreden ersinnen müssen. Auf die Denkschrift der Wiener philosophischen Facultät hat er im Parlament mit der Herzählung der Verdienste geantwortet, die er sich um die medicinische Facultät erworben habe. Und jetzt hat der akademische Senat, unter dem Vorsitze des Chirurgen Gussenbauer, eine Denkschrift ausgearbeitet, die eindringlich die Vernachlässigung aller Facultäten und besonders der medicinischen schildert. Was wird Herr v. Hartel antworten? Der akademische Senat hat ihn mit einer boshaften Höflichkeit behandelt: er lässt dem Unterrichtsminister die Ausrede auf das Gehaltsgesetz und den Finanzminister, aber er zeigt auch sogleich, daß sie nicht gilt. Denn nicht das Gehaltsgesetz, sondern seine Durchführung, die ununterbrochen in Herrn v. Hartels Hand — als Sectionschefs und Ministers — gelegen hat, trägt am Verfall der Wiener Universität Schuld. Und wenn man selbst glauben wollte, der Finanzminister habe Herrn v. Hartel gehindert, seine Pflicht gegenüber der Wiener Universität zu thun, wenn es selbst denkbar wäre, daß Herr v. Hartel von demselben Finanzminister, der ihm 100.000 Gulden für Deckengemälde in der Universitätsaula bewilligte, ein paar hundert Gulden nicht erlangen konnte, derentwegen man seinerzeit den ersten Physiologen und später den ersten Physiker Deutschösterreichs nach Deutschland ziehen ließ: so beweist der akademische Senat, wie leicht die Abhängigkeit des Unterrichtsministers vom Finanzminister gelockert werden kann. Nur dürfen die Vertreter der naturwissenschaftlichen Disciplinen nicht glauben, daß die Unabhängigkeit eines Ministers, den auch die Abhängigkeit nicht gehindert hat, der Archäologie sehr bedeutende Summen zuzuwenden, moderneren Fächern zugute kommen würde. Das stärkste Hindernis für den Aufschwung der naturwissenschaftlichen Studien in Oesterreich ist Herrn v. Hartels tiefwurzelnde

Ueberzeugung, daß es in den beschreibenden Naturwissenschaften hauptsächlich auf die Kenntnis der lateinischen Namen ankommt. Und man glaube nicht, daß Herr v. Hartel für die Medicin nichts thun will. Stehen ihm nur erst ausreichende Geldmittel zu Gebote, so wird er sie sicher für die Herstellung musterhafter Ausgaben der medicinischen Schriften des Alterthums verwenden. Statt Denkschriften zu verfassen, sollten die Universitäten um Herrn v. Hartels Rücktritt petitionieren. Was nützt es, dem Unterrichtsminister den Text zu lesen, wenn er nicht lateinisch oder griechisch ist?

+

* * *

Der Concurrenzkampf der Wiener Zeitungen wird immer heftiger, und das Publicum weiß nicht mehr, was es mit den Ballen bedruckten Papiers, die ihm täglich unentgeltlich ins Haus zugestellt werden, anfangen soll. Trotz wiederholten, immer energischeren Ablehnungen, so klagen Briefschreiber, werde ihnen die ‚Zeit‘ seit Wochen vor die Thüre gelegt und unaufhörlich würden sie in Circularen bestürmt: »Lesen Sie nur! Sie werden schon...« Jetzt komme noch das ‚Neue Wiener Journal‘ dazu, künde in einem vom 21. Januar datierten Rundschreiben an, man werde es bis Ende Februar »völlig gratis« erhalten und es sei überzeugt, daß man bald »zu der großen Zahl seiner Freunde zählen« werde. Ob man sich denn eine so schmähliche Zumuthung gefallen lassen müsse? Den Briefschreibern ist nicht zu helfen. Eine Ehrenbeleidigung im strafrechtlichen Sinn ist die Verdächtigung ihres guten Geschmacks, die sich die Herren Singer und Lippowitz erlauben, nicht, und unter dem Schutze unzulänglicher Gesetze dürfen Zeitungsherausgeber jedem das Kehren vor der eigenen Thür dadurch erschweren, daß sie dort ihren Mist abladen. Zum Glück aber beginnt neuestens in Wien eine

Gepflogenheit einzureißen, die dem Publicum die Mühe, erst einen Berg von Zeitungen hinwegzuräumen, ehe man die Wohnung verlässt, nicht wenig erleichtert. Die Zuträger einer Zeitung fungieren nämlich zugleich als Abträger der anderen. Die ,Zeit' ist bekanntlich zuerst daraufgekommen, daß ein Zeitungsausträger des ,Neuen Wiener Tagblatt' ihre Nummern von der Thüre eines Abonnenten zu stehlen pflegte, und ihre Aufregung über diese Verringerung ihres Absatzes steigerte sich zu der Ueberzeugung, sie habe es mit einer Verschwörung der Administrationen zu thun und mit einem planmäßigen »Kampf gegen die ,Zeit'«. Der Austräger ward verklagt und seine Verurtheilung jubelnd verkündet. Aber während die Herausgeber der ,Zeit' ein Exempel statuierten, scheinen die Austräger der ,Zeit' beschlossen zu haben, ein Exempel zu befolgen. Einer von ihnen wurde neulich mit Arrest bestraft, weil er hartnäckig das ,Neue Wiener Journal' von den Thüren der Abonnenten stahl und die löbliche Absicht, die Verbreitung der periodischen Schandlectüre zu verringern, dadurch discreditierte, daß er das ,Neue Wiener Journal' durch Exemplare der ,Zeit' ersetzte. Nach dem Beispiel, das die ,Zeit' gegeben, hätte jetzt Herr Lippowitz von einer Verschwörung, die Herr Isi Singer angezettelt, reden dürfen. Aber es wäre Ueberhebung, wollte ein einzelner Zeitungsherausgeber glauben, daß die Austräger der anderen Blätter es just auf das seine abgesehen haben. Die Klagen über gestohlene Blätter jeder Parteifarbe laufen neuestens von allen Seiten ein, und es ist offenbar, daß man es mit einer besonderen Form von Kleptomanie zu thun hat, die epidemisch unter den Austrägern der Tagesblätter auftritt und nachgerade zu einer ständigen Erscheinung im Wiener Zeitungskampf sich herausbildet. Wer zuletzt kommt, bleibt in diesem Kampfe Sieger, und durch das Guckloch sehen die Stubenmädchen zu, wie Blatt nach Blatt jede Viertelstunde vor die Wohnungsthür ge-

legt wird, um in der nächsten wieder entfernt zu werden. So wird es der ‚Zeit' vielleicht doch gelingen, eine Reform im Wiener Zeitungswesen anzubahnen. An ihrer schlechten Administration, die an der verspäteten Zustellung die Schuld trägt, werden sich die übrigen Blätter ein Beispiel nehmen müssen, wenn sie sich nicht damit begnügen wollen, schließlich nur mehr den Austrägern der ‚Zeit' zur Lectüre zu dienen.

Aber der Blätterdiebstahl kann auf die Dauer den Zeitungen, die doch von ihrem Absatz nicht leben können, nicht genügen, und wichtiger als der Leserfang ist es, einander die Inserenten wegzufangen. Hier dürfte wirklich von einer Verschwörung die Rede sein, und deren Opfer ist das ‚Neue Wiener Tagblatt', das mit seinem zum Bersten vollen »Kleinen Anzeiger« den Neid aller Administratoren erweckt. Lippowitz ist zuerst auf die Idee verfallen, den Inserenten des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ein »kostenloses« Inserat im ‚Neuen Wiener Journal' — nur gegen eine kleine »Einschreibgebür« — anzubieten. Und jetzt erhält das »bessere Stubenmädchen«, das Sonntags eine Annonce in das Steyrermühlblatt einrücken ließ, bereits am Dienstag eine Zuschrift des vornehmen ‚Fremdenblatt', in der es zur Einschaltung seines Inserats zum billigen Preise von 80 Hellern aufgefordert wird. Wenn es so weitergeht, werden wir bald im »Kleinen Anzeiger« den bisher nur bei den Inseraten von Actiengesellschaften üblichen Vermerk auftauchen sehen: Nachdruck wird nicht honoriert!

†

* * *

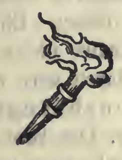
»Der Justizminister hat den Ministerrath verständigt, daß er eine Action gegen die pornographischen Witzblätter vorbereite, und er hat gleichzeitig die Maßregeln bekanntgegeben, die er gegen die Herausgeber und Autoren dieser gegen die guten Sitten verstoßenden Publicationen ergreifen will. Vor allem wird dem Parlament unverzüglich eine Aenderung der hierauf bezüglichen

Paragraphen des Strafgesetzes vorgelegt werden. Gleichzeitig sollen die Staatsanwälte verständigt werden, daß jene illustrierten Blätter, die anstößige Illustrationen enthalten, in den Zeitungskiosken und Magazinen der Zeitungen saisiert werden können. Den Zeitungskioskbesitzern wird mitgetheilt, daß ihnen die Ausstellung von Zeitschriften, die auf der Umschlagseite mit einer anstößigen Illustration geschmückt sind, untersagt ist. Der vorzulegende Gesetzentwurf setzt Gefängnisstrafen von einem Monat bis zu einem Jahre fest und Geldbußen von 100 bis 5000 Francs.«

In Paris!

»Die Staatsanwaltschaft hat gegen zwei große Blätter die Anklage wegen Verletzung der Sittlichkeit erhoben. Den Grund des strafgerichtlichen Verfahrens bildet die Aufnahme von Inseraten, die vermittelst Umkehrung von Buchstaben obscöne Worte und Vorschläge zum Ausdruck bringen. Weiter hat ein großes Tagblatt den Redacteur eines Concurrenzblattes beim Civilgericht auf Schadenersatz belangt. Das klagende Journal beschuldigt den Redacteur, unsittliche Inserate bei ihm eingeschmuggelt zu haben, um dann im Namen der beleidigten Moral einen Feldzug eröffnen zu können.«

In Paris!



Herr Baron Haas, für dessen dramatisches Schaffen die Wiener Journalistik seit jeher eine Vorliebe hatte, weil man bekanntlich in den Zwischenacten seiner Stücke auch gratis essen kann, ist kürzlich interviewt worden. Ein Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal' war bei ihm und schildert ihn begeistert als einen Grandseigneur, der Kunst und Wissenschaft pflege, während seine »Standes- und Vermögensgenossen« sich mit Ballet und Variété abgeben. Nun, über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten, und die Frage, wer sich um sein Zeitalter größere Verdienste erwirbt: Der eine gute Ballerine aushält oder der ein schlechtes

Stück schreibt, ist noch nicht endgiltig entschieden. Sicherlich wäre auch gegen die Passionen des Freiherrn v. Haas nicht das geringste einzuwenden, wenn sie in demselben Maß eine Angelegenheit des Privatlebens blieben, wie die Beziehungen seiner Standesgenossen zu Ballet und Variété. Das sind sie aber leider nicht, und auch die Hoffnung, das ‚Neue Wiener Journal' werde, wenn es schon berufsmäßig galante Affairen zum Gegenstande publicistischer Erörterung macht, wenigstens den dramatischen Drang des Herrn v. Haas discret behandeln, hat sich nicht erfüllt. Im Gegentheil! Der Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal' sucht Herrn v. Haas eigens auf, plaudert mit ihm über die Methode seines Schaffens und lässt hoch das Lied von dem braven Mann klingen, der Jäger und Automobilist, ein Chemiker und ein Schauspieler, ein Dichter und ein Held sei. Also ein bischen Aufgeschnittenes, womit sich diese dankbaren Pressgemüther für die belegten Brötchen jener denkwürdigen Carltheateraufführung noch heute revanchieren zu müssen glauben. Schon der Anfang des Berichtes, die Schilderung des »prächtigen Palastes mit solider Freitreppe«, zeugt von dem Wohlwollen des Besuchers. O diese Journalisten! Wenn sie in ein besseres Haus kommen dürfen, benützen sie natürlich die Frei treppe. Und wenn sie oben sind, nennen sie den Hausherrn dankbar einen Dichter. Dem Baron Haas gibt man diesen Ehrentitel schon aus dem Grunde, weil er »es durchaus nicht nöthig hat, Tantièmen zu beziehen«. Aber gerade dadurch wird er umso interessanter. »Was treibt einen freien, unabhängigen, unbescholtenen Menschen zum Schreiben?«. Das kann ein Redacteur des ‚Neuen Wiener Journal' nicht fassen! Frei und unabhängig, das gienge noch; aber — unbescholten!? Herr v. Haas gibt eine befriedigende Erklärung: »Ich schreibe, wenn sich mir eben eine Zeit bietet und wenn ich durchaus nichts Anderes im Kopfe habe . . .« »Der Februar ist zum Dichten der beste Monat, denn da ist die Jagd vorüber, die Ballsaison und die Gesellschaften hat man auch schon satt. Was thut man also am Vormittag? Man denkt und schreibt, das Wetter ist schlecht, ausgehen kann man nicht, ich bin also dazu bemüßigt.« . . . »Was könnte ich sonst in meiner freien Zeit thun? Tarokspielen! . . . Das erscheint mir langweilig . . . da schreibe ich doch lieber.« Jetzt also wissen wir, wie der Freiherr

Philipp v. Haas zum Dichter ward, und es bleibt uns nichts übrig als die Hoffnung, daß uns der liebe Himmel andauernd gutes Wetter schenke.

* * *

Daß einer öffentlich mit seiner Zudringlichkeit protzt, ist gewiss eine Erscheinung, die selbst in Wiener Literaturkreisen nur selten beobachtet wird. Herr Rudolph Lothar rühmte sich neulich, einen Lästigkeitsrecord erzielt zu haben, der noch nicht erlebt ward, seit der Verkehr mit den Interjuifs die Reiseunbequemlichkeiten fremdländischer Künstler vermehren half. Der alte Coquelin, der nach Jahren wieder einmal in Wien gastiert hat, mag sich für seine freien Stunden sicherlich eine andere Sehenswürdigkeit erhofft haben als Herrn Rudolph Lothar. Aber es sollte nicht sein. Coquelin hat von Wien nichts als Lothar gesehen. Wir wissen es aus dem Munde dieses Herrn selbst, und er hat gewiss nicht übertrieben. Wie das kam? Sehr einfach. »Coquelin sitzt behaglich vor seinem Toilettentischchen«. Auf einmal beginnt er »mit den Aeuglein zu zwinkern, das mollige Kinn tritt vor, die Nase bläht sich und das ganze Gesicht wird Ein Lachen«. Kein Zweifel, er hat Rudolph Lothar erblickt. Der alte Mime »hat gestern noch in Prag gespielt, ist die ganze Nacht hindurch gereist, und jetzt ist Nachmittag und er soll auf die Bühne.« Aber das geniert Herrn Lothar nicht. Coquelin ist müde, Lothar ist es nicht. Er hat eben erst den chinesischen Gesandten, ein Wunderkind und den Confectionär Gerngroß interviewt — er wird auch noch mit dem alten Coquelin fertig werden. Der sieht, daß es ernst wird, verliert alle Munterkeit und trachtet zu entwischen. Gleich wird der Inspicient das Zeichen geben, »Coquelin-Mascarille setzt die rothblonde Perücke auf und zupft sich sein Spitzenvorhemd zurecht«. Aber schon beginnt auch Lothar zu zupfen und an den Künstler die Frage nach seiner Weltanschauung zu stellen. Der Alte, sichtlich gereizt, »nimmt seinen hohen weißen Stock«. Der Besucher fasst diese Geste irrthümlich als Einladung zum Spazierengehen auf, und seiner suggestiven Kraft gelingt es, den berühmten Schauspieler von seiner ursprünglichen Absicht, auf der Bühne des Carltheaters weiterzuspielen, vorläufig abzubringen. Die Collegen warten un-

geduldig, das technische Personal wird zusehends nervöser, das Publicum beginnt zu murren. »Wir gehen noch eine Weile Arm in Arm leise sprechend auf der Hinterbühne auf und ab«. Was Coquelin flüsterte? »Lieber Lothar, ich bitte Sie, nur hier nicht!« »Suchen Sie mich im Hôtel auf, dort sage ich Ihnen alles über den deutschen Kaiser, über Maeterlinck und über die Comédie française!« »Loslassen, oder ich schrei!« Aber Lothar lässt nicht los, und Coquelin muß Rede und Antwort stehen. Endlich sieht jener ein: Mascarille »muß in die Sänfte steigen, denn die Preciösen erwarten ihn schon«. Herr Lothar denkt: »Wir können warten!« und schaut sich »durch ein Loch in der Coulisse dieses unnachahmliche Bravourstück Coquelin'scher Lustigkeit an«. Einmal muß sich ja jeder Schauspieler abschminken!.... Coquelin stürzt in die Garderobe. Peinlicher Zwischenfall: Lewinsky »kommt auf einen Augenblick herein. Freude des Wiedersehens. Umarmung. Kuss.... Aber Lewinsky hat es eilig.« Lothar nicht. Und »so bleiben wir Beide bald wieder allein«. Coquelin ist fertig, setzt sich die Pelzmütze auf den Kopf und will gehen. Er hofft, draußen werden ihm die Pferde und Herr Lothar ausgespannt werden. Die Pferde wird der Meister glücklich los... »Wir schlendern gemächlich über die Ringstraße ins Hôtel«. Es dunkelt... »Am Abend, beim Diner bei einem Wiener Freunde« trifft man sich wieder, und »beim Nachhausegehen, spät Nachts, durch den fallenden Schnee, erzählt mir Coquelin noch einmal vom Kaiser«. Aber Rudolph Lothar hat »den Menschen Coquelin nie höher schätzen gelernt, als in der tactvollen und discreten Art, mit der er über diese merkwürdige Episode seines Lebens berichtet«. Ueber die weitaus merkwürdigere wird Coquelin in Paris sicherlich ebenso tactvoll und discret berichten, und er wird die Anhänglichkeit eines Wiener Schriftstellers loben, welcher er sich anfangs bescheiden erwehren wollte, und eine Beredsamkeit, der er schließlich erlag.

* * *

Kritik.

‚Deutsche Zeitung‘, 25. Jänner:

(Deutsches Volkstheater.) Lothar Schmidts dreiactige »Co-

‚Deutsches Volksblatt‘, 25. Jänner:

(Deutsches Volkstheater.) Die dreiactige Comödie »Der

mödie« »Der Leibbursch« ist wohl seit Freitags »Journalisten« das beste deutsche Lustspiel, dessen der hier Berichtende sich entsinnen kann. Die Lichter des Witzes, die Tiefe des Humors, herzerwärmende Schönheit und die aufrüttelnde Kraft wahrer Dichtung wirken in diesem Stücke auf uns ein. Es schadet nicht, daß sich das Leitmotiv der »Nora« durchdrängt; nicht auf das »Was«, auf das »Wie« kommt's ja an. Wie sich zwei grundehrliche Menschenherzen finden, sie, die 28jährige Gymnasial-Oberlehrersgattin, und er, der gerade, burschikose »Leibbursch« ihres Mannes, ist unendlich reizend geschildert. Die beiden keuschen Seelen — »des Weibes Keuschheit liegt in ihrem Leib, des Mannes Keuschheit liegt in seiner Seele« — haben längst eine Wahlverwandtschaft geschlossen; böse Kläffer verdächtigen sie des Ehebruches und sie kommen rechtschaffen zusammen. Also auch etwas »Monna Vanna«. Alles aber voll Feinheit, voll edler Sinnlichkeit. Ein verlockendes Spiel für Künstler. Lauter beste Rollen.

Leibbursch« von Lothar Schmidt ist ein höchst unerquickliches Stück. So wie der Titel ist auch alles andere in diesem Stück weit hergeholt und gekünstelt. Wir bekommen wie schon so oft wieder einmal eine jener Ehen zu sehen, die mit Ach und Krach ein Decennium währen und die in dem Augenblick ernstlich ins Wackeln kommen, in dem durch das Auftauchen eines gewissen »Er« oder einer gewissen »Sie« die Elasticitätsgrenze des Ehebandes überschritten wird ... Wir erfahren bis in die kleinsten Details, wie die beiden Gatten miteinander stehen, und so wundert es schließlich niemand, daß wir zum Schlusse noch erfahren, daß der Herr Gymnasiallehrer für Deficite seiner ehelichen Beziehungen außerhalb des Hauses Entschädigung sucht und daß die junge Frau, als sie davon erfährt, bereit ist, ihr ferneres Schicksal dem »Leibburschen« ihres bisherigen Lebensgefährten anzuvertrauen. Von einer wirklichen Handlung ist in den drei Acten wenig zu bemerken und auch die Episoden, die uns vorgeführt werden, entbehren der Originalität.

Also eine kleine Meinungsverschiedenheit. Aber bemerkenswerth ist die Disciplinlosigkeit, die neuestens in antisemitischen Presskreisen überhand nimmt. Früher wurde die Beurtheilung von Dingen des Theaters, der Kunst und der Literatur wenigstens in die Parteischablone gezwängt, und man hatte, wenn hier einheitlich geschimpft wurde, während Zeitungsjuda sich in Krämpfen der Verzückung wand, immerhin einen sicheren Anhaltspunkt für die Confession und Abstammung des Künstlers oder Schriftstellers. Jetzt ist Alles in nebelhafte Subjectivität verschwommen. Woran soll sich der antisemitische Zeitungsleser halten?

* * *

Die ‚Zeit' bringt »keine Reclamenotizen im redactionellen Theil«: das haben uns die Westeuropäer feierlich versprochen, und ihre Anhänger haben die Einhaltung des Versprechens um so zuversichtlicher erhofft, als der für Reclame im redactionellen Theil der ‚Zeit' verfügbare Raum durch die Selbstreclame, die sich das Blatt bereitet, bereits übermäßig in Anspruch genommen schien. Aber Herr Gabor Steiner ist nicht der Mann, der sich in einen Inseratentheil zurückdrängen ließe. Gibt es für ihn im redactionellen Theil keine Reclame, so verlangt er mehr: lobende Kritik. Die ‚Zeit' will seine Waschzettel, die überall als »Zuwag'« zum Inserat geboten werden, nicht abdrucken? Sei's denn! Aber dann müssen sich die Redacteure der ‚Zeit' von der Administration den Auftrag ertheilen lassen, die Waschzettel des »Orpheum« umzustilisieren, und statt der kleingedruckten Notiz, in der die Leser anderer Blätter die Antwort auf die Frage »Wer ist Phroso?« erfahren, muß dem Publicum der ‚Zeit' eine ausgewachsene »Schmucknotiz« vorgesetzt werden. »Auf Wunsch der Direction wird Phroso von nun ab zum Schlusse seiner Production vortreten, um zu zeigen, daß er wirklich lebt«, hatte Herr Gabor Steiner durch die anderen Blätter melden lassen. Die Leser der ‚Zeit' durften von dem »Wunsch der Direction« nach Reclame nichts erfahren. Aber dafür lasen sie: »Es wirkt verblüffend, wie ein Mensch mit solcher unstörbarer Lebensverleugnung einen Automaten spielen kann. Der junge Mann, der scheinbar erst in Gang gesetzt werden muß, dessen Gesten und Bücklinge plump und ckig sind, dessen Bewegungen mechanisch nachschwingen, um desto täuschender zu erscheinen, dessen Augen kalt und todt in die Luft starren, ist ein Phänomen eiserner Selbstbeherrschung. Nicht einmal das leblose Gesicht ist Maske, wie anfangs angenommen wurde. Phroso zuckt nicht mit den Wimpern, rührt keinen Muskel im Gesicht. Erst am Ende seiner Production verneigt er sich, sagt lachend: ‚Danke schön!' und tänzelt als ein netter junger Englishman davon. Phroso's Gesichtsstarre hat, obzwar sie beabsichtigt ist, etwas Pathologisches an sich.«

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Ueber das Forum, an der Cloaca maxima vorbei, führte der Weg den alten Römer, wenn er, das Heiligthum der Juno Lucina verlassend, vom Mons Esquilinus herabgestiegen war und die Schritte zum Mons Capitolinus lenkte, in ihrem Tempel die gänseumschnatterte Juno Moneta zu grüßen, die neben der Münzstätte hauste. Capitalismus und Staatsretterthum haben auch in späteren Zeiten und in anderen Ländern nahe bei einander gewohnt. Nur waren die Staatsretter längst nicht mehr harmlose Gänse, sondern gleichen eher Raubvögeln. Aber immer noch sind es übelriechende Canäle, die zwischen Capitalismus und Volksvermehrung den Zusammenhang bezeichnen. Soll das plötzlich anders geworden sein, und muß man sich entrüsten, weil Juno, die sich als »Lucina« verehren ließ, sich mit einemmale als »Moneta« zeigt? Wenn Frau Auspitz aus ihrem Hause, dem gastlichen Heim der Börsenwöchner, sich zu dem Wöchnerinnenheim begibt, dessen Bau und Erhaltung sie bezahlt hat, so bleibt sie stets dieselbe, und es ist thöricht, sich darüber aufzuregen, daß eine Finanzdame die Strohmännerwirtschaft, die in den Generalversammlungen von Banken üblich ist, in die Generalversammlung eines Wohlthätigkeitsvereines verpflanzt hat. Man frage doch die Leute, die dagegen protestieren, daß Frau Auspitz, wie's ihr beliebt, im Verein »Lucina« schaltet und waltet, was sie den hunderttausend Gulden, die Herr Rudolf Auspitz dem Wöchnerinnenheim gespendet, was sie den Tausenden von Kronen, die Frau Auspitz als Mitgliederbeiträge gezahlt hat, um ihrer Clientenschaar im Verein das Stimmrecht zu kaufen, eigentlich entgegen zu setzen haben. Ihren Eifer für die gute Sache? Aber die Sache, für die Frau Auspitz ihr gutes Geld gezahlt hat, war und bleibt die ihre, und der Erfolg, mit dem sie die Wohlthäterinrolle spielt, ist nicht von dem Urtheil derer abhängig, die sich als Statisten bei der »Lucina« anwerben ließen, nachträglich aber das Recht mitzusprechen für sich reclamieren. Mögen die Herren, wenn es ihnen um das Wohl von Wöchnerinnen zu thun ist, aus eigenen Mitteln Hilfe schaffen! Aber sie haben kein Recht, Frau Auspitz in dem Bemühen, ihrem Gatten in's Herrenhaus oder zur Baronie zu verhelfen, zu stören. Nicht der ideelle Antheil an einem wohlthätigen Werke, sondern die Antheilscheine gelten dem Capitalisten, und wenn dies bestritten wird, ist zu befürchten, daß unsere Finanz-

männer ihr Geld künftighin nicht mehr für Wohlthätigkeitsanstalten, die auch bei der schlechtesten Verwaltung noch nützen, sondern lieber für den Reptilienfonds verwenden werden, der bei der besten Verwaltung am meisten schadet.

* * *

Ein Fall von Flagellantismus.

Die ‚Zeit' vom 19. Januar meldet, die Kronprinzessin von Sachsen habe sich »sehr befriedigt über ihren Genfer Aufenthalt geäußert und sich nur über die Berichterstatter beklagt, die sie sehr belästigt hätten«.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Literarhistoriker. Mit Interesse, schreiben Sie, sieht man den alljährlichen Veröffentlichungen der Grillparzer-Gesellschaft entgegen. Die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Arbeit werden nicht nur dem Literarhistoriker, auch dem Publicum zu Dank in den Jahrbüchern dargeboten. Aber auf wessen Dank man es diesmal mit dem Artikel »Zum Jubiläum Bauernfeld's« von Egon von Komorzynski abgesehen hat, ist vorläufig nicht zu errathen. In wissenschaftlicher Umgebung nimmt sich diese Schleuderarbeit sonderbar genug aus, und man muß im Feuilleton der Tagespresse weit — etwa bis zu den Beiträgen des Herrn v. Komorzynski — zurückblättern, um auf eine ähnliche Probe von Oberflächlichkeit zu stoßen. In der Einleitung sagt der Verfasser, das Jahr 1902 sei überreich an literarischen Jubiläen gewesen —: »es hat uns neben dem dreißigsten Todestag unseres Grillparzer auch den hundertsten Geburtstag Eduard von Bauernfeld's gebracht«. Dies scheint der einzige Grund für den Verfasser gewesen zu sein, sich mit dem Autor näher zu befassen. Jährt sich der Todestag eines berühmten Mannes, so sitzen auch schon literarische Leichenbeschauer in einer Wiener Bibliothek, lesen gramgebeugt eine Biographie und Proben aus den Werken, missverstehen beides, da sie — nicht nur infolge des Schmerzes — ganz auffassungslos sind, schleichen mit müden Schritten heim, um die unverdaute Lectüre in ein unverdauliches Feuilleton umzugießen, und streichen mit wehmüthigem Lächeln das Honorar ein. Der rastlosesten einer ist eben jener Herr Egon von Komorzynski. Wenn er 1902 ein an Jubiläen überreiches Jahr nennt und nur Grillparzer und Bauernfeld hiefür aufzubringen vermag, so scheint Ihnen dies »überreich« ein wenig übertrieben. Hatte ihm doch das Jahr 1900 Johann Sebastian Bach (‚Volkszeitung' vom 27. Juli) und Antonio Salieri (‚Volkszeitung' vom 4. September) gebracht! Und war nicht das Jahr 1901 ein gesegnetes? Die literarische Leichenbeschau ergab Albert Lortzing (‚Deutsche Zeitung' vom

21. Jänner), das Freihaus — Herr von Kormorzynski ist auch Culturhistoriker — (‚Deutsche Zeitung‘ vom 30. Jänner), Karl Lachmann (‚Wiener Abendpost‘ vom 12. März) und Novalis (‚Wiener Abendpost‘ vom 26. März)! Aber das »überreich« bezieht sich wohl darauf, daß Herr von Komorzynski volle 33 Seiten ins Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft zu bringen vermochte! Da Ihnen ein solcher Raum in der ‚Fackel‘ nicht zur Verfügung steht, müssen Sie sich darauf beschränken, die stilistisch oder wissenschaftlich markantesten Stellen herauszugreifen. Im II. Abschnitt des Aufsatzes, Seite 52 überrascht uns der Verfasser mit der überaus glücklichen Entdeckung: »Mit dem ihm eigenen scharfen Blick hatte Bauernfeld rasch erkannt, daß Kotzebue seine Lustspiele hauptsächlich im Rahmen der Kleinstädterei Deutschlands fixiere, und richtig schloss er daraus, daß der Dichter wienerischer Lustspiele durchaus die Wiener Gesellschaft zum Untergrund seiner Dramen machen müsse«. Also wirklich, das alles hatte Bauernfeld richtig geschlossen, ohne nur einen Moment zu zweifeln, ob er nicht zum Untergrund seiner wienerischen Lustspiele die Lemberger Gesellschaft machen sollte? Stilistisch gelungen ist die Wendung: »Die Beamtenschaft, der sich ein bischen vom Adel zugesellt«. Eine treffende Beobachtung: »Die meisterhafte Charakteristik der Figuren kommt aber erst dadurch zur vollen Wirkung, daß die Personen friedlich oder freundlich mit einander zusammenstoßen«. Weitere Beispiele für feierlichen Unsinn: In der Besprechung des Lustspiels »Großjährig« heißt es: »Ebendarum ist auch hier die skizzenhafte Ausführung durch die feinsinnigste Ausgestaltung in jeder Hinsicht ersetzt worden«. Und auf Seite 64: »‚Die Republik der Thiere‘ schrieb Bauernfeld im April 1848 in Graz — (Gedankenstrich!) noch nicht völlig genesen von dem tödlichen Nervenfieber, das ihn während der stürmischen Märztage befallen hatte« ... All dies steht wirklich im letzten Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Man fühlt sich nach diesen Proben wirklich nicht bemüßigt, den Mann dafür zur Rechenschaft zu ziehen, daß er Bauernfeld »eine freudige, lichte Erscheinung zwischen dem herben vergrämten Grillparzer und dem ganz in hilfloser Schwärmerei aufgehenden Raimund« nennt. Gewiss, wir würden diesem hilflosen Schwärmer, wenn er uns selbst nichts als die Köhlerhüttenscene im »Alpenkönig und Menschenfeind« gegeben hätte, einen Dichterlorbeer zuerkennen. Aber wundersam enthüllt sich die Schuld in Raimund's Dichtertragödie. Warum jährte sich im Jahre 1902 nicht sein Geburts- oder Todestag in einer durch 10 theilbaren Zahl? Das hätte, meinen Sie, Herrn v. Komorzynski sicherlich milder gestimmt.

‚Zeit‘-Genosse. Ja, sie drängen sich muthig vor. Als sie sich aber neulich auf militärisches Gebiet wagten, sind die Herren Singer und Kanner gründlich abgeblitzt. Die ‚Zeit‘ hatte, wie mir ein Generalstäbler mittheilt, die Unverfrorenheit gehabt, an höhere Officiere gedruckte eingehende Fragebogen zu versenden, und wollte eine Enquête über die Einführung der zweijährigen Dienstzeit veranstalten. Natürlich bekam sie — weil das Dienstreglement (Absatz a des Punktes 48, D. R. 1. Theil) die Mitarbeit activer Officiere an periodischen politischen

Druckschriften verbietet — keine einzige Antwort, und die »Officiere«, die in der ‚Zeit‘ über militärische Angelegenheiten schreiben, sitzen in ihrer Redaction und folgen bloß jenen »Fahnen«, die auch Bürstenabzüge genannt werden. Aber die militärische Verkleidung glaubt den Redacteuren der ‚Zeit‘ niemand. Viel besser spielen sie schon die Rolle von Hausierern, und der Mitarbeiter der ‚Zeit‘, der jüngst vier Tage lang in Vorstadtlocalen so glaubhaft den Hausierer mimte, daß er geprügelt und mit Bier begossen wurde, wird schließlich doch zur Einsicht gelangen, daß er als Journalist wirklich »seinen Beruf verfehlt« hat. Ein Hausierer, der sich als Redacteur der ‚Zeit‘ verkleidete, hätte es sicherlich nicht täuschender getroffen. Freilich bangt ihm jetzt vor der Strafe, die ihm die Gewerbebehörde zweifellos wegen unbefugten Hausierens dictieren wird. Und auch für die echten Hausierer dürfte die Affaire unangenehme Consequenzen haben, da die Gasthausbesucher nunmehr in jedem einzelnen einen verkleideten Redacteur der ‚Zeit‘ wittern und ihn mit umso größerer Grobheit behandeln werden. Und all dies wegen eines Sensationsartikels! Ein angenehmes Leben führen diese Localredacteure der ‚Zeit‘ gewiss nicht. Unaufhörlich treibt sie der Unternehmungsgeist des Chefs zu neuen Abenteuern. Nach Einschmuggelung des bekannten Kuppelinserats in die ‚Neue Freie Presse‘ mußte einer als »Secretär eines Millionärs« Wiens Geschlechtsterrain inspicieren. Ein anderer sollte sich kürzlich als Straßenbahnconducteur vermummen. Das sei ja strafbar, erwiderte der arme Teufel. Aber der Chef ließ nicht locker: es werde schon gehen, er brauche auch nur wenige Tage Conducteur zu bleiben; dann werde ihm der Arzt der ‚Zeit‘ ein Krankheitszeugnis ausstellen und er könne ohne Aufsehen wieder verschwinden. Fast wäre es zur Ausführung des Plans gekommen, wenn der Localredacteur, der gehört hatte, er müsse, bevor er fahren dürfe, erst einen mehrwöchentlichen Curs durchmachen, darauf hin nicht dem Chef erklärt hätte, er könne sich auf die Sache nicht einlassen. Er wurde nicht mehr beschäftigt und bald entlassen. Später hat dann ein Anderer eine Tramwayfahrt geschildert; aber er hatte sie bloß als einfacher Passagier mitgemacht . . . Weit unterhaltender als die Schilderungen des Wiener Lebens sind übrigens die Belehrungen, die die ‚Zeit‘ über die Sitten und Gebräuche der fernsten Länder bietet. Neulich erzählte sie von »Neujahr in Aegypten«, daß »am Neujahrstag der Mohamedaner seinen höchsten Feiertag hat, den letzten Tag des Fastenmonats Ramazan, den sogenannten Beiramstag«. Aber »der erste Tag des dreitägigen Beirams ist«, so schreibt mir ein Leser, »in Wahrheit der erste Tag des Monats Schauwal, welcher auf den Ramazan folgt. Er ist nur gerade in diesem Jahre mit dem Neujahrstag des gregorianischen Kalenders zusammengefallen; im Laufe von 33 Jahren fällt nämlich der Monat Schauwal mit jedem Monate unseres Kalenders einmal zusammen.« Wie mühselig doch die ‚Zeit‘ Bildung schwitzt! Sogar die Druckfehler beweisen dem Leser, daß er ein Intelligenzblatt vor sich hat. Im Abendblatt vom 17. Jänner berichtet ein Telegramm aus Madrid über eine Meldung des »Imparcifal«.

Neugieriger. Wer eigentlich Herrn Giron an den sächsischen Hof gebracht hat? Die Gottesleugner und die Frommen streiten noch immer darüber. Aber beide Parteien sind überzeugt: Kein blinder Zufall und kein kurzsichtiger Hofmann ist's gewesen, und eine Verschwörung war sicherlich dabei. Flinker als die andre, hat die liberale Presse auch diesmal zuerst des Räthsels Lösung gefunden: Die Jesuiten stecken dahinter. Die haben nicht locker gelassen, bis sie eine freisinnige Tugend zu Falle brachten. Aber Herr Giron hat heftig protestiert; niemals sei er in die Schule der Jesuiten gegangen, nie als Werkzeug ihrer Pläne erkoren worden. Und jetzt trumpfen die Frommen auf: Eine Teufelsverschwörung ist es gewesen, und der Teufel hat ja zu allen Zeiten am liebsten die Sprache der Galanterie, das Französische, gesprochen. Kann man noch zweifeln, wer Louise von Sachsen zuerst durch verderbliche Lectüre und dann durch einen verderbten Lector verführt hat? Die Freimaurer, so verkünden clericale Blätter, sind die Schuldigen, und der maître Giron wird wohl, wenn er sein Werk gethan, zum Meister vom Stuhl avancieren. So reißen sich um einen Ehebruch die politischen Parteien.

Psychopatholog. Daß der Parlamentarismus die Gehirnthätigkeit seiner Sclaven beeinträchtigt, ist längst erwiesen. Aber neu ist die Enthüllung seines Einflusses auf jene Nerven, die die Geschlechtsempfindungen regieren. Schon am 8. November wußte die ‚Zeit' (siehe Nr. 121 der ‚Fackel') bei Besprechung der Landtagswahlen in Favoriten zu melden, das Volk sei dabei »von Selbstbefriedigung überströmt«. Und jetzt will die ‚Neue Freie Presse' natürlich nicht zurückbleiben und lässt am 18. Jänner durch ihren st—g in einer Charakteristik des Galleriebesuchers unseres Abgeordnetenhauses versichern: »Es muß recht laut und wild und heftig zugehen auf der parlamentarischen Bühne, soll er das schöne Gefühl der Selbstbefriedigung haben . . .« Fehlt nur noch der Hinweis auf die letzte Seite unseres Blattes mit ihren brieflich ordinierenden Aerzten! Nein, es ist die höchste Zeit, daß der Absolutismus eingeführt wird. Der heilt »selbst in veralteten Fällen«!

Sammler. Allerhand Sprach- und Denkdummheiten! Aber man wird immer wählerischer. Nur das Köstlichste wird noch als bemerkenswerth erachtet. Es heißt eben mit dem Raum sparen. Wie würde sich, wenn man's nicht thäte, etwa die Abtheilung »west-östliches Deutsch der ‚Zeit'« ausdehnen! Und jedesmal, wenn man die gelungensten Proben ausgewählt zu haben glaubt, liefert sie noch bessere. Aber ihren Leitartikel vom 24. Januar wird die ‚Zeit' schwerlich so bald überbieten. Da heißt es beispielsweise: »Er (Bülow) schweigt gegen Angriffe auf den Kronprinzen, weil er nicht dafür verantwortlich ist«. Nicht verantwortlich für die Angriffe auf den Kronprinzen? Zweifellos! Das fehlte noch, daß ein Reichskanzler derlei begienge oder anstiftete. Und weil nicht die deutsche Regierungspresse, sondern die socialdemokratische den Kronprinzen angegriffen hat, wird niemand den Grafen Bülow »dafür« verantwortlich machen. Uebrigens ist die Regierung so wenig wie für die Kritik der Handlungen des Kronprinzen auch für diese

Handlungen selbst verantwortlich. Sie hat zu ihnen zu schweigen. Aber der feinsinnige Stilist der ‚Zeit' hat ebenso richtig wie ungrammatikalisch herausgefühlt, daß Schweigen nicht immer Billigung bedeutet und daß man auch nüanciert »gegen« etwas schweigen und — der Beredsamkeit der Hände das Weitere überlassen kann: Herr Isi Singer macht in solchen Fällen gewiss eine abweisende oder, wenn er sich recht kräftig ausdrücken will, eine abstoßende Geberde; Graf Bülow bewegt, wie neulich die Zeitungen berichteten, den Kopf . . . . Heiter auch bei ernsten Dingen bleibt das ‚Deutsche Volksblatt'. Nur der Name Hülsner wirkt dort noch aufreizend, und mit tiefem Bedauern schrieb jüngst, als Hülsner wegen Religionsstörung angeklagt war, Herr H. A. Schwer (Abendblatt, 22. Januar): »Da er ohnehin zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt ist, konnte er zu einer weiteren Kerkerstrafe nicht verurtheilt werden«. Wie schade, nicht wahr? Aber tröstlich ist, daß es doch wenigstens eine Verlängerung der lebenslänglichen Haft gibt: aus den Spalten der antisemitischen Presse wird Hülsner sicherlich auch nach seinem Tode noch manches Jahr nicht loskommen. Uebrigens muß es schon jetzt so etwas wie Verlängerung der lebenslänglichen Strafe geben. Die ‚Neue Freie Presse' z. B. wusste am 24. Jänner zu melden: »Im Processe gegen den Matrosen Kohler, welcher den Unterofficier Biederitzki auf der ‚Loreley' im Piräus ermordet hatte, wurde der Angeklagte zum Tode, zu sechs Jahren und vier Monaten Zuchthaus, zur Entfernung aus der Marine und zu dauerndem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt«. Sie vermuthen einen crassen Fall von neuer freier Justiz? Mit Unrecht. Es handelt sich bloß um einen crassen Fall von neuer freier Stilistik; da thatsächlich in Deutschland über jedes einzelne der concurrierenden Delicte ein besonderes Urtheil gefällt wird, mußte das Telegramm lauten: »Der angeklagte Matrose Kohler wurde wegen Mordes zum Tode, wegen Diebstahls und Fahnenflucht zu sechs Jahren vier Monaten Zuchthaus u. s. w. verurtheilt«. . . . Seitdem die Tagespresse mit wissenschaftlichen Beilagen prunkt, scheinen sich die wissenschaftlichen Zeitungen revanchieren zu wollen, indem sie sich Sonntagshumoristen beilegen. Und st—g und Bruno Bruni müssen den Collegen beneiden, dem kürzlich in einem von der ganzen liberalen Tagespresse mit Begeisterung nachgedruckten Artikel der ‚Wiener medicinischen Wochenschrift' (53. Jahrgang, Nr. 4) die Sätze gelangen: »Wir hätten auf die Ungereimtheiten, die Herr Baron Helfert auskramt, nicht reagiert, wenn wir nicht wüssten, daß recht intelligente Menschen zu seinen Gesinnungsgenossen zählen. Sie sind eben stark im Glauben, aber schwach im Denken«. Ich bin stark im Glauben, daß man bloß schwach im Denken sein muß, um ein recht intelligenter Sonntagshumorist zu werden. Aber die denkschwache Intelligenz gehört nicht in die medicinische Presse, sondern in medicinische Behandlung. Putzig ist's auch, wie sich der Humorist der ‚Wiener medicinischen Wochenschrift' gegen des Baron Helfert Behauptung ereifert, daß bei der Curpfuscher-Familie Pich »häufig solche, die von Aerzten aufgegeben waren, ihre Heilung fanden«. Das sei unbeweisbar! Aber das ist so

wahrscheinlich, wie es wahr ist, daß häufig solche, die von einem Arzte aufgegeben waren, bei eben diesem Arzte Heilung finden. Bei ihm; vielleicht nicht immer durch ihn: die Natur heilt sich oft selbst und vermag's sogar trotz einer ärztlichen Voraussage und auch bisweilen trotz einem Naturarzt. Zu widerlegen war bei der Behauptung des Baron Helfert bloß das naive Missverständnis des Wortes »aufgegeben«, und dies konnte nur einem Sonntagshumoristen und schwerlich einem Arzt entgehen: »Aufgegeben« ist ein diagnostischer, kein therapeutischer Begriff, ist nur selten mit Unmöglichkeit, meist mit Unwahrscheinlichkeit der Genesung gleichbedeutend, und der Aufgegebene, der sich an den Curpfuscher wendet, weiß nur nicht, daß bei der wissenschaftlichen Therapie in tausend Fällen, bei der Curpfuscherei in einem Fall die ungünstige Diagnose widerlegt wird. »Aufgegeben«, das klingt den Laien so fürchterlich. Aber für den Arzt hat es doch niemals etwas anderes bedeutet, als daß er, wo er zu hoffen aufgehört, erst recht zu fürchten anfängt und, seine Bemühungen verzehnfachend, tausendmal mehr Aussicht auf Erfolg hat als der Curpfuscher.

Schneider. Ueber den Schneiderstrike berichtet die ‚Zeit' am 23. Januar: »Für die Firmen Esders, Neumann und Rothberger wurden eigene Tarife aufgestellt, weil die genannten Firmen wegen ihres besseren Kundenkreises eine feinere Ausführung der Waare verlangen«. Die ‚Zeit' sollte, so meinen Sie, nicht versäumen, diesen Satz in den Belehrungen über wirksame Reclame, die sie an Sonntagen zu ertheilen pflegt, nochmals abzudrucken.

Habitué. Gewiss ist, daß Herr Schweighofer dem Publicum einer Stadt, in der der Urquell Girardischen Humors fließt, nicht viel zu sagen hatte. Aber eine theaterkundige Direction hätte dies voraussehen und einem verdienten Routinier, dessen Individualität allzeit nur auf dem Niveau der Operettengesangskomik ursprünglich wirkte, die Kränkung ersparen müssen. Ungeschickte Notizen, die den Abbruch des Schweighofer-Gastspiels mit einem »hartnäckigen Kehlkopfleiden« und damit motivieren, daß »eine längere Enthaltung von jeder mit der Ausübung seines Berufes verbundenen Anstrengung nothwendig wurde«, machen die Sache nicht besser. Man gewinnt nur umsomehr den Eindruck: Herr Schweighofer leide hartnäckig im Kehlkopf, weil mit der Ausübung seines Humorberufes Anstrengungen verbunden sind. Wer das Schwitzbad der Komik, in das einen die Aufführung von Herrn Leon's spottschlechtem »Detective« versetzte, genossen hat, weiß davon ein Lied zu singen. — Herrn Dr. Robert Hirschfeld's, des neulich hier Gelobten, Kritik der Goethe-Vorstellung des Akademischen Vereins? Ich kann die Frage nach Ihrem Wunsch beantworten. Sie wissen, für wie schädlich ich die Schauspielerkritik der Tagespresse halte, in der Unverstand, Witzsucht und Muthwillen an die Existenz des Bühnenmenschen greifen. Herrn Dr. Hirschfeld halte ich noch immer deshalb für besser als die anderen, weil ich glaube, daß er den Ton, den er sich gegen eine in der Vorstellung des Akademischen Vereins mitwirkende Dame erlaubt hat, wenigstens ehrlich bedauert.

Inspicient. Vor dem Bühneneingang des Carltheaters ist gewiss irgendwo das Plakat angeschlagen: »Nichtbeschäftigten ist das Betreten des Bühnenraumes verboten«. Gleichwohl durften beim Coquelin-Gastspiel außer Herrn Lothar noch die Abgesandten der ‚Wiener Allgemeinen', der ‚Reichswehr', der ‚Zeit' und des ‚Deutschen Volksblatt' den Prospect der Molière-Scene verschönern. Um das bischen Athem, das der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' dem gehetzten Virtuosen übrig gelassen hatte, begannen sich im Nu die anderen Herrschaften zu raufen. »Ein wenig ermüdet von der Vorstellung Sonntag Nachmittags, ein wenig ermüdet überhaupt und erkältet dazu ist der große Franzose. Er ist ein abgesagter Feind des Interview in seiner allgemeinen Form, ‚nichts als malplacierte Neugierden', sagt er und furcht ein wenig die Stirn dazu. Dann beginnt er wieder über seine Uebermüdung zu klagen . . .« Der grausame Schmock sieht und hört das alles und lässt doch nicht locker. Was ist's mit dem deutschen Kaiser? Heraus mit der Sprache! »‚Was wollen Sie', ruft er (Coquelin) aus: ‚ich habe nichts zu sagen darüber, der Kaiser war reizend für mich (so übersetzt der Herr von der ‚Wiener Allgemeinen' die Worte: charmant pour moi) . . . In Berlin haben sie auch geglaubt, sie müßten mich darüber interviewen. Hab' ich da einem von diesen guten Herren meinen Standpunkt klar gemacht! . . . . Was mir der Kaiser gesagt — was ich dem Kaiser gesagt — mein guter Herr, was geht Sie das eigentlich an?'« So, sagte er dem Wiener Herrn, habe er zum Berliner Collegen gesprochen. Aber der Wiener versteht es nicht und druckt es ab. Trotz Coquelin's auffallender Grobheit werden sie gleich intim. »Und Jean? Wie geht es Jean?« »Meinem Sohn? Gut! Sehr gut.« Zum Schluss wird Coquelin's Gestalt beschrieben. Er »hat sich erhoben, er steht sehr viereckig da . . .« Die ‚Zeit' sandte eine resolute Dame: »Schon am Bühneneingang empfängt mich der französische Inspicient und führt mich auf die Bühne, wo Coquelin vorübergehen muß und ich ihn erwarten soll. Um mich her wird rumort, geschoben und gehämmert; geschäftige Leute gehen ein und aus. (Das geniert die Dame nicht.) Bald darauf kommt er selber, warm verpackt, die Pelzmütze auf dem Kopf, mit kleinen, hastigen Schritten — wirklich ein alter Herr in diesem Augenblick, etwas nervös, unruhig sieht er aus, als sei er noch nicht recht gesammelt, als habe er nicht völlig ausgeschlafen. Er fühlte sich furchtbar müde. Zwei Nächte hatte er im Coupé verbracht, einen Abend dazwischen in Prag gespielt. Und schließlich — man ist dreiundsechzig«. Das geniert die Dame nicht, und sie sprechen sofort über die Schönheitsideale der Völker . . .

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit der Nr. 126 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung ersucht, den der Nr. 127 beigeschlossenen Erlagschein zu benützen.

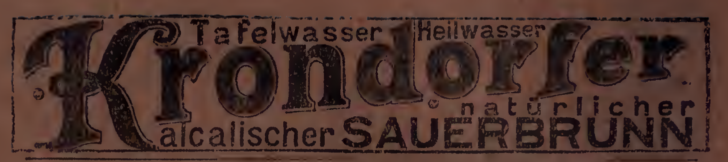
Geschäftsstunden des Verlages: 9—12 und 2—6 Uhr.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 127, Mitte Jänner): Die Lügner, die Zweifler und die Wahrheitsucher (Zur Affaire Lonyay). — Leumundsnoten über einen Kaiser. — Der Franz Josefsquai-Orden. — Wirtschafts-Ehemoral. — Revolver und Pistole. — Der Uebermuth der ‚Neuen Freien Presse'. — Die Schere des Lippowitz. — Ein Mitarbeiter des ‚Don Quixote' (Brief Houston Stewart Chamberlain's an den Herausgeber der ‚Fackel'). — Antworten des Herausgebers (Ein Künstlerlexikon; Zeit, Schlöglmühl, Taussig; Aus dem arbeitsstatistischen Amt; Von der Südbahn; Pötzl und Bahr; Der Psycholog der ‚Zeit'; Antisemitische Judenreclamen; Der Größenwahn der ‚Zeit'; Die Grünfeld-Cultusgemeinde). — Mittheilung des Verlages.



Im Verlage ‚Die FACKEL‘ sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN
der ‚Fackel‘

(October-December 1902 — Nr. 118 bis 125) sammt **Index** sind zum Preis von **50 Hellern** (franco 70 Hellern) durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert.

BAND XIV der ‚Fackel‘
(October—December 1902)
(Nr. 118 bis 125 sammt Index)

(franco K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel‘ geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 129 Erschienen am 11. Februar 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
« «	18	«	« . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36	«	« . .	M. 7.—
« « « «	18	«	« . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	« 8.20
« « « « «	18	«	«	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 129 WIEN, ANFANG FEBRUAR 1903 IV. JAHR

Wie zu erwarten war, ist Ludwig Thoma's »Localbahn«*) von der gesammten Kritik missverstanden worden. Die wahre Armseligkeit dieser führenden Geister enthüllt sich, wenn sie nicht über ein dem modernen Leben entrücktes Kunstwerk zu urtheilen haben. Sonst langt's ja nothdürftig. Für »Prometheus« und den »Bürgergeneral« kann man sich eben vorbereiten und die Meinung des Dichters bequem aus Vorworten und Literaturgeschichten zusammenlesen. Selbst der Mantel der Monna Vanna deckt noch Lücken der Bildung und Blößen des Verstandes, was in und um Pisa geschieht, ist feuilletonistischer Deutung leicht zugänglich, und man ist schon ein verfluchter Kerl, wenn man nur herausfindet, daß Maeterlinck aus symbolistischen Fernen in die reale Theaterwirklichkeit gezogen kam, um Buchbindern die Tantièmen streitig zu machen. Schlimmer steht's mit einer politischen Satire, die aus moderner Lebensanschauung bereitet ward. Und da hat sich denn Herr Thoma eine Frozzelei der Kritik erlaubt, wie sie wirklich nur einem Mitarbeiter des »Simplicissimus« zuzutrauen ist. Er lässt die neuzeitlichste Tendenz durch Figuren vertreten, deren äußere Gewandung »schon tausendmal da war«: Krähwinkler, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Klatschbasen und Streber. Und die Wiener Kritik hat etwas, woran sie sich halten kann: das veraltete

*) Erstaufführung im Burgtheater am 28. Jänner 1903.

Milieu. Die Handlung verstehen sie nämlich alle, und jeder weiß richtig zu erzählen, wie der Bürgermeister von Dornstein erst für den Mannesmuth, den er flunkert, dann für die Unterwerfung, die er sich ersparen kann, mit Tusch und Toast gefeiert wird. Eine Anekdote in drei Acten: das Urtheil ist fertig. Wen die Handlung belustigt, der lobt, wen sie gelangweilt hat, der tadelt das Werk. Aber alle besprechen sie die Handlung.

Als der typischesten eine, die zeigt, wie weltenfern dem socialen Leben diese Feuilletongeister wirken, habe ich Herrn Max Kalbeck's Meinung aufgehoben. »Zu Kotzebue's und Iffland's seligen Zeiten«, beginnt er herablassend, sei es ein unterhaltendes und lohnendes Geschäft des Lustspieldichters gewesen, »gegen die Thorheiten der kleinen Stadt loszuziehen«. Damals hat pfahlbürgerliche Philisterei »das schadenfrohe Grinsen der Satire, das überlegene kühle Lächeln der Ironie, das behagliche Schmunzeln des Humors« herausgefordert. Aber der Mann wird noch blumiger. Bald zeichnet er der Menschheit die Entwicklungscurve. »Seit der Telegraph sein unentrinnbares Drahtnetz über die Länder spannt u. s. w.« Nein, jetzt gibt's keine Dornsteiner mehr! Herr Thoma, der das Leben auf dem bayrischen Lande durch und durch kennt, hat uns, den in journalistischen Vorstellungen Eingesponnenen, zuviel zugemuthet. Kaum die alten Schildbürger und Schöppenstedter hätten sich so benommen! Einen Bürgermeister dafür feiern, daß er einen Misserfolg mit der Versicherung heimbringt, mit dem Minister aufbegehrt zu haben! »In welchem Jahrhundert und wo leben wir denn:«, ruft Herr Kalbeck entrüstet, »in China oder in der Türkei?« Der an den menschlichen Fortschritt unentwegt Glaubende steht vor einem Räthsel. Was verschlägt's, daß er zwei Spalten zuvor das trübe Bekenntnis ablegte: »Die Kleinstädter von anno dazumal haben sich in die Großstädter von heute umgewandelt. Nicht

mehr so originell, urwüchsig und spasshaft, aber noch ebenso borniert, einfältig und unduldsam wie früher, befinden sie sich gegenwärtig fast überall in imposanter Majorität und geben den Ton an in Politik, Kunst und Wissenschaft.« Doch das ist nur ein Seufzer aus liberalem Herzen, das den Gedanken, es könnte einer die Christlichsocialen vergessen haben, schwer erträgt. Auch die ‚Neue Freie Presse‘ hat ja die Unhaltbarkeit der »Localbahn« mit einem discreten Hinweis auf die anerkannte Tüchtigkeit des Herrn Völkl begründet und auf den notorischen Contrast zwischen der in Finsternis gehüllten Großstadt und der Provinz, in der es immer vor den Landtagswahlen »zu tagen beginnt«.

Aber das völlige Nichtverstehen dessen, was Ludwig Thoma sagen wollte — man muß wirklich, wie Herr Pernerstorfer von der ‚Arbeiter-Zeitung‘, zwanzig Jahre im Parlament gesessen sein, um als Recensent den Sinn eines Theaterstückes annähernd zu begreifen —, zeigt sich gerade in diesen Ausflügen auf politisches Terrain, die unsere Handlungsnacherzähler unternommen haben. Der Verfasser der »Localbahn« will durchaus nicht die »Waschlappigkeit« des Spießerthums, zu der Herr Völkl in rühmlichem Contrast steht, geißeln, sondern die Waschlappigkeit und Herrn Völkl. Die Spießer zu Mannesmuth anfeuern, — das wäre ein gewiss nicht stofflich, wohl aber gedanklich veraltetes Beginnen. Nichts liegt dem modernen Satiriker ferner. Was er will, ist, wenn sie es ahnten, in den Augen liberaler Kritiker allerdings verdammenswerth: Er vertritt eine durchaus »reactionäre« Idee. Er will den Spießern das Politisieren abgewöhnen. Ob sie »fortschrittlich«, ob »christlichsocial« thun, ob sie ihren Bürgermeister feiern, weil er den Minister angepöbelt hat, oder ob sie ihn feiern, weil er mit der Regierung geht, immer stehen sie ihrem beruflichen oder gemüthlichen Glück im Wege. Wer die dem Satiriker reifenden Dissonanzen

aller liberalen Errungenschaften nicht an seinem eigenen Leibe täglich fühlt, dem werden sie zum Bewusstsein gebracht, wenn man sie ihm auf die einfachste Formel reduciert: Der brave Mann, der von der Hobelbank ins Parlament eilen muß, um über das Pressgesetz abzustimmen, und der Glaserer, der als geschworner Richter die verletzte Ehre kitten soll. Primitive Menschen, die in einer Zeit unerhörter Specialisierung sich auf jedem Gebiet menschlichen Wissens heimisch zeigen müssen, weil's der kosmopolitische Wahn freisinniger Stubenschwärmer so gewollt hat. Kein anderer Gedanke wäre der Erkenntnis eines österreichischen Bühnenpublicums zugänglicher, wäre lebensfähiger und nutzbringender in einem Gemeinwesen, das von den Excessen radicaler Philister erschüttert wird. Wenn Ludwig Thoma in seiner »Localbahn« — man mag sie technisch wie man will beurtheilen — nichts weiter gebracht hätte als die Episode dieses gewiss tüchtigen Schreinermeisters, der in jeder Lebenslage, in der heroischen und in der friedlichen Epoche des Dornsteiner Lebens, den Zeigefinger bedeutsam hebt und ein geheimnisvolles: »Wann die Regierung — —!« murmelt, er hätte ein gutes Stück Zeitsatire geschaffen.

* * *

Das waren einmal gesegnete Wochen, in denen sich die Zeitungsherausgeber gütlich thun durften. Geld für alles war zu haben: von den großen Zuckerraffineuren, wenn man gegen die Contingentierung, von den Rohzuckerfabrikanten, wenn man für die Contingentierung, und schließlich wieder von den Raffineuren, wenn man für die Ummodlung der Contingentierung nach ihren Wünschen schrieb. Spaltenlange Artikel über die Zuckerfrage sind uns tagtäglich vorgesetzt worden; aus diesem Thema ließ

sich — Capital schlagen. Und dann die Verhandlungen im Parlament! Jene Moral, die von der Verlängerung des Nordbahnprivilegs her bekannt ist, stand auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses, und zuletzt haben wir noch eine österreichische Umkehrung des Incompatibilitätsbegriffes erlebt. Anderswo verzichten Abgeordnete auf ihre Mandate, weil sie sich, wo ihre persönlichen Interessen berührt sind, nicht die Unbefangenheit des Gesetzgebers anmaßen; der Zuckerraffineur Auspitz hat sein Mandat niedergelegt, weil ihn seine Partei nicht in den Zuckerausschuss gewählt hatte und er sein Recht auf Corruption nicht schmälern lassen wollte. Als hernach die Zuckergesetze ins Herrenhaus gelangten, in dem allein heute noch eine unbestechliche und logische Kritik wirtschaftlicher Gesetze zu hören ist, stand ein Redner nach dem andern auf, um die Schädlichkeit der Contingentierung zu beweisen; schließlich haben alle um des lieben Friedens willen für die Contingentierung gestimmt. Und es bleibt dabei: Der Consument hat zu zahlen, der Zucker darf nicht billig werden, und weil er infolge der Zollermäßigung, die uns England aufgezwungen hat, denn doch um etwa 7 Kreuzer billiger werden muß und die Zuckerfabrikanten dem Einzelnen nicht mehr so viel werden abnehmen können wie bisher, wird ihnen der Staat den Entgang ersetzen, die längst unrentablen Frachttarife für Zucker noch verbilligen und dadurch das Deficit seiner Bahnen noch vergrößern. Aber das genügt nicht; der Zuckerconsum muß gehoben werden. Und weil die Menschen in Oesterreich vom theuren Zucker zu wenig verzehren, sollen die Schweine billigen Zucker bekommen. Das Vorrecht der englischen Schweine auf den Genuss österreichischen Zuckers, so verkünden die Zuckerpatrioten, sei nicht länger zu dulden; könne man die Steuer vom Zucker, den die Menschen genießen, nicht verringern, so solle man wenigstens den Schweinen in

Oesterreich die Zuckersteuerfreiheit geben. Die österreichische Zuckerwirtschaft muß ganz und gar eine Schweinewirtschaft werden, ist die Parole.

†

* * *

In Nr. 103 brachte ich eine Berichtigung zum Abdruck, die ich dem bekannten Rabbi Bloch als dem verantwortlichen Redacteur der ,Oesterreichischen Wochenschrift, »Organs für die (wievielpercentigen?) Interessen des Judenthums«, in Sachen des Ritualmordmärchens gesendet hatte. Entgegen dem klaren Sinn und Wortlaut der kurz vorher in der ,Fackel' veröffentlichten Ausführungen hatte der Rabbi mich einer Vertheidigung des albernen Blutaberglaubens beschuldigt und in Verbindung mit diesem Missverständnis, das ich auf Grund des § 19 berichtigte, eine Reihe verletzender Anwürfe gegen mich erhoben, wegen deren ich den ehrwürdigen Herrn vor dem Wiener Landesgericht als Schwurgericht verklagte. Dies theilte ich den Lesern in Nr. 103 (Seite 11) mit. Da es mir nun nicht um die Bestrafung des Angeklagten, sondern lediglich um die Feststellung der Unwahrheit dessen, was er behauptet hatte, zu thun war und da die gerichtliche Genugthuung nur durch die Widerlichkeiten einer gerichtlichen Ritualmorddebatte erkauft worden wäre, gab ich mich mit der umfassenden Ehrenerklärung zufrieden, die der Rabbi Bloch am 20. Jänner im Bureau des Präsidenten leistete und zu deren Veröffentlichung an der Stelle, an der der incriminierte Artikel gestanden war, er sich verpflichtete. So hat denn am 30. Jänner Rabbi Bloch in seinem Blatte erklärt, daß er die seinerzeit »unter dem Titel ,Brimanus der Jüngere' gegen den Herausgeber der ,Fackel' gerichteten Anwürfe, sowohl in ihrer Totalität als auch insbesondere« jede einzeln incriminierte Beschuldigung (z. B. die der Vertheidigung

des Blutaberglaubens und die der unlauteren journalistischen Speculation) »vollständigst zurückziehe«. Gerechterweise muß ich betonen: Da es mir nur um eine Entkräftung der Vorwürfe zu thun war und ich auf ein »Bedauern« des Herrn Bloch keinen Werth legte — das klare Geständnis der Unwahrheit dessen, was ein von mir Geklagter behauptet hat, ist mir wichtiger als die Gefühle, mit denen er seinen Irrthum zugibt —, so thut die antisemitische ‚Deutsche Zeitung‘ Unrecht, wenn sie in einer Zusammenstellung alles dessen, worüber sich Herr Dr. Bloch in einer Nummer seines Blattes ärgert, schreibt: »Gleich darauf ärgert den Exrabbi selbstverständlich der gerichtlich erzwungene Abdruck seiner Abbitte an den ‚Fackel‘-Kraus«. Von einer Abbitte kann keine Rede sein; daß der Angeklagte mit derselben Feder alles, was er über mich geschrieben, für unwahr erklären mußte, stimmte mich versöhnlicher als die Bekundung einer Reue, die mir gleichgiltig wäre und an deren Aufrichtigkeit ich ja doch nicht geglaubt hätte ... Somit wäre diese Affaire in höchst erfreulicher Weise erledigt. Erwähnenswerth ist nur noch die Thatsache, daß Rabbi Bloch, bevor er die Ehrenerklärung abgab, eine solche von mir für die Beleidigung verlangte, die ich dem jüdischen Glaubensbekenntnis, dessen Schützer er sei, angeblich wiederholt in der ‚Fackel‘ zugefügt hatte. Ich stand einer plötzlich eingebrachten Widerklage gegenüber und hatte die Geistesgegenwart, mit ihrer Berechtigung auch die Legitimation des Klägers zu bestreiten. Ich setzte in dieser Ausgleichsverhandlung, zu der das Wohlwollen des Vorsitzenden die Parteien geladen hatte und die im Nu zum Synhedrion wurde, die fatale Verwechslung zwischen Angriffen auf die Corruption und Beleidigungen der Religion auseinander, und in dem Protokoll, das die Ehrenerklärung des Rabbi Bloch enthält, ist gesagt, daß ich die Ehrenerklärung, die er für das beleidigte Judenthum verlangte, nicht zu geben und von dem, was je in der

‚Fackel' gestanden, nichts zurückzunehmen in der Lage sei. Und so wie ich glaube, daß nur orthodoxe Verbohrtheit den Standpunkt der ‚Fackel' missdeuten könne, so hoffe ich, daß das Judenthum die Vertretung, die der Rabbi Bloch gegen mich übernehmen zu müssen erklärte, ernstlich ablehnen wird. Jenen Standpunkt aber wahrt in einer für Juden und Christen, die der ‚Fackel' »Antisemitismus« vorwerfen, vernehmlichen Weise die folgende Zuschrift, zu der ein Mitarbeiter durch den vollständigen Rückzug des Herausgebers der ‚Oesterreichischen Wochenschrift' angeregt wurde:

Die alte Pose wirkt noch immer. Ob einer nun den Terminhandel bekämpft, oder dem unlautern Wettbewerb entgegentritt, oder von der Corruption der Presse spricht: allemal ist der Rabbi Bloch zur Stelle und — vertheidigt den jüdischen Glauben. Er vertheidigt den jüdischen Glauben, wenn er vor einer antisemitischen Firma warnt oder die Erzeugnisse einer Schnapsfabrik anpreist, und er hält unentwegt jedem, der den jüdischen Credit erschüttert, sein jüdisches »Credo« entgegen. Aber weil er die Religion stets vor Gefahren schützt, die ihr nicht drohen, sollte man den Glaubensstreithanns nicht belächeln. Mit Mosis Lehre hat es freilich nie zu thun gehabt, wenn einer Wiener Kindern Israels auf die unsauberen Finger klopfte, und einen »altegyptisch ungesunden Glauben« nennt die Religion der Väter mit Heinrich Heine längst ein Börseanerthum, für das der Segen des Herrn, »der den Regen gibt zu seiner Zeit«, nichts anderes als die Baisse bedeutet, mit der die Papierweizenhändler eine gute Ernte begrüßen. Wahrlich nicht den Glauben, sondern eher die völlige Glaubenslosigkeit seiner großstädtischen Juden dürfte der moderne Staat als eine Gefahr betrachten. Da ist eine Gesellschaft von Skeptikern, die ihre Zugehörigkeit zu einem Religionsbekenntnisse höchstens noch dadurch bethätigen, daß sie etwas »halten«: Fastengebote am Versöhnungstage und Speisengebote am Osternfest; »rechtgläubig« heißt ihnen, wer Stirn und Arm mit Gebetriemen umschnürt und nach dem Fleisch nicht Käse ißt, und ihre religiöse Erkenntnis erschöpft sich in der Ueberzeugung, daß man die Gnade Gottes um den Preis erkaufen kann, der an Feiertagen für einen Sitz im Tempel gefordert wird. Aber

diese gänsefette Händlersippe jubelt dem Mann zu, der für ihre Religion gegen jeden eintritt, von dem sie die Schmälerung ihres Gewinns fürchtet. Gelingt es ihr, alle Bestrebungen, denen Tausende von Juden, die niemals Nutznießer, oft Opfer der Corruption waren, gern zustimmen möchten, als der jüdischen Religion feindlich zu discreditieren, wird das Gefühl einer Solidarität, die den ehrenhaften Juden anstatt mit seinen ehrenhaften christlichen Mitbürgern mit der jüdischen Corruption verbinden soll, wach gehalten, dann darf sie hoffen, daß sie ihre Geschäfte auch fernerhin mit der staatlichen Anerkennung treiben wird, die einer Religionsgemeinschaft verbürgt ist und die für eine Maffia gefordert wird.

* * *

Unter der Spitzmarke »Die Sardinen werden theurer!« hat die ‚Zeit‘ über das unsägliche Elend berichtet, das in der Bretagne herrscht. Dort darben Hunderttausende, weil der Sardinenfang, von dem sie leben, in den beiden letzten Jahren unergiebig war, und Regierung und Private sind ohnmächtig gegenüber der Noth einer ganzen Provinz. Aber dem gepressten Herzen des Redacteurs einer socialpolitischen Zeitung entringt sich der Schreckensruf: Die Sardinen werden theurer! Ja, Mitleid ist die auf uns selbst bezogene Furcht: wie sollen wir uns helfen, wenn uns die Fischer an der französischen Küste zu wenig Sardinen fangen? Die ‚Zeit‘ war rathlos. Zum Glück hat wenigstens Herr Berthold Frischauer, der ein paar Tage darauf in der ‚Neuen Freien Presse‘ von der Noth der bretonischen Fischer erzählte, Rath gewusst: man führe an der Küste der Bretagne die Dampfseefischerei ein. Die großcapitalistischen Fischzüge sind ja im Meer wie überall stets die ergiebigsten, und über's Jahr werden wir hoffentlich die tröstliche Kunde vernehmen: Die Sardinen werden wieder billiger! Auch über das Elend der französischen Fischerbevölkerung wird man, wenn sich Dampferunternehmungen der Fischerei bemächtigen, nicht mehr lange klagen hören; denn eine Fischerbevölkerung, die Noth litte, kann es dann nicht mehr geben. Entweder ergreifen die Leute andere Berufe, oder sie gehen glatt

zugrunde. So erweist sich jedesmal im Unglück die menschliche Solidarität, und angesichts der Hungersnoth an der französischen Küste einigen sich selbst die ‚Zeit' und die ‚Neue Freie Presse' in der Erkenntnis: wir müssen mehr Sardinen zu essen haben .... Weichherzige Menschen sollten sich das Zeitungslesen abgewöhnen. Erlebt denn nicht jeder des Schlimmen in seiner nächsten Nähe genug, daß wir allen Kummer der Welt in uns nachzittern lassen sollten? Aber die Zeitungen bringen uns täglich die Unglücksnachrichten aus aller Herren Ländern, und jedesmal machen sie uns fürchten, daß wir selbst in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Tieferschüttert las man am 24. Jänner in der »kleinen Chronik« der ‚Neuen Freien Presse': »[Schwarze Pocken in Altona.] Aus Berlin wird uns telegraphiert: Im Krankenhause zu Altona sind elf an schwarzen Pocken erkrankte Personen eingeliefert worden, von denen zwei gestorben sind. Darauf wurden Schifffahrt-Actien angeboten«. Nicht alle Leser der »kleinen Chronik« werden die Tragweite der Nachricht voll erfasst haben, nicht alle sind geübt, den Maßstab des Economisten an die Leiden der Menschheit anzulegen. Die schwarzen Pocken in Altona? Wenn sie zu uns kämen! Soll man Arznei nehmen? Nicht doch, bloß Schifffahrt-Actien geben.

*   *
*

Und wieder einmal zerbrach sich — am 30. Jänner — der Börsenwöchner den Kopf über das Schicksal der Exkronprinzessin Louise, und wieder einmal constatierte er: »Auch auf den Thronen rühren sich die mächtigen Instincte, auch unter dem Purpur schlagen fehlbare Herzen, auch unter einer Krone lodern die Leidenschaften«. Nestroy, dessen psychologischer Witz mehr in den Niederungen des Lebens verweilt hat, drückte denselben Gedanken wie folgt aus: »Auch der Commis hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfass lahnt und in süße Träumereien versinkt«. Er trifft das Erstaunen des Spießbürgers über das Phänomen, daß Empfindungen keine Standesunterschiede kennen. »Louise von Sachsen, der König Georg einmal einen Band Nietzsche's aus der Hand genommen hat«, rief der liberale Pathetiker, »sie macht die Oeffentlichkeit trotzig

zum Zeugen ihrer Wallungen.« Aber warum nicht gar! Sie hat die Reporter in Genf und Mentone hinausgeworfen und wäre zufrieden gewesen, wenn man nie für ihre »Wallungen« eigene Specialberichterstatter designiert hätte. Sie sehnt sich mit den europäischen Zeitungslesern nach der Ruhe über allen Wipfeln des Blätterwaldes. Daß auch unter einer Krone Leidenschaften lodern, haben die Völker längst gewusst, und sie standen sogar theilnahmslos beiseite, als im Vorjahre das große Staunen durch die Zeitungswelt gieng, daß auch ein König einen Blinddarm habe. Wenn aber auch nicht, wie der Leitartikler immer wieder versicherte, Louise von Sachsen »Madame Giron, Madame Giron schlechtweg« wird, so wünschen doch wir, die dabei noch schlechter weggekommen sind, endlich wieder in den Kreis bürgerlicher Erlebnisse einzukehren. »Ehe-Irrungen«, entzogene Apanagen, bedrohtes Prinzip der Legitimität: Wir haben auf allzu noblem Fuß gelebt, und wir verlangen endlich wieder den befreienden Ruf zu hören: »Der Zinsfuß ist mit uns!«, den selbst ein so hoher Herr wie Gottfried von Bouillon einmal in der ‚Neuen Freien Presse' ausgestoßen hat.

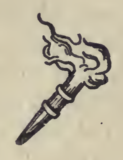
*

8. Februar. Vorläufig noch keine Aussicht auf Stoffwechsel. »Die Mutterliebe hat gesiegt«! Und an diesem in der sächsischen Hofaffaire bisher neuen, aber aus früheren Fällen als höchst ergiebig bekannten Motiv werden wir gewiss mehrere Wochen zu zehren haben. »Im Schlosse zu Dresden liegt ein fiebernder Knabe und sehnt sich nach der Mutter«. Mit dieser einen Vorstellung lässt sich das Colportagegefühlsbedürfnis einer Welt befriedigen. Der Zug des Herzens ist längst zum Stehen gebracht. Alle Reporter sind auf Mutterliebe dressiert.

*

9. Februar: Es ist alles aus. Prinzessin Louise ist von dem Pöbel der Zeitung und der Gasse ins Irrenhaus gehetzt worden. Sie hat die Nervenheilanstalt »La Métairie« aufgesucht ... Also die Mutterliebe hat doch nicht gesiegt, und mit den »verwerflichen Wallungen« ist's auch nichts mehr? Ja, was werden wir denn da beginnen? Nun, wenn auch alles verloren ist, so bleibt uns doch e i n e Aussicht. Haben sich hinter der armen Prinzessin die Thore eines Schweizer Sanatoriums geschlossen, so machen wir einfach für das Schweizer Sanatorium — Reclame. Eine Geschäftsanzeige, die

wie ein Bericht über die sächsische Hofaffaire anfängt, endet in der ,Neuen Freien Presse' (9. Februar) mit den folgenden Worten: »Schließlich theilt unser Gewährsmann mit, daß in ,La Métairie' auch alle Einrichtungen für Damen, welche entbinden sollen, und für die Wochenbettpflege vorhanden sind« ... Nicht die Mutterliebe hat gesiegt, sondern der Inseratenagent. Er bleibt »am Platze«, wenn Criminalisten und Psychiater ihr Werk gethan haben. Er erwartet sich von der sächsischen Hofaffaire noch »entscheidende Wendungen«.



Literatur.

Snobismus und vollmäulige Unwissenheit, die die ,Zeit' auf allen Gebieten publicistischer Erörterung bethätigt, treten am prononciertesten hervor, wenn literarische Gegenstände discutiert werden. Man ist in diesem Punkte von der ,Neuen Freien Presse' nie sonderlich verwöhnt worden und hat sich zuletzt von den ausgesuchtesten Dummköpfen bedienen lassen, die Herr Herzl, wenn sie nur brav zionistisch gesinnt waren, an seinen Hof und zur Mitarbeit am Literaturtheil heranzog. Aber es sind wenigstens ehrliche Analphabeten, deren Eifer, den belletristischen Geschmack zu beeinflussen, etwas Rührendes hat, gewissenhafte Burschen, die zwischen dem Empfang und dem Verkauf des vom Verleger gesandten Gratisexemplars eine Kritik leisten zu müssen glauben, stammelnde Anfänger, für die die Bezeichnung »Recensenten« nur dann gelten kann, wenn man entschlossen ist, das Wort von »recens« (frisch, jung, unverbraucht) abzuleiten. Mit Ausnahme Rudolph Lothar's, dessen Thätigkeit nachgerade nicht bloß in ihrem Umfang, sondern auch in ihrer Wirkung

bemerkbar wird und von dem noch gesprochen werden soll, sind sie sammt und sonders ungefährlich.

Anders die Literaturmacher der ‚Zeit‘. Da ist vor allem Herr Otto Julius Bierbaum, der von den Abfällen Liliencron'scher Poesie Gemästete. Ich schrieb hier einmal, der holsteinische Baron habe sich an dem deutschen Volke für die Theilnahmslosigkeit, mit der es an seinem herrlichen Schaffen vorübergieng, bitter gerächt: er zeugete Herrn Otto Julius. Nicht daß ein begnadeter Künstler — ein lyrisches Temperament von einer Tiefe und Fülle, wie sie selten zuvor erlebt wurden — ohne Dank und Ehren altert, macht die Tragik deutschen Dichterloses aus. Die Bitternis schafft erst der Anblick der glücklichen Epigonen, denen ein seichtes, dem fremden Empfindungsgehalt rasch assimiliertes Formtalent die Gunst des Lesepöbels erraffte. Die Mädelsingerei des Herrn Bierbaum ist in jenem Deutschland, das für die Urtöne des Haidesängers nur ein unaufmerksames Ohr hatte, bald populär geworden, und Detlev v. Liliencron selbst hat in künstlerischer Naivetät und in hingebender Begeisterung für alles, was sich nur lyrisch versuchte, die zahllosen Untalente fördern geholfen, die im letzten Decennium, wie Schwaden von Heuschrecken die Sonne verhüllen, dem deutschen Volk den Anblick seiner echten Dichtergröße entzogen haben. Selbst die literarischen Kreise wussten nicht mehr zu unterscheiden und priesen in demselben Athemzug, in dem sie alles Epigonenthum in der Lyrik verdammten und die Julius Wolff und Baumbach verketzerten, die viel ärmlicheren Trivialitäten eines Bierbaum, der doch, da er die alte Mädelpoesie statt mit Rheinwein mit Münchener Hofbräu begoss, der deutschen Lyrik höchstens ein Bierbaumbach zu werden versprach.

Es gehörte die ganze Talentlosigkeit der ‚Zeit‘-Gründer zu dem Einfall, diese Erscheinung nach Wien zu verpflanzen. Herr Bierbaum versuchte es hier mit den »Weltpredigten«, die aber infolge allzu feucht-

fröhlicher Humorlosigkeit keinen Zulauf fanden. Er kaufte sich in Wiens Nähe eine Villa, von der er jetzt gelegentlich per Automobil — Liliencron hat es bloß zu den Reitpferden seines eingebildeten Marstalls gebracht — in die Redaction der ‚Zeit‘ fährt, um den literarischen Geschmack des Wiener Publicums zu veredeln, seine — des Publicums — literarhistorische Bildung zu vervollständigen. Herr Bierbaum, der bis vor ganz kurzer Zeit nicht wusste, daß es einen Schriftsteller Namens Ferdinand Kürnberger gegeben hat, trat mit einer »Charakteristik Kürnberger's als Künstler« auf den Plan. Für die großsprechende Unbildung der ‚Zeit‘ war die dem Andenken des Dichters gewidmete Festnummer, mit der sie debutierte, so recht bezeichnend. Da stand neben anderen Unsinnigkeiten die Behauptung: »Das Manuscript von ‚Quintin Messis‘ ist verschollen und verloren, — ein Drama ‚Firdusi‘ und noch ein anderes Drama von K. sollen im Archiv der Wiener Stadtbibliothek liegen und warten der Auferstehung«. Aber in Wahrheit war »Quintin Messis« nie verschollen und verloren, die ‚Wiener Rundschau‘ hat vor einigen Jahren aus dem Manuscript, das ich selbst gesehen, einen Act veröffentlicht, und »Firdusi« lag nie im Archiv der Wiener Stadtbibliothek. Wohl aber sind vor kurzem sämmtliche vier Dramen aus dem Nachlasse des Dichters im Verlage von Daberkow erschienen. Das braucht der literarisch Gebildete nicht zu wissen, auch nicht, daß schon vor längerer Zeit Herr Wilhelm Lauser zwei Bände Nachlass-Novellen herausgegeben hat. Doch mußte es eine Redaction wissen, die »dem Gedächtnisse Ferdinand Kürnberger's« protzig eine eigene Beilage widmet. Die ‚Zeit‘ machte sich unter der Spitzmarke »Ignorant oder Spaßvogel?« über einen Einsender lustig, der an ihre Adresse mit der Bitte, ihn »Herrn Ferdinand Kürnberger, Schriftsteller« zu übermitteln, einen Brief gerichtet hatte. Aber viel schlimmer ist es, wenn ein Blatt, das

den österreichischen Dichter förmlich entdeckt zu haben vorgibt, zu jener Zuschrift die Bemerkung setzt: »Der verstorbene Philosoph wird sich im Jenseits nicht wenig darüber wundern u. s. w.« Hier wäre die Alternative »Ignorant oder Spaßvogel?« nicht mehr am Platze.

Herr Bierbaum hat aber nicht nur Kürnberger für Wien entdeckt. Am 1. Februar beglückte er die Sonntagsleser der ‚Zeit' mit seltsamen Enthüllungen über »ein altes Buch, das auf Wien Bezug hat« und von dem er annimmt, daß es niemandem außer ihm bekannt sei. Das Buch nenne sich »Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« und sei im Jahre 1827 in Stuttgart erschienen. Bevor Herr Bierbaum den Inhalt des Buches verräth, macht er ein Geständnis: »Es ist mir nicht bekannt geworden, wer der Verfasser ist. Offenbar ein Schwabe und Kleinstädter; zweifellos ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung«. Ich kann Herrn Bierbaum auf die Fährte helfen. Er lese einmal Karl Julius Weber's »Demokritos«. Dort wird er entweder im Vorwort oder sogar auf dem Titelblatt die Identität des Autors mit dem Verfasser der »Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« behauptet finden. Auch Brockhaus (14. Auflage, Bd. XVI., S. 554) hätte ihm Weber als den Verfasser genannt. In der Einleitung, die jedem Bändchen der bei Hendel in Halle erschienenen Ausgabe des »Demokritos« vorangesetzt ist, kann Herr Bierbaum die Bemerkung finden, daß Weber's »anerkannt tüchtigstes Werk« jene Deutschen-Briefe seien. Drollig ist übrigens die Prüderie des Mannes, der einen »Stilpe« und den »Irrgarten der Liebe« geschrieben hat. Er wagt es angeblich nicht, den folgenden Satz Weber's zu Ende zu schreiben: »Der echte Wiener hat neben seiner Frau noch ein hübsches Stubenmadel, und die Frau ihren Freund, der...« Jetzt bricht Herr B. ab, statt die charakteristische Bemerkung Weber's abzudrucken.

Da sie unzähligemale veröffentlicht wurde, kennt man sie ohnedies: ». . . der für sie sorgt und für den sie, wenn er krank ist, Messen lesen lässt.«

Der zweite Literaturmacher der ‚Zeit' ist Herr Felix Salten, der bekannte Auslagenarrangeur von psychologischen Beobachtungen. Er ist feinfeinsinnig. Man muß es aber anerkennen, daß er im Vollgenuss seiner Nuancen noch Auge und Ohr für fremde literarische Talente hat. Er hat neulich Heinrich Mann's »Herzogin von Assy«, die übrigens auch Leute von Geschmack werthvoll finden, eine begeisterte Empfehlung geschrieben, — wiewohl er mittheilen mußte, daß er das Buch nicht vollständig kenne. Wie das? Nun, es ist der Mühe werth, das Geständnis, ein seltenes Document des Snobismus, wörtlich zu citieren: »Ich gestehe, daß ich die Schlußseiten des Buches nicht gelesen habe. Jene Seiten, auf denen das Sterben der schönen Herzogin erzählt wird. Wie man ja oft zögert, die Leiche eines im Leben prachtvollen und geliebten Menschen zu betrachten, um durch den Anblick der Vernichtung die Erinnerung an die einstige Schönheit nicht zu erschüttern. Ich fürchtete die Grausamkeit des Dichters und hoffe nur, er ist milde mit Violante von Assy verfahren.« Welch eine Empfindsamkeit! Aber sollte nicht doch nur ein Parvenu psychologischer Finessen ihrer fähig sein? Wenn die Frage, ob Herr Salten die Schlußseiten der »Herzogin von Assy« gelesen hat, vordem noch eine offene war, nach diesem Bekenntnis einer schönen Seele wird niemand mehr zweifeln, daß er sie gelesen hat.

Indes, auch auf die Wahrhaftigkeit seiner Empfehlungen ist kein Verlass mehr, seit er einmal — noch in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' — erklärt hat, daß man der ferneren Entwicklung des Dichters Siegfried Trebitsch mit Interesse entgegensieht. Wer Herr Siegfried Trebitsch ist? Ja, wenn das so leicht gesagt wäre! Ein reicher junger Mann, Sohn einer Seidenfirma, zu dessen Entschuldigung aufrichtige

Freunde vorbringen, es sei doch immer noch löblicher, Novellen drucken zu lassen, als sein Geld für Rennen u. dgl. auszugeben. Das mag aufrichtig sein, richtig ist es nicht. Im Gegentheil! Erst kürzlich habe ich an dem Beispiel des Herrn Philipp Haas von Teichen (Verstümmelung des Wortes »Teppichen«) auseinandergesetzt, daß literarische Passionen nicht in demselben Maße eine Angelegenheit des Privatlebens sind wie andere Unterhaltungen. Und mag selbst das Bücherschreiben noch als Privatvergnügen hingehen, es wird sofort zum öffentlichen Aergernis, wenn sich eine gewissenlose Clique findet, welche auf dem ihr zur Verfügung stehenden Zeitungspapier den Dilettanten zum Künstler emporlobt.

Eine solche Verwandlung haben wir jetzt eben erlebt. Ein Trebitsch-Rummel ist ausgebrochen. In vier Blättern, der ‚Neuen Freien Presse', der ‚Zeit', dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' und der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' suchen einander die Kaffeehausfreunde des Neuentdeckten an Begeisterung zu überbieten. Uebereinstimmend wird zuerst versichert, Herr Trebitsch habe »sich bereits mancherlei Verdienste um die Literatur erworben«. Er kann nämlich nicht gut Französisch und Englisch und übersetzte darum Courteline und Bernhard Shaw. Aber er wollte auch beweisen, daß er nicht Deutsch könne, und schrieb Novellen. Ueber das Maß der Verdienste des Uebersetzers Trebitsch herrscht immerhin eine gewisse Meinungsverschiedenheit vor. In Nr. 114 der ‚Fackel' habe ich aus einer seiner Courteline-Verdeutschungen (Nr. 411 der Wochenschrift ‚Die Zeit') den Satz citiert: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. W i r e i n i g t e n s i c h auf siebentausendfünfhundert«. Ich ließ es damals dahingestellt, ob nicht etwa Herr Isi Singer das Manuscript, in dem vielleicht richtig »wir einigten u n s« gestanden, redigiert hatte. Nun aber hat, bevor die Clique die große Trebitsch-Begeisterung inscenierte, der Anglist Leon

Kellner im ‚Neuen Wiener Tagblatt' (vom 22. Jänner) ein Feuilleton veröffentlicht, welches den Titel »Eine verunglückte Uebersetzung« führt und worin er Trebitsch's Verdienste um Bernhard Shaw keck in Abrede stellt. Dr. Kellner lässt sich sogar zu der Versicherung hinreißen, er wisse nicht, »wer mehr zu bedauern ist: die deutschen Leser, die aus dieser Quelle ihre Kenntnis von Shaw's Eigenart schöpfen werden, oder der arme Shaw, der sich die letzten Haare ausraufen wird über die traurige Veränderung, die mit ihm auf deutschem Boden vorgegangen ist«. »Einer solchen Fülle von unfreiwilligem Humor«, sagt er, »wird man selbst in der humorreichen Uebersetzungsliteratur kaum wieder begegnen«. Und Kellner führt eine Reihe drastischer Belege für diese Behauptung an. In der Schilderung eines Parkes — der Dramatiker Shaw liebt eine genaue Ausmalung der örtlichen Dinge — heißt es bei Trebitsch, er enthalte eine Menge Gemüse und eine Sandgrube, die »zur Aufnahme von Seepflanzen zum Entzücken der Kinder bestimmt ist«. Kellner versichert, daß in Victoria Park weder Gemüse noch Seepflanzen gedeihen, daß aber Shaw von Rasenplätzen spreche und einer Grube voll Seesand, die ursprünglich zur Unterhaltung der Kleinen bestimmt war, jetzt aber von Ungeziefer wimmelt. In des Pastors Morell Arbeitszimmer befinden sich nach Trebitsch Fabians Essais. Wer nur dieser Fabian sein mag? Er habe, versichert Kellner, so wenig existiert, wie Gemüse und Seepflanzen in Victoria Park. Bei Shaw aber stünden auf den Büchergestellen des Pastors die »Essays der Fabier«. Wer die Fabier sind, das sage uns der Uebersetzer selbst in dem biographischen Vorwort. Die Gesellschaft der Fabier habe, erklärt Trebitsch, zumeist aus Schriftstellern und »einheimischen Bediensteten« bestanden. Kellner fragt, ob jemand wisse, was einheimische Bedienstete sind. Da sich niemand meldet, verräth er, daß die Gesellschaft der Fabier

zumeist aus Staatsbeamten (civil servants) bestand... Unter den zahllosen geradezu horriblen Beispielen, die der Kritiker anführt, fallen besonders die in der Uebersetzung vorkommenden »Lederschuhe aus Segeltuch« auf. Kellner setzt auseinander, wie jeder einzelne Charakter in sein Gegentheil verkehrt worden sei; aller Witz, alle Tiefe und Eigenart des Werkes habe sich dank Herrn Trebitsch verloren. »Wenn ein Buch vorliegt, das sich den Anschein gibt, drei Schauspiele Bernhard Shaw's in deutschem Gewande zu bieten, in Wahrheit aber statt des wahren Shaw ein lächerliches Zerrbild vorführt, so ist es«, ruft Kellner, »Pflicht und Schuldigkeit der Kundigen, gegen eine solche Irreführung zu protestieren«. Das war für die Trebitsch-Clique das Signal zum Eingreifen. Herr Hermann Bahr veröffentlichte in jenem Feuilletontheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt', der immer für zwei Ueberzeugungen Platz hat, unter dem Titel »Bernhard Shaw« einen geharnischten Protest, der mit den Worten beginnt: »Herr Siegfried Trebitsch, dem wir schon das Vergnügen verdanken, Courteline, den ‚Göttlichen', wie ihn die Pariser nennen, zu kennen, bringt uns nun einen englischen Autor..... Die Uebersetzung ist neulich hier von Professor Leon Kellner sehr misshandelt worden. Ich werde mich hüten, mit einem Philologen anzubinden, aber als Theatermann habe ich zu sagen« u. s. w. »Der Philologe vergisst, daß es viel wichtiger ist, sich den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publicums anzupassen, als auf jeder Nuance zu bestehen« u. s. w. Folgt ein Essay über Bernhard Shaw, der wohl nur der Vorwand zur Ehrenrettung Siegfried Trebitsch's war. Es gibt einen Gipfelpunkt der Schamlosigkeit, den selbst Herr Bahr, wohl der scrupelloseste literarische Bandenführer, bisher nicht erklommen hatte. Jetzt ist er oben. Dr. Kellner hat in einer für den idiotischesten Laien sinnfälligen Weise die geradezu abenteuerliche Talentlosigkeit jener Shaw-Ueber-

setzung bewiesen, und unser Schäker nimmt sie gegen die fachmännische Uebertriebenheit des »Philologen« in Schutz: Mit Gemüse und Seepflanzen, mit einheimischen Bediensteten und Lederschuhen aus Segeltuch hat sich der praktische Bühnenmann Trebitsch den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publicums angepasst! »Gegen eine Irreführung protestieren«? Herr Bahr hat es zeitlebens als seine »Pflicht und Schuldigkeit« betrachtet, selbst irrezuführen...

Aber nun folgt Schlag auf Schlag. Am 7. Februar wird Herr Trebitsch im ‚Neuen Wiener Tagblatt' gerettet, am 8. Februar in der ‚Neuen Freien Presse'. Hier ist als Vertreter der freiwilligen Trebitsch-Gesellschaft kein geringerer als Rudolph Lothar zur Stelle. Preist er den Uebersetzer? Nein — Trebitsch hat sich selbständig gemacht —: den Novellisten. Schlechtes Deutsch: da ist Herr Lothar am Platze! Und es ereignet sich das Unerhörte, daß einem Novellenband, mit dessen Drucklegung sich der literarische Verlag S. Fischer-Berlin in den Verdacht gebracht hat, Herrn Pierson in Dresden Schmutzconcurrenz zu bereiten, in der ‚Neuen Freien Presse' ein selbständiges, drei Spalten langes Feuilleton gewidmet wird. Der zielbewusste Literaturvergifter Hermann Bahr ist neben dem planlosen Schwätzer Lothar die minder gefährliche Erscheinung. Wenn Bahr will, durchschaut er eine Talentlosigkeit; Lothar könnte nur irrthümlich einmal das Richtige treffen. Ich habe vor ein paar Wochen den Novellenband »Weltuntergang« gelesen und nicht geahnt, daß ich je in die Lage versetzt sein würde, über dies Werk, das Brutalität mit Impotenz gezeugt hat, in dem nicht ein Gedanke gedacht, nicht ein Wort gefunden ist und eine Talmi-Psychologie aus x-ter Hand Orgien der »Beobachtung« feiert, meine Meinung zu sagen. Es ist doch möglich geworden; denn das oft parodierte Losungswort: Oesterreich hat wieder einen Dichter! klingt fröhlich aus den Spalten führender Tages-

blätter. So muß ein erstauntes Echo die Antwort geben. Wenn ein Colportagegeschichtenschreiber infolge mangelhafter Routine es mit dem »modernen Genre« versuchen und sich an Arthur Schnitzler bilden wollte, er würde beiläufig die Novellen zustandebringen, die Herr Trebitsch schreibt, der inmitten der landläufigsten Plattheiten sich durch die Pluralbildung »Sehnsuchten« als modernen Dichter zu legitimieren sucht... Zum Preise seiner Sprachkunst und zur Bekehrung der eingefleischtesten Trebitsch-Fanatiker will ich eine Stelle aus der Erzählung »Ein fremder Herr« (S. 152) — die einzig kurzweilige des Buches — abdrucken, in der Paul darüber grübelt, daß er an der Bahre seiner Geliebten zum erstenmal einem Rivalen, von dem er bis dahin nichts geahnt, begegnet war: »Noch einmal betrachtete Paul diesen Mann, der Hertha in die Kunst eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war *er* da gewesen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte *er* auch ganz deutlich, daß der fremde Herr sich wie ein riesenhafter Felsblock zwischen ihn und die Todte geschoben hatte, über den *er* niemals hinwegkommen würde. Achtlos war *er* über alles Gemeinsame zwischen Hertha und *ihm* fortgeschritten und hatte sie eingefordert mit guten alten Rechten, über die es Urkunden gab. Nur für ein Jahr geliehen hatte *er* sie *ihm*, und da war sie zufällig in *seinen* Armen gestorben. Was hatte *er* eigentlich dabei zu suchen, wenn ein fremder Herr *seine* Frau begrub, was drängte *er* sich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?« Man beachte die kunstvolle Art, in der Paul und der fremde Herr auseinandergehalten sind...

Herr Lothar findet, daß diese Geschichten »mit zum Besten gehören, was die Erzählerkunst in Oesterreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat«. Aber ehe ich diesem Verdammungsurtheil über die gesammte österreichische Erzählungskunst zustimme, möchte

ich es doch vorziehen, Herrn Lothar, dessen auffallenden Lobhudeleien ich nur ein reines Motiv unterschieben will, für den vorlautesten Nichtsversteher zu halten, der je über Druckerschwärze verfügen durfte. Daß in demselben Blatte, welches für alles Große in Kunst und Literatur, für alles Eigenwüchsige und Echte nichts als kleinlichen Hohn, Hass oder den Todschweigebann übrig hatte, dessen kritische Geister Richard Wagner zu fällen suchten, Bruckner's Leben zu verbittern verstanden und die Sehnsucht tausend redlicher Talente nach einem Wörtchen der Anerkennung unbefriedigt lassen, der stammelnde Versuch eines Dilettanten, der's »nicht nöthig hat«, in drei Spalten als Meisterwerk gepriesen wird, ist gewiss ein so aufreizendes, so sehr die schlimmsten antisemitischen Regungen bejahendes Factum, daß man mit Herrn Rudolph Lothar strenger ins Gericht gehen sollte. Aber bei genauer Betrachtung der Sachlage mag man zu einem nachsichtigeren Urtheil geneigt sein. Der ‚Neuen Freien Presse' bleibt ja die Verachtung gesichert, aber daß ein Mensch, der sich zwischen Ballerinen, Gesandten, Philosophen und Confectionären die Füße wundläuft, noch über ein neues Buch etwas Zurechnungsfähiges sagen soll, hieße allzuviel verlangen. Der Schlußsatz seines Artikels: »Trebitsch ist weit mehr als liebenswürdig, er ist der Liebe würdig«, zeigt, daß die Nerven des armen Teufels in der Interviewhetze doch arg gelitten haben.

* * *

Felix Mottl hat jüngst in Wien ein Concert dirigiert. Das war natürlich eine Gelegenheit, von dem kaiserlichen Rathe Albert Guttmann zu reden. Herr Guttmann hielt, so berichteten die Zeitungen, vor Beginn der ersten Probe eine Ansprache an das Orchester. Und nannte Felix Mottl den »hervorragendsten Dirigenten unserer Zeit«. So ist denn einer der vielen Meinungsstreite in unserem Kunstleben endgiltig geschlichtet. Anderwärts

ist die Rangordnung der zeitgenössischen Dirigenten noch nicht genau festgestellt, und wenn Einzelne Mottl für den größten halten, so schwanken die Meinungen Anderer noch zwischen Richter, Mahler, Nikisch, Weingartner, Richard Strauss, der bedeutenden nichtdeutschen Dirigenten gar nicht zu gedenken. Für uns gibt es keinen Zweifel mehr: Herr Guttmann, der die musikalischen Inseratenaufträge vertheilt, wird doch auch giltige Censuren an Musiker auszutheilen berechtigt sein? Alle Wiener Inseratenchefs sind jetzt von Felix Mottl's Erstrang überzeugt, und die Wiener Musikkritiker haben sich unweigerlich dieser Ueberzeugung zu fügen. Wer der hervorragendste Concertdirigent ist? Wir wissen es definitiv. Wer aber ist der vordringlichste Concertagent?

†

* * *

Schmock ist parteilos.

»Wenn man auch darauf gefasst war, daß der heurige Ball seine Vorgänger noch übertreffen werde, hat doch niemand geahnt, daß dies in so glänzender Weise möglich sein wird. Die kühnsten Hoffnungen des Comités sind durch den wahren Massenbesuch und die Theilnahme der vornehmsten Kreise Wiens noch übertroffen worden.«

»Die glänzendsten Namen des Wiener Hochadels, die Spitzen der Behörden und Vertreter des diplomatischen Corps, die hervorragendsten Mitglieder der Wiener Theaterwelt, eine große Anzahl bekannter Maler und Bildhauer und die vornehmsten Kreise des Bürgerthums haben sich auf dem Ball ein Rendezvous gegeben.«

»Das Parquett des Saales glich einem wogenden Meere von prunkvollen Toiletten, Ordenssternen, Brillanten und Diamanten der Damen, ein Bild, in das die schwarzen Fräcke Abwechslung brachten. All die Persönlichkeiten aufzuzählen, die den Ball besuchten, ist momentan einfach unmöglich, denn zur Stunde strömen noch immer Gäste in die überfüllten Säle.«

»Von hundert schönen Lippen konnte man es immer und immer wieder hören, daß der Ball entzückend, berauschend, unübertrefflich sei.«

»Das Tanzarrangement lag in den bewährten Händen . . .«

»Wie mit magnetischer Gewalt wurden die bekanntesten Ballsaalflüchtlinge festgehalten, und wäre durch ein Wunder das Zeitenrad stehen geblieben, es tollte und schwelgte, geigte und tanzte, plauderte und lachte jetzt noch in ungetrübter Heiterkeit in den Sophiensälen. Der einzige dunkle Punkt des Ballfestes war das Ende, das allerdings soweit als möglich hinausgeschoben wurde. Die Köpfchen der jungen Damen zeigten sich äußerst findig im Aushecken immer neuer Gründe, um die Mamas und Papas zum weiteren Verbleiben zu bewegen, und auch die Herren beruhigten ihre mahnenden Gewissen mit den gewagtesten Ausreden.«

»Es ist fast unmöglich, denen, die sich nicht selbst durch den Augenschein von dem Glanze dieses Festes überzeugten, eine richtige Vorstellung von den Wundern dieses Balles — wir finden keinen andern Ausdruck — zu geben. Schon das zauberisch schöne Bild des Ballsaals selbst spottete jeder Beschreibung. Der Sophiensaal glich vorgestern einem Feenpalaste. Noch nie zuvor hat ein solches Meer von Licht diese Räume erhellt. Die Firma Siemens & Halske, welche mit gewohnter Meisterschaft die elektrische Installation besorgt hatte, erwies sich wieder einmal als die unübertreffliche Meisterin auf dem Gebiete der modernen Beleuchtungstechnik.«

»Alle die kamen, kamen gern, sie fühlten nicht den lästigen Druck der Convenienz, sondern das gemütliche Gefühl, daß der Freund zum Freunde kam. Die sich noch nicht kannten, wurden rasch bekannt durch gemeinsame Freunde und so bildete sich ein fester Kitt, der die ganze vielhundertköpfige Menge verband.«

»Entschuldigungsschreiben hatten gesendet: — —«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich Concordiaball? Nein, der kommt erst! Vorläufig hat bloß die antisemitische Journalistik über den Ball der »Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft« berichtet . . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

'Zeit'-Genosse. Der Inseratentheil der 'Zeit' ist »klein, aber rein«? Na, na, Sie Schäker! Glauben Sie wirklich, wir sehen nicht, wie sich, dieweil die Herren Singer und Kanner gegen »Inseratenschwindel« wettern, der Administrator ins Fäustchen lacht? Er weiß wohl: wenn er nur fleißig den Geldsack nachstopft, auf dem die Herausgeber sitzen,

während sie mit beiden und natürlich mit reinen Händen Principien hochhalten, so ist alles in Ordnung, und niemand wird merken, woher er's genommen hat. Schließlich rieche das Geld, das die ‚Zeit' von einer berüchtigten Budapester Animierfirma für Inserate bezieht, auch nicht anders als jenes des Herrn Salo Cohn. Und so lässt der Administrator seelenruhig das folgende Inserat des Börsencommissionshauses Gustav Braun in Budapest (siehe z. B. die Nummer vom 30. Jänner) in die Spalten der ‚Zeit' einrücken: »Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, die Einführung der Goldwährung, die Conversion der Staatsrenten, die großen staatlichen Investitionen für Industriezwecke, die große Geldflüssigkeit und der billige Zinsfuß werden eine enorme Steigerung der österreichischen und ungarischen Werthpapiere, welche jetzt noch 4½% bis 6½% tragen, hervorrufen. Gefertigtes Bankhaus stellt seine langjährige Erfahrung seriösen Interessenten zur Verfügung.« Daß sich die Herausgeber der ‚Zeit', weil sie die Verantwortung für Inserate zu übernehmen ausdrücklich erklärt haben, ein Gewissen daraus machen könnten, den Budapester Börsenanimierkneipen als Zutreiber zu dienen, fürchtet der Administrator nicht. Solange der Geldsack voll bleibt, werden die Herren Singer und Kanner auch weiterhin ruhig auf dem »Gewissen« sitzen bleiben. Vorsicht ist lediglich geboten, wenn allzu bekannte Wiener Firmen Inserate offerieren. Da lässt sich der Administrator eine Gefahrprämie bezahlen: er bringt derlei Inserate nur als »Private Mittheilungen«, — zum erhöhten Tarif. So lesen wir in der ‚Zeit' vom 18. Jänner: »Wohlthätigkeitsact. Das durch seinen Wohlthätigkeitssinn und durch seine vorzüglichen Waren bestbekannte Weltschuhwarenhaus Paprika-Schlesinger« verkauft »um die Hälfte des Selbstkostenpreises zugunsten armer Schulkinder des zweiten und sechzehnten Bezirkes« Schuhe. Es werden nämlich »von dem Bruttoerlös 10 Procent zu Handen des Herrn Bürgermeisters für obigen Zweck hinterlegt werden«. Die Käufer »lindern demnach gleichzeitig die große Noth und den Hunger der armen Schulkinder«. Und »es ist bei der großen Popularität der Firma zu hoffen, daß dem wohlthätigen Zweck eine größere Summe zugeführt wird« ... Dem Reinen ist alles rein; wie sollten die Inserate des Paprika-Schlesinger bei den Herren Singer und Kanner Bedenken erregen? Ueber unlautern Wettbewerb gar zu streng zu denken, haben zudem die Herausgeber der ‚Zeit' sicherlich keinen Grund. Und die Administration der ‚Zeit' bleibt, wenn sie im Inseratentheil unlautern Wettbewerb treiben lässt, noch immer in besserem Einklang mit den redactionellen Tendenzen, als etwa die Administration der ‚Neuen Freien Presse' mit den Tendenzen der Herren Bacher & Benedikt. Denn wenn die ‚Neue Freie Presse' täglich für Dienstmädchen Stellen »in nur christlichen Häusern« sucht und Sommerwohnungen »nur für christliche Miether« empfiehlt, so ist es klar, daß der administrative Theil des Blattes nicht nach den Intentionen der gesinnungstüchtigen Chefs geführt wird.

Südbahn-Actionär. Daß die alten Lieferanten der Südbahn bei den vielfachen Nebengeschäften dieses Unternehmens (Hôtelbauten u. dgl.

nicht mehr berücksichtigt werden, hat seinen Grund nicht etwa darin, daß die Direction mit ihren Leistungen oder ihren Preisen unzufrieden war. Jetzt zahlt das — Sie wissen doch — blühende Bahnunternehmen viel mehr als früher. Aber es kommt eben darauf an, wem gezahlt wird. Herr Robert von Morpurgo, Mitinhaber der Baukanzlei Wildhack & Morpurgo, ist jetzt der alleinige Contrahent der Südbahn. Er baut und richtet alles ein und beschäftigt auf Kosten der Südbahn ein Bureau von 29 Beamten. Zufällig ist er auch ein Schwiegersohn des Herrn Kaizl, Directors der Südbahn.

Antialkoholiker. Der Wiener Volksbildungs-Verein muß, wie Sie mir mittheilen, bei den Vorträgen im »Arbeiterheim« gestatten, daß den Zuhörern Wein und Bier vorgesetzt wird. Also ein wissenschaftliches Rauchtheater! Ja, mit der Antialkohol-Bewegung in der socialdemokratischen Arbeiterschaft war's bald aus. Rechnen Sie doch nach, wie viele Krügel Bier und Viertel G'spritzte vertilgt werden müssen, damit das Kuffner'sche Arbeiterheim Partei-Eigenthum werde. So bekehrt sich der Revolutionismus, der vom »Gott erhalte!« nichts wissen wollte, allmählich zu einem evolutionistischen »Gott erhalt's!« Natürlich Hopfen und Malz!

Coulissier. Gewiss, Wilbrandt's Burgtheatererinnerungen, die er soeben in der ‚Neuen Freien Presse' erscheinen ließ, sind nicht höher denn als historisch sublimierter Coulissentratsch zu werthen. So tief hat auch Herr Sigmund Schlesinger, wiewohl er nicht Director war, die Theaterereignisse durchgelebt. Originell ist nur die Selbstgefälligkeit, mit der der Dichter der »Tochter des Herrn Fabricius« sich gegenüber jeder künstlerischen Individualität, die über die Burgtheaterbretter schritt, als Entdecker oder mindestens als Erzieher aufspielt. Bis zu der schmalzigen Erhöhung Sonnenthals zu einem Sonnengott ist »grandios« das ärmlichste Lobeswort, das allem und jedem, was in jener Aera geschah, gespendet wird. Und doch wurden damals die Bedingungen für jene effectvolle Burgtheaterverwüstung geschaffen, die später Herr Burckhard inscenieren sollte ... Einer Erinnerung werth und wirklich anmuthig geschildert ist bloß das Erlebnis der Faust-Neuinscenierung und die Wirkung der Euphorion-Scene mit der Hohenfels und der Wolter. Ansonsten — ‚Neues Wiener Journal'. Maßstab für die Wirkung des »Oedipus«: die Erschütterung des Herrn v. Bezecny. Dieser vom Clavierspieler eines Erzherzogs zum General-Intendanten der Hoftheater und Gouverneur der Bodencreditanstalt erhobene Kunstkenner war ursprünglich gegen den Versuch eingenommen. Herr Wilbrandt aber — er erzählt das in dem Tone des standhaften Dulders — ließ nicht locker. Und siehe, bei der Première stand Herr v. Bezecny auf der Bühne, »allein, mit so erregten, bewegten, erschütterten Zügen, wie ich nicht so oft einen Menschen gesehen. ‚Herr Director!', stieß er hervor, ‚so einen Eindruck hab' ich noch nie im Theater erlebt!'« Feinsinnig bemerkt Wilbrandt: »Wenn das Sophokles hören könnte! dachte ich«. Nun, es ist noch ein Glück, daß bloß Herr v. Bezecny und nicht auch Herr v. Taussig »erschüttert« war. Sophokles hätte es zwar selbst dann nicht hören können, aber vielleicht wären »Bodencredit« gefallen.

Leitung des Conservatoriums. Nur Muth, meine Herren! Daßdie Lehrerin der Schauspielschule, Frau Petrasch-Wohlmuth, die Schwägerin des Hofraths Hanslick ist, mag es rechtfertigen, daß sie einmal in der ‚Neuen Freien Presse' die »bedeutendste Recitatorin beider Hemisphären« genannt wurde. Aber es wird doch nicht die Duldung eines Missbrauchs rechtfertigen, unter dem sämmtliche Schülerinnen der Frau Petrasch zu leiden haben? Nach den Statuten ist die Ertheilung eines Privatunterrichts an Zöglinge des Conservatoriums den Lehrkräften dieser Anstalt ausdrücklich verboten, und die peinlich correcten Herren Römpler und Meixner brauchen es sich nicht gefallen zu lassen, daß neben ihnen eine Collegin wirkt, die im Vertrauen auf ihre einflussreiche Verwandtschaft Sonderrechte beansprucht und für ihre Schülerinnen die Pflicht statuiert hat, bei ihr einen kostspieligen Privatunterricht zu nehmen. Die Beschwerde eines besorgten Vaters, der ein doppeltes Schulgeld nicht zu zahlen imstande war, aber das künstlerische Fortkommen seiner Tochter auch ohne die Bedingung des Privatunterrichts gesichert wissen wollte, wird hoffentlich einen Erfolg haben. Daß Herr Hofrath Hanslick auf das Conservatorium bös werden könnte, glaube ich nicht. Aber schließlich — eine Ungerechtigkeit wär's gerade nicht, wenn er Herrn v. Perger nicht mehr für ein musikalisches Genie erklärte.

Maler. Wie Herr Franz Servaes Kunstkritiker sein kann, obwohl er nichts sieht? Sie irren; Herr Servaes sieht mehr als jeder andre. »Von einer Dämonie, die bis ans Groteske geht«, schrieb er am 6. Januar in der Besprechung der vom Hagenbund veranstalteten Böcklin-Ausstellung, »ist Böcklin's ‚Judith'. Man kann das Bild für einen Witz halten, wenn auch für einen unheimlichen, ja ungeheuerlichen. Die Judith wird nämlich als strenge, sittsame Magd gemalt, die das vergossene Blut des von ihr gemordeten Feindes höchst correct auf einem Tablett in einer Karaffe trägt, neben der noch zum Ueberfluss ein paar Weingläser stehen. Dabei ist in das starre, verschlossene Antlitz des Weibes mit den schwergesenkten Augenlidern und in der absichtlich steifen Haltung des Halses, sowie der ausgespreizten, das Tablett tragenden Finger etwas wie ein Nachklang von der grausen That hineingelegt«. Was Herr Servaes nicht alles sieht! Und Böcklin hat doch bloß die Judith aus dem »Landvogt von Greifensee« (Gottfried Keller, »Züricher Novellen«) gemalt, die nach der Fechtstunde bei ihrem Vater, dem Kapitän, den erhitzten jungen Herren einen Labetrunk credenzt. Na, Servas Franz! . . . Mit der Ausstellung in der »Secession« ist der Kunstkritiker vom ‚Neuen Wiener Journal' herzlich unzufrieden. »Man will doch erfahren, wie und woso?« schrieb er am 24. Jänner. Der Mann heißt Balduin Groller. Aber nun möchten Sie auch erfahren, wie er zur Kunst kommt, — und woso? Vermuthlich versteht er von Kunst auch nicht weniger, als von allen anderen Dingen.

»Hof-Etiquette«. Der Absender der Mittheilungen über Hofceremoniell etc. (eingelangt am 31. Jänner) wird behufs Klärung einiger unverständlicher Stellen des Aufsatzes unter Zusicherung absoluter Discretion um seinen Besuch gebeten.

Domino. Wenn man die Berichte über die von der Fürstin Metternich veranstaltete »Kopfredoute« vergleicht, so gewinnt man einen wenig harmonischen Eindruck. Uebereinstimmend wird bloß die Erkenntnis ausgesprochen, daß die betheiligten Herren »es sich bequem gemacht haben«. Aber niemand hat es ihnen ernstlich verübelt, da die willigste Phantasie an der Zumuthung, »sich einen Kopf zu machen«, scheitern muß. Der Sophiensaal »stellte ein großes Kaufhaus dar«. Und auf diesem Tandelmarkt der Eitelkeiten will keiner durch Originalität verblüffen; dem Bescheidenen genügt es, »u. a. bemerkt« zu werden. Solange die Butter, die einer auf dem Kopf hat, nicht in Erscheinung tritt, wird »tout Vienne« sich an dürftigen Costümscherzen vergnügen müssen, und gewiss stehen wir vor einer löblichen Ausnahme, wenn der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' entzückt berichten kann: »Nicht zu erkennen war Professor Dr. Herzfeld als greiser Automobilist«. Aber das Reporteraug' »hat ihn doch erkannt«! Aus übertriebener Vorsicht hatten sich die meisten Herren nicht verändert: sie fürchteten, von den Berichterstattern übersehen zu werden. Diese aber fürchteten, vermummte Lieblinge zu verkennen, und sahen darum aufs Gerathewohl auf solche, die nicht anwesend waren. Wie Frau Gutheil-Schoder eigentlich angethan war, werden wir nie erfahren. Der eine will wissen, sie sei »als secessionistische Kartenkönigin erschienen«, der andre behauptet, sie habe das »Prinzesschen aus Lobedanz« vorgestellt, der dritte will sie in einer »Vindobona mit einem zierlichen Krönlein auf dem Haupt« erkannt haben . . . Eines ist allen Metternich-Redouten gemeinsam: Der kaiserliche Rath Dr. Charas »schreitet voran«, und das Costüm seiner Gemahlin wird »allgemein bewundert«. Immer ist auch die Baronin Salzgeber da, und immer wird »um diese Zeit von einigen jungen Leuten der schüchterne Versuch gemacht, zu tanzen«, der immer schmählich misslingt. Jedesmal aber versichert der Optimist von der ‚Neuen Freien Presse', man sei »einig darüber gewesen, daß in dieser Stadt immer etwas Schönes und Ganzes geschaffen wird, wenn die Leute friedlich zusammenwirken und Hass und Streit, wenn auch nur für einige Stunden, vergessen«. O diese Christlichsocialen! Man erinnert sich an sie, wenn man sie, auch nur für wenige Stunden, vergisst. Der Ballreporter wird zum politischen Schadchen, schwärmt von Annäherung und stellt bedeutsame Prognosen, wenn sich Herr Müller von Frau Kohn intriguieren lässt . . . War's also wirklich eine Dummkopfredoute?

Mehreren Fragern. Natürlich ist die photographische Verkleinerung des Artikels über die Affaire Lonyay aus Nr. 127 der ‚Fackel' auf einer neuestens feilgebotenen Ansichtskarte erfolgt, ohne daß der Händler meine Bewilligung eingeholt hat. Ob nach österreichischem Gesetz-Verbot und Bestrafung durchzusetzen wäre, mag ihm zweifelhaft erschienen sein, nicht zweifelhaft, daß ich die Erlaubnis zu einem Nachdruck, der mir als Reclame ausgelegt werden könnte, nicht ertheilt hätte, wenn ich vorher befragt worden wäre.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 128, Ende Jänner): Der Bereitwillige, Getreue und Diener. — Der Stellvertreter des Kaisers. — Die Denkschrift des akademischen Senates. — Der Concurrenzkampf der Wiener Zeitungen. — In Paris! In Paris! — Wie der Freiherr Philipp v. Haas zum Dichter ward. — Lothar und Coquelin. — Kritik. — Die ‚Zeit' bringt keine Reclamenotizen. — Lucina, Moneta und Auspitz. — Ein Fall von Flagellantismus. — Antworten des Herausgebers (Aus dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft; Die verkleideten Redacteure der ‚Zeit'; Giron und die Parteien; Parlamentarismus und Geschlechtsempfindung; Aus meiner Sammlung; Strike und Reclame; Theatersachen; Coquelin in Wien). — Mittheilungen des Verlages.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 130 Erschienen am 21. Februar 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei . .	K	7.—
« «	18 « « . .	«	3.60
« das Deutsche Reich,	36 « « . .	M.	7.—
« « « «	18 « « . .	«	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 130 WIEN, MITTE FEBRUAR 1903 IV. JAHR

Beinahe könnte man sich wieder für den Parlamentarismus erwärmen. Hass und Verachtung gegen die Journaille hat das Abgeordnetenhaus durch die völlige Theilnahmslosigkeit ausgedrückt, mit der es die erste Lesung des Pressgesetzes über sich ergehen ließ, und in allen Trägern und Wahrern der Cultur die Hoffnung geweckt, es werde, gegenüber dem Drängen eines nach Zeitungslob geizenden Ministers standhaft bleibend, vom schweigenden Unmuth künftig zum Muth der Rede sich aufraffen, über eine verrottete Presse das Strafgericht halten und die Völker von der ärgsten Bedrückung, die sie an Geist und Gut jemals erfuhren, befreien. Ein verheißungsvoller Anfang war es, als bei der ersten Lesung des Pressgesetzes Alle, die in unserem Abgeordnetenhause gehört zu werden verdienen, schwiegen. Aber beim Schweigen kann es nicht sein Bewenden haben, und wo die Söldlinge der Corruption über die Bande der Presse klagen, wird man endlich und endgiltig über die Pressbande reden müssen. Nicht um eine Detailkritik einer kläglichen Gesetzesmache — die der Ehre besseren Schutz verspricht und die anonyme Ehrenbeleidigung straffrei macht, die neue Uebertretungen construiert und darauf verzichtet, diejenigen, von denen sie begangen werden, zur Verantwortung zu ziehen — kann es sich handeln. Sondern darum, daß man beweist, der »Geist unserer Zeit«, auf den sich Herr v. Koerber zur Begründung seines Entwurfs beruft, sei nicht der liberale, und »die nicht zu leugnende Bedeutung der Presse für die

allgemeine Volksbildung«, von der Herr v. Koerber spricht, sei keine andere, als daß die Presse die ärgste Gefahr für alle Volksbildung ist. Es handelt sich darum, den Allmachtswahn zu zerstören, der da verkünden durfte, ein Pressgesetz solle nur einen Paragraphen enthalten: »Die Presse ist frei!«, das heißt, aus dem § 1 des Regierungsentwurfs: »Die Presse ist innerhalb der gesetzlichen Schranken frei!« müßten die »gesetzlichen Schranken« gestrichen werden und Staat und Völker hätten sich der Schrankenlosigkeit, mit der die Presstyrannis über alles Geistige und Materielle gebietet, rückhaltlos zu unterwerfen. Was noch an Staatsgefühl, an Culturgefühl in unserem Parlamente lebt, muß sich gegen den Versuch aufbäumen, die Journaille aller Verantwortung ledig zu machen, das objective Verfahren zu beseitigen und zugleich das subjective illusorisch zu machen. Kann es eine ärgere Heuchelei geben, als wenn in der Begründung eines Gesetzes, das die Vernachlässigung der pflichtgemäßen Verantwortlichkeit und die Irreführung der Behörden durch die Bestellung von Strohmännern als verantwortlichen Redacteuren weiter bestehen lässt, gesagt wird: der Journalist und Schriftsteller habe »das volle Maß seiner persönlichen Verantwortlichkeit zu tragen; das ist allein das richtige Gegengewicht zu den ihm zugestandenen Freiheiten.«? Ohne jede persönliche Gefahr und frei von der Sorge um den Geldschaden, den eine Confiscation verursacht, sollen in Hinkunft die Zeitungsleute ihre Laufburschen zu verantwortlichen Redacteuren machen können. Und wenn der Junge, der die Redactionsstube fegt, vor Gericht befragt, warum er als verantwortlicher Redacteur das Erscheinen eines politischen oder finanziellen Artikels nicht verhindert habe, die Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge geltend macht, wird der Herausgeber gern etliche Kronen Strafe zahlen und höchstens noch beschließen, einen andern Laufburschen zu nehmen, also den verantwort-

lichen Redacteur zu wechseln, damit bei einer zweiten Verurtheilung nicht die Geldstrafe, weil der verantwortliche Redacteur vorbestraft wäre, höher ausfalle. Es ist grotesk. Das Gesetz fordert, daß eine Person für den Inhalt des Blattes eigens deshalb als verantwortlich genannt werde, damit nicht etwa die unwiderlegliche Vermuthung bestehe, sie habe von diesem Inhalt Kenntnis, sondern damit sie vielmehr zugebe, den Inhalt nicht zur Kenntnis genommen zu haben. Es soll, so erklärt Herr v. Koerber, »keinerlei gesetzliche Vermuthung für das Vorhandensein der Thäterschaft oder Mitschuld bei bestimmten Personen« aufgestellt werden. Und »damit glaubt der Entwurf ebenso dem Gebot der Gerechtigkeit als dem in der Strafprocessordnung niedergelegten Grundsatz der freien Beweiswürdigung Rechnung zu tragen«. Freie Beweiswürdigung, wenn die Gerichte aller Mittel, die Beweise herbeizuschaffen, beraubt sind! Wenn so schändliche Bestimmungen jemals Gesetzeskraft erlangen könnten, so bliebe nur die eine Hoffnung übrig, daß die Gerichte gemäß dem in der Strafprocessordnung niedergelegten Grundsatz des Zeugenzwanges fürderhin auch gegenüber der Journaille verfahren werden und daß das Delict der Vernachlässigung der Verantwortlichkeit von selbst aus der Gerichtspraxis verschwinden wird, weil die Redacteure unter Eid über die Thäterschaft auszusagen haben. Aber eine Umkehr aus der eigenen Kraft der Gerichte ist nicht ernstlich zu erwarten, solang der Geist der Pressfurcht in Ministerbureaux herrscht. Und so wird das Parlament den Ministerpräsidenten vor die Alternative zu stellen haben: Entweder habe das Pressgesetz ausdrücklich den Zeugenzwang für Redacteure festzustellen, oder es müsse eine wirkliche Pressverantwortlichkeit geschaffen werden. Das subjective Verfahren für das objective, das ist ein glatter Tausch. Nur wird freilich, solang unser hundertjähriges Strafgesetz gilt,

auch ihr ärgster Feind der Presse nicht zumuthen, daß sie sich den Tausch gefallen lasse. Die Pressreform ist nicht unaufschiebbar, wie die Pressmeute heult, sondern sie ist zweifach verfrüht: weil wir ein Strafgesetz haben, das man auf die Presse nicht anwenden kann, und weil der moderne Geist die juristischen Formeln für die Machtentsetzung der Presse noch nicht gefunden hat, die seine wichtigste Culturaufgabe ist.

* * *

»Nein, das beständige Nörgeln taugt nichts«, schreibt ein Leser. »War denn, da Herr Auspitz auf das Abgeordnetenmandat verzichtete, die Corruption des Einzelnen, von dem das öffentliche Leben endlich befreit ist, zu tadeln, und nicht vielmehr der Anticorruptionismus der Fortschrittspartei zu loben, die sich geweigert hat, den Zuckerraffineur in den Zuckerausschuss zu entsenden?« Oh wie wahr! Nur eine Frage: Wen hat die Fortschrittspartei statt des Herrn Auspitz in den Zuckerausschuss entsendet? Herrn Primavesi. Der ist kein raffinierter Zuckermann wie Herr Auspitz, sondern ein roher. Aber natürlich ein Zuckermann. Unsere Liberalen mögen sich einmal zu einem Anticorruptionismus ad hominem, zu einem »Du sollst nicht stehlen!« aufschwingen. Daß gestohlen werden muß, bleibt eine unerschütterte Ueberzeugung, und im Zuckerausschuss — das sahen alle ein — hatten nur jene Abgeordneten etwas zu suchen, für die es dort etwas zu holen gab. Die Fortschrittlichen wählten den Zuckerfabrikanten Primavesi, die deutsche Volkspartei den Zuckerfabrikanten Chiari. Es war eine feierliche Demonstration gegen die Lehre von der Incompatibilität. Das Princip der Interessenvertretung, nach dem unser Abgeordnetenhaus zusammengesetzt ist, ward authentisch ausgelegt: jeder Abgeordnete vertritt seine Interessen.

†

Die ‚Zeit' hat zwei Posen, ein stolzes: »Wir waren als erstes Blatt in der Lage . . .«, und ein wüthendes: »Nicht wir, sondern die ‚Neue Freie Presse' . . .« Es ist ein anschauliches Bild: Der »Eingeweihte« mit dem guten und dem bösen Geist zur Rechten und zur Linken; »Wipplingerstraße!« drängt jener, »Fichtegasse!« lockt dieser. Ein Vertrauensbruch ist Information oder Corruption, je nachdem er der ‚Zeit' oder der ‚Neuen Freien Presse' zugute kommt, und wenn die Herren Singer und Kanner die Corruption bekämpfen, so kämpfen sie um Informationen. Aber bisher sind Bacher und Benedikt an allen entscheidenden Punkten Sieger geblieben, und dabei haben sie es nicht einmal nöthig gehabt, gleich der ‚Zeit' einen Abgeordneten zu engagieren. Von der Idee, einem Abgeordneten eine ähnliche Stellung wie jene, die Herr Dr. Lecher bei der ‚Zeit' einnimmt, anzubieten, ist die ‚Neue Freie Presse', nachdem einige solche Anträge abgelehnt waren, wieder abgekommen; aber sie hat einen Trumpf ausgespielt, den die ‚Zeit' nicht zu überbieten vermag: sie hat die Minister als Informatoren gewonnen. Daß Oesterreich nicht ohne die ‚Neue Freie Presse' regiert werden kann, ist ein altes ministerielles Wahrwort. Aber daß Ministerreden, noch bevor sie gehalten sind, als Manuscripte in die Druckerei der ‚Neuen Freien Presse' wandern, ist gewiss ein Novum, um das uns geduldige Oesterreicher Europas Völker beneiden können. Nur hat man sich heute gewöhnt, die stärkere Zumuthung an die Fassungskraft gelassener hinzunehmen; seit die anmaßende Talentlosigkeit der Singer und Kanner alle Niedertracht der ‚Neuen Freien Presse' sanctionieren, ihre Macht ins Unendliche übertreiben, das österreichische Unglück vergrößern half, muß sich aller Unwille von armen, abhängigen Ministern, die dort hinlaufen, wo der größere journalistische Einfluß ist, abkehren und gegen die frechen Mißbraucher einer Culturidee wenden, die Oesterreich von der ‚Neuen Freien Presse'

befreien wollten, aber es bisher lediglich mit der ‚Zeit‘ belastet haben. Unlauterer Wettbewerb ist, was als Kampf gegen die Corruption ausgegeben wird. Sie, ausschließlich sie haben es dahin gebracht, daß der ‚Neuen Freien Presse‘ die Minister wieder zulaufen wie einst im Mai, in dem die liberale Gesetzgebung blühte. Und jetzt sind die Herren Singer und Kanner außer Rand und Band. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat nicht nur am Nachmittag des 11. Februar den eben erst in geheimer Sitzung des Budgetausschusses mitgetheilten Conversionsplan und die vertrauliche Rede des Finanzministers veröffentlicht, sondern die ‚Zeit‘ versichert zornig, daß »dies nicht die erste Indiscretion ist, welche die ‚Neue Freie Presse‘ unter directer Mithilfe der Regierung verübt: Auch den Zolltarif, der so lange vor der ganzen Welt geheimgehalten wurde, hat die ‚Neue Freie Presse‘ ungefähr acht Tage vor der officiellen Veröffentlichung von ministerieller Seite erhalten«. Nichts hat nämlich die ‚Zeit‘ mehr geärgert, als daß sie eine »Indiscretion«, die sie pompös im Voraus angekündigt hatte, nicht allein begehen konnte. Auch die ‚Zeit‘ hatte, nur nicht von ministerieller Seite, den Zolltarif ungefähr acht Tage vor der officiellen Veröffentlichung erhalten, und sie brachte während jener acht Tage in jedem Morgen- und Abendblatt an der Spitze des volkswirtschaftlichen Theils die Nachricht, sie sei »in der Lage«, ihren Abonnenten im Augenblick, in dem der Zolltarif im Abgeordnetenhause überreicht werden würde, ein vollständiges Exemplar (das natürlich vorher gesetzt und gedruckt werden mußte) zu liefern. Die ‚Neue Freie Presse‘, längst von ihren Reportern der ersten und zweiten Rangsclasse bedient, schwieg indes. Aber siehe da, am Tage, an dem der Zolltarif im Parlament eingebracht war, lag dem Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ der vollständige Abdruck des Zolltarifs bei. Und das Abendblatt der ‚Zeit‘ erscheint volle zwei Stunden später! Der große »Schlager« war ein

Schlag ins Wasser geworden! Seither hat sich der Concurrenzneid der Herausgeber der ,Zeit' zu einem schier rasenden Corruptionshass entwickelt. Denn die größte Unanständigkeit der ,Neuen Freien Presse' ist sicherlich, daß sie der ,Zeit' auch nicht die kleinste allein zu begehen übrig lässt.

* * *

Alexander Scharf als Anticorruptionist: er zieht fürchterlich gegen die Rothschildgruppe los, die »an der Milliarden-Conversion einen Millionen-Fischzug« machen wolle, und — tritt für die Conversion auf 3½ Procent ein, die die Rothschildgruppe dem Finanzminister vorgeschlagen hat, weil es dabei Millionen zu ergattern gäbe. Eine Woche später ist die Conversion auf 4 Procent beschlossen. Die Banken, die dabei eine Lappalie verdienen, trauern, Herr Scharf wüthet. Gegen die Banken? Nein, gegen den Finanzminister. Dem macht der Corruptionspatriarch einen »Tanz« und führt die possierlichsten Sprünge aus. Man höre: »Für das erste halbe Jahr nach der Convertierung erhalten die Rentenbesitzer noch die 4·2 Procent Zinsen, es wird daher im ersten Jahre die halbjährige Zinsenersparnis bloß K 3,600.000 betragen, und da wir andererseits, nach der klaren Rechnung des Herrn Abgeordneten Kramarz, bei den 1400 Millionen des ungarischen Blocks K 2,800.000 Zinsen verlieren, so werden da allerdings K 800.000 erspart«. Das nennt Herr Scharf »eine Rechnung nach Adam Riese«, der folglich von Rentenconversionen nichts verstanden und den Unterschied von damnum emergens und lucrum cessans vermuthlich ebensowenig wie Herr Scharf gekannt hat. Herr Dr. Kramarz hat nämlich in der That von 2,800.000 Kronen gesprochen, die wir verlieren, und zwar so: Ungarn zahlt uns jährlich 4·2 Procent von 1400 Millionen; würden wir also den Staatsgläubigern statt 4·2 nur noch 4 Procent zahlen, so wären 0·2 Procent von 1400 Millionen, das sind jährlich 2,800.000 Kronen erspart; weil aber Ungarn nicht duldet, daß wir die von ihm verzinsten 1400 Millionen convertieren, kommen wir um diese Ersparnis, wir verlieren 2·8 Millionen. Im ersten

Jahre »verlieren« wir, da jedenfalls für ein halbes Jahr 4·2% Zinsen gezahlt würden, 1·4 Millionen. Das heißt: wir hätten im Jahre 1903 bei der Conversion der gesammten Schuld 5 Millionen an Zinsen erspart, während wir bei Ausscheidung des »ungarischen Blocks« nur 3·6 Millionen ersparen. Herr Scharf aber verwechselt einen Entgang am Gewinn mit einem Verlust und subtrahiert ihn von dem Nutzen, den die Conversion bringt. Irrig ist indes die Meinung, daß diese Methode des Rechnens von Adam Riese stammt. Sie dürfte vielmehr von dem ersten Corruptionsjournalisten erfunden worden sein: Der hatte von einer Bank 5000 Gulden Pauschale verlangt; als er aber bloß 1500 Gulden bekam, subtrahierte er von der Bestechungssumme die größere, die ihm entgangen war, und behauptete, die Bank habe ihm einen Schaden von 3500 Gulden zugefügt.

* * *

Von dem jetzt pensionierten Grafen Lamezan erzählt die ‚Neue Freie Presse', »daß ein romantischer, fast sagenhafter Schimmer sein Haupt umstrahlte. Man wollte wissen, er wäre imstande, heute in bester Laune als Gastfreund am Tische eines Mannes zu tafeln und ihn morgen nöthigenfalls verhaften zu lassen, ohne daß dadurch seine Gemüthsstimmung einer Trübung unterläge«. Lang, lang ist's her; anno Ofenheim sollen ähnliche Dinge vorgekommen sein, aber später hat man von Verhaftungen in Wiener Bankiershäusern, in denen Graf Lamezan ein beliebter Kostgänger geworden war, nichts mehr vernommen. Die Zeiten haben sich geändert, und man merkt das an Graf Lamezan's Nachtretern: Die Gegenwart ist der Sagenbildung ungünstig, kein romantischer Schimmer umstrahlt heute eines Staatsanwalts oder Polizeiraths Haupt, und niemand wird z. B. Herrn v. Kleeborn, niemand Herrn Stukart zutrauen, »er wäre imstande ...«. Natürlich soll nicht bestritten werden, daß auch sie die Leute, an deren Tische sie heute in bester Laune tafeln, »nöthigenfalls« morgen verhaften lassen werden. Aber gewiss wird dabei ihre Gemüthsstimmung einer Trübung unterliegen, und unsere Criminalisten sollten lieber einen Verkehr meiden, der sie, wenn schon nicht Pressionen, so doch sicherlich Depressionen aussetzt. Um so mehr, als sie sich's durch eine nöthigenfalls vorge-

nommene Verhaftung leicht mit den Freunden in der Presse verderben könnten. Dem Grafen Lamezan verzeiht man noch heute nicht den Ofenheim-Process, und die ‚Neue Freie Presse' wirft ihm vor: er »sah seine Aufgabe nicht etwa darin, das Gesetz mit weiser Besonnenheit anzuwenden, ihm däuchte es rühmlicher, es sittlichen Anschauungen unterzuordnen, die gerade im Schwange waren«. In den Wiener Geschwornenkreisen freilich waren schon dazumal bekanntlich jene verhassten sittlichen Anschauungen nicht im Schwange, und der Staatsanwalt hat den Ofenheim-Process verloren. Aber man begreift die Genugthuung der ‚Neuen Freien Presse' darüber, daß seither auch die Staatsanwälte weise Besonnenheit zeigen, wenn bei einer Bahn die Schwellen und manch andere Dinge faul sind.

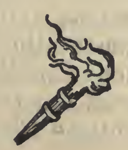
§

* * *

Eingestellt! Jubel in der Länderbank! Vier Millionen endgiltig verschwunden! Hofrath Hahn soll gedrahtet haben: Legt's zu dem Uebrigen!... Niemals werden wir erfahren, wie das mobile Capital der Länderbank automobil gemacht wurde. Daß es so gekommen ist, hat freilich niemanden überrascht. Man weiß doch in Oesterreich, was es bedeutet, wenn eine Untersuchung »usque ad finem« angekündigt wird. Diesmal hat es sich um das Ende des Defraudanten Jellinek gehandelt. Jenes Ende war gut. Und jetzt ist alles gut.

* * *

[Personal-Nachricht.] Dem Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Adolf Bachrach ist, da auch nach den an Fräulein Adamovics verübten Praktiken das Gericht mit ihm nichts zu thun haben will, gestattet worden, fortan schlechtweg den Titel »Hofadvocat« zu führen.



Die Kanonade von Solferino
hörte man weit über Mailand hinaus, und ihr Widerhall brach sich in den tirolischen Bergen. Bevor noch der Waffengang entschieden war, staunte bereits ein Stück Italien über den Sieg des Schalles, der solche Weiten des Luftmeers überwand. Und heute staunt Italien abermals, und mit ihm die Zeitungswelt zweier Continente, ob der Ueberwindung des Raumes durch den drahtlosen Telegraphen Marconis, dessen potenzierter Kraftaufwand eine elektrische Kanonade genannt werden kann. Italien hat dabei in der Hitze landsmännischer Begeisterung den Maßstab verloren, und die Zeitungen, die nie einen gehabt haben, setzen den modernen Ueberwinder geographischer Längen bereits auf jenen vacanten Thronsessel, den seinerzeit Columbus würdig ausgefüllt hat. Aber wenn auch die Verbindung Italiens mit Argentinien gewiss werthvoll ist und zweifellos gelingen wird, so ist sie noch lange nicht eine Entdeckung von Amerika. Wer kann unter dem Eindrucke so überschwänglich aufgebotener Kräfte noch länger zweifeln, daß es einem Hexenmeister, dem die Mächte eines Erdbebens zur Verfügung stünden, auch gelänge, über den Ocean fühlbare Püffe zu senden, die selbst die fernsten Australneger ins Wackeln brächten?... Im Grunde können die Energien der Natur zu beliebigen Gewaltthaten aufgereizt werden, sofern man nur Geld, Zeit und Talent genug aufwendet, ihre elementare Wucht aus der Latenz zu lösen. Ein wissenschaftliches Beweisbedürfnis nach solchen Kanonaden ist zwar nicht vorhanden, aber dem mauloffenen Staunen jener Welt, die nicht denkt, scheint sich plötzlich eine Ecke des Unerforschlichen zu enthüllen, und ist der Verblüffungserfolg einmal da, so reißt er auch manchen kühlen Kopf mit und macht ihn zu ruhigem Urtheil unfähig. Alle sagen sich: im Falle Marconi mochte noch so sehr die Dynamis der Dollars gewirkt haben, dennoch — das beabsichtigte Einspinnen des Erdballs

in ein Netz elektrischer Wellen ist ein so verlockendes Phantasma, daß es, zur Wahrheit geworden, als eine Großthat überquellenden Erfindergeistes bezeichnet werden müßte.

Kommt jedoch die Zeit, da die drahtlosen Stationen ihre Kanonaden eröffnet haben werden, so wird es ein so gewaltiges elektrisches Spectakel geben, daß man vor lauter Lärm das eigene telegraphierte Wort nicht wird hören können. Solange einzelne Verbindungen, wie England—Canada, Italien—Argentinien, allein in Function stehen, wird die Funkentelegraphie mehr oder weniger verlässlich arbeiten können. Wie aber, wenn sich die Zahl der Stationen vermehrt, der Donner den Donner übertäuben, verdrängen, zerreißen wird? Ich fürchte, das Welttheater wird sich dann als recht unakustisch erweisen, und Professor Braun in Straßburg wird umsonst die Kanonen nach den Höhen der Tonleiter abgestimmt haben... Wohl in kluger Voraussicht dieser Zukunft hat daher König Eduard von England die drahtlos gesendete Begrüßung des Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht gleichfalls drahtlos erwidert, sondern — war's eine Ironie des Zufalls? — durch den alten bewährten Kabeldraht erwidern lassen.

Obgleich nun die Funkentelegraphie kaum jemals die Drahttelegraphie ersetzen oder überflügeln wird, so wird man doch immer Neues suchen und finden. Man sucht schon jetzt die nach allen Seiten des Raumes vergeudete und störend wirkende Welle in eine bestimmte Bahn zu zwingen. Ich fürchte, man übersieht heute zu sehr, wie das sogenannte Sprachrohr, das sich in unseren Treppenhäusern findet, ganz vorzüglich die Schallwelle sammelt und leitet; und ich fürchte, daß einer, um der Funkenwelle bestimmte Richtung zu geben, auf die einfache Idee verfallen wird, dazu den alten Draht zu benützen, der zur Wiederentdeckung so dienstgefällig auf unseren Telegraphenstangen hängt. Mit der nun

erreichten Sicherheit der Mittheilung und der Wahrung des Depeschengeheimnisses wäre dann zwar nicht das Problem der drahtlosen, aber das der wieder-gedrahteten Telegraphie gelöst.

Unnütz ist aber das drahtlose Spectakel keinesfalls! Ideen sind wandersüchtige Gesellen, die oft lange das Ziel nicht finden können. Es ist gut, wenn zeitweise Menschenwitz in einem Solferino verpufft oder elektrisch durch die Luft der Oceane gejagt wird. Man darf nur nicht den Werth der Experimente dort suchen, wo er nicht zu finden ist. Nicht der überlaute Rumor des Schallphänomens hat dem Solferino Bedeutung gegeben, sondern die Entscheidung auf der Walstatt. Die große Zukunft der Funkenwelle ist gar nicht im Concurrenzkampf mit der Drahtwelle zu suchen. Wenn es z. B. einst gelingen sollte, durch Funkenwellen Eisenbahnzüge zum Stillstand zu bringen und dadurch Unglücksfälle zu verhüten, so wäre damit so Wichtiges und Neues erreicht, daß man, um dieses Gelingens willen, dem jetzigen Streben, das bisher doch nur ein Suchen nach einem telegraphischen Surrogat war, gern den Ruhm gönnen wird, Größeres vorbereitet und mitgeschaffen zu haben.

Professor Victor Loos.

* * *

Zu welch phantastischen Verirrungen byzantinischer Ueberschwang führen kann, beweist die November-Nummer der glücklicherweise bloß zwölfmal im Jahr erscheinenden ‚Mittheilungen des niederösterreichischen Jagdschutz-Vereines‘. Sie enthält in einer von Devotion triefenden Betrachtung über den »zweitausendsten Hirsch«, den Herr Erzherzog Franz Ferdinand am 23. September 1902 auf dem kaiserl. Familienfondsgute Eckartsau gestreckt hat, den folgenden Satz: »Mit dieser ungeheueren Zahl erlegter Hirsche wäre unsere Bewunderung noch nicht voll, wenn

bei diesen Erfolgen nicht auch noch der Umstand in Rechnung zu ziehen wäre, daß die gestreckten Hirsche, was die Mächtigkeit ihrer Geweihe anbelangt, geradezu unvergleichlich sind. Dieser Vorzug erweist nun wieder, was eine sachgemäße und zielbewusste Hege zu leisten vermag, ungeachtet der vielen Hindernisse, welche die moderne Landescultur einem solchen Wildstand entgegensetzt. Aber nicht allein rationelle Fütterung, sondern die Herbeiführung einer, wir möchten sagen — künstlichen Zuchtwahl, welche durch das persönliche Eingreifen des hohen Schützen bewerkstelligt wird, sorgt dafür, daß die Gesetze der Vererbung im Sinne einer kräftigen Geweihentwicklung sinngemäße Anwendung finden«.

* * *

Die freimaurerische Idee ist in Oesterreich — dies wurde hier wiederholt erklärt — aus den Niederungen der politischen Kämpfe ins rein Geschäftliche sublimiert worden. Sie mag sich da und dort noch im Leitartikel liberaler Blätter vernehmlich machen: so recht unmittelbar und aller Heimlichkeit entkleidet tritt sie nur aus dem Inseratentheil. Dies mag auch dem unbedingtesten Ideologen die folgende nette Annonce klar machen, die am 15. Februar in der ‚Neuen Freien Presse' erschienen ist:

Neugründung.

Für ein neu zu gründendes Speditions-Unternehmen wird unter günstigen Bedingungen als Acquisiteur Persönlichkeit gesucht, welche zu Mitgliedern der »Humanitas« Beziehungen hat. Offerten unter »Neugründung 257« an das Ank.-Bureau dieses Blattes.

Nein, es ist nicht wahr, daß die Wiener Freimaurer es auf Thron und Altar abgesehen haben. Im Gegentheil! Wenn Thron und Altar zerstört wären, würden sich die Brüder Jakob und Josef Kohn und Sandor Jaray gewiss um den Auftrag zur Wiederherstellung dieser Möbel bewerben.

* * *

Herr Christian Eder ist zum Kapellmeister der Hofpfarre Sct. Augustin ernannt worden, und das ‚Extrablatt‘ weiß zu rühmen, »der jüngste Kapellmeister Wiens besitze eine gediegene musikalische Bildung und beherrsche mehrere Instrumente vollkommen«. Die Freunde jener alten Kunst der Kirchenmusik, die im Wien des »Süßen Mädel« und des »Rastelbinder« so kläglich vernachlässigt wird, urtheilen anders. Seit Jahren, so erzählen sie, habe sich in der Hofpfarre der musikalische Dilettantismus breit gemacht, aber niemals sei dort die Musik im künstlerischen wie im kirchlichen Sinne schlechter gewesen als seit der Zeit, da ein unfähiger Sohn den Dienst eines Vaters versah, der selbst ein recht mittelmäßiger Musiker gewesen. Und jetzt, da es gegolten habe, einen Vollkünstler auf den einträglichen Platz in einer schmählich verwüsteten Kunststätte zu setzen, werde der unfähige Sohn als Erbe eingesetzt. Dabei verstehe Herr Christian Eder vom Kirchengesang so wenig wie vom Orgelspiel. »Ich stand im vorigen Jahre dabei«, schreibt ein angesehener Organist, »als Herr Eder in einer Wiener Kirche eine Solosängerin auf der Orgel begleitete. Da zog er zur schwächsten I. Manualstimme (Salicional) die stärkste Pedalstimme (Posaune). Und der schlechteste Organist und Chordirigent muß sich doch auf einer Orgel orientieren können«. Aber auch um Herrn Eder's theoretische Bildung soll es übel bestellt sein. Ueber das handwerksmäßige Verkleistern von Accorden hat er sich nie erhoben, und fremd ist ihm die Lehre vom freien wie vom strengen Satz. Was will es da heißen, daß er leidlich die Violine spielen kann, — »mehrere Instrumente« (vielleicht außer der Violine auch die Bratsche) nach dem Zeugnis des ‚Extrablatt‘ »vollkommen beherrscht«? Nicht an die erste Chordirigentenstelle Wiens gehöre der »jüngste Kapellmeister«, so versichern Kenner, sondern schon in Anbetracht seiner Jugend eher ins Conservatorium zurück. Und für diese Ansicht lässt sich aus den Conservatoriumsberichten ein gewichtiges Argument entnehmen. Auf der Seite 160 des Conservatoriumsberichtes für das Schuljahr 1899/1900 steht im »Namensverzeichnis jener Abiturienten, welche nicht das Reife-, sondern bloß das Abgangszeugnis erhielten«: »Eder Christian (Violine)«. Erläuternd bemerkt dazu eine Fußnote: »Auf ein Abgangszeugnis haben jene Schüler Anspruch, welche die zur Ablegung einer Reife-

prüfung erforderlichen Vorbedingungen nicht erfüllt haben«. Dritthalb Jahre darauf ward Herr Eder regens chori in der Hofpfarre . . .

\+

* * *

DON QUIXOTE.

»Deutsche Worte« von Houston Stewart **Chamberlain.** — Heft 38

Man erinnert sich aus Nr. 127 der ‚Fackel‘ jener originellen Schleife, welche die bis dahin wenig beachtete und von einem, wie er selbst zugibt, geistesfreien Einzelmenschen redigierte Zeitschrift aufwies. Sie war sicherlich geeignet, dem jungen Autor zu der Reclame zu verhelfen, die kein noch so albernes »Tagebuch des Königs Bobèche«, keine noch so abgeschmackte Pöbelei über das Privatleben einer erzherzoglichen Gattin, keine billige Confiscation durch den Staatsanwalt und keine billigere Immunisierung durch Herrn Klofač, kein Sturmlauf gegen Habsburg und keine Beleidigungsklage gegen den Ministerpräsidenten bewirken konnte. Herr Ludwig Bauer durfte sich der Mitarbeit Chamberlain's rühmen. Oder vielmehr: er durfte nicht. Dies eben war es, was das Interesse des Publicums fesselte. Aber da das Publicum sich für den ihm bisher durch 38 Nummern vorenthaltenen ‚Don Quixote‘ zu interessieren begann, sah sich Herr Bauer doch genöthigt, das eigenartige Missverständnis, das so plötzlich die Aufmerksamkeit der Trafikbesucher und der Leser des Inseratentheils der ‚Arbeiter-Zeitung‘ auf ihn gelenkt hatte, aufzuklären. Und so betheuerte er denn in Nr. 39, die Citate aus Chamberlain seien »auf der ersten Seite ausdrücklich als Wiedergabe bezeichnet« gewesen und »daß sie von jemandem als Originalaufsatz angesehen werden konnten, sei umso unwahrscheinlicher, als in den letzten sieben Monaten nicht weniger als fünfmal unter dem gleichen Titel Auszüge aus Kürnberger, Uhland und Lagarde erschienen sind, die aus dem Grabe für den ‚Don Quixote‘ doch keine Originalartikel schreiben konnten«. Sehr richtig! Auf der ersten Seite waren ausdrücklich Chamberlain's

»Grundlagen« als Quelle angegeben. Aber das ist's ja eben. Um die erste Seite zu lesen, mußte man das ganze Blatt kaufen, und das that man, da einem die nette Schleife, auf der von einem Nachdruck nicht die Rede ist, Lust gemacht hatte. In Nr. 127 der ‚Fackel' war ja der von Herrn Bauer mitgetheilte Thatbestand gar nicht verschwiegen; »ausdrücklich« hieß es dort: »Und was fanden sie? 9 Seiten Citate aus den ‚Grundlagen des XIX. Jahrhunderts'!« Aber verschwiegen war allerdings — und das macht mir Herr Bauer mit Recht zum Vorwurf —, daß vorher schon im ‚Don Quixote' unter dem Titel »Deutsche Worte« Auszüge aus Kürnberger, Uhland und Lagarde erschienen sind. Oh, hätte ich's doch nicht verschwiegen! Ich that's nicht absichtlich; denn ich beraubte mich damit des schlagendsten Argumentes für die Behauptung, daß eine grobe Irreführung des Publicums begangen wurde. Von Kürnberger, Uhland und Lagarde, den Todten, konnte wirklich kein Leser glauben, daß sie einen Originalartikel für den ‚Don Quixote' geschrieben haben. Darum wurden ihre Werke zwar citiert, aber auf die Citate nicht mittelst eigens gedruckter Reclame-Schleifen hingewiesen. Für Chamberlain, den Lebenden, hat sich die Herstellung der Schleife gelohnt... Aber ich muß heute bekennen, daß ich die Correctheit des Herrn Bauer seinen Mitarbeitern Kürnberger, Uhland und Lagarde gegenüber übertrieben finde; durch eine besondere Ankündigung hätte in jenen Fällen doch immerhin der nützliche Glaube erweckt werden können, daß der ‚Don Quixote' etwas aus dem »Nachlass« bekommen habe. Den Hinweis auf die Vorgänger Chamberlain's, von welchem Herr Bauer curioser Weise glaubt, daß er zu seinen Gunsten spreche, wiederholte er in einer Berichtigung, die er mir zu der in Nr. 127 enthaltenen Darstellung sandte. Ohne auch nur eine der von mir mitgetheilten Thatsachen in Abrede stellen zu können, lebte er der Hoffnung, daß sich mit dem § 19 wenigstens meine Auffassung, daß die Käufer der Nr. 38 des ‚Don Quixote' »das Opfer eines Schwindels geworden« seien, widerlegen lassen müsse. Das gieng nun natürlich nicht, ich unterließ den Abdruck der Berichtigung und wurde, da mich Herr Bauer klagte, am 17. Februar vor dem Bezirksgericht Josefstadt in Strafsachen freigesprochen. Und dazu noch »im Namen Seiner Majestät des Kaisers«, den Herr Bauer

so oft schon angegriffen hat und den er eigentlich ein Recht gehabt hätte, wegen Befangenheit abzulehnen. Ein paar Tage vorher hatte der Mann — in Nr. 40 des ‚Don Quixote' — allen Chikanen zum Trotz seine aufsehenerregenden Publicationen aus Chamberlain's »Grundlagen« fortgesetzt. In einer Anmerkung hieß es: »Mit diesen Sätzen sei die Auswahl aus den mächtigen ‚Grundlagen' des XIX. Jahrhunderts' von Houston Stewart Chamberlain abgeschlossen. Daß mancher Leser das selbst in seinen Irrthümern bedeutende Werk sich nach diesen Proben zu eigen machen wird, rechne ich mir in aller Bescheidenheit als ein publicistisches Verdienst an. Solchen Hinweis auf große deutsche Denker betrachte ich als meine Pflicht und daher auch als mein Recht.« Man achte auf die feine Bosheit. Chamberlain hatte in Nr. 127 der ‚Fackel' geschrieben, daß er »von der Existenz einer Zeitschrift ‚Don Quixote' bis zu diesem Augenblick nichts gewusst« habe. Und nun muß er hören, daß er es dem ‚Don Quixote' zu verdanken haben werde, wenn man fortan sein Werk liest. Es hat bisher zwar schon vier Auflagen erlebt, und die Gebildeten Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs haben es sich wie seit langem kein Buch »zu eigen gemacht«; aber Herr Bauer riskiert selbst den Verdacht, daß ihm die Anfüllung seines Blattes mit Scherenarbeit ein angenehmes Bedürfnis sei, um für Chamberlain noch ein Uebriges zu thun. Daran werde ihn, versichert er, »keine Verläumdung hindern«. Den Vorwurf, daß ich »verläumde«, habe ich nicht verdient; denn ich habe, so wahr das Wort mit eu und nicht mit äu geschrieben wird, die Wahrheit geschrieben. Darum nehme ich auch getrost die Schimpfworte hin, die Herr Bauer an diese Beleidigung der Orthographie anknüpft. Ich habe Schmähungen allgemeiner Art ein für allemal mit dem Hinweis auf die Natur unseres Geschwornenverfahrens, auf die unfruchtbare Vergeudung von Nervenkraft, Zeit und Geld, die eine Klage in solchen Fällen mit sich bringt, freigegeben und principiell nur dann gerichtliche Abwehr angekündigt, wenn Vorwürfe bestimmter unehrenhafter Handlungen (§ 488) gegen mich erhoben würden. Ich erhebe sie; wer mir, anstatt zu klagen, mit allgemeinen Schimpfereien antwortet, hat, wie Lammasch in seinem »Grundriss des Strafrechts« (2. Auflage, 1902) sagt, meine Ehre »zwar in einem weiteren Umfange, aber mit geringerem An-

spruch auf Glaubwürdigkeit angegriffen«. Herr Bauer, dem ich in einem concreten Fall Irreführung des Publicums vorgeworfen habe, nennt mich »ehrlos«. Und mit dieser Constatierung fühlt er sich selbst über jeden Verdacht erhaben. »Es war eigentlich überflüssig«, schreibt er, »daß mir manche Freunde einen Trost spenden zu müssen glaubten durch brieflichen Ausdruck der Entrüstung«, — über das, was ich gethan. Ueberflüssig, »daß mir auch Houston Stewart Chamberlain selbst kundgab, er zweifle, wie selbstverständlich, nicht an der ,Unantastbarkeit meiner Absichten'«. Nicht die Schmähungen des geistesfreien Einzelmenschen, aber die Mittheilung, daß ihn auch Chamberlain selbst getröstet, war geeignet, mich aufzuregen. Ich war natürlich weniger gegen den Gelehrten, der mir ja in so klarer Weise seine Meinung über Herrn Bauer's Vorgehen ausgesprochen hatte, als gegen Herrn Bauer misstrauisch und wollte wissen, was es mit jener spontanen »Kundgebung«, die seit der Nummer 127 erfolgt war, für eine Bewandtnis habe. Vorerst nahm ich — noch immer Optimist — an, daß hier, wie früher aus den »Grundlagen«, aus einem Briefe Chamberlain's »Stellen« citiert, — andere aber weggelassen seien; möglich, daß der Gelehrte Herrn Bauer, der ihn bestürmt haben mochte, doch eines Schreibens gewürdigt und, um Ruhe zu haben, mit einer — nunmehr aus dem Zusammenhang gerissenen — Höflichkeitswendung die Angelegenheit erledigt hatte: das Vorgehen des ,Don Quixote' sei tadelnswerth, die persönliche Loyalität des Herausgebers wolle er nicht bezweifeln u. dgl. Sollte aber der Brief, aus dem »Stellen« citiert waren, wirklich ein Originalbrief Chamberlain's gewesen sein? Ich fragte — und erhielt das folgende Antwortschreiben:

Wien, 18. Februar 1903.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Soeben erst nach längerer Abwesenheit nach Hause zurückgekehrt, beehre ich mich, Ihnen auf Ihre Anfrage hin Folgendes mitzutheilen.

Ob die Veröffentlichung einer Reihe von umfangreichen Bruchstücken meiner Grundlagen in der Zeitschrift ,Don Quixote' rechtlich statthaft war oder nicht, entzieht sich meinem Urtheil, da ich

nicht Rechtskundiger bin; doch die bewusste Schleife mit meinem Namen in großen Buchstaben schien mir entschieden ein zu ahndender Uebergriff in meine Rechte als Schriftsteller, da Jeder glauben mußte, es handle sich um eine eigens für die genannte Zeitschrift verfasste Arbeit aus meiner Feder. Ich wandte mich deswegen an meinen Münchener Rechtsanwalt und zugleich auch an meinen Verleger, doch waren beide der Meinung, daß in diesem Falle der rechtlich gewährte Schutz wahrscheinlich nicht ausreiche und daß es sich außerdem nicht lohne, wegen einer so geringfügigen Sache Schritte zu thun. Darum unterblieb jede Action.

Inzwischen erhielt ich einen Brief von dem Herausgeber jener Zeitschrift, und da mir viel daran liegt, in meinem lieben Wien, wie seit dreizehn Jahren, auch weiterhin unbekannt und unbeachtet, in vollster Zurückgezogenheit meinen Arbeiten zu leben, und ich darum soviel als möglich alle persönlichen Beziehungen vermeide, so schickte ich diesen Brief zur Beantwortung an meinen Münchener Rechtsanwalt. Was mein Rechtsanwalt geschrieben hat, weiß ich nicht.

Indem ich Sie versichere, daß — trotz allen Anfeindungen Ihres Blattes und Ihrer Person — es mir nach wie vor Genugthuung gewährt, in der ‚Fackel‘ geschrieben zu haben, verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Houston Stewart Chamberlain.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

‚Zeit‘-Genosse. In einem Dresdener »Stimmungsbericht« (9. Februar) finden sich die folgenden Sätze: »Es war wieder einer dieser überraschungsreichen . . . Sonnabende! Fast alle wichtigen Entscheidungen in dieser Angelegenheit fielen auf diesen Tag; selbst der kleine Prinz erkrankte an ihm vor acht Tagen, und während die Journalisten seinen Abendstunden mit Grauen entgegensehen, . . . hofft auch die in Erregung versetzte Bevölkerung am Sonntag auf weitere klärende

Berichte zumeist fast ganz vergebens.« »Der selber die ganze Zeit über leidende König Georg und der erst durch den Unfall verletzte Prinz, nun mit so vielen Kindern ein verlassener und bloßgestellter Mann . . .« Die Frauen vergeben selten; »wenn aber an die Kindesliebe und Mutterpflicht appelliert wird, gibt von ihnen jede nach«. Der arme kleine Prinz verlangte in seinen Fieberphantasien nach der Mutter; »und dann kam jene Botschaft aus Mentone und Genf, daß sie nach ihm unterwegs sei.« Das Verhalten der Kronprinzessin war »im höchsten Maße verdammenswerth und geeignet, unseren Hof zu verschnupfen«. Der Kronprinz ist einer friedlichen Beilegung nicht abgeneigt; es ist »begreiflich, daß ihm wie seinen vielen Kindern jetzt ebenfalls recht sehr die Frau fehlt.« . . . Was thäte ein Gymnasialprofessor, dem ein Tertianer einen deutschen Aufsatz, der diese Sätze enthielte, vorlegte! — Aus dem ungarischen Reichstag (17. Februar, Abendblatt): »Minister Fejervary steht während dieser stürmischen Sitzung ruhig mit verschränkten Armen da und ordnet ruhig seine Papiere.« Nur reden könnte er nicht — nach Auffassung des Herrn Isi Singer — mit verschränkten Armen! — Ergebnis der Niese-Concurrenz (12. Februar): ». . . ,'s Schwarzblattl', Volksstück in 5 Bildern, Motto: ,Ave mea (?) liber sine me ibis in orbem!' . . .« Die anderen Blätter haben das Motto ohne das Fragezeichen hinter dem Worte mea wiedergegeben. Aber ein gebildetes Blatt, wie die ,Zeit', kann das nicht ohneweiters hingehen lassen, daß einer mea liber sagt, da es doch offenbar meus liber (mein Buch) heißen muß. Die anderen Redactionen denken sich bei dem lateinischen Motto überhaupt nichts, die ,Zeit' weiß, daß ein männliches Hauptwort (liber) nicht mit einem weiblichen Attribut (mea) verbunden werden kann. Leider weiß sie nicht, was jeder Primaner wissen muß, daß meo, meare gehen heißt, daß hier mea liber nicht ein falsch übersetztes »mein Buch«, sondern ein ganz richtig übersetztes: »Geh, o Buch!« bedeutet und daß das Motto, richtig geschrieben: »Ave, mea liber, sine me ibis in orbem!« etwa besagen soll: »Zieh hin, Buch, du wirst ohne mich in die Welt gehen!« — Nun sag' mir einmal einer: Ist sie nicht das dümmste Blatt von Wien?

Marineur in Berlin. Sie schreiben: »Zum Schutze des Berliner Reichsmarineamtes, das uns in Deutschland als eine Behörde von tadelloser Ehrenhaftigkeit und hervorragender fachlicher Bedeutung bekannt ist, erlaube ich mir Ihnen zu eröffnen, daß die angeblich aus diesem Amte stammende Mittheilung des ,Neuen Wiener Tagblatt' vom 14. Februar l. J. mit dem Titel: »Eine neue Schiffsform« eine grobe Mystification des Publicums ist. Das Berliner Reichsmarineamt hat noch niemals an das ,Neue Wiener Tagblatt' Mittheilungen ergehen lassen, am wenigsten könnte aber eine derart widersinnige aus diesem Amte stammen. Es gibt keinen Marineoberbaurath Professor Kretschmer, der solche theils idiotische, theils überflüssige Mittheilungen machen könnte, wie sie Ihr Tagblatt empfangen zu haben vorgibt. Es ist nicht wahr, daß unsere heutigen Schiffe die Form eines Balkens haben. Es ist nicht wahr, daß der missbräuchlich Citierte gesagt hat, ein Balken habe die Form eines

Fisches und der Fisch sei ein Parallelepipedon. Es ist nicht wahr, daß der genannte Marineoberbaurath die neue Entdeckung gemacht hat, der Fisch schwimme im Wasser. Dies alles ist aber, als vom Reichsmarineamt stammend, in den folgenden Zeilen des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zu lesen: »Unser heutiges Schiff hat als Grundform den Balken oder — man verzeihe das barbarische Wort — das Parallelepipedum, also gewissermaßen die Fischform, das heißt die Form eines Thieres, das im Wasser lebt.« Es ist zweifellos unwahr, daß Professor Kretschmer in der Geometrie und der Schiffbaukunst von solch barbarischer Unwissenheit ist, wie diese Mittheilungen des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ihm zuschreiben. Er hat nie gesagt, daß ein Schwimmvogel die Form eines Tetraeders hat und daß der Tetraeder ein Doppelkeil ist, obgleich dies dort zu lesen ist. Es ist ferner nicht wahr, daß der neue Kretschmer-Schiffstyp bis zu 50 Procent mehr leistet als ein gewöhnliches Schiff, und unsinnig ist es, wenn Ihr Tagblatt dem Reichsmarineamt die Anschauung, es erzeuge das neue Schiff keine Bug- und Heckwelle, zumuthet, da ja schon jedem Federviehzüchter die Kenntnis geläufig ist, wie solche Wellen immer entstehen, wenn eine Gans im Wasser schwimmt oder irgend ein Schwimmvogel, dem der neue Typ nachgebildet ist, das Wasser durchschneidet. Schließlich ist es auch nicht wahr, daß »durch die starken Wellen der Dampfschiffe der Fischlaich ans Ufer geworfen wird, wo er vertrocknet«; denn Fische laichen nicht dort, wo Dampfschiffe fahren, sondern an ruhigen Stellen und in den unbefahrenen Nebenflüssen, und es leidet nicht der Laich, sondern die Fischbrut, das sind die jungen Fische, durch fahrende Dampfer. — Hoffentlich glaubt nach diesen Proben Herr Wilhelm Singer selbst, daß unser Reichsmarineamt dem Tagblattartikel gänzlich fern steht«. — Es ist gar keine Frage: dieses Wilhelm Zukunft liegt nicht auf dem Wasser.

Scherenschleifer. In Nr. 125 erzählte ich, daß das ‚Neue Wiener Journal' dem in seinem Verlage erscheinenden Burenbuch die folgende Empfehlung auf den Weg gibt: »Einen Hauptvorzug des insgesammt an 1300 Seiten enthaltenden Werkes bilden die prächtigen Bilder — Porträts, Landschaften, Schlachtenbilder, Scenen aus den Concentrationslagern, aus den Gefangenencolonien auf Ceylon und St. Helena, ferner aus deutschen und ausländischen Witzblättern.« Nun scheint man im Publicum noch nicht das volle Verständnis für das Scherenmotiv zu besitzen, und einige Leser fragten, warum ich eine so gleichgiltige Sache, wie die Zusammenstellung der Wörter deutsch und ausländisch, aufgreife. Natürlich lag mir nichts ferner als dies, und ich möchte einmal grundsätzlich aussprechen, daß das Sammeln stilistischer Entgleisungen nur dann von der ‚Fackel' prakticiert wird, wenn es die literarische Prätention des Blattes und die Drolligkeit des Irrthums rechtfertigen. Wenn ich ohne die Absicht einer Stilkritik, aus tieferen Gründen, Stellen aus Wiener Tagesblättern citiere, so pflege ich sogar die darin enthaltenen Grammatikfehler auszubessern, um nicht die Wirkung durch eine gleichgiltige Nebenkomik verflauen zu lassen. Natürlich hat mich zum Abdruck jener Stelle aus dem ‚Neuen Wiener

Journal' nicht die Schulmeistermahnung, daß ja auch Deutschland Ausland sei, verleitet, sondern die Freude an der Offenherzigkeit eines Scherenblattes, das einer seiner Publicationen nachrühmt, sie enthalte nicht nur Scenen aus Gefangenencolonien, sondern auch — aus Witzblättern. Die Weltanschauung eines Scherenmannes: Gestohlene Literatur wird wieder zur Realität. Ja, das ‚Neue Wiener Journal' bringt Geschichten aus dem Leben und aus den Zeitungen . . . Uebrigens theilt mir ein Buchhändler mit, daß das »Burenbuch« nicht einmal in dieser Zusammenstehlung Eigenbau das ‚Neuen Wiener Journal' ist. Das Werk sei in Berlin erschienen, habe wegen seiner miserablen Ausstattung nicht den geringsten Erfolg gehabt und sei schließlich an Herrn Lippowitz verkauft worden, der die Ramsch-Ware jetzt seinen Lesern anzuhängen suche. Die Berechtigung eines Zeitungsunternehmens, Handel mit Büchern zu treiben, die nicht vorher in dem Blatte selbst – fortsetzungsweise — erschienen sind, könnte bestritten werden. Aber schließlich sind ja auch die Artikel, die im ‚Neuen Wiener Journal' selbst erschienen sind, vorher in anderen Blättern erschienen . . . Ein in Frankfurt verlegtes Blatt, die ‚Sonne' — seine sonstige Qualität ist mir unbekannt — bringt in seiner Nummer vom 3. Februar die folgende hübsche Charakteristik des ‚Neuen Wiener Journal': »Dieses Pressunternehmen ist in der That ein Unicum. Es lebt nämlich fast ausschließlich vom literarischen Diebstahl und hat außerdem die Dreistigkeit, die Herkunft des gestohlenen Gutes zu verheimlichen. Aber es stiehlt geschickt. Es plündert alle Blätter, kleine und große, und bestiehlt die Autoren mit einer Frechheit, die sich nur in Amerika wiederfindet. Mich wundert nur das Eine, daß sich die Zeitungen und die Verfasser diese unverschämte Dieberei gefallen lassen, daß sie ihr Eigenthum nicht reclamieren und Honorar für den Nachdruck verlangen! . . . So ungeheuer frech, so trostlos gemein, wie das ‚Neue Wiener Journal' stiehlt, wird weder am Strande der Spree, noch in den berüchtigten Abruzzen gestohlen. Die Panamaleute in Frankreich, die Humberts, der Treber-Schmidt und wie die berühmten Spitzbuben der Gegenwart alle heißen, treten in den Schatten vor dem ‚Neuen Wiener Journal', das tagtäglich eine Anzahl mit Scheren und Kleistertöpfen bewaffneter Herren, die Redacteure heißen, aussendet, um die Zeitungen zu zerschneiden und aus diesen ‚Schnitten' das Blatt des Herrn Lippowitz herzustellen: — Wäre ich ein ‚Ferscht', der über Decorationen verfügte, hienge ich dem Herrn Lippowitz unbedingt das ‚Großkreuz der Scherenlegion' um den Hals, während ich seinen Mitarbeitern die kleinere Ausgabe verliehe.« Die frechste Fundverheimlichung ist aber die neueste Art, wie das Blatt des Lippowitz die Quelle angibt. Man liest da, wie die ‚Zeit' anlässlich der Plagiataffaire, die sie mit dem ‚Neuen Wiener Journal' hatte, mittheilte, Feuilletons, die bald mit L. A., bald mit F. Z. unterzeichnet sind. Diese Mitarbeiter des Herrn Lippowitz, die so bescheiden sind, bloß mit den Anfangsbuchstaben zu signieren, heißen mit ihren vollen Namen ‚Berliner Localanzeiger' und ‚Frankfurter Zeitung'.

Jurist. In der ‚Neuen Freien Presse' haben sich über den Grafen Lamezan Max und Moriz Neuda, der Advocat und der Journalist, hergemacht. Max war der lustigere; er behauptete, ein anerkennendes Wort, das er einmal zum Vorgesetzten Lamezan's gesprochen, »dürfte nicht ohne einigen Einfluß auf seine rasche Laufbahn gewesen sein«... Was Sie über den unerhörten Fall der Verurtheilung eines sechzehnjährigen Mädchens zu Kerkerstrafe sagen, das sich als Zeugin in einer Bezirksgerichtsverhandlung, bevor sie unter Eid aussagte, für zwanzigjährig ausgegeben hatte, ist gewiss zutreffend. Mit Recht verweisen Sie auch auf jenen historischen Moment im Process Pajarola, da die Gräfin Kielmansegg vor die Zeugenbarre trat. Hier war — alle Zeitungsschmöcke reckten die Hälse — die Altersfrage eine »discrete«, und sie wurde in noch discreterem Tone erledigt. »Ein aufmerksamer und gestrenger Staatsanwalt«, meinen Sie, »hätte aus dieser Ausschließung der Oeffentlichkeit leicht Verdacht schöpfen können«. Wäre aber, wenn die Gräfin Kielmansegg ihr Alter nicht wahrheitsgemäß bekannt hätte, eine Anklage erhoben worden?

Knigge-Kenner. Wie sich in hohen oder officiellen Kreisen ein eigener Ton für den Umgang mit Journalisten herausgebildet hat, wenn Schnüfflergier abgewehrt werden soll, aber Pressfurcht Zunge und Arm lähmt, dafür hat die letzte Zeit zwei charakteristische Beispiele geliefert. Herr v. Szell, der bei den Ausgleichsverhandlungen im Hôtel Sacher sich der ihn umdrängenden Meute kaum erwehren konnte, äußerte sich nach einem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' vom 2. Januar zu einer Deputation von Budapester Journalisten mit nicht misszuverstehender Deutlichkeit: »Die Anwesenheit so vieler Vertreter der Presse in Wien sei für ihn nicht nur keine Behelligung, sondern vielmehr ein Moment der Beruhigung gewesen. In den verschiedenen Phasen der in der That äußerst schwierigen und wechselvollen Verhandlungen habe er in den Vertretern der Presse ein Stück Ungarn vor sich gesehen, und das habe dazu mit beigetragen, das seelische Gleichgewicht, die Ruhe des Gemüthes in ihm zu erhalten. Die Vertreter der Presse seien ihm wie Auxiliar-Truppen erschienen, und als Psychologe habe er in dem Ausdrucke ihres Antlitzes die Reflexwirkungen der geschaffenen Thatsachen gelesen. Insbesondere war es für ihn ein erhebendes Gefühl, als er die freudestrahlenden Gesichter vor sich sah, als er den Vertretern der Presse die dürre Thatsache von dem erfolgten Abschlusse des Ausgleiches mittheilen konnte. Er habe daran erkannt, welchen Eindruck diese Thatsache im ganzen Lande vor der großen Oeffentlichkeit machen werde. Er fühle sich den Vertretern gegenüber für ihr heutiges Erscheinen verbunden. Gleichwie ihm die jüngsten Wiener Tage unvergesslich bleiben, werde er auch der Haltung und der Antheilnahme der Vertreter der Presse an diesen Ereignissen stets ein dankbares Gedenken bewahren«. — Und über den Eheprocess in Dresden weiß die ‚Neue Freie Presse' am 12. Februar zu melden: »Da der Vorsitzende des Gerichtshofes den im Corridor zahlreich versammelten Berichterstattern hiesiger und auswärtiger Blätter unnöthiges Warten ersparen wollte, ließ er diese durch einen Gerichtsdiener vor Sitzungs-

beginn darauf aufmerksam machen, daß die Verhandlungen ganz geheim geführt würden. Außerdem wurden die Wartenden ersucht, die Nähe der Saalthür zu meiden, und ein Diener davor aufgestellt«. — Noch fehlt allerorten der Muth zum Hinauswurf.

Gynäkolog. Von der Mittheilung, daß man in La Métairie entbinden kann, wird schwerlich viel Gebrauch gemacht werden. Denn in den Empfehlungen der Schweizer Anstalt, welche die Blätter täglich erneuern, fehlt gerade die wichtigste in solchen Fällen übliche Zusicherung. »Unter Discretion« können Damen in La Métairie offenbar nicht entbinden.

Maler. Die Sache ist noch complicierter; aber ich wollte neulich die Verwirrung nicht vergrößern. Eine »Judith« aus dem »Landvogt von Greifensee« gibt's nicht einmal! Sie heißt nämlich nicht Judith, sondern Wendelgard. Die eine Judith, die den Holofernes gemordet, hat also Böcklin nicht gemalt, und die andere, die Böcklin — in der Situation aus dem »Landvogt« — gemalt hat, ist gar keine Judith. Aber anstatt sich weiter vergebens den Kopf zu zerbrechen, erkundige sich Herr Servaes lieber, wie Böcklin's Bild in Wien zu dem Namen »Judith« kam. Ich kann's ihm nicht erklären, kann ihm nur versichern, daß sogar Bilderkataloge, nicht nur Bilderkritiken, bisweilen Unsinn enthalten. Da hatten wir einmal in der Secession ein Bild von John W. Alexander, das »Im Spiegel« hieß. Einem Ausstellungsbesucher, der sich, weil er keinen Spiegel und kein Spiegelbild sah, den Titel nicht zu erklären vermochte, gab damals ein bekanntes Mitglied der Secession, das früher die Feder besser führte als jetzt den Pinsel, eine tiefsinnig umständliche Erklärung, der sich der Mann mehr überredet als überzeugt fügte. Aber bald darauf sah er in München John W. Alexander's »Im Spiegel«. Das war ein anderes Bild und brauchte keine Erklärung: eine Dame steht vor einem Spiegel, der ihr Bild wiedergibt, ein geistreicher Truc, um sie zugleich in der Vorderansicht und in der Rückenansicht zu zeigen. Und was war's mit dem Bild gewesen, das man in der Secessionsausstellung gesehen hatte? Das Räthsel löste sich ganz einfach. Lachend ertheilte ein Münchener Ausstellungsbeamter dem verwirrten Besucher Aufschluss: John W. Alexander hatte in Wien das Bild »Im Spiegel« angemeldet, und es fiel später niemandem auf, daß er ein andres schickte ... Derlei kommt vor. Auch die Verwechslung der Kisten, in denen Bilder verpackt waren, hat bei Wiener Ausstellungen schon zu merkwürdigen Namensgebungen geführt. Aber die Wiener Kritik ist nie verlegen und erklärt die Zufallstücke, die einem Bild einen falschen Namen gab, als einen grotesken Witz des Malers. Das ist der Fluch der von literarischen Zwangsvorstellungen beherrschten Kunstkritik. Herr Servaes sieht eine irrthümlich Judith genannte Wendelgard, die Böcklin aus einer Kellerschen Situation gemalt hat, wird kopfscheu und beginnt Blut und Mord zu riechen. Man stelle Herrn Servaes vor ein Gemälde, das die wogende See zeigt und eine Nummer trägt, unter der im Katalog »Weidende Kühe« steht, — so wird er die Seekühe suchen, mit denen deutsche Fabulisten das Meer bevölkern, und wenn er sie nicht findet, sich mit der Erklärung behelfen, sie seien just wegen des Sturmes in die Tiefe getaucht. Nun sah er »Judith«; aber durch diese Judith hat nicht Holofernes, sondern Servaes den Kopf verloren.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 129, Anfang Februar): Die »Localbahn«. — Die Zuckerwochen. — Ehrenerklärung des Rabbi Bloch. — Die Sardinen werden theurer! — Verwerfliche Wallungen, Mutterliebe und Inserat. — Literatur. — Mottl und Guttmann. — Schmock ist parteilos. — Antworten des Herausgebers (Der Inseratentheil der ,Zeit'; Südbahn-Genealogie; Antialkoholisches aus dem »Arbeiterheim«; Wilbrandt's Burgtheatererinnerungen; Von der Schauspielschule des Conservatoriums; Servaes, der Seher; Die Kopfredoute; Unerlaubter Nachdruck u. s. w.)

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 131 Erschienen am 4. März 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 131 WIEN, ENDE FEBRUAR 1903 IV. JAHR

Ist die Folter in Oesterreich abgeschafft?

Das Genie darf noch immer zu Tode gemartert werden.

Vor Aller Augen!

Smetana wurde gefoltert, bis er in Wahnsinn starb.

Sein Verbrechen?

Der Fortschritt.

Smetanas Leben war ein langsamer Hungertod.

Als er es nicht mehr hören konnte, sicher nicht mehr hören konnte, nannte man ihn den Mozart unserer Zeit.

Wie das wohlthut, wenn man schon zwischen jenen anderen Brettern liegt, die nicht mehr die Welt bedeuten!

Smetana ist erledigt. . .

Anton Bruckner wird vorgeführt. Das hochnothpeinliche Verfahren nimmt seinen Fortgang.

Hanslick fragt:

Bekennst du dich schuldig, Symphonien geschrieben zu haben?

Bruckner schweigt und schafft.

Der Oberrichter legt leicht die kleinen Daumschrauben an.

Er erklärt, vor einer Bruckner-Symphonie den Musikvereinssaal zu verlassen, um die Entwürdigung des Musikvereinssaals nicht mitanzusehen.

Die Menge johlt. Vor jeder Bruckner-Symphonie wird der Musikvereinssaal verlassen.

Bruckner's Knochen knacken.
Aber Bruckner hat eine starke Constitution.
Gehilfe Dömke schürzt die Aermel auf.
Der Oberrichter fragt:
Anton Bruckner, bekennst du dich schuldig, ein Quintett geschrieben zu haben?
Bruckner schweigt und schafft.
Gehilfe Dömke tritt vor: »Anton Bruckner componiert wie ein Betrunkener!«
Die Menge johlt.
Bruckner's Knochen knacken.
Aber Bruckner hat eine starke Constitution.
Gehilfe Kalbeck wird gerufen. Er drückt den Schlapphut ins Gesicht.
Der Oberrichter fragt:
Anton Bruckner, bekennst du dich schuldig, noch immer gegen uns Symphonien zu schreiben und das Ausland zu verlocken?
Bruckner schweigt und schafft.
Gehilfe Kalbeck beginnt Bruckner »aufzuziehen«.
Die Menge johlt.
Bruckner's Knochen knacken.
Aber Bruckner hat eine starke Constitution.
Er wird für toll erklärt.
Aber er will nicht wahnsinnig werden. Er hat Gottesglauben und den Glauben an die Kunst.
Er schreibt die Neunte und stirbt.
Gehilfe Kalbeck »zieht« ihn noch immer »auf« . .
Jetzt wird Hugo Wolf eingefangen.
Der Oberrichter fragt:
Hugo Wolf, bekennst du dich schuldig, durch deine Lieder den Geist Moericke's, der schon in der Literaturgeschichte schlief, heraufbeschworen zu haben?
Hugo Wolf wettert, tobt und schafft.
Er muß mürbe gemacht werden.
Hugo Wolf wird todtgeschwiegen.

Der Lebende wird aus dem Leben gestrichen. Der Schaffende wird aus der Welt geschafft.

Hugo Wolf leidet.

Also lebt er noch.

Der Oberrichter fragt:

Hugo Wolf, glaubst du an Brahms?

Hugo Wolf flucht der Clique.

Er wird nicht mürbe.

Gehilfe Dömke ist indessen abgefahren.

Gehilfe Kalbeck ist bereit, auch Hugo Wolf »aufzuziehen«.

Der Oberrichter fragt:

Hugo Wolf, bekennst du, noch immer an Richard Wagner zu glauben?

Hugo Wolf wüthet, schlägt um sich und schafft.

Der Oberrichter lockert die Schrauben: »Unzweifelhaft ein Mann von Geist und Talent, aber er hat sich vor ‚guten Freunden' und Ueberhebung zu hüten«.

Die guten Freunde geben Hugo Wolf zu essen.

Er soll sich hüten, zu essen.

Die guten Freunde geben Hugo Wolf Wohnung.

Er soll sich hüten, im Bette guter Freunde zu ruhen.

Er hungert nicht mehr. So hüte er sich vor Ueberhebung, sagt der Oberrichter.

Hugo Wolf hütet sich, geht ins Irrenhaus und stirbt.

Da wacht das Volk auf und condoliert dem Herrn Doctor Michael Haberlandt.

Hugo Wolf ist reif für den Anekdoten-Nekrolog geworden.

Er ist an seinen Goethe- und Moericke-Liedern gestorben.

Hätte er die Gedichte Rudolf Lothar's componiert, so wäre sein Name nicht aus den Spalten der Tageschronik geschwunden; er wäre täglich zweimal »unser unsterblicher Hugo Wolf« genannt worden; man hätte

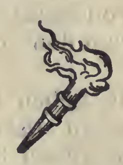
ihn interviewt wie einen Confectionär und Hutmacher·

— — — — — — — — — — — —

Nach 200 Jahren wird ein Geschichtsforscher die Wiener Cultur am Ausgang des 19. Jahrhunderts aus vergilbter Tageschronik studieren.

Er wird schreiben:

»Am Ausgange des 19. Jahrhunderts machten Richard Wagner, Anton Bruckner, Hugo Wolf vergebliche Versuche, in Wien die Anerkennung kleiner Kreise zu erringen; ihre Namen verblassten vor dem Ruhm eines Künstlers, dessen Erinnerung nicht aus dem Gedächtnisse der Wiener schwinden konnte. Als der bedeutendste Componist um das Jahr 1900 muß, wenn wir den uns zugänglichen Quellen trauen dürfen, Charles Weinberger bezeichnet werden«.



Die »k. k. Socialdemokraten« sind der »innere Feind«, und die Christlichsocialen treten jederzeit voll und ganz und unentwegt für das »Rothschild-Militär« ein, — so lautet das Sprüchlein, das man sich aus Herrn Dr. Lueger's letzten Reden zu machen hat. Eines der artigsten Widersprüchlein, die dem Bürgermeister je seine Feinde nachgewiesen haben . . . Mit Zustimmung und oft mit ästhetischer Freude konnte man Herrn Dr. Lueger folgen, wo er den Börsenliberalismus bekämpfte, und wer es mit dem Socialismus ernst meint, durfte den temperamentvollen Mann um der Angriffe willen auf ein Socialdemokratenthum, das sich mit dem Börsenliberalismus versippte, am meisten loben. Aber Herr Dr. Lueger hat schließlich vergessen, was er eigentlich will: daß die

Corruption, die gedeckt hinter der Socialdemokratie stand, wenn er auf diese losschlug, getroffen werden sollte. Und er schlägt ziellos — und leider nicht immer mehr witzig — weiter, ruft dabei in toller Angst alle öffentlichen Gewalten zu Hilfe und möchte uns glauben machen, daß er die Armee beschützt, wenn er sie anfleht, seine Gegner todtzuschlagen. Die Armee wird solchen Schutz und solche Zumuthung ablehnen. Herr Dr. Lueger ahnt kaum die Bedeutung des Socialismus, er begreift nicht, daß eine geistige Bewegung nicht weniger tief ist, wenn ihre politischen Führer sich an seichten Stellen befinden. Darob müßte man sich nicht ereifern. Schlimmer ist es, daß der Mann, der die Erinnerung an sein Wort vom »Rothschild-Militär« verwischen möchte und heute so spricht, wie einst der von ihm angegriffene General Schönfeld gesprochen, nicht fühlt, daß es für die Armee schmählicher wäre, gegen Millionen von Oesterreichern als für die Millionen eines Oesterreichers zu kämpfen.

* * *

Graf Schönborn, Präsident des Verwaltungsgerichtshofs, meint es mit der Armee sicherlich gut, aber er lobte sie schlecht, als er jüngst im Herrenhause dieses sprach: »Einer der größten deutschen Dichter hat in der Wallenstein-Trilogie der österreichischen Armee in ihrer wunderbar bunten Zusammensetzung und in ihrer ebenso wunderbaren Einheit ein unsterbliches Denkmal gesetzt.« Nun, mit dem »kaiserlichen und königlichen Heer«, mit Radetzky's Heer, in dessen Lager Oesterreich ist, haben die Wallensteiner wenig zu thun. Ihre »wunderbar bunte Zusammensetzung« sieht also aus: »Der Lombard sich nicht vom Wallonen trennt . . . Der Lothringer geht mit der großen Fluth . . . Der Irländer folgt des Glückes Stern.« Und das Räthsel ihrer »wunderbaren Einheit« löst ihr Feldherr in einem Satz, dessen Anfang man patriotische Redner so oft citieren hört, daß es

erstaunlich ist, wie Graf Schönborn den Schluss vergessen konnte: »Ja, der Oesterreicher hat ein Vaterland, — Und liebt's und hat auch Ursach, es zu lieben; — Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt, — Das hier in Böheim hauset, das hat keins; — Das ist der Auswurf fremder Länder, ist — Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts — Gehöret als die allgemeine Sonne.« ... Urtheil des Verwaltungsgerichtshofes: Im Namen Seiner Majestät des Kaisers, dessen Armee mit der Wallensteins nicht zu verwechseln ist! Die Berufung auf Schiller wird zur Gänze abgewiesen.

* * *

Der Run auf die Böhmische Sparcasse.

‚Neue Freie Presse', 13. Februar:

»Die Böhmische Sparcasse zählt zu den größten Besitzern von gemeinsamer Rente, die nun der Conversion unterzogen werden soll. Sie hat einen großen Theil ihrer Mittel in 4·2 percentiger Rente angelegt. Nach dem vorliegenden Rechnungsabschlusse für das Jahr 1902 beziffert sich der ganze Besitz an gemeinsamer 4·2percentiger Rente mit 40·4 Millionen Kronen, wovon 13 Millionen Kronen auf den Hauptfonds, 26 Millionen Kronen auf die beiden Reservefonds und 1·4 Millionen Kronen auf den Pensionsfonds entfallen. Durch die Conversion der Rente von 4·2 Percent auf vier Percent werden die Zinsen-Eingänge der Böhmischen Sparcasse um rund 80,000 K jährlich geschmälert wer-

‚Neue Freie Presse', 28. Februar:

»Herr Formanek machte den grotesken Versuch, unser Blatt als Quelle beunruhigender Nachrichten anzuführen. Wir sollen mitgetheilt haben, die Sparcasse besitze 84 Millionen 4·2percentiger Rente, und wenn man den Verlust an Zinsen, den sie durch die Conversion erleidet, capitalisiere, so ergebe das einen Verlust von vier Millionen. Etwas Derartiges war aber, wie jeder Leser controlieren kann, in unserem Blatte nie enthalten ... Welchen Betrag an 4·2percentiger Rente die Sparcasse besitze, davon haben wir nie gesprochen, eine Ziffer des Verlustes, den ihr die Conversion bringt, nie genannt, eine den Zinsenverlust capitalisierende Rechnung nie aufgestellt. Trotzdem hat Herr Formanek die Unverfroren-

den. Der gesammte Effectenbesitz des Hauptfonds der Böhmischen Sparcasse beträgt 52·17 Millionen Kronen Nominale. Die Effecten der beiden Reservefonds beziffern sich mit 33·1 Millionen Kronen. Endlich sind für den Pensionsfonds 1·4 Millionen Kronen gemeinsamer Rente vorhanden.«

heit, sich für seine Angaben auf unsere Mittheilungen zu berufen!«

Nachdem die ‚Neue Freie Presse‘ durch die Alarmnachricht, daß die Böhmische Sparcasse jährlich 80.000 Kronen einbüße, den Run angestiftet hatte, wandte sie sich an den Professor des Strafrechts Dr. Löffler mit der Frage, wie man gegen diejenigen vorgehen solle, die nichts gethan hatten, als daß sie die Meldung der ‚Neuen Freien Presse‘ ins Czechische übersetzten. Herr Professor Löffler hat einen doppelten Fehler begangen: er hat ein Gutachten für die ‚Neue Freie Presse‘ und über einen ihm unbekannten Thatbestand abgegeben. Hätte er um die Notiz der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 13. Februar gewusst, so wäre er nicht im Zweifel darüber gewesen, daß sich das Blatt der fahrlässigen Creditgefährdung schuldig gemacht hat — wofür es nach österreichischem Recht nicht gestraft werden kann — und daß die czechischen Wühler gegen die Sparcasse bloß die landesübliche Unanständigkeit begangen haben, die Quelle einer Nachricht zu verschweigen. Losgelöst vom Fall der Böhmischen Sparcasse ist aber des Professors Löffler Untersuchung, »ob unser nicht eben modernes Strafgesetz ein so echt modernes Verbrechen (wie die Anstiftung eines Runs) vorgesehen habe«, um so anregender, je weniger wir hoffen können, bald ein neues Strafgesetz zu erhalten, und je mehr wir deshalb wünschen müssen, daß die nimmermüden Ersinner neuestzeitlicher Eigenthumsdelicte nicht durch die Lücken des alten schlüpfen. Wegen Betrugs oder

wegen boshafter Herbeiführung einer Gefahr für fremdes Eigenthum in größerer Ausdehnung, nach §§ 197 oder 87 St.-G., so führt Professor Löffler aus, könnte, wer den Credit eines Instituts böswillig erschüttert hat, verfolgt werden. Zu einem so kühnen Versuch, ein schlechtes Gesetz gut anzuwenden, glaubte die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht schweigen zu dürfen. Für die Revolution, die nach Kürnberger's Wort in Oesterreich entstehen würde, wenn man die Gesetze anwenden wollte, ist unser Proletariat augenscheinlich noch nicht vorbereitet, und das Proletarierblatt höhnt: »Was ein echter Jurist ist, gibt nie zu, daß es im Strafgesetz Lücken gibt, sondern der Mangel deutlicher Bestimmungen reizt ihn zum Interpretieren«. Aber unsere Strafrichter haben es leider in der Interpretation, dem stärksten Mittel der Weiterbildung des Rechts, noch so wenig weit gebracht, daß man, den Hohn der ‚Arbeiter-Zeitung' zum Ernst kehrend, erkennt, wie selten unter ihnen die »echten Juristen« sind. Eine halbe Strafrechtsreform, so ward hier einmal gesagt, wäre die erweiterte Anwendung des Betrugsparagraphen werth. Und mit dem Erpressungsparagraphen könnten unsere Strafgerichte eine ganze Pressreform durchführen. Von Richtern und Verwaltungsbeamten, nicht von parlamentarischen Gesetzgebern haben die Feinde der Corruption die Reinigung des öffentlichen Lebens zu hoffen. Damit man z. B. das Statut einer Bank, das sie verpflichtet, die vorgeschriebenen Veröffentlichungen in zwei Blättern einrücken zu lassen, dahin auslege, daß die Bank nicht mehr als zwei Blättern Inserate geben darf, weil weitere Inserate nicht dem Geschäftszweck dienen, sondern Geschenke sind, Acte der Liberalität, zu denen eine Actiengesellschaft nicht berechtigt ist — dazu gehört nichts als ein bischen Muth. Aber der Minister, der ihn fände, würde den Bund zwischen Banken und Pressmaffia sprengen und verdiente als Staatsretter gefeiert zu werden.

†

* * *

Der Artikel, mit dem jüngst Herr Dr. Neuda den Grafen Lamezan in den Ruhestand begleitete (‚Neue Freie Presse', 6. Februar), verdient besonders gewürdigt zu werden. In der letzten Woche des Ofenheim-Processes, so erzählt Herr Dr. Neuda, »bat Graf Lamezan mich um eine kurze Unterredung und stellte da die Frage an mich, ob ich mit einem der Geschwornen in Correspondenz stehe ... Es sei soeben von der Polizei die Nachricht an ihn eingelangt, daß einer der Geschwornen einen Brief an meine Kanzlei abgeschickt habe. Ich konnte dem Staatsanwalt mit aller Ueberzeugung versichern, daß ich zu dem mir genannten Geschwornen in keiner Beziehung stünde und kein Schreiben von ihm erwarte. Damit war die Episode beendet... Als ich am Abend nach Hause kam, fand ich wirklich ein Couvert dieses Geschwornen vor, in welchem er mir eine Druckschrift zurückstellte, die ich während der Verhandlung den Geschwornen auf ihren Wunsch zur Durchsicht geliehen hatte. Sämmtliche Geschwornen waren während der ganzen Dauer der Verhandlung im Stillen von der Polizei überwacht worden, und so war diese Sendung zur Kenntnis des Grafen Lamezan gelangt. Welches Capital hätte mancher andere Staatsanwalt aus dieser Nachricht geschlagen, und wie verderblich hätte auch nur ein unbedachtes Wort auf den ganzen Process wirken können!« Wahrscheinlich, höchst wahrscheinlich! Aber Graf Lamezan war gottlob nicht neugierig und hat sich dafür nicht interessiert, welche Druckschrift es gewesen sein mochte, die der Vertheidiger den Geschwornen zur Durchsicht geliehen hatte und die ihm die Geschwornen nicht im Gerichtssaal zurückstellen konnten. Jahrelang nach dem Ofenheim-Process hat man in Wien gemunkelt, die Geschwornen seien durch ein geheimes Dossier vom Vertheidiger bearbeitet worden, und heute thut Herr Dr. Neuda, als ob er damals nicht bloß manches in der Brusttasche, sondern überdies den Staatsanwalt in der Westentasche gehabt hätte. Aber auch heute noch müßte es den Nachfolger des Grafen Lamezan reizen, zu erfahren, wie's zu Ofenheims Zeiten eigentlich zugegangen ist. Discretion scheint unserer vom Börsenliberalismus abgewandten Zeit kein Vorzug eines Staatsanwalts, und Herr Dr. Neuda selbst hat, trauernd über den Wandel der öffentlichen Meinung, den Ausruf: »Schon als Muster und

Vorbild sollte ein solcher Zug vor der Vergessenheit bewahrt bleiben!« in die Form des unerfüllbaren Wunsches gekleidet.

§

* * *

Banken und Presse.

(Aus der Gerichtsverhandlung Wolf-Schneider.)

»Es wird sodann als erster Zeuge Dr. A. G., Rechtsconsulent des Wiener Bankvereins, vernommen . . . Vertheidiger Dr. Förster: Sind noch andere Entlohnungen an die ‚Ostdeutsche' gezahlt worden? Zeuge: In analoger Weise beispielsweise bei Veröffentlichung von Prospecten. Dr. Förster: Auf Ansuchen der ‚Ostdeutschen' oder infolge directen Auftrages? — Zeuge: Mitunter auch auf Ersuchen der ‚Ostdeutschen'. Im Jahre 1897 kam das erstemal ein Agent und fragte: Warum gebt ihr der ‚Ostdeutschen' nichts?, und hat gebettelt. Dr. Förster (einfallend): Gebettelt, ich bitte das zu protocollieren! Zeuge: Ich bitte um Verzeihung, das ist mir so entschlüpft, ich meine, er beanspruchte das nicht als Gnade, sondern wollte nur das gleiche Recht wie die anderen Blätter. — Dr. Förster: Ich bitte auch das zu protocollieren!« . . . .

»Richter: Hat die ‚Ostdeutsche' vielleicht aus einem geheimen Dispositionsfonds Geld bekommen? — Zeuge: Ein solcher Fonds besteht, ich habe in das betreffende Dispositionsbuch Einsicht und kann klipp und klar sagen, die ‚Ostdeutsche' hat nie aus diesem Geheimfonds etwas bekommen.« . . . .

»Als Zeuge erscheint Regierungsrath A. W., Chefsecretär der Creditanstalt. Richter (zum Zeugen): Hatten Sie den Verkehr mit den Tagesblättern? — Zeuge: Leider! — Dr. Förster: Ich bitte, dieses ‚Leider' zu protocollieren. — Zeuge: Pardon, ich habe das Wort ‚Tagesblätter' nicht verstanden.« . . . .

* * *

Ein socialpolitisches Organ.

». . . Hinter diesem Zollsatze (dem Zoll auf Ankündigungen) stecken die österreichischen Buchdrucker. Da diese gegenüber

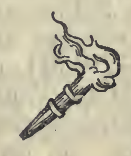
dem Ausland, insbesondere Deutschland, unter — nicht zum geringsten durch die exorbitanten Lohnforderungen hervorgerufenen — viel ungünstigeren Productionsverhältnissen arbeiten, haben sie, und nicht ganz mit Unrecht, nach einem Schutz verlangt . . .« So war's am 25. Februar in der ‚Zeit' zu lesen. Damit den österreichischen Setzern endlich entgegengetreten und der Uebermuth, der in Oesterreich gerechte Löhne zu fordern wagt, öffentlich gerügt werde, hat der Arbeitsstatistiker Isi Singer eigens ein socialpolitisches Blatt gründen müssen. Jetzt kann es mit den socialpolitischen Reformen losgehen. Zunächst sollen die Löhne reguliert werden: »exorbitante Lohnforderungen«, wie sie im Setzertarif gestellt werden, sind nicht länger zu dulden. Aber auch die Sicherheit des Arbeitsvertrags lässt bei uns noch manches zu wünschen übrig, und da hat Herr Isi Singer im eigenen Wirkungskreis zu reformieren begonnen: Den Redacteuren und Externisten wurden kürzlich Reverse abverlangt, in denen sie auf die gesetzliche sechswöchentliche Kündigungsfrist verzichten und einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zustimmen. Nun versuche noch einer zu bestreiten, daß die Gründung der ‚Zeit' nicht bloß nothwendig, sondern auch unaufschiebbar war. In einem Jahre wird die Regierungsvorlage über die Regelung der Rechtsverhältnisse der Privatangestellten vielleicht schon Gesetz und der Verzicht auf die gesetzliche Kündigungsfrist ungiltig sein. Aber Herr Isi Singer muß als Socialpolitiker dem socialen Gewissen von Regierung und Parlament wenigstens um ein Jahr vorauseilen. Seine tiefe Einsicht in das Wesen des Arbeitsvertrags ist nur aus seinem allgemeinen Erbarmen für die geistigen Arbeiter zu erklären, die in Oesterreich und Deutschland bis zur Gründung der ‚Zeit' in anderen redactionellen Stellungen wirken mußten. Kein Wunder, daß er sie wieder auf die Straße setzte, da er einsah, daß er ihrer zu viele an sein Unternehmen gebunden hatte. Für alle die Hoffnungstrunkenen, die hinter Herrn Singers Werbetrommel nach Wien gezogen waren, reichte eben der eine Tropfen socialpolitischen Oels, den der Mann zu verschwenden hatte, nicht aus. Und so ist es begreiflich, daß in diesem Jahre die Zahl der Hungernden in Wien — das wird, wenn auch nicht mehr den Socialpolitiker, so doch den Statistiker Singer interessieren — sich erheblich vermehrt hat. Unter lockenden Versprechungen waren arbeitsfähige und arbeits

willige Leute veranlasst worden, ihre gesicherten Stellungen da und dort in Deutschland und in der österreichischen Provinz aufzugeben oder doch die Möglichkeit, eine sichere Stellung an ihrem Wohnsitz zu erhalten, gegen eine von den Herren Singer und Kanner in den leuchtendsten Farben geschilderte Wirklichkeit zu tauschen. Das Entdeckungsgenie dieser Bahnbrecher hat Väter ihren Kindern, Söhne ihren Müttern, Jünglinge ihren Bräuten entrissen. In der Redaction, in der Administration oder in dem Depeschensaal der ,Zeit', in dem seltsamer Weise Herr Isi Singer noch immer nicht ausgestellt ist, winkte ein wärmendes Plätzchen. Aber schon nach einem oder zwei Monaten fehlte ihnen, die lieber daheim als in der Fremde hungern wollen, das zur Erreichung dieses Zieles nothwendige Reisegeld. Die Entlassung war unter allen möglichen Vorwänden erfolgt, deren nobelster den armen Reporter traf, der sich geweigert hatte, zum Zwecke eines Artikels über die Tramway sich als Motorführer zu verkleiden. »Unfähigkeit«, für Herrn Singer's Blatt zu schreiben, ward da und dort als Grund angegeben. In Wahrheit war das socialpolitische Unternehmen, das für den dummen Firlefanz des »Depeschensaales«, für aufdringliche Reclame, für die kindische »weiß-rothe Beleuchtung« u. dgl. Unsummen ausgegeben hatte, am Rande der ersten Million angelangt: dem Princip der Schäbigkeit entsprechend, das freilich von vornherein für die Löhne der Mitarbeiter maßgebend gewesen, sollte nun bei den kleinen Leuten gespart werden. In den letzten Wochen haben sich nicht weniger als vier entlassene Angestellte der ,Zeit' an mich gewendet, der zu seinem Bedauern nicht in der Lage ist, alle durch die von ihm bekämpften Schädlinge Geschädigten auch praktisch zu unterstützen. Mit Zustimmung des Absenders und behufs Einleitung einer öffentlichen Sammlung veröffentliche ich das folgende mir am 25. Februar übermittelte Schreiben:

»Hochgeehrter Herr! Ein Opfer der Socialpolitik der ,Zeit', wende ich mich an Sie, geehrter Herr, einfach, weil es mir elend geht und weil ich hoffe, daß Sie mir Ihre Hilfe nicht versagen werden. Aus einer sicheren Existenz, auf Grund mehrerer Schreiben, zur ,Zeit' nach Wien gekommen, wurde ich dort am 15. November nebst einer bedeutenden Anzahl von Collegen plötzlich entlassen, nicht, weil ich unfähig war, sondern weil die Unternehmer zur Erkenntnis gelangt waren, es müsse gespart werden. Und sie fiengen halt bei den ärmsten Teufeln an. Ich bin in dem großen Wien fremd, und alle meine Bemühungen, bei einem hiesigen Blatte

unterzukommen, scheiterten. So habe ich mich denn durch Feuilletons und verschiedene Arbeiten bisher fortgebracht und mich damit zur Noth durchgefrettet. Seit einiger Zeit jedoch verfolgt mich das Pech, nichts anzubringen, so daß ich nun dem fühlbarsten Mangel ausgesetzt bin. Nur der Hunger und die drohende Obdachlosigkeit vermögen mich zu einem Schritt zu drängen, von dem ich nie gedacht habe, daß ich ihn einmal werde thun müssen... Ich bitte, hochgeehrter Herr, mir ein wenig zu helfen, sei es, indem Sie von mir eine Arbeit nehmen oder mich persönlich unterstützen. Verzeihen Sie, daß ich die Dreistigkeit besitze, mich an einen mir Unbekannten zu wenden, und vergrößern Sie nicht meine Scham, indem Sie mich abweisen. Die »Concordia« unterstützt mich nicht... Indem ich mich Ihnen, geehrter Herr, auf das wärmste empfehle und meine Bitte wiederhole, zeichne ich...«

Name und Adresse des Briefschreibers sind mir bekannt. Ich wende mich nun an die Leser der ‚Fackel‘, die die Abwehr aller parasitären Bestrebungen und den Kampf gegen die Journaille, mag sie sich westeuropäisch geberden oder ihre wahre Zuständigkeit bekennen, mit Interesse und Sympathie verfolgen. Ich verweise sie auf das sonderbare Gehaben der Redacteure der ‚Zeit‘: Die einen dürfen sich noch als Motorführer, liebesdurstige Inserenten und Hausierer verkleiden, die anderen appellieren bereits an die öffentliche Mildthätigkeit. Wie lange noch wird sich ihr Chef als Socialpolitiker verkleiden dürfen?... Ich eröffne die Collecte, deren jeweiliges Ergebnis in den folgenden Nummern der ‚Fackel‘ veröffentlicht werden soll, mit dem Betrage von 10 Kronen.



Auch auf jene, die die Infamie der ‚Neuen Freien Presse‘ gegen den lebenden und leidenden Hugo Wolf nicht geschaut hatten, hat das Feuilleton, mit dem sie unmittelbar nach seinem Tod herausrückte, wie die letzte Besiegelung einer unerhörten Schande gewirkt. Ich denke nicht an den gnädigen Artikel jenes Herrn Korngold, Musikreferenten der

Brünner Handelskammer, den man durchaus zum Nachfolger Hanslick's machen will, während noch niemand auf die Idee verfallen ist, seinen Bruder Kornau zum Nachfolger des von ihm copierten Lewinsky vorzuschlagen. Ich denke an das Feuilleton des Herrn Dr. Richard Kukula. Der Mann ergreift das Wort, weil er dem Verstorbenen »nahegestanden ist«. Er war nämlich Corrector des ‚Salonblatt', jener in den Closets der vornehmsten aristokratischen Häuser aufliegenden Zeitschrift — Herr Kukula nennt sie zarter ein »den Bedürfnissen des österreichischen Adels entgegenkommendes Blatt« —, für die der arme Hugo Wolf um eines kärglichen Unterhalts willen Musikkritiken schreiben mußte. Oh du mein Oesterreich: Bruckner hatte denselben Orden wie der Coulissenschnüffler des ‚Fremdenblatt', und Hugo Wolf war Redactionscollege des Maxl Schlesinger.... Die traurigste Episode im Leben des Künstlers wird für die ‚Neue Freie Presse' zur interessantesten, und der Corrector des ‚Salonblatt' ist der erste, der in der größten Zeitung Deutsch-Oesterreichs einem verstorbenen Tondichter den Nachruf spricht. Und welch einen Nachruf! Da wird uns erzählt, daß Wolf als Schriftsteller »ohne Kenntnis der einfachsten Stilregeln« war. »Das Schlimmste war der Mangel jeglichen Stilgefühls, welcher allerlei gräßliche Satzungethüme... förderte«. Wolf konnte nicht für's ‚Salonblatt' schreiben! Und in der That zeigen die von Herrn Kukula citierten »Satzungethüme« eine Urkraft des sprachlichen Ausdrucks, die für ein Organ nicht erfordert wird, dessen Tendenz in dem Gedanken gipfelt: »Anwesend waren u. A.« Aber es beginnt einem doch in den Fingern zu jucken, wenn man liest, wer Hugo Wolf einen Tag nach seinem Tode nichts als Mangel jeglichen Stilgefühls nachzusagen weiß. Herr Kukula behauptet von Wolf, er habe »an sich selbst« vergessen und viele Leute, von denen er abhieng, brüskiert; dennoch »bildete sich, da Wolf meine

Competenz, ihm schriftstellerischen Rath zu geben, doch anerkennen mußte, doch ein angenehmeres Verhältnis heraus«. Also doch doch! »Ein eigentliches Freundschaftsverhältnis«, meint der competente Herr bescheiden, »wollte sich lange nicht einstellen«. Aber schließlich hat sich's doch eingestellt! Und welche innere Beziehung hatte Herr Kukula zu Hugo Wolf? Er war nicht nur Corrector des ‚Salonblatt', er »ahnte« auch, daß Wolf's Geist sich einst umnachten werde. Mit einem Wort, ein Berufener . . . Hindernisse liegen auf dem Lebensweg des großen Menschen. Aber wenn er todt ist, stehen sie auf und sagen: Seht! Wir sind ihm »begegnet« . . .

* * *

Der ewige »Frühling« des Herrn Rudolph Holzer! Jetzt hat sich, weil er noch immer nicht aufgeführt ist, sogar das Literaturblatt der ‚Neuen Freien Presse' seiner angenommen. »Es wäre wünschenswerth«, hieß es am Schlusse einer Recension des Buches, »daß eine Berliner Bühne die edle und vornehme Dichtung des Oesterreichers aufführe, damit vielleicht auch Wiener Theaterleiter auf dieses heimische Talent aufmerksam würden.« Und ich habe, weil ich einen Wiener Theaterleiter auf dieses heimische Talent aufmerksam machte, 1800 Kronen Strafe zahlen müssen! Und wenn ich Herrn Bukovics heute an sein im Gerichtssaal gegebenes Versprechen, das Stück endlich aufzuführen, erinnerte, er würde mich neuerdings klagen, und neuerdings würde der Zeuge Holzer bekennen: »Ich kann mich nicht erinnern . . .«

* * *

Ein sinngemäßer Druckfehler.

Ein Setzer der ‚Fackel', der schon einmal (siehe Nr. 124, S. 19) an meinem Manuscript Kritik üben und aus »stückeschreibenden Recensenten« »stückbeschreibende Recensenten« machen wollte, hat auch in Nr. 130 eine seinem gesunden Menschen-

verstand entsprechende Correctur vorgenommen. Diesmal ließ ich ihn gewähren. Ich hatte nämlich auf Seite 22, Zeile 7—9 von oben, geschrieben: »Uebrigens theilt mir ein Buchhändler mit, daß das ‚Burenbuch' nicht einmal in dieser Zusammenstellung Eigenbau des ‚Neuen Wiener Journal' ist«. Der Setzer aber änderte feinsinnig: »nicht einmal in dieser Zusammenstehlung«.

•

Wie sich der Dieb selbst verrieth.

Wer B. Z. ist, der am 26. Februar im ‚Neuen Wiener Journal' den Artikel »Wie Präsident Roosevelt zu seiner Frau kam« veröffentlichte? Viele riethen auf »Bertha Zuckerkandl«. Aber wie sollte diese Schriftstellerin, die ausschließlich über Angelegenheiten der Secession schreibt, zum Präsidenten Roosevelt kommen? Allerdings ist B. Z. weiblichen Geschlechtes. Sie heißt im bürgerlichen Leben ‚Breslauer Zeitung' . . . Herr L. A. (Local-Anzeiger) hat schon lange nichts für das ‚Neue Wiener Journal' geliefert. Frau F. Z. (Frankfurter Zeitung) schreibt meistens ganz anonym; sie muß es sich gefallen lassen, daß selbst die Anfangsbuchstaben ihres Namens unterdrückt werden. B. Z. ist eine neuere Mitarbeiterin. Aber mit den reichsdeutschen Collegen und Colleginnen ist's eine eigene Sache. In Nr. 118 der ‚Fackel' ward erzählt, wie einer dieser Mitarbeiter, wahrscheinlich Herr L. A., eine Plauderei »Berühmte Raucher« beigesteuert hatte, in der irrthümlich die Wendung stehen geblieben war: »König Eduard VII. von England, der Onkel unseres Kaisers«. Etwas ähnliches ist am 26. Februar mit dem Beitrag der B. Z. passiert. Da fanden die Leser des ‚Neuen Wiener Journal' den Satz: »Auch Roosevelt könnte, wie einst unser Bismarck, von seiner Gattin sagen: ‚Sie ahnen nicht, meine Herren was diese Frau aus mir gemacht hat!'«

•

Was Lippowitz & Co. alles ausschneiden.

Bekanntlich war das ‚Neue Wiener Journal' das erste Blatt, das die Geschichte von der Abfindungssumme des Herrn Giron

in die Welt gesetzt hat. Am 15. Februar druckt es die folgende in Genf verfasste Betrachtung der F. Z. ab:

»Was die Prinzessin zu ihrer Flucht veranlasst hat, wird bald bekannt werden. Auch die Wahrheit über Giron. Daß die Prinzessin sich durch einen ‚Abenteurer' oder ‚Windbeutel' bethören ließ, erscheint ganz unglaubwürdig. Vielleicht war er nur Mittel zum Zweck — der Flucht. Was über ihn gesprochen wird, bewegt sich in ganz allgemeinen Redensarten und ist durch keine Thatsachen erhärtet. Die Zukunft wird sprechen und richten. Sie wird auch richten über die schmähliche Sensationsgier und höfische Liebedienerei, die sich in dem größten Theile der deutschen und österreichischen Presse breitgemacht, und die man gerade hier, in einem Lande, das diese Presse nicht kennt, mit doppeltem Widerwillen empfunden hat. Sie hat jedenfalls unheilvoll gewirkt, nicht bloß, weil sie das Publicum irreführte, sondern weil sie auch in den Gang der Ereignisse sehr störend eingriff. Die Annahme hat viel für sich, daß die Dienstag-Reise Giron's nach Nyon nur erfolgte, weil das zuerst in Wiener Blättern aufgetauchte Gerücht, Giron sei mit einer Geldsumme abgefertigt worden, die Betroffenen zur demonstrativen Widerlegung reizte«.

*

Was Lippowitz & Co. alles vermitteln.

Bäcker, Ende der Zwanziger,
unabhängig, groß, schöne Erscheinung, wünscht mit vermögender Dame zu correspondieren. Anonymes unberücksichtigt. Zuschriften unter .... an die Administration.

(‚Neues Wiener Journal', 28. Februar.)

*

Was Lippowitz & Co. unter »Diebstahl geistigen Eigenthums« verstehen.

Das ‚Neue Wiener Journal' vom 16. Februar enthielt die folgende Notiz:

(Zeitungsmarder.) In Wien kommt es oft genug vor, daß Zeitungsnummern von der Thür weg, wo sie die Botenfrau hingelegt hat, gestohlen werden, und manche Reclamationen von Abonnenten sind auf solchen Diebstahl geistigen Eigen-

thums zurückzuführen; daß ein solches Vergehen draußen sehr hart gestraft wird, geht aus einem in Dresden gefällten Urtheil hervor. Die Aufwärterin Francisca Bitterlich hatte einem Feuermann fünf Zeitungsnummern gestohlen. Sie erhielt fünf Monate Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust«.

* * *

Liebe Fackel!

Als Louise von Toscana zu ihrer Mutter reiste, ward gemeldet: »Sie nahm keine Bagage mit, um jedes Aufsehen zu vermeiden«. Damit sollte, da eine Prinzessin wohl nicht ohne Koffer reist, offenbar gesagt werden: Sie ließ — anders als bei ihrer ersten, sensationelleren Reise — keine Interviewer einsteigen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Neugieriger. Sie wollen wissen, was ich auf den Artikel eines wohldisciplinierten Wiener Reclameadvocaten, in welchem ich zur Abwechslung wieder einmal getödtet wurde, »antworten« werde. Nichts. Und dies mit der folgenden Begründung. Ich beschäftige die Leser der ‚Fackel' nur mit Angelegenheiten, die mir ein öffentliches Interesse zu berühren scheinen. Nun ist es ja möglich, daß eine meiner Privatsachen zufällig mit einer öffentlichen Angelegenheit congruent ist: ich bin wiederholt schon Versuchsobject für diese und jene im allgemeinen Interesse anzugreifende Methode gewesen und habe z. B., da der erste Wiener Staatsanwalt mich gegen den offenbar criminellen Brief eines Wiener Journalisten nicht schützte, mit der Anprangerung dieses Falls, der nur zufällig mich selbst betraf, einer publicistischen Pflicht genügt. Sicherlich aber käme es einer lästigen Aufstöberung meines Privatlebens gleich, wenn ich jeden albernen Angriff, der gegen mich vollführt wird, in der ‚Fackel' registrieren wollte. Es ist mir verwehrt, meine Leser auf den Ocean von Niedertracht mitzunehmen, der seit vier Jahren mein Schifflein umbrandet und in dem mich die Piraten der nicht todtschweigenden österreichischen Presse umlagern. 160 bis 320 Seiten müßte eine Nummer dieser Zeitschrift enthalten, wollte ich mir vornehmen, von jedem Knistern des Blätterwaldes, in den eine Fackel fuhr, Kunde zu geben. Ja, es ist unglaublich, was ich mir alles gefallen lasse! Aber ich kann dem Ansturm der Gemeinheit nur standhalten, wenn ich mich nicht zu wehren versuche. Ich greife einen Sonntagshumoristen nur an, weil er ein Sonntagshumorist ist, nicht weil er seine Talentlosigkeit auch an mir persönlich versucht hat, einen Montags-

erpresser nur, weil er ein Montagserpresser ist, nicht weil er mich beschimpft hat. Und so ist ein Reclameadvocat für die ‚Fackel' nur dann interessant, wenn er die typischen Merkmale des Reclameadvocaten offenbart hat. Die Abfassung eines dummen Artikels, der sich zufällig gegen meine Person richtet, ist keine für die ‚Fackel' reife Sache. Nur in dem einzigen Punkt, wo der Artikel die kürzlich hier erörterte Ehrenerklärung des Rabbi Bloch berührt, bedarf er einer Abfertigung. Dies wohl aus dem Grunde, weil Leser von mittlerer Intelligenz eine falsche Ansicht über die Beilegung jenes Processes gewinnen könnten. Also: ich habe, wie aus Nr. 129 der ‚Fackel' hervorgeht, eine Ehrenbeleidigungsklage gegen den Rabbi Bloch zurückgezogen, nachdem der Angeklagte eine mich durchaus befriedigende Ehrenerklärung abgegeben hatte. Daß ich auf die Durchführung dieses Processes nicht erpicht war, wissen die Leser der ‚Fackel', und heute kann ich bekennen, daß er zu einer Zeit angestrengt wurde, da ich die lächerliche Incongruenz von Mühe und Erfolg, die unser Processverfahren bei allgemeinen Schmähungen bedeutet, noch nicht mit jener Klarheit erfasst hatte, die in späteren Fällen meinen Drang zu activer Klageführung — mein Rechtsanwalt kennt ihn — gebändigt hat. Ich habe allgemeine Schmähungen freigegeben. Und den Rabbi Bloch würde ich für die Albernheiten, die er vor fast einem Jahre über mich schrieb, weil sie nicht einen einzigen positiven Vorwurf, den's zu widerlegen gälte, enthalten, heute nicht klagen. Wohl aber würde ich auch heute jeden Menschen in Wien klagen, der mir auch nur ein Hundertstel von dem nachzusagen wagte, was ich an positivem Corruptionsmaterial gegen die Wiener Journaille seit vier Jahren vorbringe. Fluchen und Schimpfen muß ich mir so gut gefallen lassen wie Zähneknirschen und die Faust im Sack ballen, muß es tragen, daß ich für das ethische Empfinden der Wiener Press- und Börsenkreise eine in ihrer Scheußlichkeit unfassbare Erscheinung bin, von der sich jeder Dépôtdieb und jeder Erpresser mit einem Gemisch von Staunen und Grauen abwendet, und ich gelobe, daß ich diesen Zustand solange als natürlichen begreifen werde, als nicht der Specialzeichner des ‚Extrablatt' uns den Moment veranschaulicht, wo der zum Richtpflock geführte Raubmörder seinen Henker liebkost... Ich war ein unerfahrener Anfänger, als ich zu Gericht gieng, um den Rabbi Bloch zu verklagen. Da ich in Processhändeln ergraut war, nahte der Tag jener Verhandlung, in der geprüft werden sollte, ob ich in der ‚Fackel' wirklich den Ritualmordglauben zu vertheidigen pflege. Ich hatte ein reines Gewissen, aber ich habe eine schlechte Verdauung. Mit Freuden griff ich den Vorschlag des Präsidenten auf, mich mit einer Ehrenerklärung des geklagten Rabbi zufriedenzugeben. Der sympathische Angeklagte zog zurück, was nur irgend zurückzuziehen war. Jede der von mir incriminierten Behauptungen. »Sowohl in ihrer Totalität als auch insbesondere.« Und in der Erklärung, die er veröffentlichen mußte, stand der neu construierte, völlig unmögliche, von mir als feinfühligem Stilisten zu beanständende Superlativ: Rabbi Bloch erklärt, daß er seine Anwürfe vollständigst zurückziehe. Konnte ich mir mehr wünschen? Die ‚Deutsche Zeitung' sprach von

einer Abbitte. Gegen solche Auffassung habe ich den Geklagten geschützt, da ich auf die Bekundung der Reuegefühle, die ihn bei der »vollständigsten« Zurückziehung dessen, was er geschrieben, beseelt haben mochten, keinen Werth legte. Und nun protzt sein Advocat gewaltig auf: ich hätte mich mit einem billigen Ausgleich abgefunden, »ohne ein Wort des Bedauerns« seitens des Angeklagten. Es ist in der That erfreulich, jetzt auch von einer dem Rabbi Bloch nahestehenden Seite constatiert zu wissen, daß dieser Mann ohne die geringste Gefühlsäußerung, ohne die geringste Störung seines seelischen Gleichgewichts, »ohne ein Wort des Bedauerns« heute das stricte Gegentheil von dem schreiben kann, was er gestern geschrieben, daß er kalten Blutes all das, was er mit dem Eifer des Glaubenskämpfers verfochten, »vollständigst« zurückzuziehen bereit ist. Mir genügt das, und da ich seelische Emotionen bei einem liberalen Zeitungsschreiber gar nicht erst voraussetze, so befreie ich ihn auch gern von der Verpflichtung, sie im gegebenen Moment zu heucheln. Ich wende das objective Verfahren an: der beleidigte Artikel werde ausgelöscht, den Verfasser, der leichten Herzens seine Hand dazu bietet, lasse ich laufen . . . Aber »um das Maß voll zu machen«, ruft triumphierend der Vertheidiger des Rabbi, »verzichtet Herr Kraus sogar auf jede Buße, wie sie oft, um das Strafmoment zu markieren, vom Kläger gefordert wird, ja er verzichtet sogar auf den Ersatz der Process- und Vertretungskosten!« Nun, das kann ich wirklich nicht leugnen. Daß freilich bei Ausgleichen »oft« eine Geldbuße gefordert wird, habe ich nicht gewusst, und ich glaube auch, daß dem erfahrenen Anwalt, der mich in dieser Sache vertrat und den der Vertheidiger des Rabbi Bloch ja als langjährigen Disciplinarankläger der Advocatenkammer gewiss kennt, ein derartiger Usus nicht geläufig war. Er hätte gewiss nicht unterlassen, mich rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, und ich hätte die Gelegenheit gern benützt, als Bedingung der Zurückziehung meiner Klage von dem Rabbi Bloch zu fordern, daß er tausend Gulden für den katholischen Schulverein erlege. Was den Ersatz meiner Vertretungskosten anlangt, so kann ich allerdings nicht bestreiten, daß bei einem gerichtlichen Ausgleich manchmal ein Schachern um die Vertretungskosten des Klägers anzuheben pflegt und daß mir dies schon im Zeitpunkt, da Herr Bloch vollständigst zurückzog, bekannt war. Nun, es ist ja nicht ausgeschlossen, daß ich in einem andern Fall nicht so nobel gewesen wäre wie dem Rabbi Bloch gegenüber. Hätte ich mich z. B. um die Durchführung des Processes »gerissen« und nur schweren Herzens die Ehrenerklärung des Geklagten angenommen, so hätte ich gewiss die Frage des Kostenersatzes aufs Tapet gebracht und vielleicht noch ganz andere Bedingungen gestellt, z. B. daß der Rabbi Bloch einen Artikel schreiben müsse, in welchem er sich der Förderung des Ritualmordglaubens beschuldigt. So aber habe ich nicht einmal den Kostenpunkt berührt, auf die Gefahr hin, daß mir der Gegner späterhin meine Noblesse zum Vorwurf macht. Dies gestehe ich vollständigst ein, und ich gehe noch weiter. Hätte der Rabbi Bloch von

mir für die Einschaltung seiner Ehrenerklärung ein Extrahonorar verlangt, ich hätte es ihm gegeben: so vollständigst hat mich seine Revocation befriedigt, so angenehm war mir die Aussicht, dem abgestandenen, widerwärtigen Handel zu entgehen, bei dem ich einem Talmudmann vielleicht zwei volle Tage gegenüberstehen, über das anmuthige Thema vom Ritualmordglauben debattieren, in dem Phrasennebel des Herrn Vertheidigers ersticken und außer dem Process selbst nichts gewinnen konnte, sicher aber Nervenkraft, Zeit und Geld verlieren mußte. Auch Geld. Man macht mir einen Vorwurf daraus, daß ich mir die Vertretungskosten nicht ersetzen ließ. Der gewonnene Process hätte mich fünfmal so viel gekostet! . . . . Nur eine Lüge sei noch ausdrücklich zurückgewiesen. »Man lese nur«, schreibt der Advocat, »das Protocoll und entscheide, ob man genügsamer sein kann. Herr Dr. Bloch erklärt, er könne dem Herrn Kraus nur dann persönliche Genugthuung geben, wenn auch dieser hinsichtlich seiner ‚Stellung' zum Judenthum eine hinreichende Erklärung abgibt, — Herr Kraus gibt rasch diese Erklärung ab«. Unwahr. In dem Protocoll heißt es wörtlich: »Herr Dr. Bloch erklärt, er werde keinen Anstand nehmen, dem Herrn Karl Kraus Satisfaction zu geben, wenn er vorerst darüber beruhigt sein wird, daß die von Herrn Karl Kraus in der von ihm herausgegebenen ‚Fackel' in mehreren Artikeln gegen das Judenthum in seiner Totalität und dessen Glaubensbekenntnis gerichteten Schmähungen zurückgenommen werden. Darauf erklärt Herr Kraus, er habe nichts zurückzunehmen, weil es ihm fern gelegen sei, das Judenthum in seiner Totalität oder dessen Glaubensbekenntnis zu beschimpfen.« Ueber Wunsch des Präsidenten setzte ich darauf auseinander, daß die Beschuldigung, in Nr. 100 der ‚Fackel' sei der Blutaberglaube vertheidigt worden, noch dümmer sei als der Blutaberglaube selbst. Ich wiederholte, was in der ‚Fackel' gestanden war, und der Geklagte zog zurück, was er darüber geschrieben hatte. Als er seine Unterschrift unter das Protocoll setzen sollte, betheuerte er, daß die Abgabe dieser Ehrenerklärung für ihn ruinös sei.

Criminalist. Von dem Ex-Advocaten, weiland liberalen Gemeinderath und Fortschrittstänzer Dr. Walter Brix wusste die ‚Neue Freie Presse', sie ganz allein, zu melden: »Es ist übrigens sehr zweifelhaft, ob der Verurtheilte die über ihn verhängte Strafe abbüßen wird. Es verlautet, daß er bereits ein fremdes Land aufgesucht habe, wo das Urtheil eines österreichischen Gerichts nicht vollziehbar ist«. Nein, sie ist nicht ausschließlich das Organ der Defraudanten; auch wenn es sich um geringere Eigenthumsdelicte handelt, ist die ‚Neue Freie Presse' das bestinformierte Blatt. Oh über die alte Hehlerin! Die volle Wahrheit hat sie im Falle Brix freilich nicht gekannt. Sie lautet: Herr Dr. Brix kann seine Arreststrafe nicht absitzen, weil er nur in einem Raum zu leben vermag, den Josef Hoffmann eingerichtet hat. Man sollte jetzt Herrn Bahr, der den modernen Intérieurkünstlern nachrühmt, daß ihre Wohnungseinrichtungen das Wesen des Besitzers der Wohnung auf das vollkommenste ausdrücken, als Sachverständigen darüber einvernehmen, was eigentlich in der von

Josef Hoffmann hergestellten Kanzlei-Einrichtung des Herrn Dr. Walter Brix auf fahrlässige Crida und saumselige Abfuhr von Clientengeldern hindeutet. Vielleicht bloß der Preis der Einrichtung, die den jungen Advocaten, als er noch wenig mit den Gerichten und das Gericht nichts mit ihm zu thun hatte, bereits bei den Lesern der Kunstzeitschriften bekannt machte?

Historiker. Das Charakterbild Louisens von Toscana schwankt noch in der Tagesgeschichte. Anfangs habe man sie, so erzählte Herr Felix Salten am 15. Februar in der ‚Zeit', für »die Erzherzogin aus dem Blute Josefs II., die Bresche legt in alte Vorurtheile«, gehalten. Geschichte: ganz ungenügend. Josefs II. einzige Tochter starb als kleines Kind. Daß Louise von Toscana aus Josefs Blute stamme, hätte Herr Salten, wenn er bis zur vierten Classe der Mittelschule gelangt wäre, keinen Augenblick glauben können. Aber zur Lectûre des Conversationslexikons wär's noch immer nicht zu spät. Dort würde er erfahren, daß Louise in directer Linie von jenem Leopold, Großherzog von Toscana, stammt, der nach seines Bruders Josef Tode als Leopold II. römisch-deutscher Kaiser ward und in den österreichischen Erblanden »bemüht war, den von Josef bekämpften ständischen, nationalen und clericalen Ansprüchen soweit als möglich gerecht zu werden.« Oder — man müßte jeden Habsburger, also auch Franz Ferdinand, als Erzherzog aus dem Blute Josefs II. bezeichnen.

Nationalökonom. »Die Schaffung großer Vermögen und die ökonomische Wissenschaft. Von Sigmund Mayer. Vortrag, gehalten am 5. Februar 1903.« Warum die ‚Neue Freie Presse', die Herrn Mayer zwölf Spalten für den Abdruck seines Vortrags zur Verfügung stellte, verschweigt, wo der Vortrag gehalten wurde? Sicherlich wäre es interessant, zu erfahren, welche Gesellschaft Herrn Sigmund Mayer als legitimiert betrachtet, die »ökonomische Wissenschaft« zu vertreten. Immerhin kann man auf die Ziele jener Gesellschaft aus dem Ziel schließen, das sich Herr Mayer in seinem Vortrag gesteckt hat: all sein wissenschaftliches Rüstzeug bietet er auf, um die Frage zu beantworten: »Sind die Wiener Juden reich?« Und seine Theorie gipfelt in dem Gedanken: sie sind nicht reich, wie man gemeinhin annimmt, sie »gönnen sich« bloß mehr. Herr Sigmund Mayer ist augenscheinlich von dem Ehrgeiz erfüllt, nach Karl Menger, der uns die Wiener Schule der Nationalökonomie begründet hat, eine Wiener Judenschule der Nationalökonomie ins Leben zu rufen. Aber was sagt Herr Benedikt dazu, daß in dieser Schule Axiome wie das folgende gelehrt werden: »Man kann eben nicht importieren, ohne mit exportierten Waren zu bezahlen«? Vierzig Jahre nach dem Erscheinen der »Theory of foreign exchanges« war dieser Satz in der ‚Neuen Freien Presse' zu lesen. Seit Decennien ist Englands Export nur ein Bruchtheil seines Imports, längst ist Deutschlands Handelsbilanz passiv geworden, aber Herr Sigmund Mayer bleibt dabei, daß man nicht importieren kann, ohne mit exportierter Ware zu bezahlen. Sollte indes auch uns einmal in ferner Zukunft das Missgeschick treffen, von dem kein Industriestaat auf die Dauer verschont bleibt, daß unsere Handelsbilanz passiv

wird, dann werden wir, wenn noch die Wiener Judenschule der Nationalökonomie besteht, wenigstens um einen Ausweg nicht verlegen sein: Wir machen es eben, wie's in Herrn Sigmund Mayer's Kreisen, die sich noch immer besser praktisch als theoretisch auf die »Schaffung großer Vermögen« verstanden haben, üblich ist: wir gleichen uns aus!

Reisender. Die ‚Zeit' berichtete am 19. Februar über die entsetzlichen »Eisenbahnzustände in Böhmen«: »Man denke nur an die häufigen Ueberfälle im Eisenbahncoupé, an die unzähligen Begegnungen mit Verbrechern und Irrsinnigen«. Es scheint in Böhmen wirklich arg zuzugehen. Aber wenn es wahr ist, daß sich die böhmischen Verbrecher und Irrsinnigen meistens auf Reisen, anstatt in den Strafanstalten und Irrenhäusern befinden, so tragen doch daran nicht die Eisenbahnverwaltungen Schuld, die nicht verpflichtet sind, Strafanstalten und Irrenhäuser zu bauen, und die nur gefährliche Güter, nicht gefährliche Menschen von der Beförderung ausschließen dürfen. Es kommt nicht darauf an, ob beispielsweise ein gefährlicher Prager Schmock durch die Nordwestbahn oder durch die Franz-Josefs-Bahn in die Redaction der ‚Zeit' »befördert« wird. Das Alles gehört nicht in das Capitel »Eisenbahnzustände«, sondern ist »Gefährdung der öffentlichen Sicherheit«.

Gschaftlhuber. Herr Alfred Kirchhoff aus Berlin fängt an, auf die Nerven zu gehen. Dem Wiener Publicum ward er zuerst als Mittheiler der unedierten Ideen des Geschlechtsbestimmers Schenk vorgestellt. Dann stieg er ad astra, plauderte mit Herrn Wilhelm Exner, und neulich wurde uns sein Gespräch mit dem Handelsminister vermittelt. Herr v. Call braucht Reclame, und unsere großen liberalen Blätter sind, wenn Giron sich von der Kronprinzessin Louise wendet, auch für die ältesten geistigen Ladenhüter zu haben.

Schmock. Anlässlich der Ernennung des ungarischen Journalisten Eugen v. Rákosi zum Mitglied des Magnatenhauses fand in Budapest ein Bankett statt, bei dem die Paarung von staatlichen Würdenträgern mit Zeitungsschmöcken obscöne Formen annahm. Einer der Redner, ein gewisser Herr Sturm, toastierte auf den natürlich auch anwesenden Herrn Singer Vilmos aus Wien, den er den »unfehlbar verlässlichen Papst der Weltpresse« nannte. Herr Singer, der mit dem Papst zwar die Unfehlbarkeit gemeinsam hat, aber sich von ihm dadurch unterscheidet, daß er nicht Encykliken, sondern bloß »Lozelach« von sich gibt, erhob sich und dankte »für den förmlichen Hagel von Lob, den College Sturm im Sturm seiner Beredsamkeit auf mich niederprasseln ließ (Heiterkeit); und ich war so unvorsichtig, ohne Parapluie auszugehen (Lebhafte Heiterkeit).« Herr Singer hat bekanntlich noch keinen Presse-Congress vorübergehen lassen, ohne sich der Gunst irgend eines über Orden verfügenden Potentaten oder Ministers zu empfehlen und seinen Männerstolz hinter Königsthronen zu bethätigen. Zu dem ihm gegenübersitzenden Herrn v. Szell gewendet, sprach Herr Singer also: »Seitdem ich die Ehre habe, die politische Thätigkeit Sr. Excellenz des Herrn Minister-Präsidenten aufmerksamen Auges zu betrachten, habe ich gleich heraus-

gefunden — was nicht schwer war herauszufinden, da es ja aller Welt offen zu Tage liegt —, daß er ein genialer Staatsmann, daß er ein hinreißender Redner und die lebendige Quelle glücklicher politischer Einfälle und Eingebungen ist. (Éljen!) Aber, meine Herren, was ihn zum Original macht, das ist, daß er in seiner Stellung das staatsmännische Wirken nicht als einen unerbittlichen Kalkül, als eine widermenschliche Rücksichtslosigkeit ansieht, oder gar als eine mit verächtlichen und kleinlichen Künsten arbeitende Thaumaturgie der Undankbarkeit, sondern daß er ein warmherziger, verlässlicher Freund seiner Freunde ist (Lebhafte Bravorufe), daß er ein Dankbarkeitskalkül in der Politik auch anerkennt, und daß er gut und gerecht ist, selbst gegen die Presse — meine Herren, wo schreibt man denn das hin? (Lebhafter Beifall und Händeklatschen).« Trop de zèle! hat Talleyrand gesagt . . . Nun, mit den Singers hat Herr v. Szell Glück. Nicht nur Siegmund, auch Wilhelm nennt sich seinen »Bereitwilligen, Getreuen und Diener«. Eine neckische Scene hat sich bei diesem Gelage zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten und unserem Edgar Spiegl abgespielt. Nach dem Berichte des ,Pester Lloyd' rief dieser Brave: dem Gefeierten habe »die literarische Welt schon längst das Oberhaus eingeräumt (Hört! Hört!); wenn nun eine hohe Regierung später gekommen ist als die literarische Welt, so müssen Sie das schon verzeihen, denn die Regierungen brauchen immer Zeit, um Gutes zu schaffen; das haben wir im letzten Jahre sattsam erlebt. (Lebhafte Heiterkeit.) Ministerpräsident Koloman Szell: Ich danke schön! (Heiterkeit.)« Aber Herr Spiegl wollte die ungarische Regierung nicht beleidigen. Nur was er gegen die österreichische auf dem Herzen hat, zeigte er am Schluss seiner Rede ziemlich unverhohlen. Wie bitter klang doch dieser Toast auf Herrn Rákosi Jenö, der sich »der hohen Auszeichnung in voller Gesundheit und Geistesfrische so lange erfreuen möge, bis es einem österreichischen Ministerpräsidenten einfallen wird, auch einen österreichischen Chefredacteur für das Herrenhaus vorzuschlagen. Dann, meine Herren, wird Rákosi Jenö ewig leben, und das wollen wir ja Alle.« Merk's Koerber! Aber Herr Spiegl ist recht unbescheiden. Herrenhaus? Pairschub? Vorläufig werden sich die österreichischen Ritter vom Geiste damit begnügen müssen, daß man sie für ein anderes Haus vorschlägt und nach etwa einem Jahre per Schub in die ungarische Heimat befördert. Dort mag sie dann Herr v. Szell in Gottes Namen zu Magnaten machen.

Satiriker. Mit der ,Zeit' hat sich einer ihrer Zeichner einen boshaften Witz erlaubt. Seit einiger Zeit lacht alles, was die ,Zeit' zu Gesicht bekommt, über die gelungene Darstellung des Boy mit dem Placat, auf welchem um die Erneuerung des Abonnements gebeten wird: Unter der zu großen Kappe des Knaben, welche die Aufschrift ,Die Zeit' trägt, stehen unförmliche Ohren seitlich weit ab, und die gebogene Nase, die wulstigen Lippen, die glosenden Augen ergeben einen so übertriebenen Typus, daß die Absicht des Zeichners, zu einem Hep-Hep-Geschrei herauszufordern, unverkennbar ist. Oder sollte es sich doch

nicht um eine Bosheit des Zeichners handeln, und hat Herr Isi Singer wirklich in der Gestalt eines »Boy«, der aus einem galizischen Ghetto stammt, das Programm der ‚Zeit' — die westeuropäische Verkleidung östlicher Cultur — symbolisieren wollen?

Schneiderin. Ueber die Frauentracht am Anfang des 19. Jahrhunderts schreibt Caroline Pichler, wie Herr Wittmann jüngst in einem Feuilleton erzählte, in ihren Denkwürdigkeiten: »Man schritt immer weiter und weiter bis zu Knappheiten in der Kleidung, die kaum eine Falte übrig ließen, so daß die genaueste Bezeichnung der darunter befindlichen Körperform der eigentliche Zweck und Ruhm dieser Mode zu sein schien«. Das Röcke-Raffen war damals noch nicht erfunden, aber Herr Wittmann meint dennoch: »Das könnte in einer Notiz vom heutigen Tage geschrieben stehen, und sicher gibt es auch heute ehrenfeste Matronen genug, die sich über die Freiheiten der straßenläufigen Mode ereifern«. Gewiss; und gerade die alte Vettel in der Fichtegasse, bei der Herr Wittmann in Dienst steht, hat am ärgsten über die Unsittlichkeit der Mode, über die Knappheiten in der Kleidung gezetert . . . Die armen Frauen! Wie sie sich auch tragen, immer bekommen sie Vorwürfe zu hören und immer dieselben. Als die Krinoline in Schwang gekommen war, da wetterte der derbe alte Theodor Vischer in einem Epigramm, die vorige Mode sei »im Ganzen noch so so« gewesen: »Jetzt aber sind wir ganz und gar ein wandelnder Popo«. Und heute?

Beamter. In einem Bericht des ‚Mährischen Tagblatt' (Olmütz, Nummer vom 17. Februar 1903) über die »Hauptversammlung des Beamtenvereins« heißt es: »Der Vorsitzende... stellte auch einen in der ‚Fackel' enthaltenen ungerechten Angriff auf die Zinsfuß-Verhältnisse des Consortium richtig«. Seitdem sich die ‚Fackel' mit dem Wucher der Beamtenvereins-Consortien beschäftigte, sind volle zwei Jahre vergangen. Aber die Herren vom Beamtenverein stellen noch immer den »Angriff«, anstatt die Zinsfuß-Verhältnisse richtig.

Habitué. Herr Max Burckhard, Burgtheaterkritiker der ‚Zeit', liebt es bekanntlich, seine langweiligen Urtheile dadurch schmackhafter zu machen, daß er sie mit uninteressanten Reminiscenzen aus seiner traurigen Directionsära bestreut. An deren Ende hat er aber neulich erinnert, ohne es zu beabsichtigen. Der Mann ist bekanntlich durch eine »Verschwörung«, an deren Spitze Herr Thimig stand, aus Amt und Würdelosigkeit vertrieben worden. Daran hat er sich gelegentlich der Aufführung des »Amphitryon« schmerzlich erinnert: »Das meiste Interesse erweckten wohl Herr Thimig und Herr Treßler in den Rollen des Sosias und seines Widerspieles Mercur. So wahrhaft hat man über Herrn Thimig wohl noch nie gelacht — als da Herr Treßler ihn copierte. Das war freilich nicht das Auge der Liebe, mit dem Herr Treßler sein Opfer studiert hatte. Aber es war ein scharfes Auge, das spähend all diese Gesten der Verrenkungskomik analysiert hatte, es war ein scharfes Ohr, das lauschend diesem bösen Dialect gefolgt war. Die Gewohnheit hat es uns wohl oft vergessen lassen, wie manieriert Herr Thimig geworden ist. Erst als wir über sein Bild im Spiegel, den ihm Herr

Treßler vorhielt, lachen konnten, fühlten wir so recht, wie wenig wir über Herrn Thimig lachen sollten, wenn er uns selber lachen machen will«. Er kann's halt nicht vergessen und nicht vergessen!

Trebitsch-Enthusiast. Sie wollen nicht zugeben, daß sich Herr Shaw in dem Feuilleton, das er für die ‚Zeit' schrieb, über seinen Uebersetzer lustig gemacht hat. Herr Bahr gibt's wohl auch nicht zu. Der sandte vom Krankenbett, kurz vor einer Operation, jenes in Nr. 129 gewürdigte Feuilleton an's ‚Neue Wiener Tagblatt', schrieb gleich nach der Operation ein Feuilleton, in dem »der schöne Eifer des Herrn Siegfried Trebitsch« gefeiert wurde, und sicherlich werden einmal seine letzten Worte sein: Mehr Trebitsch! ... Wahrlich, ein Unentwegter! Inzwischen aber hat Herr Dr. Kellner, den der englische Autor sehr gerühmt hat, eine Erklärung veröffentlicht, in der er sich gegen eine von Herrn Shaw wohl auch nur scherzhaft gemeinte Unterschiebung verwahrte: er sei nicht deshalb gegen Trebitsch, weil ihm dieser ein Shaw'sches Werk »weggeschnappt« habe; nie habe er eines der Stücke übersetzen wollen; »dazu habe ich«, hieß es zum Schluss, »offenbar nicht das geringste Talent, denn ich bilde mir ein, deutsch und englisch zu verstehen«.

Leser. In einem Feuilleton über Frau Niese hat Herr Theodor Herzl am 15. Februar geschrieben: »Und um auf diese Dichtungen ein Wort des geistreichen Spitzer anzuwenden: ...« Sie finden, daß Spitzer bekannt genug ist, um der näheren Bezeichnung »geistreich« entbehren zu können. Ich bin anderer Ansicht. Seitdem es am Sonntag in der ‚Neuen Freien Presse' einen geistlosen Spitzer gibt, ist die genaue, jede Verwechslung ausschließende Bezeichnung durchaus am Platz. Was nützt das nur wenigen geläufige Pseudonym »Lothar«? Herr Herzl hatte Recht, jenes Epitheton selbst auf die Gefahr hin zu gebrauchen, daß man ihm eine Bosheit gegen seinen Collegen (der in derselben Nummer zur Abwechslung mit einem Van Dyk-Interview ermüdete) zumuthen könnte.

Sammler. ‚Neues Wiener Journal' vom 18. Februar: »Die Leiche wird in eine kaum 1 bis 1½ Meter tiefe Grube gelegt; darüber kommen diagonal Bretter und Holzscheite und dann Erde, so daß unter den Brettern ein die Leiche bergender luftleerer Raum verbleibt.« Dagegen sprechen mehrere Bedenken. 1. Um zu verbleiben, muß der luftleere Raum schon vorher dagewesen sein. 2. Im luftleeren Raum dürfte ein Leichnam bald platzen. 3. Bei diagonaler Lage der Bretter dringt immer wieder neue Luft ein; sie sollten vielleicht quer gelegt werden. — Wozu aber hat Otto Guericke die Luftpumpe erfunden, wenn Lippowitz denselben Effect mittelst »diagonal kommender« Hölzer einfacher erzielt? — Buchbinder's jugendfrischer Nachfolger, der sich in seinen wöchentlichen Coulissenplaudereien treu dem mir gegebenen Versprechen »auf Anekdotisches beschränkt«, Langeweile dem Privatlebensklatsch vorzieht und statt Tricotgeheimnissen lieber Cassenausweise veröffentlicht, wird immer ernster und gebildeter. Er lässt sich sogar schon Citate von

Goethe und Renan »unwillkürlich in die Feder« fließen, und bei Besprechung der Shaw-Première (26. Februar) nannte er Herrn Dr. Kellner einen »ausgezeichneten, kenntnisreichen Anglophoben«. Das gab nun freilich ein unliebsames Aufsehen, aber im Wege einer Druckfehler-Berichtigung konnte am nächsten Tage aus dem Anglophoben immerhin ein Anglophile gemacht werden. Auch das klang wenig plausibel. Herr Dr. Kellner ist nämlich nicht Politiker, sondern Gelehrter, und so ist seine Anglophilie eine vollkommen gleichgiltige Eigenschaft. Einzig angebracht wäre es gewesen, ihn einen Anglisten zu nennen. Und das wird ein ausgezeichneter, kenntnisreicher Bibliophobe gewiss das nächstemal thun. — In dem Bericht über einen Mordprocess ist kürzlich im ,Neuen Wiener Tagblatt', dem demokratischen Organ, von einem Sohn »armer, aber ehrlicher Eltern« die Rede gewesen. — Von dem todten Hugo Wolf wusste die ,Neue Freie Presse' am 23. Februar zu berichten: »Seit dem October 1897 konnte er nichts mehr thun als leiden«. — Herr Benedikt hat sich einen jüngeren Komiker für den Leitartikel erzogen, der ihn verblüffend copiert. Das »Hundegebell der kurzen Sätze« klingt uns durchaus vertraut. Besonders gelungen war der Leitartikel vom 28. Februar, der mit dem Satz begann: »Bei einem Neubau hat sich ein Unglück ereignet«. Den Gedanken, daß die Schwerfälligkeit der Rettungsaction nur deshalb an dem Erstickungstode der Bauarbeiter nicht Schuld trägt, weil diese offenbar sofort unter der Last des Schuttes das Leben verloren, drückt der Mann wie folgt aus: »Sie waren nicht mehr zu retten. Allerdings. Aber wären sie gerettet worden, wenn der Tod gestern an sie herangetreten wäre?« »Ueber diese Frage«, ruft er, werde »unsere Verwaltung nicht hinwegkommen«. Wenn sie in der Sprachlogik nur ein wenig geübter ist als in der Lebensrettung, gewiss nicht!

Dankbarer Leser. Die ,Neue Freie Presse' enthielt neulich in der Rubrik »Personal-Nachrichten« die folgende Meldung: »Der Großindustrielle Karl Blaimschein wurde gestern vom Minister-Präsidenten Dr. v. Koerber in Privat-Audienz empfangen.«

Eingeweihter. Die ,Agramer Zeitung' enthielt am 23. Februar die folgende Notiz: »(Ein fixer Correspondent.) Es geht nichts über die Fixigkeit eines Correspondenten! Man muß, um den Kampf mit der Concurrenz aufnehmen zu können, nicht nur das Gras wachsen hören, man muß auch die Post ahnen können. Die Post ahnen? Ja, das kam also: Der Correspondent hatte von irgend einer Seite läuten gehört, daß in den nächsten Tagen von Budapest das Nuntium an die kroatische Regnicolardeputation eintreffen müßte, und zwar sollte die Postsendung entweder an den Präsidenten der kroatischen Regnicolardeputation Heinrich v. Francisci oder an den Referenten Dr. Alexander Egersdorfer oder auch an die Landtagskanzlei gerichtet werden. Es wurde dem Correspondenten nun zugetragen, daß eine Postsendung aus Budapest an ,Egersdorfer' eingelaufen sei. Eine telephonische Anfrage an die Postdirection ergab nun auch, daß eine Postsendung an Egers-

dorfer thatsächlich erliege. Und schon am nächsten Morgen konnten die 10.000 entzückten Leser der hier so freundschaftlich vereinten ‚Neuen Freien Presse' und ‚Zeit' erfahren, daß die Antwort der ungarischen Regnicolardeputation bereits in Agram eingetroffen sei. In Wien mag sich das ja ganz hübsch lesen. Nur wir Eingeweihten wissen nicht recht, was eine Paketsendung von Backwerk und Zuckerobst an die Witwe Egersdorfer in Agram mit dem Nuntium zu thun hat. Es geht halt nichts über die Fixigkeit eines Correspondenten!«

Wiener. Nun ja. Da Sie es durchaus wissen wollen, verrathe ich Ihnen, daß die aus unlauterem Wettbewerb geborne Zeitschrift ‚Im Feuerschein' eingegangen ist. Ganz heimlich und ohne daß es jemand gemerkt hat. Nichts hat sich in Wien verändert. Es ist, als ob sie erschiene. Sie war noch am 1. Jänner auf die Hälfte des Preises heruntergegangen und hatte diese administrative Kampherinjection mit dem Versprechen angekündigt, nunmehr erst aufzuleben, nunmehr definitiv »in die breitesten Volksschichten zu dringen«. »Wir schreiben kein Blatt für die Feinschmecker der Literatur-Cafés und für die Gourmets der gesellschaftlichen Médisance«. Das wusste man freilich schon früher. Aber der wahre Grund für die Verbilligung war der, den »volksthümlichen Charakter unserer Wochenschrift auch in den Bezugspreisen zum Ausdruck zu bringen«. »Ein volles Jahr«, hieß es, »haben wir auf die Freigebung der Colportage gehofft. Aber das österreichische Parlament hat keine Zeit, das neue Pressgesetz zu erledigen. Die geistigen Interessen der Masse sind ihm so gleichgiltig wie die materiellen.« »Wir können nicht warten, bis Deutsche und Czechen die Streitaxt begraben .... Darum haben wir zu dem Mittel der Preisreduction gegriffen«. Leider versagte es, und wiewohl den Verschleißern »von den nächsten 3 Nummern eine Provision von 4 Kreuzern« versprochen wurde, »so daß für die verkaufte Nummer bloß 1 Kreuzer« an den Verlag zu bezahlen gewesen wäre, hat die populäre Wochenschrift über eben diese drei Nummern nicht hinausgelebt. Eingeweihte gaben mir von dem Ende Nachricht. Ich begehe vielleicht eine Indiscretion, wenn ich's weitersage. Aber ich glaube, daß Ihnen der Verlag selbst auf eine directe Anfrage eröffnet hätte, daß die Wochenschrift zu erscheinen aufgehört hat, sowie man ja auch stets bei eingehender Erkundigung in Erfahrung bringen konnte, daß sie erschien. So ist also der Ruf, den ich hier seinerzeit ausstieß und mit dem ich eine berühmte Affiche parodieren wollte, erst jetzt berechtigt — um das Wort: »in Rechtskraft erwachsen« zu vermeiden —: »Der ‚Feuerschein' ist todt! Es lebe der ‚Don Quixote'!«

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von <u>16 bis 32</u> Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 130, Mitte Februar): Die Pressreform. — Zuckerparlamentarier. — Information oder Corruption? — Der Anticorruptionist Alexander Scharf oder: Eine Rechnung nach Adam Riese. — Die Gemüthsstimmung eines Criminalisten. — Eingestellt! — Der Hofadvocat. — Die Kanonade von Solferino. Von Professor Victor Loos. — Der 2000. Hirsch. — Ein freimaurerisches Inserat. — Unsere Kirchenmusik. — Ein Mitarbeiter des ‚Don Quixote' (Mit einem Briefe Houston Stewart Chamberlain's an den Herausgeber der ‚Fackel'). — Antworten des Herausgebers (Analphabetisches aus der ‚Zeit'; Die Marineure der Steyrermühl; Die Schere des Lippowitz; Aus dem Gerichtssaal; Umgang mit Journalisten; La Métairie; Holofernes und Servaes).

Im Verlage ,Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN
der ,Fackel'

(October-December 1902 — Nr. 118 bis 125) sammt **Index** sind zum Preis von **50 Hellern** (franco 70 Hellern) durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert.

BAND XIV der ,Fackel'

(October—December 1902)
(Nr. 118 bis 125 sammt Index)

(franco K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ,Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus

Nr. 132 Erschienen am 14. März 1903 IV. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
« « 18 « « . . « 3.60
« das Deutsche Reich, 36 « « . . M. 7.—
« « « « 18 « « . . « 3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei « 8.20
« « « « « 18 « « « 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 132 WIEN, ANFANG MÄRZ 1903 IV. JAHR

Eine österreichische Achttagesfrage: Ist der Feldzeugmeister Anton Galgótzy ein schlechter General oder ein »guter Toni«? Die Socialdemokraten hatten im Abgeordnetenhaus Kübel voll Schimpfworten auf das Haupt des Corpscommandanten von Przemysl entleert. Da kam das ‚Fremdenblatt‘ und drückte sanft, nicht etwa den Lorbeerkranz, sondern bloß ein Hausvaterkäppchen darauf: Der »gute Toni« liebe seine Soldaten so sehr — schau oba, Vater Radetzky! —, und er gehe nie aus, ohne sie mit Trinkgeldern zu beschenken. Es schien demnach ein Missverständnis der Soldaten zu sein, daß sie die Trinkgelder des Feldzeugmeisters Galgótzy für ein Zehrgeld zur Reise ins Jenseits halten und sich bei der nächsten Gelegenheit davonmachen. Und von der Logik des ‚Fremdenblatt‘ durfte man erwarten, daß sie auch noch beweise, die Klagen über die Zustände im Przemysler Corps könnten unmöglich Hand und Fuß haben, da sich doch die Soldaten, die derlei Klagen erheben, vorher selbst zu verstümmeln pflegen . . .

Das Abgeordnetenhaus hat sich dann nochmals mit dem Feldzeugmeister Galgótzy beschäftigt, doch kam dabei nichts heraus, als daß er die Juden nicht für Menschen hält — wofür ihn Herr Schneider lobte — und daß er eine Jüdin geheiratet hat — was nach einem bekannten Antrag des Herrn Schneider als Verbrechen wider die Natur gestraft werden soll. Herr Daszynski versicherte, Galgótzy tauge nicht zum Corpscommandanten und er müsse zuerst

Russland besiegen, ehe man glauben könnte, daß er zum Feldherrn tauge. Aber am Schluss seiner Rede stellte der Abgeordnete Daszynski nicht etwa, wie die Zuhörer vermuthet hatten, den Antrag, die Eröffnung des Kriegs mit Russland sei für dringlich zu erklären, sondern meinte bloß, es habe sich gezeigt, daß man in Oesterreich schimpfen müsse, um etwas zu erreichen: nach den Galgótzy-Debatten in früheren Jahren habe nämlich der Landesvertheidigungsminister zur Behebung der Uebelstände im Przemysler Corps nichts gethan, während er nach der Beschimpfung des Corpscommandanten diese Uebelstände bekanntlich geleugnet hat.

Aber im 10. Armeecorps können Uebelstände bestehen, und es kann beispielsweise die Zahl der Deserteure immerhin so groß sein, wie ein polnischer Abgeordneter behauptet hat, wenn auch die Zahl der wegen Desertion Verurtheilten nur so klein ist, wie Graf Welsersheimb angab, weil sich nicht alle, die desertieren, erwischen lassen. Auch mögen Selbstmorde und Selbstverstümmlungen der Soldaten im Przemysler Corps nicht bloß deshalb zahlreicher sein als anderwärts, weil dieses Corps mehr Bataillone und größere Mannschaftsstände hat als andere. Trotzdem kann der Feldzeugmeister Galgótzy an Selbstmorden und Selbstverstümmlungen unschuldig sein, und der beste Toni wird nicht verhindern, daß sie sich häufen, solange die Ursachen fortwirken, die die Leute im Przemysler Corps zu Verzweiflungsthaten treiben. Eine Statistik des Selbstmords bei den Culturvölkern zeigt, daß die Zahl der Selbstmörder abnimmt, wo, wie in England, das allgemeine Elend des Lebens geringer ist; daß sie aber am kleinsten ist, wo, wie in Russland, Italien und Spanien, das allgemeine Elend das größte und zur Gewohnheit geworden ist: durch schicksalsergebenen Glauben hilft Gott im Norden, durch seine milde Sonne im Süden die Gewohnheit eines elenden Lebens ertragen.

So tragen auch Galiziens Einwohner in stumpfsinniger Gewöhnung das Elend, in dem ihre Schlachta und Uncultur sie halten; unerträglich ist jedoch der Gedanke, die gewohnten Formen des Elends mit neuen unbekannten vertauschen zu müssen, und die Furcht vor dem Militärdienst ist in aller Herren Ländern umso größer, je weiter die Bevölkerung zurückgeblieben ist. Der polnische Häusler und der polnische Jude stellen das Contingent der Selbstmörder und Selbstverstümmler im 10. Armeecorps. Aber die Zahl derer, die sich aus Ueberdruss am Militärleben verstümmeln, ist verschwindend klein im Vergleich mit der Zahl jener, die sich aus Furcht vor dem Militärleben, ehe sie es noch kennen gelernt, alljährlich verstümmeln, und wenn man bei jedem einzelnen der Selbstmorde, für die der Feldzeugmeister Galgótzy neulich angeklagt ward, der Ursache nachgienge, so würde man bei den meisten zu der Erkenntnis gelangen, zu der jüngst (5. März) sogar die ‚Arbeiter-Zeitung‘ gebracht ward: daß ein Einjährig-Freiwilliger, der sich das Leben genommen und in einem Scheidebrief seinen Vorgesetzten angeklagt hatte, »wohl unter dem Einfluß *einiger geringfügiger dienstlicher Unannehmlichkeiten*, die auf normale Menschen kaum einen Eindruck machen, sein seelisches Gleichgewicht verloren« hatte und daß die »subjective Glaubwürdigkeit« von Selbstmordmotiven nicht ihre objective Berechtigung beweist. Die Wahrheit über die Zustände in Galizien ist, daß es dort Menschen*classen* gibt, die psychisch nicht tauglich für den Militärdienst sind, wie ja auch ein unverhältnismäßig hoher Procentsatz der Angehörigen dieser Classen zum Militärdienst physisch untauglich ist. Kommt noch die erhöhte Strenge des Dienstes dazu, wie sie bei der Nähe der Grenze im Przemysler Corps, in dem die Truppen sich theilweise auch auf Kriegsstand befinden, herrschen muß, so nehmen die Selbstmorde und Selbstverstümmlungen überhand. Aber

zeugt das Elend Galiziens gegen den Feldzeugmeister Galgótzy? Ja, es hat gegen ihn gezeugt. Denn die Schlachta, deren Einmüthigkeit mit dem Abgeordneten Daszynski im Kampfe gegen Galgótzy die ‚Arbeiter-Zeitung‘ so thöricht gelobt hat, ist das Elend Galiziens. †

* * *

Ein socialpolitisches Organ.

Ein Socialpolitiker schreibt mir:

Kennen Sie, geehrter Herr, die Statuten der Commanditgesellschaft auf Actien ‚Die Zeit‘, und wissen Sie, warum wir Socialpolitiker, als die ‚Zeit‘ gegründet ward, statutarische Bestimmungen gewünscht haben, durch die sich die Geldgeber des Blattes jeglichen Einflusses auf seine Haltung und Führung begaben? Das ist eine kläglich lächerliche Geschichte. Wir waren uns dazumal klar, daß der geringere Theil von zwei Millionen aus socialpolitischen Kreisen, der weitaus größere von Finanzmännern aufgebracht werden würde, und wir wollten verhüten, daß ein Herr Salo Cohn, ein Herr Dr. Gallia die Art der Socialpolitik bestimmen, mit der Leute ihres Schlages Geschäfte zu machen gedachten. Wie anders ist es gekommen! Jetzt wird der Schein einer Beeinflussung, die statutengemäß gar nicht möglich wäre, so sorgsam vermieden, daß nach dem ersten Angriff der ‚Fackel‘ auf die ‚Zeit‘ der Sohn des Herrn Salo Cohn aus dem Aufsichtsrath austrat; aber der Geist des Herrn Salo Cohn waltet in den Bureaux der Herausgeber, deren Thüren den socialpolitischen Commanditisten verschlossen sind, und der Tropfen socialpolitischen Oels, den Herr Isidor Singer mitgebracht hat, ist spurlos unter allen Salben verschwunden, mit denen Herr Heinrich Kanner geschmiert ist. Mit Recht — wenn auch der Eine widerrief — haben Sie neulich das Verfahren der Herausgeber der ‚Zeit‘ gegen arme Angestellte gebrandmarkt. Aber die Sache ist noch weit ärger, als Sie's wussten und dachten. Von allem Anfang war es zweifellos, daß ein großer Theil der armen Teufel, die aus festen Stellungen herausgerissen und in die Redactionsbureaux der ‚Zeit‘ verpflanzt wurden, wieder entlassen

werden müsse. Und für diese sichere Annahme ist der unwiderlegliche Beweis in dem Kostenvoranschlag niedergelegt, den man uns Socialpolitikern im letzten Frühjahr »streng vertraulich« zusandte und auf Grund dessen das Capital zur Verfügung gestellt wurde. Da findet man systemisiert: 2 Redacteure à K 20.000 (natürlich die Herren Singer und Kanner selbst), 2 Redacteure à K 10.000, 3 Redacteure à K 6.000, je einen Redacteur zu 5.000, 4.000 und 3.600 K, und je zwei Redacteure zu 3.000 und 2.400 K; insgesammt 14, ohne die Herausgeber 12 Redacteure. Weiters sind 100.000 K für »Feuilleton und Honorare an Externisten« eingestellt, wobei unter Feuilleton auch die im Morgen- und Abendblatte erscheinenden Romane und unter »Externisten« vor allem »hervorragende Persönlichkeiten« zu verstehen sind, die über alle wichtigen Ereignisse mit vollem Namen in dem sonst auf Thatsachenberichte sich beschränkenden Blatte schreiben sollten und deren »Meinung selbst als eine Thatsache« zu betrachten und außergewöhnlich hoch zu honorieren wäre. Von diesen und den sonstigen Aufstellungen des Kostenvoranschlags wird in den beigegebenen Erläuterungen ausdrücklich versichert, »daß eine Erhöhung derselben ausgeschlossen erscheint«. Als aber im vergangenen Sommer das Redactionspersonal der ‚Zeit' zusammengestellt wurde, engagierte man ohne alle Rücksicht auf das einzuhaltende Budget darauf los, Redacteure und Zeilenhonorarschreiber, weit über alle Möglichkeit, sie zu beschäftigen und zu entlohnen, hinaus. Und heute geschieht in der Zeitungsschmiere ‚Die Zeit', was so oft in den Theaterschmieren Oesterreichs und Deutschlands geschehen ist: noch kürzlich haben wir in der Theater-Enquête gehört, wie der oder jener Director statt eines jugendlichen Liebhabers, den er braucht, ihrer drei engagiert und den Paragraphen, der ihm das Recht auf Kündigung innerhalb der ersten sechs Wochen der Saison einräumt, dazu benützt, sich der beiden Ueberzähligen zu entledigen und dem dritten, der dem Publicum am besten gefallen hat, den Contract zu verschlechtern. So sieht auch die Socialpolitik der ‚Zeit' aus, und ihre Opfer, ob sie nun die Redaction bereits verlassen haben oder noch in ihr sitzen, verdienen das thätige Mitleid, das Sie dem Einen durch die Einleitung einer Collecte in der letzten Nummer der ‚Fackel' beweisen wollten. Aber sind nicht schließlich jene, an deren Ent-

lassung die Herausgeber der ‚Zeit' nicht denken und deren materielle Stellung, solange eben zwei Millionen dauern, gesichert ist, noch übler daran als die Anderen? Glauben Sie nicht, ich scherzte oder übertriebe! Von allen Versprechungen, die uns die Herren Singer oder Kanner streng vertraulich gegeben haben, ist nur die eine erfüllt worden: mit den Mitarbeitern der ‚Zeit' »den größten geistigen Nutzeffect zu erzielen«. Beschämt muß ich bekennen, daß ich seinerzeit den Sinn des Versprechens nicht voll erfasst, daß ich die physikalischen Kenntnisse eines Arbeitsstatistikers unterschätzt und nicht begriffen habe, wie ernst er es mit dem der Physik entlehnten Bilde vom »Nutzeffect« meinte: Ja, alle geistige Anstrengung der Mitarbeiter der ‚Zeit' wird in mechanische geistige Arbeitsleistung umgesetzt, und nichts verwandelt sich in Wärme, das heißt in Temperament und in Begeisterung für eine Sache. Wer sich tagtäglich durch die Spalten der ‚Zeit' hindurchquält und in die entsetzliche geistige Oede, die uns aus ihnen entgegengähnt, hineinblickt, der kann die armen Menschen, die endlos und trostlos das alles zusammenschreiben, daß ihnen die Finger knacken, nicht verhöhnen, sondern muß sie aufs tiefste bedauern: Die von der ‚Zeit' Entlassenen mögen, von der öffentlichen Mildthätigkeit unterstützt, wieder in gesundem Boden Wurzel fassen; die Anderen müssen an der Nutzeffecthascherei der Herren Singer und Kanner geistig zugrunde gehen.

*

Und wenn schon die Socialpolitiker wüthend sind, sagt Herr Isi Singer; ein Tagesblatt wird nicht für die »Fabier« — es sind ihrer knapp dreihundert —, sondern für das große Publicum gemacht. Das große Publicum schimpft freilich; aber mögen sie schimpfen, wenn sie nur kaufen! Und einige kaufen wirklich. Ihre Zahl wird zwar von Tag zu Tag kleiner, aber der Erfolg der ‚Zeit' — so wird immer aufs neue unerschütterlich versichert — übertrifft dennoch alle Erwartungen . . . Gerngläubig hören die Commanditisten, und froh, daß die gute Sache gute Zinsen tragen werde, solche Behauptung. Daß sie in redlicher Ueberzeugung aufgestellt ward, darf indes bezweifeln, wer die Herren Singer und Kanner für ein Paar ge-

rissener Geschäftsmänner hält. Leicht können Erwartungen übertroffen werden, die man für den Anfang absichtlich zu niedrig gestellt hat. Aber dadurch wird es um nichts wahrscheinlicher, daß die ‚Zeit' später halten werde, was ihre Herausgeber versprochen haben. Seine ganze Rechnung, erklärte Herr Isi Singer in den Erläuterungen zum Kostenvoranschlag, »stehe und falle mit der Annahme, daß das neu zu gründende Blatt im ersten Jahre einen Absatz von 8000, im zweiten Jahre von 15.000, im dritten Jahre von 25.000 und später eine continuierlich wachsende Auflage bis zu 50.000 und mehr haben werde«. Und weil der Absatz der ‚Zeit' — angeblich — sogleich über 8000 stieg, frohlockt er und posaunt einen Erfolg aus. Selbst ein im Zeitungswesen gänzlich Unerfahrener müßte sich jedoch sagen, daß eine Berechnung, nach der sich der Absatz, den ein Tagesblatt im ersten Jahre erzielt, im zweiten verdoppeln, im dritten verdreifachen und im vierten vervierfachen soll, entweder lächerlich willkürlich oder ein plumper Schwindel ist. Ebenso gut hätte sich Herr Szeps im Gründungsjahr des ‚Wiener Tagblatt' eines Bombenerfolgs rühmen können, und das ‚Wiener Tagblatt' müßte heute nicht ein Drittel, sondern das Dreifache seines ursprünglichen Absatzes haben.

*

Wenn Herr Isi Singer den durch seine Redactionshumoristen in Trübsinn gejagten Lesern einmal eine heitere Stunde bereiten will, so braucht er nur das »Allgemeine Exposé« in der ‚Zeit' abzudrucken, das er im letzten Frühjahr den Herren, die er als Geldgeber für sein Blatt gewinnen wollte, zugesendet hat. Lachend müßten die Leser — von seinen stilistischen Leistungen ganz abgesehen — Herrn Singers Größe in kleinen Kniffen bewundern, lachend würden sie erfahren, wie sich Isidor ein »Weltblatt« vorstellt. »Alles, vom Kopf angefangen, müßte neu und original sein«, — der »Kopf« ist natürlich nicht jener

des Herausgebers, sondern bloß die Titelzeichnung. Alle Missbräuche sollen bekämpft werden; aber »das schließt nicht aus, daß man mit kleinen, harmlosen und verzeihlichen Schwächen des Publicums und Einzelner nachsichtig sein, diese, insbesondere die Eitelkeit, sogar ausnützen dürfte, natürlich nicht, indem man sich bezahlen lässt, sondern indem man dem Blatte dadurch Freunde schafft«. Ein gewaltiger Reformator! Da geht er hin, eine »Culturmission« zu erfüllen, und beruhigt die Leutchen vor allem darüber, daß sie auch fernerhin »u. A.« genannt werden sollen. Aber an umstürzenden Thaten soll es nicht fehlen. Der Inseratentheil wird gründlich verändert; statt »marktschreierischer Inserate« werden »geschickt dirigierte Beschreibungen und Empfehlungen« geboten werden, »dort aber, wo bei der bisherigen Form des Inserats geblieben werden müßte, soll durch eingestreute Witze, Caricaturen und Scherzfragen, auf deren Auffindung eventuell eine Prämie zu setzen wäre, der Leser zum eingehenden Studium des Inseratentheils angeregt werden«. Der Paprika-Schlesinger hat sich mit diesen Gedanken über Pressreform längst getragen, und von ihm hat Herr Isi Singer auch die Ueberzeugung entlehnt, daß die »innere Güte« einer Ware nicht genügt, um ihr Verbreitung zu schaffen, sondern daß man vor allem »richtig inscenieren muß«. Es bedarf gewisser »Institutionen, die auch äußerlich das Interesse weiter Kreise fortwährend in Anspruch nehmen«: »Hiezu gehören der öffentliche, zugängliche Depeschensaal, die Möglichkeit, von der Straße aus in das Getriebe der Druckerei zu sehen, die Verwendung auffallender Automobile und für den Dienst für Redaction und Administration auffallend uniformierter Galopins, das rasche Erscheinen eigener Reporter am Schauplatz interessanter Ereignisse, welche erstere gewissermaßen zu ständigen Figuren werden müssen.« Geht nicht aus dieser Ausführung für jeden Psychiater mit

voller Klarheit hervor, daß Herr Singer den Großstadtkoller hat? Werden seine Ideen verwirklicht — und sie sollen verwirklicht werden, und man verspricht uns deshalb, daß die ‚Zeit' »mit jedem Tag besser« werden wird —, dann ist das österreichische Presswesen endlich auf der Höhe. Das Publicum braucht nicht mehr auf das Erscheinen des Blattes zu warten, damit es sich überzeuge, daß die Redacteure einen hemdärmeligen Stil schreiben, sondern es schaut von der Straße aus zu, wie das Blatt gemacht wird, und sieht mit eigenen Augen die Redacteure die Röcke ausziehen. Alles Gerede von Corruption wird aufhören, wenn jedermann beobachten kann, daß bei der ‚Zeit' bloß die Maschinen »geschmiert« werden; die Unglücksfälle auf der Straße werden nicht mehr Zufälle sein — denn niemand wird sich das Bein brechen wollen, wenn die Reporter der ‚Zeit' zu weit sind, um rasch auf dem Schauplatz des Ereignisses zu erscheinen —, und wenn der Lesestoff ausgeht, brauchen die Automobile der ‚Zeit' bloß ein Dutzend Passanten niederzufahren, um ihn zu bereichern. So kühn und tief waren die Pläne, die Herr Isi Singer ersann, um der ‚Neuen Freien Presse' den Garaus zu machen. Und zum Schlusse verheißt er noch: »Alle Mittelchen und Schliche — und es gibt deren sehr viele —, die das österreichische Pressgesetz zur Umgehung des Colportageverbotes bietet, müssen für den Vertrieb angewendet werden.« Mit einem Wort: Fiebertraum eines Einwohners von Kolomea in der Nacht vor seiner Uebersiedlung nach Wien!

*

In dem »Allgemeinen Exposé« heißt es wörtlich: »Unsere Journalistik geht von einem falschen Princip aus. Sie sucht in erster Linie ihre Kosten durch die Inserate und die sonstigen bezahlten Beiträge zu decken, und betrachtet die Einnahme aus den Abonnements als den Gewinn.« Welches aber ist Herrn Singer's

Princip? Natürlich — auf den unlautern Nebengewinn überhaupt verzichten? Man höre: »Das rationelle Princip, das sich auch bei meiner Wochenschrift bewährte, ist gerade das umgekehrte. Man muß, um auf die Dauer zu prosperieren, sich in erster Linie bemühen, die Verbreitung des Blattes so groß als möglich zu gestalten, und im Absatz nicht nur die Deckung der Kosten, sondern auch den Gewinn suchen, während die Inserate und sonstigen, statthaften, bezahlten Einsendungen gewissermaßen nur die Superdividende abgeben müssen«. Die anderen Herausgeber sagten also: Erst das Vergnügen, dann das Geschäft. Herr Singer sagt: Erst das Geschäft, dann das Vergnügen. Das ist in der That rationeller. Und die »Superdividende«, der Gewinn aus den Inseraten und den »statthaften« bezahlten Einsendungen kann nur wachsen, wenn man ordentlich auf die Verbreitung des Blattes sieht. Die anderen Blätter haben sinnlos erpresst, Einschaltungen von Banken und Bahnen ohne Rücksicht auf das Maß ihrer Publicität sich bezahlen lassen; die ‚Zeit‘ wird behutsam die Preise der Corruption in die Höhe treiben. Die anderen lieben die Corruption, die ‚Zeit‘ — das Umgekehrte, nicht das Entgegengesetzte. Und Herr Singer sagt in seinem »Exposé«: »Die Zeit, in Wien ein groß angelegtes Blatt unter Zugrundelegung dieses Princips zu gründen, scheint jetzt gekommen zu sein«. Und so ist denn die ‚Zeit‘ gekommen. Ja, in Oesterreich hat man darnach gelechzt, endlich ein Blatt zu haben, welches die Jahrespauschalien der Banken und Bahnen nicht als Existenzbedingung, sondern als »Superdividende« betrachtet. Ob solchen Ausmaßes der publicistischen Unabhängigkeit und Integrität wollen uns schier die Augen übergehen! Herr Singer hat den richtigen Moment beim Zipfel erwischt, um uns das heiß ersehnte Novum zu offenbaren. »Der Widerwille gegen fast alle bestehenden Wiener Blätter wächst mit jedem Tage, und die

Möglichkeit, ihre Preise zu unterbieten, ist durch die Aufhebung des Zeitungsstempels gegeben.« Ein Pathetiker des unlautern Wettbewerbs! Man höre nur: »— — Aber auch die Redaction selbst muß das ihrige dazu beitragen«. Wie das? »Eine starke Berücksichtigung aller in- und ausländischen Blätter und der gesammten Revuenliteratur ist nothwendig, einerseits um alles Interessante zu bringen, anderseits um etwa durch eine Rubrik ‚Zeitungsstimmen' dem Leser des Blattes andere Zeitungen soviel als möglich überflüssig erscheinen zu lassen«. Solche Ideen hat bisher in Wien bloß ein gewisser Lippowitz zu verwirklichen gewagt ... Aber den Inserenten wird Herr Singer nicht nachlaufen. Die müssen zu ihm kommen. »Die heute übliche Inseratenjagd ist viel zu allgemein, um noch nennenswerthe Erfolge bringen zu können, während die Inserenten in ihrem eigenen Interesse zu einem weitverbreiteten, angesehenen und mächtigen Blatt von selbst kommen, wie ich bei der ‚Zeit' (der Wochenschrift) es erfahren habe«. Herr Singer hat sich mit dieser Angabe gewiss keiner Irreführung der Geldgeber, die er gewinnen wollte, schuldig gemacht. Denn es ist ihm sicherlich zu glauben, daß er bei der ‚Zeit' es erfahren hat, daß die Inserenten zu einem weitverbreiteten, angesehenen und mächtigen Blatte von selbst kommen: der Administrator kann es ihm ja in einer müßigen Stunde verrathen haben. Aber an der ‚Zeit' hat er's gewiß nicht erfahren, und sicherlich wagt er auch nicht die allzu dreiste Behauptung, daß eine ewig passive kleine Wochenschrift mit ein paar hundert Lesern ein angesehenes und mächtiges Blatt sei, das die Inserenten anlocke, und der Todfeind der ‚Neuen Freien Presse' müßte ihr concedieren, daß sie immerhin ein wirksameres Insertionsorgan ist als die von den Herren Singer und Kanner herausgegebene Wochenrevue. Aber

Herr Singer wird zaubern. Nur dürfen die Commanditisten nicht auf seine Finger sehen. Hat jemand von den Herren zufällig zwei Millionen bei sich? fragt er im Kreise. Unter zwei Millionen thut er's nicht. »Um lebensfähig zu sein, muß heute ein Unternehmen schon groß geboren werden. Der Zeit entsprechend, muß es imponieren, die Concurrenz überflügeln können, soll es gedeihen!« Ist das die Sprache eines Universitätsprofessors? Aber derlei Atavismen dürften Herrn Salo Cohn nicht verstimmt haben. Und überdies ist man ja schon auf der nächsten Seite des Exposés »seiner Culturmission eingedenk«. Die ‚Zeit' ist einfach eine vaterländische Nothwendigkeit. »Der Conservatismus des Lesers österreichischer, insbesondere Wiener Zeitungen«, erklärt Herr Singer, »ist endlich durch die Erkenntnis von der zu schlechten Mache, durch die gegenseitige Anfeindung der bestehenden Blätter, durch ihren destructiven Kampf gegeneinander, das consequente, wechselseitige Todschweigen, sowie durch gewisse fortdauernde Angriffe beträchtlich ins Wanken gekommen.« ... Nein, mein lieber Singer, dafür, daß uns endlich eine von Humor, Temperament und Geschmack verlassene Missgeburt angähne, habe ich den Conservatismus des österreichischen Lesers nicht ins Wanken gebracht, das Ansehen der ‚Neuen Freien Presse' nicht erschüttert! Das habe ich mir nämlich ganz anders vorgestellt. Und ich möchte toll werden bei dem Gedanken, daß dort, wo ich prunkvolle Freudenhäuser demolieren half, dürftige Ziegelschupfer eine Zinskaserne der talentlosen Ehrbarkeit aufführen!

*

Am 25. Februar ward mir das in Nr. 131 abgedruckte Schreiben eines entlassenen Angestellten der ‚Zeit' übermittelt, in welchem er sich »ein Opfer der Socialpolitik« der Herren Singer und Kanner nannte und jammernd mich bat, ihn vor Hunger und drohender Obdachlosigkeit zu retten. Ich hatte, da vorher dreimal schon die nämliche Klage an mein Ohr gedrungen war, keinen Grund, dem

Briefschreiber zu misstrauen, und erklärte mich, da zu persönlicher Hilfeleistung in jedem einzelnen Fall, in dem sich ein durch die von mir bekämpften Schädlinge Geschädigter an mich wendet, meine Privatmittel nicht reichen, in einem Antwortbrief bereit, für den Aermsten eine Collecte zu veranstalten und an seinem typischen Schicksal das Vorgehen der als Socialpolitiker verkleideten Unternehmer zu erläutern. Der Mann antwortete unter heißen Dankversicherungen, daß er »nicht so dumm sei«, mein Anerbieten abzulehnen; nur bitte er seinen Namen nicht zu nennen. Ich leitete die Collecte mit einem kleinen Betrage ein, und der in Nr. 131 veröffentlichte Aufruf bewirkte, dass in fünf Tagen 150 Kronen dem wohlthätigen Zweck zuflossen, die sich nach Abdruck des ersten Ausweises sicherlich in das Fünffache verwandelt hätten. Aber mit dem ersten Ausweis erhalten die Spender, denen ich besten Dank für ihre gute Absicht sage, meine Versicherung, daß ich es bereue, ihre Mildthätigkeit und meine Zeit zwecklos verbraucht zu haben: Der entlassene Externist der ‚Zeit' hat auf das Ergebnis der Collecte ausdrücklich verzichtet... Ich wurde einmal zu einer hohen Geldbuße verurtheilt, weil der Mann, dem ich, ohne ihn zu kennen, zu seinem Recht verhelfen wollte, bei der Gerichtsverhandlung nur den einen Satz hervorbrachte: »Ich kann mich nicht erinnern«. Wir haben damals beide gelitten: ich wurde verurtheilt, und er wurde bei der Urtheilsverkündung ohnmächtig... »Dem Manne kann nicht geholfen werden!« — so muß dereinst mein Schlußwort lauten, wenn ich resignierend meine böhmischen Wälder verlasse und es aufgebe, Räubern Moral und Beraubten Empörung beizubringen. Auch dem »Opfer der Socialpolitik« kann nicht geholfen werden. Es will geopfert sein. Noch am 5. März bekam ich ein Schreiben, das mit den Worten begann: »Nehmen Sie den herzlichsten Dank eines armen Teufels, hochgeehrter Herr, da Sie sich für ihn in solch warmer Weise verwenden, wie Sie es in Ihrer heutigen Ausgabe thun!« Aber schon am 10. März — soeben war die dritte Geldsendung in die Hände des Bittstellers gelangt — war in der ‚Zeit' ein Brief abgedruckt, in welchem er Herrn Isidor Singer um Verzeihung bittet. Alles widerruft er. Er ist nicht etwa einer, der »sich nicht erinnern kann«. Im Gegentheil! Er weiß ganz genau, daß Herr Singer wie ein Wohlthäter an ihm gehandelt hat. Er bedauere den an die ‚Fackel' gesandten Brief

aufrichtig. Er habe auch gleichzeitig an Herrn Kraus ein Schreiben gerichtet, in welchem er ihn ersuche, die Sache »der Wahrheit gemäß richtigzustellen«. Zerknirscht bittet er Herrn Singer um Verzeihung. Herr Singer verzeiht dem armen Sünder, den »Jugend und thätige Reue in einem milderen Licht« erscheinen lassen, und wälzt alle Schuld auf den »übereifrigen Protector, der seine Angriffe auf ein öffentliches Unternehmen aus solcher Quelle schöpft und ohne Einholung stichhältiger Beweise sich den frechen Jux einer ,Subscription' erlaubt« ... Soll ich mich gegen dies Uebermaß von Albernheit zur Wehr setzen? Versichern, daß die Jammerbriefe des Entlassenen, die Berichte seiner Leidensgenossen als ein genug stichhältiger Beweis angesehen werden konnten und daß eine telephonische Erkundigung bei dem zweiten Betheiligten, Herrn Singer selbst, nicht gut möglich war? Was resultiert aus der »Enthüllung«? Ich habe mich für einen armen Teufel, den — zugegeben — die Noth lügen lehrte und der Zwang die Wahrheit sprechen, vergebens bemüht. Oder die Lehre: man lasse sich mit Leuten, die einmal bei der ,Zeit' waren, überhaupt nicht ein. Haben sie sich früher als Motorführer, liebesdurstige Inserenten, Hausierer und Socialpolitiker verkleidet, so verkleiden sie sich, wenn sie entlassen sind, als Bittsteller. Nun, ich will keinen schäbigen »Tric« wittern, wie ihn die ,Zeit' mit dem in die ,Neue Freie Presse' gesetzten Kuppelinserat verübt hat. Es gibt eine andere Erklärung des seltsamen Widerrufs. Ich kannte den Mann nicht, habe, wiewohl er mir persönlich seinen Dank abstatten wollte, bloß schriftlich meinen Verlag mit ihm verkehren lassen, und er kann bezeugen, daß wir uns wie vorher nicht, so auch nicht zwischen Nr. 131 der ,Fackel' und Nr. 160 der ,Zeit', zwischen 4. und 10. März, gesehen haben. Dagegen constatiere ich, daß Herr Isidor Singer mit ihm zwischen Nr. 131 der ,Fackel' und Nr. 160 der ,Zeit' gesprochen hat. Der Grazer Correspondent der ,Zeit', der den Mann ehedem an Herrn Singer empfohlen hatte, weilte in Wien und ließ den unbotmäßigen Protegé auffordern, ihn am Nachmittage des Sonntag, 8. März, zwischen zwei und vier Uhr in seinem Absteigequartier zu besuchen. Der Protector war eben daran, ihm ob seines Verhaltens Vorwürfe zu machen. Da trat — zufällig — Herr Singer ins Zimmer, verstärkte die Vorwürfe und bestellte den völlig eingeschüchterten Zwanzigjährigen behufs

Abfassung einer Reue-Erklärung für den Nachmittag des nächsten Tages in die Kanzlei des Herrn Dr. Harpner, Rechtsvertreters der ‚Zeit'. Die Unterredung war von dem Landsmann mit der Mittheilung einer niederschmetternden Familiennachricht eröffnet worden. Sodann empfieng der muthlose, schwächliche und durch Entbehrung in seiner Willenskraft gelähmte Jüngling die Ankündigung möglicher gerichtlicher Schritte, deren Resultat für ihn unbedingt verhängnisvoll wäre. Den Schluss der Conferenz machte die Erklärung des Herrn Singer: »Sie werden sehen, daß wir einer Hochherzigkeit fähig sind, die Sie bei uns nicht vermuthet haben.« Montag, den 9. März, wurden ihm von Herrn Dr. Harpner, dem socialdemokratischen Anwalt der Bedrängten, zwei Briefe in die Feder dictiert, einer an mich und einer an die ‚Zeit'. Am 10. März konnte Herr Singer mich einer »böswilligen Farce« beschuldigen und erklären, was hinter ihr »in Wahrheit steckt, zeige das nachfolgende Schreiben, das uns gestern zugieng« ...

*

Ausweis der in Nr. 131 eingeleiteten Collecte: Der Herausgeber der ‚Fackel' K 10.—, Dr. E. S. 2.—, Dr. F. M. 2.—, Dr. B. 1.—, Dr. R. 2.—, O. C. Recht 2.—, E. u. J. M. 20.—, G. W. 2.50, S. R. 2.—, »Journaille« 4.—, »‚Zeit' ist Geld« 4.—, Lily 2.—, Nelly 2.—, Josef K. 5.—, Marianne 3.—, Richard II. 2.—, Rudolf K. 5.—, Socius 10.—, Hofrath v. E. 3.—, Marie T. 4.—, Percy 6.—, Criminalist 10.—, Erträgnis der Bahr-Stiftung (A. Breitner in Mattsee etc. Vergl. Nr. 75 der ‚Fackel') 4.10, Franz G. in Pilsen 4.—, C. S. in Mauer 5.—, Ein treuer Leser der ‚Fackel' in Rudolfstadt 2.—, H. H. in Dornbach 5.—, F. W. in Berlin 3.52 (3 Mark), M. M. 2.—, »Ohne ‚Zeit' bess're Zeit« 10.—, ein Ungenannter 10.—. Summa: K 149.12.

Ich habe mich nach jenem unerwarteten Zwischenfall und auf Grund der Erklärung des entlassenen Externisten der ‚Zeit' für verpflichtet gehalten, den freundlichen Spendern, deren Namen und Adressen bekannt waren, ihre Beträge zurückzustellen. Freilich konnte ich mich inzwischen davon überzeugen, daß der Mann sich trotz der ihm von Herrn Singer in Aussicht gestellten Hochherzigkeit andauernd in Drangsal befindet, und ich stelle es den Lesern anheim, ob sie sich nach allem, was geschehen, durch eine dank einer energischen Socialpolitik herbeigeführte und erhaltene Nothlage noch bestimmen lassen wollen, einem armen und kränklichen jungen Menschen ihre Unterstützung zuzuwenden. Sie mögen

glauben, daß er durch seine unverschuldete Noth mehr als durch eine Nothlüge gedemüthigt ist. Für meine Person konnte ich auf die Rückgabe der Spende verzichten, den anderen Gebern mußte ich — ohne Rücksicht auf die mir erwachsenden Unbequemlichkeiten — die Beträge zurückstellen. An die anonymen Einsender aber richte ich das Ersuchen, über ihre Gelder zu verfügen, die ich entweder dem ursprünglichen Zwecke widmen oder an eine mir bekanntzugebende Adresse senden werde.



Die ‚Neue Freie Presse' (8. März) hat die Zuschrift eines Richters, der über »die Atmosphäre im Schwurgerichtssaale« klagt, mit einer vielbedeutenden redactionellen Anmerkung versehen. Und so las man denn: »Geordnetes Verhandeln und Sichten des Stoffes erfordern unter solchen Umständen eine nervenaufreibende Thätigkeit (des Vorsitzenden), und auch die übrigen Mitglieder des Schwurgerichtshofs, Geschworne, Staatsanwalt und Vertheidiger (der geehrte Herr Einsender vergisst in dem Register die Journalisten. Anm. der Red.) ermüden bei gespanntem Zuhören in solchem dunstigen Raume bis zur Erschöpfung«. Aber seit wann, so könnte ein Jurist fragen, der den Process nur aus den Processgesetzen und nicht aus der Praxis kennt, sind denn die Journalisten, neben Richtern, Geschwornen, Staatsanwalt und Vertheidiger, zur Mitwirkung im Processverfahren berufen, und welche im Gesetz begründete Stellung sichert ihnen im Schwurgerichtssaale eine Berücksichtigung, auf die nicht jeder beliebige Zuhörer Anspruch hätte? Die Frage ist berechtigt, aber jeder Kenner unserer Schwurgerichte müßte die Naivetät

des Fragestellers belächeln. Jeder Kenner unserer Schwurgerichte weiß, daß dort Vorsitzender und Votanten, Geschworne, Staatsanwalt und Vertheidiger bloß Rollen spielen, einem verehrten Publicum und sich selbst den Schein einer Handlung vortäuschen; die Gerichtssaalreporter haben die wirkliche Processleitung, die Abwägung der Zeugenaussagen, der Argumente für und wider, die Urtheilsfällung, alle Macht im Process an sich gerissen, sie sind die Dichter der Handlung, die uns Berufsschauspieler und Dilettanten des Rechts vorführen, und wissen, so sehr sich auch die Fäden verwirren, das Ende voraus, zu dem sie selbst alles leiten. Ehe noch die Anklage verlesen wird, haben die Zeitungen in Vorberichten die Chancen von Verurtheilung oder Freispruch erwogen, in der Mittagspause nimmt der Geschworne sein Leibblatt zur Hand und prägt sich das Bild ein, das da von der Vormittagsverhandlung entworfen wird, und wenn am Schlusse einer mehrtägigen Verhandlung plaidiert und resumiert wird, hat die Presse längst die Arbeit der Materialsichtung besorgt und in allmorgendlichen und allabendlichen Resumés gethan, wessen sich kein resumierender Vorsitzender, so viele Uebergriffe auch von Vorsitzenden des Schwurgerichts begangen wurden, je erdreistete: sie hat mit unzweideutigen Worten das Urtheil gesprochen, und Volkesstimme ist jedesmal Preßstimme. Nein, es ist nicht Anmaßung, wenn die Journalisten gleiches Recht wie die zur Rechtfindung Berufenen im Schwurgerichtssaale fordern, es ist vielmehr kluge Bescheidenheit, daß die Reporter den Schein dulden, als hätten die Personen des Gerichts gleiche Macht wie die Presse. Und was die »Atmosphäre im Schwurgerichtssaal« anlangt, so ist es wieder nur pure Bescheidenheit, wenn sich die Gerichtssaalberichterstatter in den Chor der Wehklagenden mischen. Auch an der schlechten Luft sind sie nicht passiv, sondern activ betheiligt . . .

* * *

Antisemitische Gasuhren.

Es wurmt und wühlt in Dr. Schmocks fortschrittlicher Brust, wenn er sieht, wie dies arme Wien sich mit einer besseren als der liberalen Gaswirtschaft begnügen muß. Und da ihm, dem Accoucheur so vieler belustigender Gasblamagen der ‚Neuen Freien Presse', communalfeindliche Gaspolitik nicht nur Beruf, sondern auch Vergnügen ist, so beschloss er neuerdings, einem oppositionellen Schreihals zum Licht des Lebens zu verhelfen. Gewitzigt durch frühere Niederlagen, wagt er keinen Vorstoß mehr auf Grund seiner eigenen Fachkenntnisse, sondern wirbt einen gutgesinnten »Fachmann«, der denn auch wirklich einen capitalen Schreihals liefert, den der Geburtshelfer mit sinnstörenden Falschlesungen versieht und so am 3. März in jene Welt setzt, die im Morgenblatt der ‚Neuen Freien Presse' die geistige Sonne Oesterreichs sieht.... Das Kerlchen schreit zur Freude des Börsenwöchners gottsjämmerlich: Betrug, Betrug durch die Gasuhren! Das Gas wird theuerer, ist schon bis zu 15% theuerer geworden! Und wer es nicht glaubt, hat hier den Beweis, den wissenschaftlichen Beweis, geführt vom Herrn Oberingenieur Karl Spitzer, der seinen Artikel »Das städtische Gas« so muthvoll und unvorsichtig mit vollem Namen zeichnet ... Ja, man höre! Spitzer's »physikalische Ueberlegung« gibt bekannt, daß die Engländer seinerzeit den Consumenten durch Anwendung hohen Druckes mehr Gas in die Gasuhren eingepresst haben, als die Commune heute für dasselbe Geld liefert. Die Engländer haben uns förmlich Geld in die Taschen gepresst, während die jetzigen Gas- und Wahlrechtsräuber uns durch den geringen Gasdruck das Geld nur absaugen! ... So bewiesen durch Herrn Spitzer in der ‚Neuen Freien Presse' auf der Grundlage des Mariotte'schen Gesetzes ... Die meisten Leser können sich zwar des Mariotte'schen Gesetzes nicht mehr entsinnen, aber sie greifen an ihre Taschen. Andere meinen, wenn

Leute jetzt vorgeben, mehr zu zahlen als früher, so müßten die alten und die neuen Gasrechnungen irrthümlich verwechselt worden sein. Und endlich einige ganz verstockte Seelen argwöhnen sogar, die ‚Neue Freie Presse‘ habe absichtlich eine neue Wiener Specialität entdecken wollen: die »antisemitischen Gasuhren«, die den Juden jenes Gas-Plus aufrechnen, das die Christen unbezahlt verbrauchen ...

Da schoss am 8. März die ‚Deutsche Zeitung‘ mit dem schweren Geschütz eines Leitartikels zurück, in dem Herr Dr. R. Mayreder — bloß Ingenieur — den Oberingenieur der ‚Neuen Freien Presse‘ so respectlos abthut, daß das Mariotte'sche Gesetz in der falschen Anwendung Spitzer's künftig nur mehr als Spitzer'sches Gesetz in den Annalen der »Neuen Freien Physik« fortleben wird.

Das Ergötzlichste an der Komödie ist aber der Umstand, daß es des schweren Geschützes der ‚Deutschen Zeitung‘ gar nicht bedurfte, da Schmock bereits vorher alles gutgemacht hat — allerdings ohne es selbst zu wissen. Er hatte nämlich schon am 6. März mit Befriedigung den »lebhaften Widerhall« aus der Bevölkerung und »eine lange Reihe von Zuschriften« verzeichnet, von welchen einige angeführt wurden. Schmock hatte dabei seine besondere Freude an der Zuschrift des Assistenten der Budweiser Gasanstalt, den er als Eideshelfer und »Fachmann« citierte. Mit der Geste: Seht, welch' ein Assistent! gibt Schmock bekannt, daß der Mann zu denselben Schlussfolgerungen in Budweis gelangt sei, wie Spitzer in Wien, obgleich der Einsender — das Spitzer'sche Gesetz für falsch hält. Welche sind jedoch eigentlich die Schlussfolgerungen des Budweiser Helfers? Man lese: »Jeder praktisch thätige Gasfachmann weiß, daß ungenügend gefüllte Gasmesser bedeutend weniger registrieren und zeitweise, wenn der Wasserspiegel infolge rascher Verdunstung des Wassers noch weiter sinkt, auch Gas durchlassen, ohne

es anzuzeigen« ... Ja, das ist vollkommen richtig, und da noch überdies jede Gasuhr mit normalem Wasserstand schon am nächsten Tage nach erfolgter Füllung mit Wasser weniger anzeigt, als sie anzeigen sollte, so hat die ‚Neue Freie Presse' selbst constatiert, daß alle Consumenten mehr Gas verbrauchen, als sie bezahlen... Dr. Schmock braucht sich daher nur mehr zu der folgenden Proclamation aufzuraffen: »Die Ausführungen der ‚Deutschen Zeitung' im sonntäglichen Leitartikel sind ebenso schwer verständlich wie langweilig und völlig überflüssig, da wir schon 2 Tage früher durch unseren Budweiser Assistenten den Beweis erbracht haben, daß die Wiener Gasabnehmer durchschnittlich 10 % weniger zahlen, als sie ordnungsmäßig zahlen sollten. Der ‚Neuen Freien Presse' kommt somit das Verdienst zu, Licht in eine dunkle Ecke unserer communalen Misswirtschaft geworfen zu haben. Auf daß aber unser von Salvatormedaillenschmerzen freier Localpatriotismus von der ‚Deutschen Zeitung' fürder nicht mehr verdächtigt werde, fordern wir alle Gasabnehmer, die zugleich Leser unseres Blattes sind, auf, jene dem communalen Gaswerk bisher widerrechtlich vorenthaltenen 10 % pünktlich auf jede Rechnung aufzuzahlen, damit das Deficit dieses durch reactionären Unverstand herabgekommenen Werkes durch die Macht des liberalen Gedankens endlich in einen Reingewinn verwandelt werde!«

Professor Victor Loos.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Alle Freunde der Armee wünschen, daß der Missbrauch des den Officieren verliehenen Rechtes der »Ehrennothwehr« mit voller Strenge geahndet werde. Und von der Strafe, die in solchem Falle

den Officier trifft, müßte stets die Oeffentlichkeit Kenntnis erhalten. Aufreizend wirkt der Glaube, daß der Officier, der neulich am Fiaker-Standplatz in der Schwindgasse einen Kutscher niedersäbelte, weil dieser ihm ein grobes Wort zugerufen hatte, solches wirklich thun durfte. Aber das Gezeter über die Ungeheuerlichkeit eines Kastenvorrechts wird verstummen, wenn man erfährt, daß der beleidigte Officier nur, wo keine andere Remedur möglich ist, zur Waffe greifen darf. Der gesunde Menschenverstand sagt, daß der Oberleutnant von der Schwindgasse bloß nach der Nummer des Fiakers zu fragen und höchstens den Namen des Kutschers durch einen herbeigeholten Wachmann feststellen zu lassen brauchte, und daß durch eine gerichtliche Verurtheilung des Kutschers der Officiersehre genug geschehen wäre. Die Vorschrift über die Ehrennothwehr sagt nichts anderes, und unsinnig ist die Meinung, als wäre für den Officier das gerichtliche Ehrenbeleidigungsverfahren ausgeschaltet und als gäbe es für ihn bloß zwei Möglichkeiten: den ebenbürtigen Beleidiger zum Duell zu fordern und den unebenbürtigen niederzuschlagen. Bestünde ein solches Missverständnis in Officierskreisen, so müßten es die Höheren gründlich ausrotten; Standesvorrechte lassen sich nur durch die energische Bekämpfung ihres Missbrauchs erhalten. In bürgerlichen Kreisen aber sollte man sich sagen, daß das Recht der Ehrennothwehr um so weniger missbraucht werden wird, je ausreichender die Genugthuung ist, die der beleidigte Officier vor dem bürgerlichen Richter zu erwarten hat. Das Civil-Strafrecht kennt Orte, an denen besonderer Anstand erforderlich ist; die Rechts*sprechung* wenigstens, wenn schon das Gesetz einer so logischen Bestimmung entbehrt, müßte anerkennen, daß es auch Personen gibt, denen gegenüber der besondere Anstand verlangt werden kann, und daß zu diesen Personen, weil und solang wir in einem Militärstaat

leben, sicherlich die Officiere zählen. Der Officierscharakter des Beleidigten müßte beim Strafausmaß für den Beleidiger immer als erschwerender Umstand berücksichtigt werden. Geschieht das auch wirklich?... Selbst wenn es nicht geschähe, wäre natürlich die Entrüstung über Vorfälle wie jenen in der Schwindgasse durchaus berechtigt.

* * *

Der Freisinn beherrscht seine eigene Geschichte nicht. Er fühlt sich noch verpflichtet, aufzubrausen, wenn das Wort »Lex Heinze« genannt wird, aber er hat die Bedeutung des Anlasses, der seit der Affaire Dreyfus sein stärkstes Emouvement schuf, vergessen. Hat da neulich in Wien ein einfältiger Polizeiagent einen Trödler wegen »Unsittlichkeit« angezeigt, weil er in seiner Auslage ein drei nackte Göttinnen zeigendes Bild ausgestellt hatte. Anstatt dergleichen Behelligungen der Justiz a limine abzuwehren, setzen angeblich überbürdete Wiener Richter eine »Verhandlung« an, »vertagen« sie und erkennen dann erst im Namen Seiner Majestät des Kaisers zu Recht, daß wir andere Sorgen haben, als uns um das bedrohte Schamgefühl einiger Bezirkshuber zu kümmern. Aber da ist auch schon der Freisinn zur Stelle. Tölpelhaft, wie immer. Die ‚Wiener Morgenzeitung‘ (8. März) schreibt unter dem Titel »Lex Heinze in Wien?« über die Affaire, beschwört die maßgebenden Factoren, »die Kunst ungeschoren zu lassen«, und mahnt hohnvoll an die Zeiten, da in Deutschland »der wackere Centrumsmann Roeren und sein College Heinze durch ihre Anträge zur Hebung der Sittlichkeit auf lange Zeit hinaus die Witzblätter mit Stoff versorgten«. »Man sollte meinen«, setzt sie hinzu, »der gesunde Menschenverstand sollte über derartige Hypermoralisten einfach zur Tagesordnung übergehen.« Also — der Freisinn beherrscht seine eigene Geschichte nicht. Herr Heinze war nämlich gar kein Hypermoralist. Er war vielmehr ein Zuhälter. Er war auch kein College des Centrumsabgeordneten Roeren. Und der im deutschen Reichstag eingebrachte Antrag — die lex Heinze — hatte seinen Namen von dem aufsehenerregenden Zuhälterprocess, in dem eben jener Herr Heinze eine Rolle spielte.

* * *

Der Gewohnheitsdieb.

Datum:	gestohlen:	aus:
‚Neues Wiener Journal‘, 5. März, Seite 5.	»Cavalier und Kellner«, Artikel über den amerikanischen Wirtsgeschäftsbetrieb von H. Btt. (Ohne Angabe der Quelle und des Autors.)	‚Küche und Keller‘‘ Centralorgan für das Hôtel- und Gastwirtgewerbe, Hamburg, 1. März, S. 6. (Trägt den Vermerk: »Nachdruck unserer Original-Artikel, auch im Auszuge oder mit Quellenangabe, ist verboten und wird gerichtlich verfolgt.«)
‚Neues Wiener Journal‘, 8. März, S. 5 u. 6.	»Der Aberglaube Napoleons I.«, Essay von Julius von Pflugk-Harttung. (Ohne Angabe der Quelle und des Autors.)	Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ München, 6. März, S. 417—419. (Trägt den Vermerk: »Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.«)

Anmeldungen für diesen Diebs-Anzeiger werden jederzeit entgegengenommen.

* * *

»Hugo Wolf war Redactionscollege des Maxl Schlesinger« — als übertreibender Humorist durfte ich mir neulich diese schmerzliche Antithese erlauben. Zwar war er's wirklich; wer aber hätte je geahnt, daß der feinste Liedercomponist, den einst Hunger in die Redaction des ‚Salonblatt‘ trieb, noch einmal eine Verbindung mit dem unfeinsten Ballreporter werde eingehen müssen? Aber oh Oesterreich: »Das Unbeschreibliche — Hier ist es gethan!« Ich glaubte zu scherzen, und Maxl betrauert wirklich einen Collegen. Er war ausersehen, den Nekrolog zu schreiben. »Er hatte Gelegenheit, die scharf ausgeprägte Individualität des jungen Künstlers beobachten zu können.« Im Gegensatz zum Corrector des ‚Salonblatt‘, der bekanntlich in der ‚Neuen Freien Presse‘ das Wort

ergriff, hat der Ballreporter des ‚Salonblatt' nicht geahnt, daß Wolf einst »in die Nacht des Wahnsinns stürzen« werde. Nun widmet er (Nr. vom 28. Februar) »ein wehmuthsvolles Wort des Abschieds dem einstmaligen Mitarbeiter des ‚Wiener Salonblatt', dessen Name in den Annalen der Musikgeschichte einen ersten Platz einzunehmen berufen war.« Aber gleich geht er zu einem »lebendigen, gottseidank sehr lebendigen Musiker« über, der neulich sein »Jahres-Concert« hatte, »welches zum Saisonende die lückenlose Grünfeld-Gemeinde im großen Musikvereinssaal vereinigt«. Das ist wahr. Sie, die sonst über die ganze Welt zerstreut sind, im Musikvereinssaal sind sie vereinigt, wenn Alfred Grünfeld ein Concert gibt ... Das Lob Grünfeld's »liegt« Herrn Maxl besser als die Klage um Wolf. »Alfred Grünfeld ist nun einmal den Wienern ans Herz gewachsen«, versichert er. Hugo Wolf hat als Musikkritiker des ‚Salonblatt' denselben Gedanken schon in den Achtziger Jahren ähnlich ausgedrückt. Er schrieb: »Alfred Grünfeld loben, hieße Eulen nach Tarnopol tragen.«

* * *

Dialoge.

Vertreter der ‚Zeit': »Aber Herr Professor werden doch nicht wirklich schon nach dem ersten Quartal das Abonnement aufgeben?« Universitätsprofessor: »Ich habe genug.« Vertreter: »Ja, aber warum denn? Das ist ja schrecklich!« Professor: »Ich glaube nicht verpflichtet zu sein, Ihnen einen Grund anzugeben.« Vertreter: »Aber möchten Sie's nicht doch noch einmal versuchen? Nur dieses Quartal noch! Sie werden schon sehen. Die ‚Zeit' wird sich gewiss bessern! Bitte, versuchen Sie's!« Professor: »Nein, ich bedaure, nicht weiter abonnieren zu können.« Vertreter: »Vielleicht geht's doch!« Professor: »Ich wiederhole: es geht nicht!« Vertreter: »Was liegt Ihnen an einem Quartal?« Professor: »Was liegt Ihnen an einem Abonnenten?« Vertreter! »Ein Abonnent! Ja, Herr Professor, wenn's nur der eine wäre: Aber — (losbrechend:) der Abfall nach dem ersten Quartal ist ein furchtbarer!«

*

1895. In der Musikalienhandlung Gutmann. Musiker (eintretend): »Ich bitte um die Moericke-Lieder von Hugo Wolf.« Händler (kopfschüttelnd): »Wolf? Wolf?? Da muß ich nachschauen lassen«... Musiker (nach einer Stunde, in der vergebens gesucht wurde): »Was? Gibt's nicht? Na, die sollten Sie aber doch vorräthig haben!« Händler (verächtlich): »Für wen? Für Sie?...«

*

Scene, die sich neulich wieder in einer großen Wiener Buchhandlung abgespielt hat: »Bitte, ich möchte den ‚Don Quixote' von Ludwig Bauer.« »Ich werde nachsehen ... (Nach einer Stunde, in der vergebens gesucht wurde:) Vorräthig ist leider bloß der von Cervantes!«

*

Feinerer Frisiersalon. »Mein Compliment, Herr Redacteur!« Redacteur (der soeben gratis rasiert wurde und kein Trinkgeld gegeben hat): »Sie, haben Sie nicht zufällig eine Correspondenzkarte? Ich zahl' sie!«

* * *

Liebe Fackel!

»Graslitz, 7. März. Gestern Abends um 7¾ Uhr wurde ein ziemlich starker Erdstoß bemerkt. Heute um 6 und um 7 Uhr Früh wurden gleichfalls Erdstöße wahrgenommen. Zur Beruhigung der Bevölkerung ist ein Geologe hier eingetroffen.«

So zu lesen im Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 7. März. Ja, wenn bei dem Ausbruch des Mont Pelé Geologen zur Stelle gewesen wären! Wie viel Unglück hätte sich verhüten lassen!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Criminalist. Ein Majestätsbeleidigungsprocess. Vertheidiger Dr. Fochler zum Zeugen: »Welchen Grund hatten Sie zu dieser Denunciation?« Staatsanwalt Pollak (wüthend): »Ich bitte einen Gerichtsbeschluss darüber einzuholen, ob dem Herrn Vertheidiger wegen dieser Aeußerung ein Verweis zu ertheilen sei. Es ist die selbstverständliche Pflicht jedes Staatsbürgers, bei solchem Anlass nicht nur Abhilfe zu schaffen, sondern

auch die Anzeige zu erstatten.« — Herr Pollak irrt. Hier kann höchstens von einem Recht des Staatsbürgers die Rede sein, dessen Ausübung ihm indes von Ethikern in der Regel verübelt wird. Herr Pollak irrt. Aber es irrt der Mensch, solange er strebt .... Und ein Staatsanwalt ist schließlich auch nur ein Mensch.

Verblüffter Leser der ‚Neuen Freien Presse‘. Herrn Otto Fuchs-Talab's thörichtes Tendenzstück »Edelfäule«, in welchem der Adel aus dem Gesichtswinkel der Kleinen Schiffgasse betrachtet wird, ist von der liberalen Presse mit Rücksicht auf die früheren Verdienste, die sich der Autor als Logenbruder und Secretär des »Lloyd« erworben hat, theils enthusiastisch, theils glimpflich behandelt worden. Räthselhaft war nur, wie die folgende Bemerkung sich in das Referat der ‚Neuen Freien Presse‘ einschleichen konnte: »Otto Fuchs-Talab kämpft wider den Adel, und da wirft sich von selbst die Frage auf: Ist der Adel wirklich noch eine Gefahr oder nicht vielmehr ein selbst Gefährdeter, hat der Adel wirklich noch jene immense Macht, die ihn des Angriffs werth erscheinen lässt, oder hat er seine Kraft, seinen Einfluss, seine Schädigungsmöglichkeiten nicht längst zum großen Theile eingebüßt und an ganz andere Schichten abgegeben?« Man traut seinen Augen nicht! Die ‚Neue Freie Presse‘!

Habitué. Von allen Tagesblättern hat die Novität der Herren Cavault und Burain, den im Deutschen Volkstheater aufgeführten Schwank »Discretion«, am lautesten die ‚Wiener Morgenzeitung‘ gepriesen. Da lasen wir, wiewohl die hellhörigsten Theatergalopins eine flaue Aufnahme constatierten, von einem »großen Heiterkeitserfolg«; das Publicum habe »den ersten und dritten Act hindurch nahezu ununterbrochen gelacht«, »ein drolliger Einfall« sei »fast über den andern gestolpert«; und zum Schluss wird der ungläubige Leser noch an die »Kette komischer Verwicklungen« gelegt. Warum just die ‚Wiener Morgenzeitung‘ so herzhaft für die beiden Franzosen eintrat? Nun, eine Theatersage geht, daß Herr Cavault seit Jahren unter dem Pseudonym »Alexander Engel« für das Blatt Recensionen und Feuilletons schreibt. Der Franzose Burain soll sich gleichfalls in Wien schon acclimatisiert haben; die einen behaupten, daß er unter dem Namen »J. Horst«, die anderen, daß er unter dem Namen »Gans v. Ludassy« unter uns wirke. Es muß ein richtiger Franzose sein; denn er kann, wiewohl er schon seit Jahren in Wien lebt, noch immer nicht gut Deutsch. Für die Version »Ludassy« spricht außer diesem Merkmal noch ein anderer gewichtiger Umstand: Der Träger dieses Namens saß bei der Première im Parquet des Deutschen Volkstheaters und störte durch lebhaftes Applaudieren den Misserfolg des Abends . . . Mit Unrecht hat man über die bodenständigen Franzosen gespottet. Nicht daß die »Pariser Wurst« aus Wien stammt, bereitet uns die herbste Enttäuschung. Wir remonstrieren erst, wenn wir spüren, daß sie aus Pferdefleisch bereitet ward.

Maler. Gleich dem »zweitausendsten Hirsch des Thronfolgers« hat die ergötzliche Irrung des Herrn Servaes, der vor einer Böcklin'schen »Judith« den Kopf des Holofernes verlor, die Runde durch die ganze reichs-

deutsche und schweizerische Presse gemacht. Drollig war, daß schließlich auf der weiten Reise — in beiden Fällen — die Quelle verloren gieng und der ‚Berner Bund', der die Servaes-Notiz den ‚Basler Nachrichten' zu entnehmen glaubte, sich später eigens corrigierte und ausdrücklich als die Quelle die — ‚Basler Zeitung' angab. Nicht jedes Blättchen hält so rein. Auch die ‚Basler Zeitung' hat den gestohlenen Werthgegenstand gewiss ihrerseits ahnungslos angekauft, und der Dieb mag irgendwo in Deutschland stecken. Das ist die Praxis modernen Zeitungswesens: einer gibt sich die Mühe, zu stehlen, und die anderen sind so ehrlich, ihn als Autor zu nennen. Der ‚Berner Bund' war übrigens wirklich gewissenhaft. Er stellte auf eigene Faust Nachforschungen an und schrieb: »Uns selbst ist eine ‚Judith' von Böcklin nicht bekannt. Und auch Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich, der an einer Böcklinbiographie arbeitet und an den wir uns um Auskunft wandten, sprach uns brieflich mit aller Bestimmtheit nur das eine aus, daß Böcklin ganz gewiss nicht die biblische Judith gemalt habe und wohl auch nicht die Judith aus Gottfried Kellers ‚Grünem Heinrich'. In der Novelle vom Landvogt von Greifensee, welche in der Notiz der ‚Basler Zeitung' genannt war, kommt keine Judith vor, wohl aber eine Wendelgard, die auf einem Präsentierbrett Liqueure hereinträgt, wobei die Vormittagssonne liebliche Spiele in den geschliffenen Gläsern anstellt. Es wäre ja nun möglich, daß Böcklin diese Gestalt vorgeschwebt und daß irgend jemand das Bild dann willkürlich ‚Judith' genannt hätte. Denn, wie Adolf Frey uns schreibt und Böcklin auch selbst mündlich uns seinerzeit versicherte: ‚Böcklins Bilder haben gewöhnlich andere Leute getauft als ihr Schöpfer'.« »Unter allen Umständen«, meint J. V. Widmann, Herausgeber des ‚Berner Bund' und Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse', »bleibt es eine Geschmacklosigkeit ohnegleichen, daß der Kunstschriftsteller Franz Servaes die ungeheuerliche Unappetitlichkeit sich einzureden vermochte, Böcklin habe, indem er eine Judith malen wollte, sie dargestellt, wie sie das Blut des Holofernes hereintrage: in einer Flasche abgezogen wie Wein und mit Gläsern!«

Musiker. Einen Leidenden anzugreifen, ist peinlich. Darum sollte sich Herr Bahr während seiner Krankheit jedes Feuilletons enthalten. Bisher glaubte ich, der Arzt habe ihm bloß erlaubt, über Trebitsch zu schreiben. Da erschienen aber plötzlich »Erinnerungen an Hugo Wolf« (‚Neues Wiener Tagblatt' 5. März). Neun Spalten weiß Herr Bahr mit Schilderungen aus seinem Verkehr mit Hugo Wolf zu füllen. Ein Bruder Wolf's versichert mir, daß über Hugo's Lippen nie der Name »Bahr« gekommen ist. Wie aber hat Herr Bahr mit dem Tondichter verkehrt? Auf seine Weise. »Von mir gereizt, der ich ihm behaglich, wie man so zu sagen pflegt, das Hölzel zu werfen verstand, konnte er Stunden lang ... förmlich rasen«. Dieses unverhüllte Bekenntnis einer seltenen Gemüthsroheit mag fast mit dem Einfall versöhnen, einen eben verstorbenen Meister seiner Kunst in neun Spalten ausschließlich als einen unausstehlichen Narren zu schildern.

Chronist. Ein Reclame-Advocat — der in Nr. 131 behandelte — saß kürzlich jenem Portraitisten des ‚Neuen Wiener Journal', der

uns ein so anziehendes Conterfei des Dichters Philipp von Haas geliefert hatte. Das Interview schloss mit den Worten: »Was er als Anwalt vermochte, das hat ein Großer classificiert: Er (der Reclame-Advocat) hat Röntgen-Augen, sagte Meynert«. Es ist eine recht billigenswerthe Vorsicht, das Lob eines Wiener Barreau-Mannes einem todten Denker in den Mund zu legen. Aber ungeschickt war es, daß der Reporter gerade auf Meynert verfiel; denn der war auch schon todt, als Röntgen seine Arbeit über die Kathodenstrahlen publicierte, und deshalb kann er, den übrigens auch sein Geschmack vor so falschem Bild und so falschem Lob bewahrt hätte, von »Röntgen-Augen« nicht gesprochen haben. Das Wort muß also wohl von dem Reclame-Advocaten selbst geprägt sein . . . Den Reclame-Schreibern aber wäre mehr Gedächtnis und weniger Phantasie zu wünschen. Sonst lesen wir nächstens, Kaiser Josef habe von Charles Weinberger gesagt: er hat Edison-Ohren.

Philanthrop. Lesen Sie die soeben erschienene Broschüre »Ein Hilferuf für unsere armen Kranken (Streiflichter auf die Krankenpflege in Oesterreich)« von Henriette Weiß (Verlag M. Perles). Wie eine vortreffliche Frau da jahrelange Bestrebungen schildert und die Enttäuschung, die sie schließlich erlebt hat, — ein solcher Idealismus müßte einen rühren, wenn man es nicht vorzieht, seine Naivetät zu belächeln. Alle Behörden sind für den Plan begeistert, eine große Pflegerinnenschule ins Leben zu rufen, angesehene Damen melden sich zur Mitwirkung; natürlich wird aus der Sache nichts. Da erinnert sich Frau Henriette Weiß — sie muß oft liberale Zeitungen gelesen haben — an den berühmten Wohlthätigkeitssinn der Wiener israelitischen Cultusgemeinde: Hat diese doch im Jahre 1898 — es war in jenem August, in dem die Ernteberichte meldeten, daß alles in Oesterreich ordensreif sei — den Beschluss gefasst, als Kaiserjubiläumsstiftung eine Pflegerinnenschule zu gründen. Im Rothschildspital könnten die Schülerinnen ausgebildet werden. Frau Weiß sichert sich die Mitwirkung der »Providentia« (Frauen-Wohlthätigkeitsverein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen und kranker Frauen), die 20,000 Kronen zur Verfügung stellt, ein Anonymus übergibt ihr weitere 20,000 Kronen, durch Sammlungen bringt sie dritte 20,000 Kronen und jährliche Beiträge von 2800 Kronen auf: nun wendet sie sich an die Cultusgemeinde, damit endlich nach fünf Jahren die Stiftung auch wirklich ins Leben trete. Die Cultusgemeinde beginnt, während die unermüdliche Frau geeignete Zöglinge für die künftige Schule um sich sammelt, mit der »Providentia« zu verhandeln. Und schließlich scheitert das Ganze; die Cultusgemeinde will nicht. Aber Frau Henriette Weiß thut Unrecht, sie anzuklagen. Der Gedanke, daß die Händler vom Franz Josefs-Quai und Schottenring socialhygienische Probleme lösen sollen, war verfehlt. Und wer will es der israelitischen Cultusgemeinde verargen, wenn sie fünf Jahre, nachdem sie die Gründung einer Pflegerinnenschule beschlossen, zur Einsicht kam, daß gegen die böse Zeitkrankheit Antisemitismus auch gelernte Pflegerinnen nichts helfen?

Westeuropäer. ‚Zeit', 7. März: »An einer Studentenvorstellung darf man herabgeminderte künstlerische Ansprüche stellen«. Sehr richtig!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von **16 bis 32 Seiten.**

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 131, Ende Februar): Die österreichische Folter (Hugo Wolf). — Lueger, Rothschild-Militär und innerer Feind. — Die Berufung auf Schiller. — Der Run auf die böhmische Sparcasse. — Neuda, Ofenheim und Lamezan. — Banken und Presse. — Ein socialpolitisches Organ. — Ein Nachruf für Hugo Wolf. — Der ewige „Frühling“. — Ein sinngemäßer Druckfehler. — Wie sich der Dieb selbst verrieth. — Was Lippowitz & Co. alles ausschneiden, alles vermitteln und was sie unter „Diebstahl geistigen Eigenthums“ verstehen. — Liebe Fackel! (Die Bagage Louisens von Toscana.) — Antworten des Herausgebers (Noch einmal die Ehrenerklärung des Rabbi Bloch; Zum Falle Brix; Aus dem Blute Josefs II.; Die Schaffung großer Vermögen; Die Unsicherheit auf den böhmischen Bahnen; Herr Alfred Kirchhoff aus Berlin; Ein Pressbankett; Der Zeichner der Zeit; Die armen Frauen!; Vom Beamten-Verein; Burckhard und Thimig; Mehr Trebitsch!; Der geistreiche und der geistlose Spitzer; Aus meiner Sammlung; Eine interessante Nachricht; Ein fixer Correspondent; Der ‚Feuerschein‘ ist todt). — Mittheilung des Verlages.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus

Nr. 133 Erschienen am 26. März 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18 « «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36 « «	. . M.	7.—
« « « «	18 « «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 133 WIEN, MITTE MÄRZ 1903 IV. JAHR

Die antisociale Tendenz der Journaille muß sich nachgerade auch dem blödesten Auge offenbaren. Dort zumal, wo das Missverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Scriblerlaune und Gefährdung von Existenzen am crassesten ist: auf dem Gebiete des Bühnenwesens. Hier schonen die Kerle, wenn ihnen nur kein Witz in der Kehle stecken bleibt, weder das Privatleben noch das künstlerische Ansehen, weder das Schamgefühl noch die wirtschaftliche Sicherheit. Der Politiker kann sich wehren, der Bankdirector die Pauschalien sperren, wer immer der öffentlichen Kritik unterworfen ist, die schwachen Mittel anwenden, die ihm ein schlechtes Gesetz und ererbte Pressfurcht an die Hand geben: Der Schauspieler ist wehrlos. Solange das Publicumsgehirn eine mit Druckerschwärze gepichte Camera obscura bleibt, solange Theaterdirectoren Gagen und Gastspielhonorare nach der publicistischen Werthung bemessen, die sich ein ernstzunehmender Menschendarsteller von dem dümmsten Notizenbengel gefallen lassen muß, solange geht kein Riss durch das Weltganze, wenn Herr Sonnenthal aus seinem Wagen springt, um einen Revolverer letzter Sorte zu umarmen, wenn ein Girardi, den das gefestete Bewusstsein einer unbestrittenen Volksthümlichkeit erheben dürfte, im Comitézimmer der »Concordia« herumbänkelt, wenn die stolzeste Diva an den niedrigsten Coulissenschnüffler ein vertrauliches »Lieber Doctor!« verschwendet. Der Einzelne sagt sich mit Recht, daß

er mit Hinauswurf und Fußtritt nicht gut anfangen könne, wenn er nicht sicher ist, daß ihm die Anderen folgen, und Solidaritätsbewusstsein gehört nur insofern zu den Tugenden der Bühnenangehörigen, als sie z. B. einstens allesammt auf den »Concordiaball« giengen, nachdem alle ihm fernzubleiben beschlossen hatten. Kein Kenner des Strafapparats, über den die Journaille verfügt, kein Einsichtiger kann ihnen die alljährliche Erniedrigung verargen; und wer beobachtet hat, wie die »Concordia« auch heuer wieder mit Circularen, deren animierende Tendenz von einem fast drohenden Ton getragen war, arbeitete, der wird die Präsenzliste des Schmöckeballs, soweit sie Theaterleute umfasst, sicherlich glaubhaft finden. Keinem Schauspieler, der vor der Contracterneuerung steht, darf man die Heroenlust zumuthen, die Rache des Ballcomités bei lebendigem Leib über sich ergehen zu lassen, und wenn man weiß, daß Theaterdirectoren bei willfährigen Redactionen sich telephonisch Tadel bestellen, um einen Vorwand für Entlassung oder Gageverminderung zu gewinnen, wenn man dieses Complot zwischen Ausbeutung und Corruption am Werke sieht, dann mag manche ethische Forderung übertrieben klingen. Wer unter einem Joch hindurch muß, kann die Nackensteife nicht bewahren.

Die Affaire Hohenfels-Wanka, die alle Coulissenschnüffler beschäftigt hat, bietet die Anregung, einen Weg zu weisen, der neben dem Joch vorbeiführt. Es ist der Weg gerichtlicher Nothwehr. Ich denke nicht etwa an undankbare Beleidigungsklagen, die höchstens dazu führen, daß der für »Verrohung der Kritik« Gestrafte sich durch Todtschweigen und sonstige höfliche Berufsstörung hundertmal schwerer rächt. Wer hier den Anfang macht, lädt sich ein überflüssiges Martyrium auf. Mich interessiert ausschließlich die civilrechtliche Seite des Verhältnisses, das zwischen misshandelten Theaterleuten und

ungehemmt ihre Macht missbrauchenden Pressleuten besteht. Viel öfter als in seiner Ehre ist der Schauspieler in seiner wirtschaftlichen Sicherheit durch den um eines Witzes, um einer Sensation, um einer Lüge willen Schreibenden bedroht. Herr Julius Bauer hat über den armen Debutanten zu schreiben, der bangend und hoffend an einer Lebenswende steht. Der Debutant gefällt ihm vielleicht ganz gut. Aber da erfährt er, der junge Mann sei früher einmal Zahnarzt gewesen, dankt seinem Schöpfer für die Eingebung und schreibt: »Wir werden ihn schmerzlos ziehen sehen«. Er dachte vielleicht noch darüber nach, ob er den Witz nicht anbringen und doch sein Urtheil bewahren könne, aber da dies ohne Gefährdung des Witzes nicht möglich gewesen wäre, mußte er sich entschließen, das Urtheil zu opfern. Das ist ein Beispiel für tausende. Hier ist's ein Kalauer, dort eine Laune, hier stilistisches Abwechslungsbedürfnis, dort die Erinnerung an eine unterlassene Redactionsvisite. Immer aber bleiben Ursache und Wirkung incommensurabel, immer erschreckt der Gedanke, daß ein Wort eine Existenz aufs Spiel setzt. Und je größer die Gefahr ist, umso unbedenklicher wird von Individuen, die zufällig in's Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzt sind, mit Worten gespielt. Der Coulissenschnüffler, der nach einer Affaire lechzt, hat aus dem in einem Theatercafé geführten Gespräch: daß Frau Hohenfels mit Herrn Wanka zwar eine »Monna Vanna«-Probe durchgemacht hat, aber, da inzwischen Herr Reimers sich gesund meldete, nicht mit ihm auftreten wird, die Eigennamen erlauscht. Daraus entsteht die Notiz: Frau Hohenfels habe sich geweigert, mit Herrn Wanka in »Monna Vanna« aufzutreten; die Meldung wird mit dem Vorwurf der Uncollegialität gegen die Künstlerin garniert und stellt ihren am Auftreten gehinderten Partner empfindlich bloß. Drei Klatschblätter, die ‚Zeit', das ‚Neue Wiener Journal' und die ‚Sonn- und Montags-Zeitung', haben die Nach-

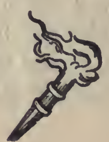
richt liebevoll einander abgenommen. Sie ist so dreist erfunden, daß sich die von der Berührung mit Zeitungsschmutz stets ferne Künstlerin entschließt, den Sachverhalt in zwei Blättern richtigzustellen, in deren Theatertheil die Lügennotiz bis dahin nicht gedrungen war. Glaubt man, daß auch nur eines der Lügen gestraften Klatschblätter die Berichtigung übernommen hat? Inzwischen aber können etliche Gastspielanträge von Provinztheaterdirectoren, die den jungen Heldendarsteller ihrem Publicum als Prinzivalli vorführen wollten und eifrige Leser des ‚Neuen Wiener Journal' sind, zu Wasser geworden sein. Der dem Schauspieler durch müßigen Zeitungsklatsch bereitete Schaden läßt sich in diesem wie in jedem anderen Falle mit der von der Civilprocessordnung erforderten Genauigkeit feststellen. Man versuche es einmal. Zu einer Beleidigungsklage gehört jenes Maß von Opfermuth, daß dem Einzelnen nicht zugemuthet werden kann; ihr Erfolg schadet dem Einen und nützt der Gesammtheit nichts. Ein Schadenersatzbegehren, in flagrantem Falle gestellt, erfordert nicht die geringste Courage und würde — außer dem persönlichen Erfolg — zwischen dem Stande und seinen Bedrückern mit einem Schlage die alten Bande lösen.

* * *

Der zur Aufregung aller Unbetheiligten geschaffene »Bauernfeldpreis« hat wieder einmal Zank und Lärmen in dies stille Thal gebracht. Als Herr Dörmann prämiiert wurde, der die Commission durch ein dem Handel noch nicht übergebenes Buch getäuscht hatte, war i c h unzufrieden. Mit viel weniger Berechtigung ist es bei der Ehrung Arthur Schnitzler's der Abgeordnete Pattai, der den dankenswerthen Schutz des heimischen Literaturgewerbes gegen die Kunsthausierer, den zu verlangen gewiss auch das Parlament berechtigt ist,

diesmal durch eine unselige Interpellation compromittiert hat. Schnitzler's ganzes Ansehen auf das Conto der jüdischen Cliquenwirtschaft zu setzen, ist ein Beginnen, über das man selbst in antisemitischen Redactionen gelacht haben muß. Wer sich über die Verleihung des Bauernfeldpreises an die Firmen Spitzer und Gebrüder Hirschfeld entsetzt hat, muß die Auszeichnung Schnitzler's geradezu als eine Rehabilitierung des Bauernfeldpreises empfinden. Ein antisemitischer Schützer des heimischen Literaturgewerbes freilich, dem die Bodenständigkeit über das Talent geht, achtet solcher Nuancen nicht. Aber die Interpellation zeigt auch eine bemerkenswerthe Unkenntnis des Wesens der Bauernfeld-Stiftung. Gewiss ist es bedauerlich, daß Leute, deren Wohlhabenheit noch notorischer ist als ihr Talent, nicht nur der moralischen Ehrung, sondern auch des Geldpreises theilhaftig werden, welcher so manchem, den Noth an freier Entfaltung seines Könnens bisher gehindert hat, Erleichterung schüfe. Aber leider haben die Statuten die Bauernfeldpreisrichter zu solchem Samariterdienst nicht verpflichtet, sie vielmehr zur Auszeichnung der ihnen werthvoll scheinenden Werke verhalten. Gewiss sollte der Mensch, nicht das Buch den Preis davontragen. Aber dann würde ich Vorschläge machen, die den auf »Bodenständigkeit« versessenen Interpellanten auch nicht annehmbar schienen. Die christlichsocialen Herren mögen versichert sein, daß sie den Sprengstoff, der durch vier Jahre ‚Fackel‘ in die »jüdische Literatenclique« getragen wurde, beim besten Willen nicht vermehren, seine Wirkung höchstens durch ungeschicktes Hantieren mit längst nicht mehr zündenden Schlagworten verpatzen können. Ich schätze den Schaden, den die literarische Hyksos-Herrschaft angerichtet hat, noch viel höher als Herr Dr. Pattai; denn ich schätze die »christlichen Talente«, die auf verwüstetem Boden sich kaum entfalten konnten, geringer. Es werden, wenn ungeschickte Interpellationen

nicht der liberalen Pressclique zu Triumphen verhelfen, hoffentlich bessere Zeiten kommen. Aber bis dahin wiegt, was Schnitzler kann, zehnmal die ganze österreichische Heimatkunst auf, von Innsbruck bis Linz, von Greinz bis Krannewitter. Und dabei halte ich von Herrn Schnitzler nicht allzuviel, bedenke die engen Grenzen, innerhalb deren seine bourgeoise Gedankenwelt eingefriedet ist, und weiß, daß sein zarter Geschmack, sein anmuthiger Feuilletongeist — wie just in den nicht sehr »lebendigen Stunden« — der psychologischen Bürde nicht immer gewachsen ist. Kein Revolutionär, keiner, der auf den Pfad künstlerischer Seelenerkenntnis ein neues Licht gestellt hat. Ein unmoderner Mensch, der moderne Stoffe trägt und dabei — ein Wunder — doch nicht protzig, nicht ungraziös wird. Ich würde ihm schon darum jeden beliebigen Preis zuerkennen. Ein Peter Altenberg, der gedanklich ungleich tiefere, demnach von allen bourgeoisen Geistern verhöhnte, von allen Künstlernaturen (z. B. von Gerhart Hauptmann) hochgehaltene Dichter, vermag seine Gaben nicht ähnlich weise zu verwalten. Darum ward er — und wenn er seiner auch noch so sehr bedürfte — des Bauernfeldpreises bisher nicht theilhaftig. Dies ist, solange die Juroren nichts weiter als die Krönung des Publicumsurtheils beabsichtigen, in Ordnung. Wenn sie aber ihre Aufgabe höher stellen, das Volk auf die Spur eines Dichters und eines, der seine eigene Sprache spricht, führen wollen, dann haben sie sich schon mancher Missgriffe schuldig gemacht. Wie dem immer sei, thöricht bleibt es zu argwöhnen, sie — unter denen Männer von feinstem literarischem Takt und unabhängigem Urtheil sind — seien im Falle Schnitzler ergebene Diener eines Cliquenwunsches gewesen.



Das »Spar- und Vorschussconsortium Währing« des »Ersten allgemeinen Beamtenvereines« hat am Sonntag, dem 22. März in der ‚Zeit‘ erklärt, es werde »unentwegt nach wie vor bestrebt sein, auf der seit 1901 betretenen Bahn der Zinsfußermäßigungen nach Thunlichkeit fortzuschreiten«. An dieser Erklärung interessiert zuerst das Zugeständnis, daß die »Bahn der Zinsfußermäßigungen« seit 1901, das heißt, nach dem Erscheinen einiger ‚Fackel‘-Nummern betreten wurde, in denen die Wuchergeschäfte der Beamtenvereins-Consortien erörtert waren. Aber da der Herausgeber der ‚Fackel‘ sich eben des ungeahnten Erfolgs freuen wollte, focht ihn der Zweifel an, aus welchem Grunde denn gerade jetzt die Versicherung, daß man auf einer seit zwei Jahren betretenen Bahn fortschreiten wolle, gar so actuell sei. Das Währinger Consortium legt ihr hohen Werth bei, einen Werth von keinesfalls weniger als 500 Kronen: der citierte Satz bildet nämlich den Schluss eines zwei Spalten langen Artikels, den das Consortium in die Inseratenrubrik »Private Mittheilungen« der ‚Zeit‘ einrücken ließ. Und in jenem Artikel wird gegen einen Gerichtssaalbericht polemisiert, der Sonntags zuvor (15. März) in der ‚Zeit unter dem Titel »Die Darlehensgeschäfte des Ersten allgemeinen Beamtenvereines« erschienen war und der von einer Klage des Beamtenvereins und einer Widerklage auf Grund des § 10 des Wuchergesetzes erzählte. Man sieht, Herr Singer ist wirklich Anticorruptionist; mit Abscheu blickt er auf die Praktiken corrupter Zeitungsmänner, die ihre Administratoren den redactionellen Angriffen auf ein Unternehmen voraus und natürlich zu eben diesem Unternehmen schicken; und er hält die anderen Zeitungsmänner, die zuerst angreifen, dann aber auf Geheiß des mit einem Inserat anrückenden Administrators sich selbst Lügen strafen, für wenig besser. Nie würde solches bei der ‚Zeit‘ geduldet werden, und redactionellen Angriffen darf

dort der Administrator die Abwehr bloß in seinem eigenen Wirkungskreise, dem Inseratentheil, folgen lassen, in dessen besonderer, durch einen höheren Tarif ausgezeichneter Rubrik »Private Mittheilungen« neulich neben Reclamenotizen des Teppichhauses Orendi und der Madame Rosa Schaffer auch die Polemik des Ersten allgemeinen Beamtenvereins erschien. So mußte denn der Leser zugeben: Die ‚Zeit‘ ist unbestechbar und der Beamtenverein unangreifbar. Oder sollte doch ein Zweifel zulässig sein? Der Fall, in dem es nicht Wucher getrieben hat, wird vom Spar- und Vorschussconsortium Währing also dargestellt: Herr v. K. erhielt am 2. Jänner 1901 ein Darlehen von 4000 Kronen, gegen zweifache Bürgschaft und Eingehung einer Lebensversicherung beim Beamtenverein auf den gleichen Betrag. Behufs Verzinsung und Amortisation des Darlehens und zur Bezahlung der Versicherungsprämien trat er dem Consortium 45 Kronen monatlich von seinem Gehalt ab; »Abtreten« bedeutet die Vormerkung der Forderung des Consortiums bei der Gehaltauszahlungsstelle; die monatliche Zahlung ist nicht dem Schuldner überlassen, sondern unverbrüchlich sichergestellt, da ihr Betrag ihm von der Gehaltauszahlungsstelle abgezogen und dem Consortium angewiesen wird. Am 1. August 1902, erzählt das Consortium weiter, »betrug die Restschuld 3801 Kronen 63 Heller«. Das wäre Wucher? Man rechne doch nur nach! Am 2. Jänner 1901 waren 4000 Kronen aufgenommen worden; davon giengen ab: 100 Kronen Antheileinlage, durch die der Schuldner Consortialmitglied wird und die beim Consortium deponiert und verzinst werden; weiters die anticipative erste Ratenzahlung von 45 Kronen; endlich rund 50 Kronen an Spesen. Herr v. K. bekam also ungefähr 3805 Kronen auf die Hand. Dann wurden ihm, zum erstenmal am 1. Februar 1901 und zum letztenmal am 1. Juli 1902, monatlich 45 Kronen vom Gehalt ab-

gezogen, und er hatte also dem Consortium 18 mal 45 oder 810 Kronen gezahlt; danach war er 3801 Kronen 63 Heller schuldig und besaß ein verzinsliches Guthaben von 100 Kronen. Wie aber, wenn Herr v. K. im Juli 1902 durch Erbschaft, Heirat oder Glücksspiel zu Geld gekommen wäre und am 1. August das Geschäft mit dem Beamtenvereinsconsortium storniert hätte? Dann hätte er 3701·63 K — die Restschuld von 3801·63 weniger 100 K Antheilseinlage — zurückzuzahlen gehabt; zwischen der bar erhaltenen und der zurückzuzahlenden Summe beträgt die Differenz 103·37 K, oder es wurden von 810 Kronen, welche ratenweise gezahlt waren, 103·37 K zur Amortisierung und 706·63 K zur Verzinsung eines Darlehens von 3805 Kronen während eines Zeitraumes von 19 Monaten verwendet. Ein Untergymnasiast würde ausrechnen, daß dies einen Zinsfuß von 11¾ Procent bedeutet; aber der Obergymnasiast würde den Kopf schütteln und erklären, der Zinsfuß sei, weil die Zinsen nicht am Ende der Darlehensfrist, sondern ratenweise während der Darlehensfrist gezahlt wurden, weit höher; nur brauche er, um ihn zu berechnen, eine Logarithmentafel, die er nicht bei der Hand habe...

Mit Widerwillen wird hier ein vor Jahren abgeschlossener Kampf erneuert, in dem kein Erfolg möglich ist, solang nicht ein Regierungswechsel Männer ans Ruder bringt, die eine der ernstesten Pflichten einer österreichischen Regierung darin erkennen, eine Organisation des Personalcredits der Staatsbeamten zu schaffen, — Männer, die begreifen, daß, wer den Staatsbeamten in Wuchererhänden lässt, ihn in die Arme der Corruption treibt. Da aber Anderen heute die ‚Zeit‘ gekommen scheint, die Sünden des Beamtenvereins zu vertuschen, muß auch der Widerwille schweigen, der früher verbot, die schmählichste Seite des Beamtenvereinstreibens zu beleuchten. Noch ärger, als daß an armen Beamten

Wucher geübt wird, ist, daß reiche Beamte den Wucher üben, der ihre Standescollegen in materielles und sittliches Elend stößt. Der Darlehenszinsfuß, versichert das Währinger Spar- und Vorschuss-consortium, müsse ein hoher bleiben, damit für die Einlagen eine hohe Verzinsung gewährt werden könne. Und in einem Jahre, in dem die Sparcassen Einlagen mit 3 Procent verzinsten, hat das Consortium den Einlegern 5½ Procent Zinsen gezahlt. Aber der kleine Beamte, der ein Darlehen von 1000 Kronen aufnimmt, hat nicht den Wunsch, daß ihm seine Einlage von 100 Kronen hoch verzinst werde, sondern will jene 1000 niedrig verzinsen. Der Reiche, der niemals des Darlehens bedarf, ist allein am hohen Einlagenzinsfuß interessiert, und ein Verein, der die Hebung des Beamtenstandes seinen Zweck nennt, verschafft in Wahrheit einzelnen Beamten, die vielleicht als Vorgesetzte ihre Macht ausnützen, um nothleidende Untergebene dem Verein zuzutreiben, die Möglichkeit, auf Kosten des Standes über ihrem Stand zu leben. Oder will man die Entschuldigung gelten lassen, daß die hohe Verzinsung der Consortialeinlagen nicht immer auf Kosten darlehenwerbender Beamter erreicht wird? Es ist ja noch nicht allzulang her, daß wir von einem Consortium des Beamtenvereins erfuhren, es habe seine Mittel nicht verwendet, indem es selbst Nothleidenden Darlehen ertheilte, sondern bessere Verzinsung als Escompteur eines stadtbekannten Wucherers erzielt...

†

* * *

Die Nordbahn will am 1. Januar 1904, also in dem Augenblick, da sie der Concession vom Jahre 1886 zufolge verstaatlicht werden kann, auch wirklich verstaatlicht werden. Das ist leicht begreiflich. Der Preis, den der Staat für die Nordbahn zu bezahlen hat, hängt nämlich von den Erträgnissen der sieben

letzten, der Verstaatlichung vorangehenden Jahre ab, wobei die beiden ungünstigsten dieser sieben Jahre auszuschalten sind; natürlich — wir leben in Oesterreich — die für die Nordbahn ungünstigsten und folglich für den Staat günstigsten Jahre. Die Nordbahn hat nun in den Jahren 1896 und 1898 höhere Erträgnisse als jemals vorher und nachher erzielt. Und es ist ja klar, daß sie vom Jahre 1896 an, dem ersten, das für die concessionsgemäße Verstaatlichung am 1. Januar 1904 in Betracht kam, bemüht sein mußte, fünf möglichst günstige Bilanzen aufzustellen und alle großen Ausgaben in zwei Jahre zusammenzudrängen, welche bei der Berechnung unberücksichtigt bleiben sollten. Aber Herr v. Wittek hat diese Absicht durchkreuzt, und es gelang der Nordbahn nicht, zwei anormal ungünstige Bilanzen zu schaffen, sondern sie vermochte vielmehr nur zweimal anormal günstige Resultate auszuweisen. Wird noch im Lauf des Jahres 1903 der Verstaatlichungsvertrag abgeschlossen (d. h. übernimmt der Staat die Bahn am 1. Januar 1904), so ist der Zeitraum von Anfang 1896 bis Ende 1902 für den Preis maßgebend. Will der Staat die Nordbahn am 1. Januar 1905 übernehmen, so fällt das eine der günstigsten Jahre (1896), und wenn erst am 1. Januar 1907 verstaatlicht wird, fällt auch das zweite (1898) weg. Um anderthalb Dutzend Millionen wäre die Nordbahn zu Beginn des Jahres 1907 billiger zu haben als drei Jahre vorher. Kann man sich wundern, daß sie's mit der Verstaatlichung eilig hat? Eifervoll sehen wir seit Monaten die gesammte Börsenpresse für den früheren Verstaatlichungstermin plaidieren, unbekümmert um das eigene Interesse am längeren Bezug der fetten Jahrespauschalien eines Privatunternehmens. Wie hoch muß die Belohnung sein, die man für solche Uneigennützigkeit von der Nordbahn erwartet?!

*

Herr Dr. Kolischer, Abgeordneter der Handelskammer von Brody, ist in den letzten Jahren zu Einfluß im Parlament gelangt,

dem er als eine nationalökonomische Capacität gilt. Er hat sich für die Verländerung der Industrie und für die Wasserstraßen eingesetzt, und er ist ein eifriger und erfolgreicher Agitator für die Verstaatlichung der Nordbahn. Ein Theoretiker der Wirtschaftspolitik könnte freilich Herrn Dr. Kolischer vorwerfen, daß seine Bestrebungen widersprechende seien: wenn das Kronland Galizien Wasserstraßen fordere, um seine Erzeugnisse leichter im Westen Oesterreichs abzusetzen, dürfe es nicht gleichzeitig den Absatz der westösterreichischen Fabrikate im Osten Oesterreichs zu schmälern versuchen; und wenn der Staat Canäle erbaue, könne man ihm nicht zumuthen, daß er zu einem hohen Preise die Nordbahn erwerbe, der jene Canäle in wenigen Jahren Concurrenz machen werden. Aber Herr Dr. Kolischer kann den Vorwurf, daß er sich widerspreche, schlagend durch den Hinweis widerlegen, daß er Besitzer einer großen Papierfabrik in Grodek in Galizien ist. Er hat sich dafür eingesetzt, daß Galizien seinen Bedarf an industriellen Producten bei galizischen Industriellen decke — und die staatlichen Aemter in Galizien beziehen das Papier aus Herrn Dr. Kolischers Fabrik. Er ist für Wasserstraßen eingetreten — und die Wasserstraßen werden den Holztransport in Galizien und folglich das Rohmaterial der Fabrik des Herrn Dr. Kolischer verbilligen; er kämpft für die Verstaatlichung der Nordbahn — und einflußreiche Abgeordnete haben bei den Staatsbahnen allzeit mehr Entgegenkommen für ihre Tarifwünsche gefunden als bei Privatbahnen. Die Frage, ob Herr Dr. Kolischer ein guter Nationalökonom ist oder nicht, lässt sich leicht entscheiden; er ist jedenfalls ein guter Privatökonom.

* * *

Herr Dr. Baernreither hat es sich gründlich mit der ‚Neuen Freien Presse‘ verdorben. Seiner Staatsrede bei der ersten Lesung der Ausgleichsvorlagen gedachte das Blatt am Schlusse seines Vorberichts über die Sitzung des Abgeordnetenhauses in der folgenden Art: »Auch der Abgeordnete Dr. Baernreither ergriff das Wort, und seine stark docierende Rede sollte, wie er ankündigte, eine Bilanz des Aus-

gleiches bieten und den Koerber'schen Ausgleich in Vergleich mit dem Badeni'schen und Thun'schen Ausgleich setzen.« Dem Reichsrathsbericht aber gieng ein dreispaltenlanger Artikel voran, in dem die ‚Neue Freie Presse', gegen einen nicht genannten Ankläger polemisierend, zu beweisen suchte, daß sie zuerst und bis zuletzt den »Schutz der kleinen Zuckerfabriken« gepredigt habe. Das war freilich schwer zu beweisen, und während die ‚Neue Freie Presse' that, als ob der Ausspruch: Lasset die Kleinen zu mir kommen! vom Economisten stammte, berichtigte der Verfasser eines am 17. März 1902 erschienenen Artikels, den das Blatt durchaus zu einer Polemik gegen die großen Fabriken umdeuten wollte, zwei Tage später, eine solche Polemik sei ihm ferngelegen, da er »selbst die Interessen einer großen Fabrik zu vertreten habe, allerdings als loyaler Freund auch der kleineren Fabriken«. Weiß man indes, daß der mit so vollgiltigen Beweisen bekämpfte und nicht genannte Ankläger der ‚Neuen Freien Presse' eben Herr Dr. Baernreither war, der ihr in seiner Rede über den Ausgleich vorgeworfen hat, daß sie im Solde der großen Zuckerraffineure die Zuckercontingentierung bekämpft habe, so kann man es dem Blatt nicht verargen, daß ihm jene Rede missfiel. Herr Dr. Baernreither wird aber auch einsehen müssen, daß er Herrn Benedikt Unrecht gethan hat. Es ist unrichtig, daß man »aus allen diesen Kundgebungen (der ‚Neuen Freien Presse') das einseitige Interesse einer gewissen Gruppe von Zucker-Industriellen herausfühlt.« In Wahrheit kann die ‚Neue Freie Presse' immer auch anders. Sie schreibt für den Schutz der Kleinen und für den Schmutz der Großen, war niemals einseitig, und nimmt von allen Seiten, von den Zuckerraffineuren und von den Rohzuckerfabrikanten, Geld und vom Finanzministerium Informationen. †

* * *

Noch vor Monatsfrist haben sich die Herausgeber der ‚Zeit‘ ihren kläglichen Misserfolg wegdisputieren können. Die Enttäuschung aller Socialpolitiker, die Entrüstung aller Geschmackvollen galten ihnen nichts. Mochten die Anständigen unter den Geldgebern erklären, sie gäben ihr Capital verloren und wollten weiter nichts mit dem Blatt zu thun haben; mochten Mitarbeiter — wie Dr. Heinrich Friedjung — ihre Thätigkeit einstellen, andere jedem, der es hören wollte, verkünden, daß sie sich mit keiner Zeile des Blattes, die sie nicht selbst geschrieben hätten, identificieren, — der Optimismus, der da glaubt, eine Missgeburt müsse sich, weil ihr zwei Millionen in die Wiege gelegt wurden, zu einem gesunden Kind aufpäppeln lassen und im zweiten, dritten und vierten Jahre müsse sich der Ertrag einer Zeitung verdoppeln, verdreifachen und vervierfachen, war noch immer nicht widerlegt. Aber es gibt einen unwiderleglichen Beweis für das Scheitern eines Concurrenzunternehmens: es ist endgiltig in dem Augenblick unterlegen, in dem das concurrenzierte Unternehmen seinen Sieg durch die Erhöhung der Preise documentiert. Jede erfolgreiche Concurrenz kommt durch die Herabsetzung der Preise — oder durch die Verbesserung der Ware, zu der sie zwingt, — dem Consumenten zugute; jede missglückte Concurrenz schädigt den Consumenten noch mehr und andauernder als den Concurrenten, weil, sobald sie aus dem Feld geschlagen ist, der Concurrenzierte nicht bloß die Kriegskosten hereinbringt, sondern dem Publicum auch einen dauernden Tribut in der Form von Monopolpreisen auferlegt. Herr Isi Singer hat vor Jahren das amerikanische Wirtschaftsleben studiert, und um Beispiele aus der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens, die den Zusammenhang zwischen gebrochener Concurrenz und der Bildung von Monopolpreisen erhärten, ist er gewiss nicht verlegen. Jetzt hat er selbst die Geschichte des österreichischen Zeitungswesens um ein

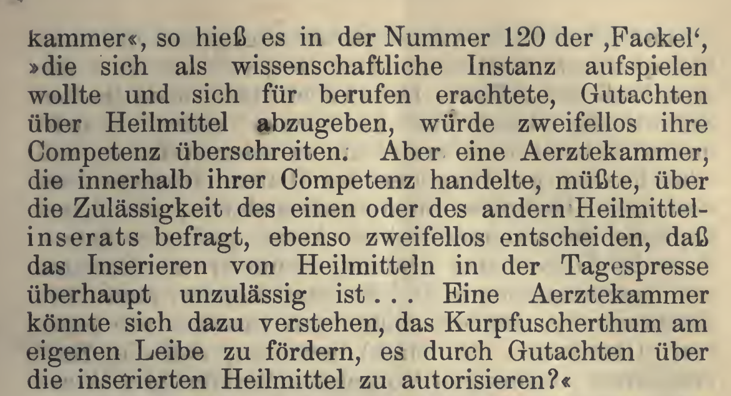
trauriges Beispiel für solchen Zusammenhang bereichert. Und es wäre nicht mehr harmlose Selbsttäuschung, sondern der crasseste Betrug seiner selbst und anderer, wenn er nach dem 1. März, nach der Reform des Inseratentarifs der ‚Neuen Freien Presse‘ noch von einem Erfolg der ‚Zeit‘ spräche. Wie hatten die Herren Bacher & Benedikt vor dem Erscheinen des Concurrenzblatts gezittert! Vor seinem Erscheinen! Kostspielige gelegentliche Mitarbeiter wurden für alle Theile der ‚Neuen Freien Presse‘ geworben, die Sonntags- und Feiertags-Nummern wurden zusehends reichhaltiger, selbst in den »Fachblättern« tauchte ab und zu ein Artikel eines Fachmannes auf. Es kam so weit, daß sich Herr Benedikt Berechnungen über die Kosten eines zweiten Abendblattes vorlegen ließ, das den Abonnenten unentgeltlich zugestellt werden sollte. Die ‚Zeit‘ erschien —, und das Project des 7 Uhr-Abendblatts fiel in den Papierkorb der Fichtegasse-Redaction; die ‚Zeit‘ hatte einige Wochen gelebt, — und die Ausgestaltung der ‚Neuen Freien Presse‘ ward sistiert; der 1. März kam, das materielle Deficit der ‚Zeit‘ war tief in die zweite Million gerathen, das moralische Deficit unberechenbar, — und die ‚Neue Freie Presse‘ erhöhte den Inseratentarif. Seit dreißig Jahren war der Inseratentheil sechsspaltig, seit drei Wochen ist er — oh heilige Judenzahl! — siebenspaltig und die schmälere Zeile ist theuerer. Vier Jahre lang hatte die ‚Fackel‘ die Unmoral des Inseratentheils bekämpft, und die ‚Neue Freie Presse‘ hatte die Inseratencensur verschärft; fünf Monate lang hatte der Kampf der ‚Zeit‘ gegen die Unmoral des Inseratentheils gewährt, und die ‚Neue Freie Presse‘ hat die Preise der Sexual-Inserate hinaufgesetzt. Als das »große moderne Tagesblatt« der Herren Singer und Kanner angekündigt war, holten die geängstigten Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘ das bei der Defraudation des Zeitungsstempels ersparte Geld aus den Cassen her-

vor. Heute aber ist von Erhöhung der Ausgaben, von besserer Bedienung der Abonnenten keine Rede mehr, und man begnügt sich nicht, mit fetten Profiten zu knausern, sondern unternimmt im Vertrauen auf die durch eine unfähige und unlautere Concurrenz verstärkte Monopolstellung einen Raubzug gegen die Inserenten.

†

* * *

Anfangs November hat sich die ‚Zeit‘ gerühmt, daß sie »alle Heilmittelinserate der Aerztekammmer zur Prüfung vorlegt, damit kein zweifelhaftes Heilmittel auch nur in unserem Inseratentheil angepriesen werde«. Anständiger, mochte der flüchtige Leser denken, könne ein Tagesblatt nicht handeln, und beruhigt dürfe der Laie fürderhin, des ärztlichen Beistands entrathend, sich an den Inseratentheil der ‚Zeit‘ halten, in dem die Aerztekammer für Leiden aller Art probate Heilmittel empfehle. Daß das Inseratengeschäft der ‚Zeit‘ thatsächlich unter den Auspicien der Aerztekammer betrieben werde, schien nicht zweifelhaft: Herr Isi Singer konnte doch nicht öffentlich verkünden, daß er der Aerztekammer alle Heilmittel zur Prüfung vorlege, wenn die Kammer die Prüfung nicht auch wirklich vornahm. Als Universitätsdocent muß er wissen, daß Einer, der sich zu den strengen Prüfungen gemeldet hat, nicht bloß nicht befugt ist, sich den Doctortitel anzumaßen, sondern daß sogar die Führung des täuschenden Titels Doctorand mehrmals und erst neulich wieder verboten ward: der Reclamesucht, die schon für die Anmeldung zur Prüfung jene öffentliche Achtung beansprucht, die erst dem Prüfungserfolg gebührt, soll gesteuert werden . . . Abzuwarten blieb lediglich, wie die Aerztekammer ihr Verhalten gegenüber Herrn Isi Singers Zumuthung, daß sie seine Inserate approbieren solle, rechtfertigen würde. »Eine Aerzte-



kammer«, so hieß es in der Nummer 120 der ‚Fackel‘, »die sich als wissenschaftliche Instanz aufspielen wollte und sich für berufen erachtete, Gutachten über Heilmittel abzugeben, würde zweifellos ihre Competenz überschreiten. Aber eine Aerztekammer, die innerhalb ihrer Competenz handelte, müßte, über die Zulässigkeit des einen oder des andern Heilmittelinserats befragt, ebenso zweifellos entscheiden, daß das Inserieren von Heilmitteln in der Tagespresse überhaupt unzulässig ist . . . Eine Aerztekammer könnte sich dazu verstehen, das Kurpfuscherthum am eigenen Leibe zu fördern, es durch Gutachten über die inserierten Heilmittel zu autorisieren?«

Nun liegt das Februarheft der »Mittheilungen der Wiener Aerztekammer« vor, und wir werden darüber beruhigt, daß sowohl die Aerztekammer wie Herr Isi Singer in ihren Schranken geblieben sind. Dieser hat sich nicht zu einem ihm nicht zukommenden Anticorruptionismus verstiegen und sich nicht um die Reinigung des Inseratenwesens, sondern bloß um die Hebung des Inseratengeschäfts bemüht, da er — wie wir jetzt wissen — von der Aerztekammer die Erlaubnis erbat, »daß in eine von dem Journal eigens zu eröffnende Annoncenrubrik ‚Diätetische, pharmaceutische und kosmetische Specialitäten‘ der Vermerk aufgenommen werde: ‚Von der Wiener Aerztekammer approbiert‘, oder: ‚Annoncen dieser Branche werden der Wiener Aerztekammer zur Approbation vorgelegt‘«. Die Aerztekammer aber hat Herrn Isi Singer's Ansinnen rundweg abgelehnt mit der Begründung: »daß die meisten sogenannten kosmetischen Specialitäten Geheimmittel seien, deren therapeutischen Werth zu beurtheilen die Kammer nicht in der Lage sei. Die Kosmetik greife in manche Sphäre der Heilkunde hinein, weshalb die Anwendung kosmetischer Mittel dem Laien nicht ohneweiters überlassen werden solle. Auch werden die in Oesterreich zum Vertriebe zugelassenen

kosmetischen Mittel viel zu theuer abgegeben und seien therapeutisch werthlos«. Das Heiterste ist aber der Abschluß der Affaire. Den Tadel einer unstatthaften Zumuthung durch das Lob einer guten Absicht mildernd, hatte die Aerztekammer ausgesprochen, daß »das bisherige Vorgehen des Blattes, Inserate über verbotene Heilmittel nicht aufzunehmen, die Anerkennung der Kammer und der Aerzte gefunden habe«. Herr Isi Singer aber braucht, wenn er die Reclame der Aerztekammer nicht erreichen konnte, nicht ihre Anerkennung, sondern Geld, und Inserate wie jenes von »Glandulén« (15. März) beweisen, daß die ‚Zeit‘ von ihrem »bisherigen Vorgehen« vernünftiger Weise wieder abgekommen ist . . .

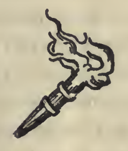
* * *

Die nachfolgende Stelle ist einem wissenschaftlichen Werke entnommen, das vor einigen Tagen im Buchhandel erschienen ist, »Die Telegraphie ohne Draht« von Augusto Righi, ö. Prof. der Universität Bologna, und Bernhard Dessau, Docenten der Universität Bologna, (Vieweg & Sohn, Braunschweig. 1903.):

»Man will uns glauben machen, Marconi's Erfindung habe die Mission, den elektrischen Nachrichtenaustausch von der Fessel des Leitungsdrahtes zu befreien und diesen aus dem Gebiete der Verkehrsmittel gänzlich zu verbannen. Und doch heißt es die Aufgabe der drahtlosen Telegraphie verkennen, wenn man sie in einen vorzeitigen Wettbewerb mit der Leitungstelegraphie drängen will. Versetzen wir uns im Geiste um sechs oder sieben Jahrzehnte zurück, in die Zeit, da die Leitungstelegraphie dank den Erfindungen von Gauss und Weber, von Morse und Steinheil ihre ersten Triumphe feierte. Denken wir uns, anstatt der Genannten sei damals Marconi mit seiner Erfindung gekommen. Die Welt, unbekannt mit der Thatsache, daß elektrische Wirkungen auch durch Drähte von Ort zu Ort übertragen werden können, habe um der offenkundigen Vortheile des neuen Verkehrsmittels willen die Nach-

theile desselben, wie die gegenseitige Störung gleichzeitiger Signale, die Nothwendigkeit einer vereinbarten Geheimsprache u. s. w. gern in Kauf genommen. Nun aber sei Morse mit seinem auf Leitung begründeten Telegraphen auf dem Schauplatz erschienen. Kann ein Zweifel darüber bestehen, daß der Leitungsdraht in diesem Falle nicht als eine Fessel, sondern als ein befreiender Fortschritt begrüßt worden wäre? Diese einfache Erwägung sollte, so will uns scheinen, auch den begeistertsten Anhänger Marconi's überzeugen, daß für jetzt und auch wohl noch für geraume Zeit nicht im Kampfe mit der alten Telegraphie, sondern in ihrer Ergänzung die wahre Aufgabe der drahtlosen Telegraphie vorgezeichnet ist.«

Righi, der Mitverfasser des Buches, war Marconi's Lehrer.



Eine farbensatte Schilderung der Reize Venedigs in der ‚Neuen Freien Presse' vom 15. März. »Schon der Klang dieses Namens genügt . . .«, »herrliche Lagunenstadt . . .«, »Sehnsucht nach Italien . . .«. Aber da, in der elften Zeile, was ist das plötzlich? Aus mondlichem Lagunenglanz, aus dem süßen Traum von Barcarole und Liebe taucht der Name »Julius Grünwald« auf. »Und wenn man einen Freund oder Bekannten, der schon dort war, um Rath fragt, wo man wohnen solle, so erhält man gewiss die Antwort: ‚Natürlich im Grand Hôtel d'Italie Bauer-Grünwald'«. In Herrn Grünwald aber sei »die Firma gleichsam verkörpert«. Sein Auftreten »flößt Respect und Bewunderung ein«. »Wer die einzelnen Phasen in der Ausgestaltung seines Etablissements kennt, der konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, daß dabei Genie und Zähigkeit am Werke sind, eine ruhmvolle Lebensaufgabe zu vollenden.« Hat Herr Grünwald Venedig für Oesterreich zurückerobert? Fast scheint es so; denn die Oesterreicher werden aufgefordert, »auf ihren Landsmann stolz« zu sein. Besitzer eines Hôtels? Keine Spur! »Das ist kein bloßes Hôtel

mehr, das ist ein Märchenschloss, . . . würdig, den classischen Kunstbauten Venedigs an die Seite gestellt zu werden.« Warum wohl? Herr Grünwald hat mit dieser Aufgabe »die bestbekannte und renommierte Firma Bothe & Ehrmann in Wien betraut«. Folgt eine ausführliche Beschreibung der Intérieurs. Der Inseratenagent versichert, daß die Firma ihren Ruf glänzend bewährt hat und daß Venedig »eine Stätte hoher künstlerischer Anforderung« sei. Wird sich da noch Herr Servaes, wenn er einen venetianischen Kunstbrief schreiben sollte, unterstehen dürfen, eine Stilwidrigkeit auszusetzen? Der Hôtelier und die Kunstmöbelfirma haben gezahlt, und ihre Anpreisung ist im redactionellen Theil in auffallendstem Druck erschienen. Wenn der Kunstkritiker sie entwerthen wollte, wäre die Administration zur Rückgabe des empfangenen Geldes civilrechtlich verpflichtet. Das corrupteste Blatt der Welt weiß selbst aus dem Stimmungszauber der Lagunen Inseratenlohn herauszuschinden. Venedig!, ruft es, »schon der Klang dieses Namens genügt . . .« Aber Italien hat noch andere Herrlichkeiten. Vom Standpunkt des Economisten könnte selbst Rom's Capitol Zinsen tragen, und eine neue Devise mag lauten: »Neapel sehen und erpressen. . .«. Als einst ein Kunstkritiker des ‚Extrablatt' Michelangelo mit Anerkennung erwähnte, soll der Chef, Herr F. J. Singer, indigniert gerufen haben: »Der inseriert doch nicht bei uns!« Ein idealer Causalnexus zwischen Unbildung und Corruption! Die Leiter der ‚Neuen Freien Presse' sind gebildeter. Wenn sie einmal im localen Theil das Zeitalter der Renaissance preisen, dann darf man höchstens vermuthen, daß sie es nicht unter einem Betrage von Cinquecento thun.

* * *

Culturactuelles.

‚Zeit', 17. März:

»Eine interessante Darstellung des Verhältnisses zwischen Louise von Toscana und Giron, über welches gegenwärtig in der Presse verschiedene Darstellungen verbreitet sind, gibt uns unser Correspondent aus San Remo. Seine Mittheilungen, deren Verlässlichkeit er verbürgt, lauten: Anlässlich der am 3. Februar erfolgten Abreise der Prinzessin Louise und Giron's

von Mentone ließen sie in der Hast den größeren Theil ihres Gepäcks im Hôtel zurück. Alle diese Gepäcksstücke befinden sich noch jetzt im Hôtel d'Angleterre. Herr Arbogast, der Besitzer des Hôtels, hat sich wiederholt an Herrn Giron gewendet, um zu erfahren, was er mit den Effecten beginnen solle . . . Das Zimmer, in welchem die Gepäcksstücke zurückgelassen wurden, ist ein ganz kleines bescheidenes Gemach, gegen Süden gelegen, mit zwei Fenstern nach dem Meer hinaus. An der Wand stehen zwei Koffer; auf dem Kleiderrechen hängt ein Herrenüberzieher, ein weicher Herrenfilzhut, ein Damenmantel aus Seide und ein Frauenstrohhut. Am Fuße des Bettes stehen drei Paar Damenschuhe. Auf dem Bette liegt ein weißer, sehr einfacher, nicht einmal mit Spitzen besetzter Peignoir. In den Koffern sind die Effecten in bunter Unordnung durcheinandergeworfen; Männer- und Frauenkleider, ein Buch von Heine, ein Roman von Anatole France, allerlei Dessous — so, wie die Gegenstände von den Hôtelangestellten pêle-mêle in den Koffer geworfen wurden . . . Gleichzeitig zeigte mir Herr Arbogast in einem der Koffer eine charmante Babyausstattung, welche die Prinzessin drei Tage vor ihrer überstürzten Abreise gekauft hatte.«

* * *

Als Schindler in seines Schaffens Blüte stand, wurde in Wien die »echte Kunst« durch das Trifolium Bitterlich, Eisenmenger und Griepenkerl repräsentiert. Nun soll uns der Sohn jenes Bitterlich, der Bildhauer, einen neuen Kunstfrühling bringen. Schon steht am Lugeck sein Gutenberg-Denkmal; er hat es trotz dem Unverstand einer Jury ausführen dürfen, die einem Mitbewerber den ersten Preis zuerkannte. Die Hunde aus den Gassen um den »Lugeck« sind der Ansicht, Herr Bitterlich habe da einen Eckstein moderner Kunst hingestellt. Und seither ist es ausgemacht, daß für das Bedürfnis nach Denkmälern keiner besser als Herr Bitterlich zu sorgen versteht. Kürzlich hat er den ersten Preis bei der Concurrenz um das Deutschmeisterdenkmal erhalten, soeben den besten bei der Concurrenz um das Denkmal der Kaiserin. Früher schon hatte Herr v. Hartel Herrn Bitterlich's Bedeutung erkannt; er meinte, einer Akademie der bildenden Künste, an die

Max Klinger nicht kommen will, bleibe nichts übrig, als in den bitterlichen Apfel zu beißen; und da der feine Edmund Hellmer eben an die Specialschule für höhere Bildhauerei berufen worden war, wurde Herr Bitterlich sein Nachfolger in der Leitung der allgemeinen Bildhauerschule. Gegenwärtig dient er dort sein Probejahr ab. Aber sollte es an den beiden mit Preisen bedachten Proben nicht genug sein? Kunstkenner erklären, Herrn Bitterlich's Entwürfe bewiesen, daß er über die allgemeine Bildhauerschule bereits hinaus ist. Der Mann gehöre unbedingt an die höhere Bildhauerschule — des Professors Hellmer. ○

* * *

Die neue Orthographie.

(Ein zeitgemäßes Citat.)

»Ew. Wohlgeboren rühmlichst bekannter Eifer für unsere neue Orthographie oder, wie sie sie jetzt schicklicher nennen, Cäno- oder Kainographie, um sie nicht mit der alten, sogenannten Orthographie zu verwechseln, hat mich aufgemuntert, Denenselben einen Plan zur Bekanntmachung vorzulegen, der mit dem Kainographischen viele Aehnlichkeit hat, nämlich die Beinkleider abzuschaffen.« ... »Daß es einem auffallend sein würde, jetzt einen Minister oder General ohne Beinkleider herumgehen zu sehen, das ist bloß die Ungewohnheit, lächerliches Vorurtheil. Es ist nicht mehr, als statt des einfältigen der und physisch jetzt där und füsisch zu schreiben, welches recht ist.« ... »Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, sind die Deutschen unstreitig in der Ortokrafi. Das Süstem, das uns Herr K ... hierüber gegeben hat, ist vortreflich. Fürz gleich nicht überall Ueberzeugung bei sich, so fürz doch auf Einigkeit, und hilfz nichz, so schatz doch auch nichz. Vorzüglich Dank ferdint Herr Mülius in Berlin, der auch in seinem zerdeutschten Gil Blas Hüpokrates schreibt, und also auch vermuthlich Filüppus und Hippotese schreiben würde. — — Neulich entstand bei einem Testament ein entsetzlicher und fast scandalöser Streit über folgende Worte: ‚Auch vermache ich das Heu von meinen Wiesen den jedesmaligen drei Stadtfarren zu O ...‘ Es wurde nämlich gestritten, ob Testator die Prediger des Orts, oder die Bullen

gemeint habe; und weil die letztern einen bessern Advocaten erhielten, als die erstern, so fiel das Heu dem Bullenstall zu. Der Advocat für die Prediger wusste nichts beizubringen, als daß man einem unvernünftigen Vieh nichts vermachen könne; nur sei bekanntlich Testator ein Anhänger von Herrn K . . . und dessen prosaischen Werken gewesen, und habe daher farren statt pfarrern geschrieben. Dagegen erwies der Advocat für die Bullen mit unwidersprechlichen Zeugnissen, Testator sei zwar ein eifriger K—ianer, aber, da er selbst Pfeiffer geheißen, auch ein hartnäckiger Vertheidiger des Pf gewesen, weshalb er wol oft Klopfstock und Trepfe gesagt, aber sich nie Feiffer unterzeichnet habe. Die Sache wäre also klar. Ueberdies habe der Selige bekanntlich nicht viel auf die dasigen Herren Prediger gehalten, und da die Wiesen gegen dreihundert Thaler abwerfen, so wäre es gar nicht wahrscheinlich, daß er sie gemeint hätte u. s. w.«

Georg Christian Lichtenberg (1742—1799).

* * *

Ein Circular.

Wien, Datum des Poststempels.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben einem unserer Rechercheure die Abbestellung Ihres Abonnements auf ‚Die Zeit‘ mit Mängeln des Drucks und der Zustellung unseres Blattes motiviert. Diese in den ersten Anfängen unvermeidlich gewesenen Mängel wurden seither vollkommen behoben. Damit Sie sich hievon überzeugen können, gestatten wir uns, Ihnen neuerdings unser Blatt für einige Zeit unentgeltlich zuzuschicken.

Hochachtungsvoll
‚Die Zeit‘.

Die Abbestellung des Abonnements auf die ‚Zeit‘ ist noch nie mit Mängeln des Drucks, sondern stets mit Langeweile motiviert worden, und nicht über die schlechte Zustellung haben sich die Wiener beschwert, sondern darüber, daß ihnen das Blatt überhaupt zugestellt wurde. Aber auf tausend Zetteln, in Druckerschwärze festgelegt, von der ‚Zeit‘ selbst bestätigt, flattert jetzt die Kunde von den »abbestellten Abonnements« in die Welt. Schwarz auf weiß kann's jeder lesen. Ist das ein dummes Blatt!

* * *

»Stücke im Arbeitermilieu haben sich überlebt, ich habe darum Auftrag gegeben, jedes Stück zu retournieren, das die Stube des armen Mannes schildert oder dessen sociales Elend. Das gleiche Schicksal widerfährt den Bauernkomödien; das sind Dinge, die meinem Publicum nicht behagen.«

So soll sich Herr Adolph Weisse zu einem Interviewer des ‚Neuen Wiener Journal‘ (15. März) — dieser behauptet es — geäußert haben. Herr Weisse ist Mitdirector des Deutschen Volkstheaters.

* * *

Wiener Musikkritiker untereinander.

In dem neuesten Antiquariatskatalog (Nr. 43) der Buchhandlung A. Mejstrik kann man auf Seite 68 das Folgende lesen:

3101: Kalbeck M., Wiener Opernabende. 8⁰. Bln., 1899, geb. (K 9.60)
Mit eigenhändiger Widmung an Eduard Hanslick. K 6.—

Wenn der Antiquar das Werk um 6 Kronen verkauft, so hat er es um 3 Kronen erstanden. Schätzt Herr Hofrath Hanslick die Werke seines Collegen Kalbeck, die ihm eigenhändig gewidmeten, nicht höher?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Mehreren Fragern. Dem »Opfer der Socialpolitik« ist, wie ich höre, die ihm in Aussicht gestellte Hochherzigkeit bis heute nicht bewiesen worden. Umso haltloser ist die Vermuthung, daß der arme Ex-Externist das Zeugnis, das er der socialpolitischen Tadellosigkeit der ‚Zeit‘-Unternehmer ausstellte, für Geld geschrieben habe. So verblüffend der Umfall an sich war, aus der Darstellung, die ich in Nr. 132 gegeben habe, gieng für jedermann klar hervor, daß der Zwanzigjährige lediglich durch einen psychischen Druck ganz einziger Art dahingebracht worden war, die Reueerklärung, die er längst bereut, abzufassen. Pression und Depression haben da zusammengewirkt, und nur eine alberne Klagedrohung war imstande, den durch die Mittheilung einer erschütternden Familiennachricht mürbe Gemachten auf die Kniee zu zwingen. Sicherlich hat in dieser Affaire die andere Partei, die active, die unsympathischere Rolle gespielt. Das Gerede von der bezahlten Ehrenerklärung — die ‚Zeit‘ zahlt nicht so rasch — entstammt wohl der verleumderischen Notiz eines unserer düstersten Montagsblätter, der ‚Extrapost‘, die,

während ,Fackel' wie ,Zeit' der Bitte des Armen, seinen Namen zu schonen, willfahrten, die abenteuerliche Gemeinheit begieng, als völlig unbetheiligtes Blatt den Mann zu nennen oder vielmehr — der Name war schlecht aufgeschnappt — den Versuch gröblichster Indiscretion zu wagen. Bei dieser Gelegenheit sei festgestellt, daß ich für die in Nr. 132 enthaltene Darstellung der Scene, die sich zwischen dem Entlassenen, Herrn Singer und dem Grazer Correspondenten der ,Zeit' abgespielt hat, nicht von dem zuerst Genannten und auch nicht auf seine directe oder indirecte Veranlassung informiert worden bin.

Criminalist. Die Aufregung über den Erlass des Oberlandesgerichtspräsidiums war so überflüssig wie der Erlass. Das Geschwornenwesen ist bei uns zu einer Höhe der Vollkommenheit entwickelt, die nichts zu wünschen übrig lässt. Die §§ 9 und 10 des Gesetzes über die Bildung der Geschwornenlisten bestimmen, daß der Bezirkshauptmann, beziehungsweise der Gemeindevorsteher, vor allem jene Männer zu bezeichnen hat, welche ihm wegen ihrer »Verständigkeit, Ehrenhaftigkeit, rechtlicher Gesinnung und Charakterfestigkeit . . . für das Amt eines Geschwornen vorzüglich geeignet erscheinen«. Nun, für die Verständigkeit ist durch die Aufnahme von Ringelspielbesitzern und Hufschmieden gesorgt, während die Ehrenhaftigkeit, rechtliche Gesinnung und Charakterfestigkeit neulich erst durch David Fanto vertreten wurde. Bei diesem Manne könnte z. B. ich als Angeklagter, der jemanden der Corruption beschuldigt hat, gewiss das feinste Verständnis für meine Absichten voraussetzen.

Historiker. Aus Nekrologen der liberalen Presse: ». . . So wird erzählt, daß er während eines Sensationsprocesses mit der ,Fiaker-Milli', einer sehr bekannten Turfdame, Arm in Arm im Schwurgerichtssaale erschien. Bekannt ist auch, daß Graf Lamezan nach dem Ringtheaterprocess den ihm befreundeten Theaterdirector Franz Jauner persönlich in den Kerker geleitete. Graf Lamezan scheute sich auch nicht, Jauner im Kerker wiederholt Besuche abzustatten. Ob er mit ihm auch, wie vielfach erzählt wird, dort Strohmandl gespielt hat, ist nicht verbürgt.«

Humorist. Drei junge Leute sitzen kannegießernd beim Frühschoppen. Im Gespräch fällt ein unehrerbietiges Wort über den Kaiser. Der's gesprochen hat, wird angezeigt und zu drei Monaten Kerker verurtheilt. Das ,Neue Wiener Abendblatt' (11. März) betrachtet das als einen ungemein amüsanten Studentenulk und veröffentlicht die Gerichtsverhandlung unter der Spitzmarke: »Es hielten drei Gesellen ein fein's Collegium«.

Diplomat. Nun hat die arme Seel' a Ruh'! Herr Paul Goldmann, Berliner Correspondent der ,Neuen Freien Presse', war zu einer Soirée beim Grafen Bülow geladen. Und in einem zwei Spalten langen Telegramm erzählt er, welche Wunder er geschaut. »An gepuderten Lakaien vorbei, die Röcke aus gelbem Plüsch trugen, auf welche das Bülow'sche Wappen gestickt ist«, durfte er sich in die Gesellschaftsräume begeben. »Graf Bülow, der auf dem Frack den Stern des Schwarzen Adler-Ordens trug, empfieng jeden Besucher mit einem Händedruck und einigen liebens-

würdigen Worten«. Da, wie Herr Goldmann gleichzeitig constatiert, etwa 2000 Einladungen ergangen waren, muß Graf Bülow müde und heiser geworden sein. Aber über jeden einzelnen Gast weiß der Correspondent, der den Fettglanz seines Geistes sonst auch ohne Buffet zur Geltung bringt, eine interessante Beobachtung anzustellen. Sensationell wirkt die Mittheilung — ein Glück, daß sie rechtzeitig depeschiert wurde — über den türkischen Botschafter: »Ahmed Tewfik Pascha, der Schwager Edhem Paschas, des Besiegers der Griechen, eines der liebenswürdigsten Mitglieder des Berliner diplomatischen Corps, sah ein wenig blaß aus und klagte über Ermüdung, an der wohl die macedonischen Wirren schuld sind, die auch dem Berliner Vertreter der Türkei viel Arbeit machen«. »Neben dem außergewöhnlich großen ersten Secretär der chinesischen Gesandtschaft, dem vortrefflichen Herrn Kinginthai«, versichert Herr Goldmann, sei der »außergewöhnlich kleine Gesandte Herr Yintschang gestanden«. Er sah aber noch manches andere. So z. B., wie sich die Gräfin Bülow »in ein Gespräch mit Adolph Wilbrandt vertiefte, in welches der Professor Ludwig Stein aus Bern einbezogen wurde«. Der speculative Philosoph — bekanntlich an der Gründung des »Ueberbrettl« betheiligt — stand in der nächsten Nähe des Buffets, an dem Herr Goldmann den Prinzen Hohenlohe just in dem Momente beobachtet haben will, als er — darüber »klagte, daß er nun bald werde in die Wahlcampagne eintreten müssen, um sein Reichstagsmandat gegen die Clericalen zu vertheidigen«. Da er in diese Klage gerade vor dem Buffet ausbrach, so ist anzunehmen, daß Prinz Hohenlohe für den Kampf, dem er entgegengeht, noch einer kleinen Stärkung bedurft hatte. Herr Goldmann brauchte übrigens seine längere Anwesenheit an dem Buffet durchaus nicht zu bereuen. »Da konnte man mit Engelbert Humperdinck auf den Erfolg seiner nächsten Oper anstoßen, da konnte man auch dem Cellisten Heinrich Grünfeld die Hand drücken und von Meister Arthur Nikisch das Programm des nächsten philharmonischen Concertes erfahren.« Man sieht, der Berliner Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' hatte zu essen und zu reden. Mit einem Wort: er hatte alle Hände voll zu thun.

Scherenschleifer. Unter der Spitzmarke »Der Kampf gegen die Tuberculose. Ein Vortrag des Geheimraths v. Behring« berichtet das ‚Neue Wiener Journal' vom 13. März über die »Immunisierung des Kindes«. Es sei »Professor Behring gelungen, das Kind gegen Tuberculose vollkommen unempfänglich zu machen. Die ungeheure Bedeutung dieses Factums wird klar, wenn man erfährt, daß dieser Erfolg durch Einimpfung menschlicher Tuberkeln erzielt wird, wenn man sich vor Augen hält, daß die Tuberculose des Kindes auf den Menschen übertragbar ist.« Natürlich handelt es sich um einen consequent mitgeführten Druckfehler, nicht etwa darum, daß Herr Lippowitz die Kinder nicht für Menschen hält, weil bekanntlich Messer, Gabel, Scher' und Licht nicht für sie passen. Wie aber ist diese seltene Tücke des Druckfehlerteufels, dank welcher kommende Generationen, die das ‚Neue Wiener Journal' als wissenschaftliches Quellenwerk benützen, von der Ent-

deckung Behring's ein so falsches Bild erhalten werden, zu erklären? Ganz einfach. Es war nach Monaten der erste Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal', und die Setzer strauchelten, da ihnen einmal ein wirkliches Manuscript übergeben wurde.

Neugieriger. Sie fragen, ob Herr Lippowitz auch aus französischen Blättern nimmt. Grundsätzlich nicht, wiewohl ihn hier keinerlei autorrechtliche Bedenken hindern müßten. Aber bedenken Sie die Mühe des Uebersetzens, und dann: er fürchtet sich vor den brieflichen Recriminationen französischer Redacteure. Da ist nämlich schon das erste Wort eine höfliche Bosheit: »Mon scher confrère!«

Scharfrichter. Also wer hat Recht?

‚Neue Freie Presse', Abendblatt 10. März:

Olmütz, 10. März. (Hinrichtung.) Der Mörder des Webers Kudarek, der Taglöhner Franz Sentencik, wurde heute Früh durch den Wiener Scharfrichter justificiert ... Um 3/4 7 Uhr Früh erschien der Scharfrichter Lang mit seinen Gehilfen. Als der Delinquent den Galgen erblickte, schien es einen Moment, als ob er fliehen wollte, und die Polizisten traten näher an ihn heran. Sentencik senkte die Augen zu Boden, er wurde leichenfahl; die letzten Schritte legte er mit wankenden Knieen zurück. Der Justificierungsact gieng rasch vor sich; nach 14 Secunden wurde der Tod des Delinquenten constatiert.«

‚Wiener Allgemeine Zeitung', 31. März:

Heute Früh hat der 23jährige Webergehilfe Franz Sentencik seine Mordthat mit dem Tode gesühnt ... Schlag 7 Uhr fand im Hof der neuen Frohnfeste die Hinrichtung statt. Sentencik gieng aufrecht, festen Schrittes zum Richtpflock, wo ihn der Vicepräsident Dandler dem Scharfrichter Lang zur Justificierung übergab. Die Hinrichtung selbst gieng glatt vor sich; nach 52 Secunden meldete der Scharfrichter, daß er seine traurige Pflicht erfüllt habe.«

Juror. Ein Kenner äußert sich in der ‚Zeit' (17. März) über den an Arthur Schnitzler verliehenen Bauernfeldpreis. Er entschuldigt das Curatorium, das erst jetzt, zwei Jahre nach seiner Entstehung, den Dramencyclus »Lebendige Stunden« prämiiert hat: es müsse sich an seine Statuten halten und warten, bis eine Wiener Bühne den Dichter aufführt«. Ein Kenner! Der annoch unaufgeführte »Herr von Abadessa« des Herrn Dörmann ist aber als Manuscript belohnt worden, und auch die Bauernfeld-Biographie des Herrn Dr. Horner war meines Wissens noch nicht an einer Wiener Bühne aufgeführt, als das Curatorium ihrem Verfasser überflüssigerweise einen Betrag aus der Bauernfeld-Stiftung zuwandte.

Zoolog. Die ‚Neue Freie Presse' vom 5. März erzählt in einer Notiz über »Raritäten für Thiergärten«, daß im Londoner zoologischen Garten soeben »ein Goat, das Fabelthier aus den Jagdrevieren des

Wildwest«, eingetroffen sei. »Wer sich die derzeit noch aufliegenden englischen illustrierten Zeitungen ansehen will, findet die Abbildung des Goat«. Wer freilich vorher ein englisches Lexikon ansähe, würde finden, daß »goat« einfach »Bock, Ziege« bedeutet. Aber der ‚Neuen Freien Presse' zufolge ist es »der Urochs der Rocky Mountains«. »Das gewaltige Thier bewegt sich mit der größten Leichtigkeit in den Schluchten des Felsengebirgs«. Im ‚Graphic' vom 28. Februar kann man nun die Abbildung des »Rocky-Mountain goat« — so heißt das Thier — sehen, und der nebenstehende Text theilt mit, daß es im Jahre 1900 nach London gebracht wurde und die Größe eines großen Schafes hat.... Aber die ‚Zeit' ist eine wackere Concurrentin. Sie plaudert im Abendblatt vom 20. März über »Lebende Fische in kochendem Wasser« und erklärt dies Phänomen, das in Guatemala beobachtet wurde, folgendermaßen: »Da das heiße Wasser leichter ist als das kalte, steigt es an die Oberfläche und die Temperatur desjenigen, darin die Fische schwimmen, beträgt nur 35° Celsius, was im übrigen immerhin für ein Amphibium einen recht respectablen Wärmegrad darstellt«. Mit einer Reform der Zoologie will also die ‚Zeit' offenbar ihre culturfördernde Thätigkeit beginnen: Aber während man bisher glaubte, die Reform der österreichischen Zoologie müsse damit beginnen, daß man die Classe der Amphibien durch die Beseitigung der Pressreptilien verkleinert, will die ‚Zeit' diese Classe vielmehr durch Hinzurechnung der Fische vergrößern.

Wiener. »Maxim in Wien« — »Mozarthof«? Solche Contraste schafft das modern strebende Wien in Fülle. Ich finde die Verwandlung eines Hauses, in dem der edelste Genius gewaltet, in eine Stätte trivialerer Freuden, als die in der Musik Mozart's leben, gewiss betrüblich, aber nicht allzu aufregend. Nur dann wäre ein Wörtchen des Protestes am Platze, wenn es sich um ein der Commune gehörendes Haus handelte. Aber der Mozarthof ist ein Privathaus, dessen Besitzer man es nicht gut verwehren kann, seine Locale an die den besseren Zins zahlenden Miether abzugeben. Mit Ihrer Befürchtung, daß man im Sterbehause Mozart's jetzt »Orgien« feiern werde, zu denen Beethoven und Weber, die mit anderen die Front dieses ehrwürdigen Gebäudes schmücken, die Gäste einladen, sehen Sie wohl zu schwarz. Das neue Vergnügungsetablissement soll — ich habe mich noch nicht selbst davon überzeugt — bloß durch Langeweile das Andenken Mozart's verunehren.

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Die in Nr. 132 ausgewiesenen Spender O. C. Recht K 2.—, G. W. 2.50.—, Socius 10.—, Franz G. in Pilsen 4.—, »Ohne ‚Zeit' bess're Zeit« 10.— werden um eine Aeußerung bezw. Bekanntgabe des Zweckes, dem die Beträge zugewendet werden sollen, ersucht.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 132, Anfang März): Galgótzy und Parlament. — Ein socialpolitisches Organ. — Die Atmosphäre im Schwurgerichtssaal. — Antisemitische Gasuhren. Von Prof. Victor Loos. — Ehrennothwehr. — College Heinze. — Der Gewohnheitsdieb. — Hugo Wolf und Max Schlesinger. — Dialoge. — Liebe Fackel! (Die beruhigten Graslitzer). — Antworten des Herausgebers (Die Pflicht des Staatsbürgers; Gegen den Adel; Zwei Franzosen; Von Böcklin's »Judith«; Hermann Bahr über Hugo Wolf; Röntgen-Augen; Einem Philanthropen; Westeuropäisches).

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III.

Nr. 134 Erschienen am 6. April 1903 IV. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	. . K	7.—
« «	18	«	«	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	«	«	. . M.	7.—
« « « «	18	«	«	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	«	8.20
« « « « «	18	«	«	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 134 WIEN, ENDE MÄRZ 1903 IV. JAHR

Aus dem Subcomité des Pressausschusses: »Der Antrag, die Function eines verantwortlichen Redacteurs mit dem Reichsrathsmandat incompatibel zu erklären, wurde abgelehnt.«

Bravo! Und so wird denn eine Zeitung, die ungestraft beleidigen will, sich bloß einen Abgeordneten miethen müssen. Der Verfasser ist anonym, und der verantwortliche Redacteur ist immun. Nicht einmal zur Aufnahme einer Berichtigung kann man ein Blatt zwingen, dessen Verantwortlicher Diäten frisst. Eine falsche Ersparungsmaßregel war es, daß Wiener Zeitungseigenthümer den Inhalt aggressiver Artikel von Laufburschen und Zimmerputzern vor Gericht vertreten ließen. Ein Abgeordneter ist theurer; aber er erspart einem selbst die Geldstrafen, die auf »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« und auf Uebertretung nach § 19 gesetzt sind . . . Die Schmach, die man bisher einem lückenhaften Gesetz zuschrieb, soll legalisiert werden. In Oesterreich, wo das Unwahrscheinliche Ereignis wird, werden sich künftig die Begriffe »verantwortlich« und »immun« decken. Parlament und Journaille vereinigen sich zur Entrechtung des Publicums.

* * *

Richtermangel und Richterüberfluss.

Ein Jurist schreibt mir:

Vergeblich wird seit Jahren über die Ueberbürdung der Strafrichter geklagt. Untersuchungsrichter

im Wiener Landesgericht haben wiederholt um Sperrung ihrer Referate gebeten: zu Dutzenden seien verwickelte Fälle unerledigt, Wochen und Monate lang säßen Leute in Untersuchung, ehe es zur Verhandlung kommt, bei der sie mit einigen Tagen Arrests bestraft werden; und täglich würden dem Untersuchungsrichter neue Fälle zugewiesen, täglich mehr, als er bis in die Nacht hinein aufarbeiten könne. Die Beschwerden halfen nicht: man durfte nicht Einen auf Kosten der Anderen entlasten, die selbst überlastet waren. So blieb unsere Strafjustiz eine Justiz der Rückstände, und wen kann es Wunder nehmen, daß sie dabei eine rückständige Justiz blieb? Wohl wusste man, daß eine ausgiebige Vermehrung des Strafgerichtspersonals die beste und dringendste Justizreform in Oesterreich wäre. Aber der Strafrechtspflege fehlt der Reformatoreneifer eines Klein, und für Menschenschicksale bringen auch unsere Socialpolitiker nicht das Interesse auf, das der Schutz kaufmännischer Forderungen allzeit bei ihnen findet. Mit der Entschuldigung, daß kein Geld vorhanden sei, um die Strafrichterstellen zu verdreifachen, hilft man sich darüber hinweg, daß beim Wiener Landesgericht ein Mann, der im Verdacht steht, eine silberne Taschenuhr (Werth 12 Kronen) gestohlen zu haben, vier Monate und länger in Untersuchungshaft sitzt. Und wenn ein Untersuchungsrichter jammernd eingesteht, daß er Proletarier aus keinem andern Grunde in Untersuchungshaft hält als dem, daß die Vorführung des Häftlings in jeder freien Viertelstunde des Richters möglich ist, während die Citierung des in Freiheit befindlichen Beschuldigten wegen des häufigen Wohnungswechsels der Proletarier Mühe und Zeit kostet, — so wird niemand es dem gewiss nicht unmenschlichen, aber unmenschlich überbürdeten Strafrichter vergargen, daß er sich seine Arbeit vereinfacht; und der brave Staatsbürger, vor die Wahl gestellt, die Verlotterung des Strafgerichtswesens fernerhin zu

dulden oder seine Verbesserung mit einer Erhöhung der Steuern zu erkaufen, wird sich gern damit abfinden, daß Alles beim Alten bleibt.

Niemals ist aber davon die Rede gewesen, daß nicht allein die Kostenfrage die Vermehrung des Strafgerichtspersonals erschwert und daß dem Richtermangel leicht abzuhelfen wäre, wenn man bloß den Richterüberfluss am unrichtigen Orte beseitigen wollte.

Da gibt es in Wien das Handelsgericht, einen Gerichtshof, der zwei Präsidenten, sechs streitige und zwei außerstreitige Gerichtsabtheilungen zählt. Jede dieser Abtheilungen hat einen Vorsitzenden, einen Ersatzvorsitzenden und einen Votanten, die Abtheilungen I und VII sogar zwei Votanten, (nebst den Laienrichtern, die hier nicht zählen, weil sie nicht bezahlt, sondern lediglich durch den Titel eines kaiserlichen Raths, und manchmal durch einen Charakter, ausgezeichnet sind).

Die Processe, mit denen sich diese Handelsgerichtsabtheilungen beschäftigen, sind, von den in unserem Geschäftsleben so seltenen großen Handelsprocessen und von den einer Abtheilung überwiesenen Eisenbahnprocessen abgesehen, fast durchwegs Wechselprocesse, das heißt Verhandlungen, welche über die Einwendungen von Schuldnern gegen Zahlungsaufträge geführt werden. Es handelt sich fast in allen diesen Processen darum, daß ein säumiger oder ein in Zahlungsschwierigkeiten gerathener Schuldner Zeit gewinnen will. Zur Entscheidung der Streitfrage braucht es weder größere Mühe noch längere Zeit. Zudem sind die Beträge, die eingeklagt werden, zumeist ganz gering, da ja im Wechselprocess auch Bagatellsachen nicht an einen Einzelrichter, sondern vor einen Senat gelangen.

Jede Abtheilung des Handelsgerichts hat wöchentlich drei Verhandlungstage. Bei den Abtheilungen I und VII, die je zwei Votanten zählen, können je zwei Senate gebildet werden, deren einer,

vom Vorsitzenden geleitet, zweimal wöchentlich verhandelt, während der andere, unter der Leitung des Ersatzvorsitzenden, bloß einen Verhandlungstag hat. Bei den übrigen Abtheilungen besteht nur ein Senat, dessen Verhandlungen zweimal in der Woche vom Vorsitzenden und einmal vom Ersatzvorsitzenden geleitet werden, während der Votant an allen drei Verhandlungstagen beschäftigt ist. Ein solcher »Verhandlungstag« dauert in der Regel eine bis zwei Stunden. An den übrigen Tagen der Woche werden die einlaufenden Wechselklagen und Executionsgesuche erledigt. Durchschnittlich beträgt der Einlauf 10 bis 15 »Stücke« im Tag, und die Erledigung des Stücks nimmt 2 bis 3 Minuten in Anspruch. Die normale Arbeitsleistung eines Richters beim Wiener Handelsgericht erfordert also an drei Wochentagen jedesmal höchstens 30 bis 45 Minuten, und in der Aufarbeitung dieses Pensums wird der Richter von einem ihm zugetheilten Rechtspraktikanten oder Auscultanten unterstützt. Mitleiderregend sind die ewigen Klagen dieser armen Richter über Arbeitslosigkeit; und wenn die Herren an Tagen, an denen keine Verhandlung stattfindet, um 11 Uhr ins Bureau gekommen sind, die Stücke unterschrieben, dann verschiedene Zeitungen bis zur letzten Zeile gelesen haben und schließlich das zweite Frühstück bei einer Cigarre verdauen, so entringt sich ihnen oft ein Stoßseufzer, es komme ihnen vor, als würden sie dem Staat das Geld stehlen, das er ihnen für so geringe Strapazen bezahlt.

Ohne daß die Richter des Handelsgerichts überlastet würden, ohne irgendwelche Schädigung der Rechtspflege könnte die Zahl der Gerichtsabtheilungen um ein Drittel und mehr verringert werden. Es kostet nichts als den Entschluss, die Idylle beim Wiener Handelsgericht zu zerstören, damit man ein Dutzend richterlicher Beamter zur Eintheilung beim Strafgericht freibekomme. Und wenn sogar die Promptheit der

Arbeitsleistung des Handelsgerichts dadurch geringer würde, wäre es nicht schade: Aerger ist es, daß ein Angeschuldigter grundlos die Schmach und Qual der Untersuchungshaft eine Woche länger dulden muß, als wenn dem Wechselgläubiger der Zahlungsauftrag um einen Tag später zugestellt würde.

Ueberfluss an Richtern herrscht aber auch sonst noch bei zahlreichen Gerichten. Manche außerstreitige Abtheilungen der Wiener Bezirksgerichte z. B. sind nahezu beschäftigungslos. Bei denselben Gerichten sind bisweilen die Strafrichter bis zur Unerträglichkeit mit Arbeit überhäuft. Würde die Justizverwaltung bloß die vorhandenen Kräfte vernünftig vertheilen und ausnützen, anstatt die einen in übermäßiger Arbeit aufzureiben, die anderen in aufgezwungener Unthätigkeit verkümmern zu lassen, so wären ohne alle Kosten die schreiendsten Uebelstände im Wiener Strafgericht zu beseitigen. Aber man duldet in Oesterreich lieber den gänzlichen Verfall der Strafrechtspflege und hält, auf den Aufschwung des Wirtschaftslebens wartend, eine Gerichtsorganisation bereit, die für die Bedürfnisse eines Welthandelsstaates zurechtgezimmert ist. Und doch versichern Leute, die schon einmal — vor dem Jahre 1873 — einen wirtschaftlichen Aufschwung in Oesterreich erlebt haben, daß man in Erwartung einer neuen liberalen Wirtschaftsblütezeit gerade das Strafgericht recht ausgiebig erweitern müßte.

* * *

Vom Duell.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Viele der trefflichen Männer, die sich zur Antiduell-Liga zusammengethan haben, schätze ich. Doch dünkt mir, daß ihr Werk an einem unheilvollen Zwiespalt sittlicher und gesellschaftlicher Tendenzen

leidet, und immer mehr befestigt sich mir die Ueberzeugung, daß die Liga das Duellproblem weder klar gestellt noch klar gelöst hat. Gegen Zweck und Mittel habe ich Bedenken.

Die Mittel zuvörderst. Selbst wenn es richtig war, daß man die Bewegung gegen das Duell mit einer Ehrenschutzbewegung identificierte: ist es nicht widerspruchsvoll, daß man die Verschärfung des gerichtlichen Ehrenschutzes anstrebt und gleichzeitig Ehrenräthe schafft? Einerseits soll eine Verstärkung der materiellen Garantien der Ehre — erhöhte Geldstrafen und häufigere Anwendung von Freiheitsstrafen — nothwendig sein; anderseits soll die rein ideelle Genugthuung, die der Spruch eines Ehrenrathes bietet, dem Empfindlichsten genügen. Ich vermag mir die beiden Gedanken nicht zusammenzureimen, wofern es nicht etwa die Meinung ist, daß jedermann zwei Eisen im Feuer haben soll und daß es dem Beleidigten freistehen müsse, je nach seiner Gemüthsart entweder die Lust, sich zu rächen (bei Gericht), oder den Wunsch, sich zu reinigen (beim Ehrenrath), recht gründlich zu befriedigen. Oder ist die andere Auffassung erlaubt, daß man den Beleidiger, der sich dem Urtheil eines Ehrenrathes nicht unterwerfen wollte und, die Zuständigkeit des Tribunals bestreitend, zu erscheinen sich weigerte, vor Gericht ziehen möge, — wobei dem Staate die Rolle zugemuthet würde, durch verschärfte gerichtliche Strafen zugleich die Unbotmäßigkeit gegen ein privates Ehrengericht zu bestrafen? Eine Lösung wüßte ich immerhin, die befriedigend und logisch wäre: Die Judicatur über Beschimpfungen, wörtliche und thätliche, sollte der Ehrenrath ablehnen, der Staat die Strafen für Beschimpfungen erhöhen; Schmähungen dagegen hätte man grundsätzlich vor den Ehrenrath zu bringen, der viererlei entscheiden könnte: 1. Der Wahrheitsbeweis für die Schmähung ist erbracht, daher der Kläger unehrenhaft; 2. der Wahrheitsbeweis

für die Schmähung war nicht erst anzutreten, weil dem Kläger der Anspruch auf Schutz einer Ehre, die er bereits durch sein Vorleben verwirkt hat, nicht zuzubilligen ist (sowie ja auch Officiers-Ehrenräthe die Satisfactionsunfähigkeit aussprechen); 3. der Wahrheitsbeweis ist misslungen, daher der Kläger ehrenhaft; desgleichen aber auch der Geklagte, da er im guten Glauben die Schmähung begangen hat; 4. der Wahrheitsbeweis ist misslungen und der Geklagte unehrenhaft, da er leichtfertig oder böswillig geschmäht hat.

Wenn indes bei Beschimpfungen und Schmähungen Gerichte oder Ehrenräthe angerufen würden und aus der Zahl der Mittel zur Entscheidung solcher Ehrenconflicte das Duell ausgeschaltet wäre: wird damit das Duell abgeschafft sein? Ich leugne das und stelle fest, daß neun Zehntel aller schweren und ernsten Duelle mit Schmähungen oder Beschimpfungen nicht das geringste zu thun haben, wenngleich Schmähungen oder Beschimpfungen meistens als Vorwand für das Duell dienen. Die Conflicte, deren Lösung durch Duelle vollzogen wird, zerfallen in zwei Gruppen: Die weitaus kleinere Gruppe umfasst die Conflicte zwischen zwei Personen, die weitaus größere jene, bei denen es sich um eine dritte Person handelt. Rundweg gesprochen: Der Duellkampf ist dort ein ernster, wo er der Kampf um eine Frau ist; die Duellfrage ist in ihrem Kern eine Sexualfrage. Und was immer man an die Stelle des Duells um das Weib setzen wollte, eines ist undenkbar: die Anrufung des Ehrenraths. Undenkbar ist sie wie die Anrufung des Gerichts. Was zur Anstrengung eines Ehebruchsprocesses treiben kann, das sind, wenn nicht die Perversität eines moralischen Exhibitionismus vorliegt, wirtschaftliche Motive; aber das Motiv der Ehre verhindert die Anstrengung des Ehebruchsprocesses, und es würde auch die Anrufung des Ehrenraths verhindern. Dies ist es, was ich den vor-

trefflichen Leitern der Antiduell-Liga vorwerfe: ihr Gedankengang ist unpsychologisch. Hat keiner von ihnen je das Problem durchdacht, das der alte Streit der französischen Thesendramatik um das »Tödte sie!« oder »Tödte ihn!« behandelt? Ich hasse die spitzfindige und dennoch französisch seichte Psychologie jener Dramatik. Und sicherlich empfindet sie tief unethisch. Aber ich kann mir den Streit auch einseitig ethisch geführt denken; da käme ich freilich nicht zu der Lösung Ibsen's, der die Entscheidung über das »Ich oder der andere?« in die Seele der in Freiheit und unter Verantwortlichkeit handelnden »Frau vom Meere« legt. Darf ich wagen, es auszusprechen, daß ich, sowie das »Tödte sie!« und »Tödte ihn!« für unsittlich, für das Sittliche ein »Tödte dich!« halte, weil die Summe des Glücks in der Welt die größte wird, wenn der Ungeliebte, der das Glück zweier Liebenden stört, von hinnen geht, während die Summe des Glücks die kleinste wird, wenn von zweien, die miteinander glücklich sein könnten, der eine hinweg muß und zwei Unglückliche weiterleben? Das wäre die Lösung, — »hätte nicht der Ew'ge sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord . . .«

Eine milde Ethik, die den Selbstmord erlaubt, schont die menschliche Schwäche. Und es scheint mir unnütz, der Frage nachzusinnen, ob der vom Weibe Betrogene, statt die Pistole gegen sich selbst zu kehren, in einer Stille, die kein Knall von Pistolenschüssen stört, scheiden müsse, nicht die Unendlichkeit, sondern Zeit und Raum zwischen sich und seine Enttäuschung legend. Denn die Kraft der Resignation reicht zum einfachen Verzicht bei den Wenigsten aus, und selbst wo wir dulden, handeln wir noch: Reflexbewegungen macht auch, wer eisernen Willens sich zu beherrschen sucht. Wer aber, der Schwäche unserer Natur eingedenk, den Selbstmord begreiflich findet, müßte der nicht einen Schritt weiter gehen und auch jenen begreifen, der, zu

schwach, um gegen sich selbst zu entscheiden, dem Zufall die Wahl anheimstellt und noch am Grabe des Gegners die Hoffnung auf Glück aufpflanzt? In dieser Stimmung scheinen mir die Besten zum Zweikampf anzutreten, der es entscheiden soll, welcher von zwei Männern ferner leben wird, von denen jeder fühlt, daß er oder der andere nicht leben darf: der Betrogene betrügt sich mit dem Glauben, er könne eine Liebe wiedergewinnen, wenn jener, an den er sie verloren, nicht mehr ist. Wohl weiß ich, daß andere Gefühle, die brennende Empfindung gesellschaftlicher Schande und die Gier nach Rache, weit stärker die Mehrzahl gemeiner Naturen zum Duell treiben; und ich weiß, daß das Duell allen sittlichen Inhalt verloren hat, wenn es ausgemacht ist, daß der Verführer nicht auf den betrogenen Gatten schießen darf, und ein Prinz Coburg, sicher vor jeder Gefahr und gleichgiltig gegen eine Frau, die er ins Irrenhaus sperren lässt, sich zum Zweikampf stellt, um eine lästige gesellschaftliche Formalität zu erfüllen. Aber die Entartung des Duells mag bekämpft werden, und das Duell wird umso gewisser bleiben.

Der Conflict zwischen dem Kriegsministerium und der Antiduell-Liga hat jüngst viel Aufsehen hervorgerufen. Ernsten Männern hätte ich freilich den naiven Glauben nicht zugetraut, daß eine Armeeleitung, die dem Grafen Ledochowski das Portepée nahm, weil er, den kein ernster Fall vor die Wahl zwischen religiöser Ueberzeugung und Officierspflicht gestellt hatte, einem Freunde seinen Abscheu gegen das Duell bekundete, — daß dieselbe Armeeleitung den Beitritt von Officieren zur Antiduell-Liga dulden werde. Aber mir scheint, daß seit der Ausstoßung des Grafen Ledochowski aus dem Heere die Bewegung gegen das Duell den wichtigsten Fortschritt gerade im Heere und durch eine Willenskundgebung der Heeresleitung gemacht hat. Im vergangenen Jahre ist den Officieren ein Reservatbefehl verlautbart

worden, von dem meines Wissens in der öffentlichen Discussion bisher nirgends die Rede war. Dieser Befehl stößt die früheren Duellregeln um und bekundet den Willen, bei Aufrechterhaltung des Duellprincips seine Anwendung auf die ernstesten, den Werth der Persönlichkeit auf das tiefste berührenden Fälle einzuschränken. In jedem Fall, in dem er sich duellieren will, hat der Officier einem Ehrenrath die Anzeige zu erstatten, und der Ehrenrath bestimmt, was zu geschehen hat. Duelle wegen unüberlegter Beleidigungen dürfen nicht mehr stattfinden, und die geziemende Entschuldigung des Beleidigers soll als volle Genugthuung für den Beleidigten gelten. War aber die Beleidigung böswillig erfolgt, so soll nicht die ritterliche Sühne den Beleidiger selbst rehabilitieren, sondern er wird die schwerste Strafe, auf die ein mit dem Recht zu strafen begabter Ehrenrath erkennt, zu tragen haben. Und wann wird, wenn kein Duell ohne einen Spruch des Ehrenraths stattfinden darf, dabei aber der Ehrenrath verpflichtet ist, das Duell zu verhindern, wo grundlose oder böswillige Beleidigung den Beleidiger disqualificiert, der Zweikampf überhaupt noch statthaft sein? Es ist klar: ausschließlich in jenen Fällen, für die, wie ich gezeigt habe, die Antiduell-Liga keinen Ausweg gefunden und die sie ignoriert hat. Weil aber in diesen Fällen der Officiersehrenrath das Duell zulässt, ja befiehlt, wird die Autorität, mit der er es sonst verhindert und die ausreichende Sühne bestimmt, desto größer.

Es ist meine durch die bisherige Thätigkeit der Antiduell-Liga nur verstärkte Ueberzeugung, daß man principiell für das Duell sein muß, wenn man praktisch gegen das Duell etwas ausrichten will. Das ist nicht etwa ein Paradoxon, und es ist keineswegs paradoxer als die Thatsache, daß alle Gesellschaftsreformer, die principiell Gegner unserer Gesellschaftsordnung sind, ihre Principien »unentwegt« verleugnen, um innerhalb der bestehenden Ordnung

Erfolge zu erzielen, — ein Vorgehen, das besonders in Oesterreich die Socialdemokratie groß gemacht hat. In der Antiduell-Liga ist die religiöse Stimmung eines Theils ihrer Begründer heute noch übermächtig. Sie wird künftig etwas mehr Gesellschaftspsychologie treiben müssen.

J. F.

* * *

Hungarica.

»Unermesslich«, so versicherte die ‚Arbeiter-Zeitung' am 31. März in einem Artikel über die ungarischen Socialdemokraten, »ist der Abstand, der sie von sämmtlichen Parteien des Abgeordnetenhauses trennt, die durch das Band derselben politischen Corruption, desselben Privilegs zusammengehalten werden«. Aber dem Auge eines schärferen Beobachters der ungarischen Parteien könnte es in einer Zeit, da sich in Budapest die Socialdemokratie als Sturmbock der Regierung gegen die Unabhängigkeitspartei verwenden läßt, schwerlich entgehen, daß auch den Führern des ungarischen Proletariats die Sitten des politischen Magyarenthums nicht durchaus fremd sind. Es mag sein, daß der clericale Baron Kaas die Socialdemokraten, von denen er erzählte, daß sie vor Jahren im Regierungssold standen, verleumdet hat. Nur bleibt, wenn auch Personen unrichtig genannt wurden, der Kern der Behauptung richtig. In der Wiener socialdemokratischen Redaction waren zu jener Zeit, von der Baron Kaas sprach, die Beziehungen zwischen Socialdemokratie und Polizei in Budapest wohl bekannt; und anfangs April 1900 veröffentlichte ein Socialdemokrat, Ungar von Geburt, der in der ‚Arbeiter-Zeitung' oft über ungarische Verhältnisse als Kenner geschrieben hatte, in der ‚Fackel' (Nr. 37) einen Artikel über die politische Corruption jenseits der Leitha, welcher in den folgenden Sätzen gipfelte: »Das ist wohl das traurigste Zeichen der bodenlosen

Verkommenheit in diesem Lande: Selbst die Arbeiterbewegung Ungarns ist corrupt. Die Leitung der sogenannten socialdemokratischen Partei Ungarns ist thatsächlich nichts weiter als eine Expositur der Staatspolizei-Abtheilung des Ministeriums des Innern. Es ist ein offenes Geheimnis, daß in dieser Parteileitung die Vertrauensmänner der Staatspolizei Sitz und Stimme haben und daß die in Arbeiterkreisen einflussreiche ‚Allgemeine Arbeiterkrankencasse', deren Leitung sich seit Jahrzehnten mit auffallender Zähigkeit in die Arbeiterbewegung festgebissen hat, auf höheren Befehl mit aller Kraft eben diese Bewegung niederhält. Es ist ein ganz eigenthümliches Ding um diese Krankencasse. Sie dient der politischen Polizei in derselben Weise, wie das Zuhälterthum der Criminalpolizei ... Die österreichischen Socialdemokraten haben eine gewisse Abscheu vor den ihnen nur allzu gut bekannten ‚Genossen' da drüben; aber man zieht es in Wien vor, von diesen traurigen Verhältnissen nicht zu sprechen. Es ist damit so, wie mit dem verlorenen Kind, von dem man in der Familie lieber nichts hören mag ...« Ist die ungarische Socialdemokratie seit drei Jahren so weit im Radicalismus vorgeschritten, daß sie für die Freiheit von Corruption kämpft?

*
* *

Ein socialpolitisches Organ.

Unter Berufung auf den § 19 zwingt mich Herr Dori Singer, der folgenden Reclamenotiz, die wie eine Berichtigung des in Nr. 131 enthaltenen Artikels »Ein socialpolitisches Organ« aussieht, Raum zu geben:

»1). Sie schreiben: ‚Aber auch die Sicherheit des Arbeitsvertrages lässt bei uns noch manches zu wünschen übrig, und da hat Herr Isi Singer im eigenen Wirkungskreise zu reformieren begonnen: Den Redacteuren und Externisten wurden kürzlich

Reverse abverlangt, in denen sie auf die gesetzliche sechswöchentliche Kündigungsfrist verzichten und einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zustimmen. Nun versuche noch einer zu bestreiten, daß die Gründung der ,Zeit' nicht bloß nothwendig, sondern auch unaufschiebbar war. In einem Jahre wird die Regierungsvorlage über die Regelung der Rechtsverhältnisse der Privatangestellten vielleicht schon Gesetz und der Verzicht auf die gesetzliche Kündigungsfrist ungiltig sein. Aber Herr Isi Singer muß als Socialpolitiker dem socialen Gewissen von Regierung und Parlament wenigstens um ein Jahr vorauseilen.' — Es ist jedoch vollkommen unwahr, daß den Redacteuren und Externisten der Tageszeitung ,Die Zeit' Reverse abverlangt wurden, in denen sie auf die gesetzliche sechswöchentliche Kündigungsfrist verzichten und einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zustimmen. Wahr ist vielmehr, daß den Redacteuren und Externisten der ,Zeit' überhaupt nur ein einziger Revers abverlangt wurde, welcher nachstehenden Wortlaut hat: ,An die Commanditgesellschaft auf Actien ,Die Zeit' J. Singer & Cie., in Wien. Uebereinstimmend mit den Grundsätzen, nach denen die in Ihrem Verlage erscheinenden Zeitschriften geleitet werden, bekräftige ich hiemit, daß ich während meines Dienstverhältnisses mit Ihnen niemals meine Zustimmung dazu geben werde, daß ein von mir, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit anderen, verfasstes, übersetztes oder bearbeitetes Theaterstück an einer Wiener oder österreichischen Provinzbühne zur allerersten Aufführung gelangt. Ferner erkläre ich, daß ich auch nach erfolgter auswärtiger Aufführung weder selbst noch durch andere mein Stück einer Wiener Bühne anbieten werde. Diese Bestimmungen haben auch für Einlagen in fremde Stücke, Couplets und Aehnliches Geltung. Endlich verpflichte ich mich, Freikarten für Theater, Concerte, Ausstellungen, öffentliche Verkehrsmittel etc. für mich oder meine Angehörigen ohne Ihre Zustimmung von den betreffenden Unternehmungen weder zu beanspruchen, noch anzunehmen oder zu benützen. Dieser Revers soll als integrierender Bestandtheil des zwischen uns bestehenden Dienstvertrages gelten.'

2). Sie schreiben, daß unter lockenden Versprechungen arbeitsfähige und arbeitswillige Leute veranlasst worden sind, ihre gesicherten Stellungen da und dort in Deutschland und in der österreichischen Provinz aufzugeben, oder doch die Möglichkeit,

eine sichere Stellung an ihrem Wohnsitze zu erhalten, gegen eine von mir und Kanner in den leuchtendsten Farben geschilderte Wirklichkeit zu tauschen; daß ich geistige Arbeiter, die in Oesterreich und Deutschland bis zur Gründung der ‚Zeit‘ in anderen redactionellen Stellen wirken mußten, wieder auf die Straße setzte, da ich einsah, daß ich ihrer zuviele an mein Unternehmen gebunden hatte, daß die Entlassung unter allen möglichen Vorwänden erfolgt ist, daß in Wahrheit das socialpolitische Unternehmen am Rande der ersten Million angelangt war und nun bei den kleinen Leuten gespart werden sollte. — Alle eben angeführten Behauptungen sind jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist, daß kein einziger der bei der ‚Zeit‘ Angestellten durch lockende Versprechungen welcher Art immer veranlasst worden war, seine gesicherte Stellung in Deutschland oder in der österreichischen Provinz gegen eine Stellung bei der ‚Zeit‘ aufzugeben. Wahr ist, daß kein einziger der Angestellten der ‚Zeit‘ aus Gründen der Sparsamkeit oder deswegen entlassen wurde, weil ich einsah, daß ich zuviele an mein Unternehmen gebunden hatte. Wahr ist, daß kein einziger Angestellter unter einem Vorwande entlassen wurde. Wahr ist, daß von dem zahlreichen Redactions- und Administrationspersonale der ‚Zeit‘ nur wenige Personen u. z. aus dem Grunde entlassen wurden, weil sie nach der Anschauung der Herausgeber der ‚Zeit‘ die von ihnen bekleideten Stellungen nicht entsprechend auszufüllen vermochten oder anderweitiger begründeter Anlass zu ihrer Entlassung gegeben war. Wahr ist endlich, daß in allen diesen Fällen die Lösung des Dienstverhältnisses in vollkommen correcter, vertrags- bezw. gesetzmäßiger Weise erfolgte.

3). Sie veröffentlichen ein Schreiben eines ungenannten Einsenders, in welchem es heißt: ‚Aus einer sicheren Existenz auf Grund mehrerer Schreiben zur ‚Zeit‘ nach Wien gekommen, wurde ich dort am 15. November nebst einer bedeutenden Anzahl von Collegen plötzlich entlassen, nicht weil ich unfähig war, sondern weil die Unternehmer zur Erkenntnis gelangt waren, es müsse gespart werden, und sie fiengen halt bei den ärmsten Teufeln an‘. — Demgegenüber ist der wahre Sachverhalt folgender: Der von der ‚Zeit‘ am 15. November 1902 entlassene Angestellte war ein Reporter, welcher sich seinerzeit von einer Provinzstadt aus um eine feste Anstellung bei der ‚Zeit‘ bewarb, jedoch die Antwort erhielt, daß

die fixen Posten in der Redaction bereits besetzt seien. Derselbe offerierte sodann seine Dienste als Reporter und erhielt brieflich den Bescheid, daß die ‚Zeit‘ unmöglich beurtheilen könne, ob er ein tüchtiger Reporter sei; wenn er also nach Wien kommen wolle, so müsse er das auf eigenes Risico thun. Ebenso wurde dem betreffenden Reporter ein zweitesmal noch vor seiner Reise nach Wien brieflich bedeutet, daß von einer definitiven Anstellung nicht die Rede sein könne, daß auch seine Thätigkeit als Reporter erst von einer Probe abhänge, in der es sich zu zeigen hätte, ob er für die ‚Zeit‘ verwendbar sei oder nicht. In demselben Schreiben wurde er ausdrücklich aufmerksam gemacht, sich nicht Illusionen hinzugeben, die schon am ersten Tage seiner Ankunft in Wien zerstört werden würden. Der betreffende Reporter hat sohin ausdrücklich brieflich erklärt, daß er den Versuch wage, und ist daraufhin thatsächlich nach Wien gekommen. Nach dem Gesagten ist es somit unwahr, daß der betreffende Reporter aus einer gesicherten Stellung auf Grund mehrerer Schreiben der ‚Zeit‘ nach Wien gekommen sei. Es ist aber ebenso unwahr, daß der betreffende Reporter aus Gründen der Sparsamkeit entlassen wurde. Wahr ist vielmehr, daß sich der Genannte trotz mehrfacher, durch Monate fortgesetzter Versuche seitens der Redaction als für die ‚Zeit‘ ungeeignet gezeigt hat, daß aus diesem Grunde das Verhältnis mit ihm gelöst und ihm hiebei ohne rechtliche Verpflichtung von Seite der ‚Zeit‘ hiezu eine angemessene Abfertigung ausbezahlt wurde.

Wien, am 10. März 1903.

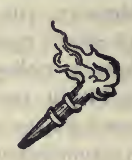
Prof. Dr. J. Singer
als Herausgeber der ‚Zeit‘«.

Herr Dori Singer berichtigt: Es ist nicht wahr, daß wir Ausbeuter sind; wahr ist, daß wir Anticorruptionisten sind. Es ist nicht wahr, daß wir unseren Angestellten eine vierzehntägige Kündigungsfrist aufoctroyieren wollten; wahr ist, daß sie kein Couplet einem Wiener Theaterdirector anhängen dürfen. Ueber diese Degradierung des Berichtigungsverfahrens zur Ollendorf'schen Methode — der § 19 hält manches aus — will ich nicht jammern. Es ist nicht wahr, daß die Gründung der ‚Zeit‘ ein Bedürfnis war; aber meine Tante hat ein neues Federmesser. In der »Klabriaspartie« steht irgendwo der berühmt gewordene Satz: »Er soll wissen, wir haben ein Nachtkastl!« So legt denn auch Herr Singer Werth

darauf, den Lesern der ,Fackel' mitzutheilen, daß er ein Anticorruptionist ist. Eine schlimmstenfalls ungenaue Information, die dem Herausgeber der ,Fackel' zutheil wurde, schafft ihm Gelegenheit, solch erfreuliche Botschaft zu verkünden. Thatsächlich sind den Redacteuren und Externisten der ,Zeit' Reverse, die sich auf die Kündigungsfrist beziehen, nicht abverlangt worden. Wird, wenn auch mein Gewährsmann dabei bleibt, zugegeben. Aber zum Beweise der socialpolitischen Gesinnung der Herren Singer und Kanner genügt es wohl vollständig, wenn solch ein Revers anderen Angestellten des Unternehmens zugemuthet wurde. Kann Herr Singer, der einen gleichgiltigen Detailirrthum zu einem Triumph seiner Socialpolitik ummünzen möchte, leugnen, daß sein Director, der von seiner Wirksamkeit bei der ,Wiener Mode' bekannte Herr Steiner, den Versuch machte, einen Administrationsbeamten zur Unterzeichnung eines Reverses zu zwingen, in welchem sich dieser mit einer vierzehntägigen Kündigung einverstanden erklären sollte, und im Weigerungsfalle mit der Entlassung drohte? Herr Dori Singer wird mir vielleicht auch darauf erwidern, daß seine Angestellten keine Couplets verfassen dürfen. Aber das erschüttert mich nicht. Daß er ein putziger Anticorruptionist ist, habe ich ja den Lesern selbst wiederholt erzählt. Auch, wenn ich nicht irre, von jenem Reverse, der die Annahme von Freikarten, das Hausieren mit Theaterstücken etc. verbietet. »Opfer missverstandener ,Fackel'-Lehren« habe ich die Herren Singer und Kanner genannt. Und man erinnert sich vielleicht noch des anticorruptionistischen Anfalls, den die Wochenschrift ,Zeit' hatte, als sie in der Fußnote zu einer novellistischen Skizze der Gräfin Salburg betheuerte, statt »Drecoll« sei »Jupon«, statt »Demel« »Zuckerl« gesetzt. Aber hiemit ertheile ich diesen armen Teufeln die ausdrückliche Bewilligung, Corruption zu treiben. Wer so von Talentlosigkeit stinkt, compromittiert die Ehrbarkeit viel ärger, als die ärgsten Erpresser der alten Wiener Schule je das journalistische Talent compromittiert haben. Kein Mensch in Wien empfindet, daß die ,Zeit' sich durch »Anständigkeit« von den anderen Blättern unterscheidet; nur die Langweile macht die Contrastwirkung. Kein Mensch in Wien staunt darüber, daß die ,Zeit' gemeinen Bestechungen nicht zugänglich ist; wenn die Leute den Mund aufreißen, wollen sie bloß gähnen. Und interessant ist nur mehr die Enthüllung der Thätigkeit, die die Herren Singer und Kanner als

Unternehmer entwickeln. Ich habe gezeigt, daß man mit zwei Millionen zwar leicht Anticorruptionist sein kann — zumal, wenn Herr Salo Cohn eifrig dahinter ist und Herr Güdemann seinen Segen gibt —, daß man aber aufhört, Socialpolitiker zu sein, wenn das Capital zur Neige geht. Und jedes meiner Worte, mit denen ich das Treiben der Herren beleuchtet, halte ich aufrecht. Wahr ist, daß nach Art der Theaterschmieren Massenengagements für die Zeitungsschmiere abgeschlossen wurden, und in Nr. 132 ward an der Hand des famosen »Exposé«, dessen Publicierung in der ‚Fackel' Herrn Singer consterniert hat, gezeigt, wie die Leute gewirtschaftet haben. Wahr ist, daß die Massenentlassungen — vier oder fünf Externisten an einem Tage — ausschließlich aus Gründen der Sparsamkeit erfolgt sind. Natürlich in »vertrags- bezw. gesetzmäßiger Weise«! Das habe ich nie bestritten. Aber in einer Weise, die der socialpolitischen Vergangenheit der Herren unwürdig ist. Wenn Herr Singer die Absicht hat, mich mit weiteren Reclamenotizen auf Grund des § 19 zu behelligen, kann ich ihm jeden der in Betracht kommenden Fälle erläutern. Aber schon heute kann ich ihn in Widerspruch mit seiner Berichtigung bringen, wenn ich ihn daran erinnere, daß er gelegentlich der in Nr. 132 geschilderten Unterredung, in welcher dem »Opfer der Socialpolitik« eine Reueerklärung abgenöthigt wurde, die Gründe der großen Externistenentlassung vom 15. November und der später erfolgten Kündigungen erklärt hat. Er gab damals zu, daß sie finanzieller Natur waren, da das weitere Verbleiben so theurer Mitarbeiter »geradezu zu einem Schiffbruch geführt hätte«. Warum sind die Herren so empfindlich, wenn man an ihren stetig steigenden Geldmangel rührt? Warum leugnet Herr Singer, da Sparsamkeit doch eine Tugend ist, daß er spart? Er weiß es so gut wie ich; denn er obliegt, während Herr Kanner Minister stürzt, einer schönen Pflicht, der er vollauf gewachsen ist: dem Abdrehen der elektrischen Lampen und dem Nachschauen, ob in irgend einem beleuchteten Raum jemand ist oder nicht. Soll ich ihm verrathen, daß das Zeilenhonorar durchwegs herabgesetzt wurde? Daß den Reportern die Spesenrechnungen erheblich gekürzt werden? Daß einer der wenigen fähigen Mitarbeiter, der Docent Lampa gekündigt hat, weil er den Beiträgern der von ihm geleiteten technisch-naturwissenschaftlichen Beilage die schäbigen Hono-

rare, die ihm die ‚Zeit' bewilligte, nicht zumuthen wollte? Daß mit den Entlassungen sich die Absagen mehren? Daß die große Tafel ‚Die Zeit', die bisher in weißem und rothem Licht erstrahlte und die Freude aller culturell interessierten Hausmeisterkinder der Nachbarschaft gebildet hat, nicht mehr glänzt? Daß die ‚Zeit' eingeht, wenn sie nicht mit Ausnahme der Maschinen alles ändert, und daß sie noch vor ihrem letzten Leser ihren letzten Redacteur verlieren wird? . . . Was die »Unfähigkeit« des armen Externisten, für die ‚Zeit' zu schreiben, anlangt, so constatiere ich, daß er inzwischen durch einige Feuilletons in der ‚Arbeiter-Zeitung' bewiesen hat, daß er — und dies ist noch immer kein Lob — beiweitem nicht so unbegabt ist wie die Herren Singer und Kanner. Gewiss, er hat sich in seiner furchtbaren Noth zu einer Uebertreibung hinreißen lassen: aus keiner gesicherten Stellung hatte man ihn nach Wien gelockt. Sicher aber ist, daß man ihn aus einer halbwegs sicheren Stellung auf's Pflaster geworfen hat. Trotz der »angemessenen Abfertigung«. Er ward — »ich habe unter dem Einfluß rechts- und redegewandter Herren gehandelt«, schreibt er mir — gezwungen, den Herren ihre Hochherzigkeit zu bestätigen. Aber in Wahrheit hatte er durch volle acht Tage um die Abfertigung von fünfzig Gulden, die wohl das Mindeste ist, was ein socialpolitisches Gewissen auf dem Altar der Nächstenliebe opfert, petitionieren müssen . . . Was ich geschrieben, halte ich aufrecht. Auch ohne »Reverse«, die von vierzehntägiger Kündigung handeln, hat — dies wollte ich beweisen — die socialpolitische Gesinnung der Herren Singer und Kanner eine Reversseite.



Die Serie der Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen, deren sich die Wiener Zeitungsbesitzer in ihren Inseratenrubriken schuldig machen, ist hier in populär-strafwissenschaftlichem Vortrag wiederholt

zusammengestellt worden. Als »mildernd« — wenn auch nicht strafausschließend — wird in der Regel die bekannte Erfahrung angenommen, daß die rechte Hand, die schreibende, nicht wisse, was die linke, die geldeinnehmende, thut. Mit Unrecht. Die leitenden Persönlichkeiten, die an der Herstellung des redactionellen Theiles thätig sind, wissen ganz gut, welch verbrecherischen Gehalt die Inseratenrubrik birgt, und die Eigenthümer sorgen dafür, daß die Erkenntnis, der man nicht gut wehren kann, den Profit nicht störe. Sie werben dem Audiphon-Schwindel, der unter den Augen der Sanitätsbehörden die Volksgesundheit bedrohen durfte und den selbst die ‚Zeit', die doch den kosmetischen Wucher und das Treiben ungarischer Börsencomptoirs annonciert, anstößig fand, mit unerschütterlicher Gemüthsruhe täglich neue Opfer. Aber gewiss kommt es selten vor, daß sie sich selbst des Betruges oder der Mithilfe an einem Betrug beschuldigen. Dieser erfreuliche Fall hat sich am 23. März im ‚Neuen Wiener Tagblatt' ereignet. Da konnten aufmerksame Leser die folgende Parallele ziehen:

Allgemeiner Fragekasten:

»Chronischer Rachenkatarrh«. E i n A r z t , d e r s i c h a u f »b r i e f l i c h e B e h a n d l u n g« e i n l ä s s t , s c h w i n d e l t. Wir können Ihnen also, selbst wenn diese Rubrik anderes bezweckte, als allgemein hygienische Rathschläge zu geben — zu denen auch der Hinweis auf die Nothwendigkeit der Consultation eines Arztes gehört —, hier nichts ordinieren. Einen geeigneten Specialisten kann Ihnen Ihr Arzt sicher nennen.

Annoncenrubrik:

Specialarzt Dr. B . . . . . heilt nach langjährigen Erfahrungen sehr gewissenhaft geheime Krankheiten, Hautkrankheiten, Nervenschwäche, Blasenleiden und Frauenkrankheiten.

— — — — — — — —

A u c h b r i e f l i c h.

Tief unter der Ethik eines »Schwindlers« steht jedenfalls ein Blatt, das nicht nur des Schwindels

mitschuldig ist, sondern aus dem als Schwindel erkannten Gebahren materiellen Vortheil zieht. Vom Betrug profitieren und ihn gleichzeitig enthüllen — das ist wohl der Gipfelpunkt journalistischer Unsauberkeit. Die Betrüger werden es unter ihrer Würde halten, mit dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' noch weiter gemeinsame Sache zu machen.

* * *

Ein Wiener Advocat, den juristische und moralische elegantia in den Tagen der Verwilderung seines Standes sympathisch machen, schließt seine jüngst veröffentlichten Betrachtungen über »Die Advocatur unserer Zeit« mit den Worten: »In seiner berühmten Erwähnung der fünf großen intellectuellen Berufe hat ... Ruskin dem Stand der Rechtsbeflissenen eine Rolle angewiesen, indem er sagte, ihre Aufgabe sei, die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und lieber zu sterben, als dem Unrecht beizustehen. So anfechtbar die pathetische Fassung dieses Satzes ist, sein Kern ist wahr und gilt auch für die Advocatur. Sie muß in der Gesinnung ausgeübt werden, daß sie neben der Aufgabe, Grundlage der bürgerlichen Existenz ihrer Mitglieder zu sein, die höhere hat, Dienerin am Rechte zu bleiben.« Aber Herr Dr. Edmund Benedikt selbst hat in seiner Broschüre gezeigt, daß die Wiener Advocatur nicht einmal ihrer niedrigeren Aufgabe, Grundlage der bürgerlichen Existenz ihrer Mitglieder zu sein, zu genügen vermag, weil wir statt 250 Advocaten, die in Wien erforderlich wären, deren tausend zählen. Und schwere Bedenken erregt ihm die Zusammensetzung des Advocatenüberschusses. Immer stärker, so weist er nach, wird der Zuzug der Advocaturscandidaten aus Galizien und der Bukowina; und es deute »der allgemeine Eindruck des Ueberflutens der Wiener Anwaltschaft mit galizischen Collegen darauf hin, daß ein Theil derselben als nicht ganz amalgamierbar empfunden wird«. Geht es so weiter, dann dürften freilich bald die fremden Elemente den Anspruch erheben, daß die Minderzahl der Einheimischen sich ihnen amalgamiere. Und seit langem ist ja auch im Wiener Anwaltstand nicht bloß galizisch, was nach dem

Taufschein — oder, um den milderen Ausdruck zu gebrauchen, nach dem Geburtsschein — so heißt: Dem Reclame-Advocaten, der seinerzeit das Wort von der »Tarnopoler Moral« prägte, hat mehr als einmal der Disciplinarrath der Advocatenkammer bedeutet, daß die aus einem westlichen Ghetto bezogene Moral keine bessere ist. Kann man da ernstlich glauben, daß die Advocatur Dienerin am Rechte bleiben werde, daß sie's — wofern der Schluss von der Mehrzahl auf die Gesammtheit gilt — heute noch ist? Vor die Wahl gestellt, als Diener am Rechte zu wirken oder lieber zu sterben, hat sich ein Nachwuchs, der sich als Opposition gegen den Geist und die Vertreter des alten Advocatenstandes vor etlichen Jahren constituierte, resolut dazu aufgerafft, am liebsten als Diener des Unrechts auskömmlich zu leben. Hilflos — auch Herr Dr. Benedikt weiß keine wirksame Abhilfe — sieht ein ehrenhafter Stand diesem Treiben zu und duldet die Discreditierung der Advocatur bei den Gerichten und bei einem Publicum, welches kaum mehr begreift, daß »Advocat« wirklich von advocari (herbeigerufen werden) und nicht vielmehr von »sich herandrängen« kommt.

Sehüchtern nur hat der Kritiker der Advocatur unserer Zeit den Vorschlag gewagt, durch ein gutes, d. i. ein verschärftes Disciplinarrecht dem Uebel zu steuern. Aber kaum war seine Broschüre erschienen, als die Herren vom ‚Barreau', dem Organ der »Wohldisciplinierten«, triumphierend verkündeten, ihr Kampf gegen den Ausschuss und den Disciplinarrath der Advocatenkammer habe soeben in einem »solennen Friedensfest«, in einer »glanzvollen Versöhnung« das Ende gefunden. Und es ist eine beschämende Wahrheit: bei einem Bankett, daß die Herren vom ‚Barreau' veranstalteten, waren die Präsidenten und mehrere Mitglieder des Ausschusses und des Disciplinarraths der Kammer erschienen. Die Wirte waren aufgeräumt und hielten Toaste, in denen sie mit aller Beredsamkeit und siegesgewiss für Freisprechung durch den Disciplinarrath plaidierten; die Gäste freilich waren, in begreiflicher Vorsicht, bis oben zugeknöpft. Mancher, der erwartet worden war, hatte sein Fernbleiben entschuldigt. Aber die Herren, die kamen, hatten es vorgezogen, lieber bei Freunden ihr Erscheinen zu entschuldigen: sie seien der rücksichtslosen Angriffe müde und wollten Ruhe haben. Nun saßen sie gedemüthigt am Tische der

Gegner und begossen mit dem Champagner, mit dem man sie auf die Zukunft des Standes trinken hieß, resigniert den Schmerz darüber, daß seine bessere Vergangenheit unwiederbringlich entschwunden scheint ...

Die Wiener Corruptionspresse hat sich geschämt, dem Siegergeschrei der Reclame-Advocaten als Echo zu dienen. Einzig die ‚Zeit' hat — im Morgenblatt vom 17. März — für die Männer des ‚Barreau' die Reclametrommel gerührt. Sicherlich würde ja auch eine Advocatur, die sich mit dem Elbogen vordrängt und mit dem Morgenstern dreindrischt, im socialpolitischen Geist der Firma Singer & Kanner wirken, und wenn einmal das Programm der ‚Zeit' — neue Verbindungen zwischen Osten und Westen herzustellen — durchgeführt sein wird, werden wir wohl noch öfter als bisher von Advocaten hören, die aus dem Osten kommen, um bald nach dem Westen, nach Amerika, zu verschwinden. Alle aber, die nicht wünschen, daß die Zukunft der Wiener Advocaten auf dem Wasser liege, müssen es beklagen, daß die Männer, denen die Ehre unseres Anwaltstandes anvertraut ist, sich auf das Pactieren mit Gegnern verlegen, die dadurch nicht stärker sind, daß sie »discipliniert« sind. Das Ruhebedürfnis ihrer Repräsentanten ist wahrlich nicht das dringendste Bedürfnis unserer Advocatur. Was verschlägt es, ob die Präsidenten von Kammerausschuss und Disciplinarrath unangegriffen bleiben? Möchten sie nur unangreifbar bleiben und endlich Angreifer werden.

†

* * *

Ein crasser Fall von Schmutzconcurrenz.

Die ‚Zeit' versendet das folgende Circular:

Wien, Datum des Poststempels.

Euer Wohlgeboren!

Wir entnehmen Ihre Annonce einem hiesigen Tagesjournal und erlauben uns, Ihnen zu empfehlen, diese Anzeige auch für den Collectiv-Anzeiger der ‚Zeit' aufzugeben. Die große Auflage unseres Blattes und sein gut situierter Leserkreis lassen speciell für Annoncen wie die Ihre einen Erfolg voraussehen. Ein weiterer, für Sie nicht zu unterschätzender Vortheil dürfte für Sie der billige Preis sein, da unser Tarif für derartige Anzeigen viel niedriger als der anderer Wiener Tagesjournale ist.

Ihre Annonce in der Größe des beiliegenden Ausschnittes kostet

K________________

netto per einmal. Sie können diese Annonce entweder in unserer Inseraten-Abtheilung, in einer unserer Filialen (deren Adressen Sie auf dem Kopfe dieses Briefes verzeichnet finden) aufgeben, oder auch ohne Preiserhöhung jenem Annoncen-Bureau übermitteln, mit welchem Sie in Verkehr stehen.

Wir versichern Sie schließlich noch einer sehr guten Placierung Ihrer Anzeige und sehen Ihrer gefälligen Auftragertheilung gerne entgegen.

Hochachtungsvoll

,Die Zeit'.

(1 Ausschnitt).

* * *

Zwei Standpunkte.

,Deutsche Zeitung' (antisemitisch), 31. März:

Unterrichtsminister Dr. v. Hartel beantwortet die Interpellation Pattai:

»— — Obwohl ich mich demnach nicht verpflichtet fühle, für meine Handlungen als Privatmann Rechenschaft zu geben, so stehe ich doch nicht an, zuzugestehen, daß unter meiner Theilnahme Gerechte und Sünder, Christen und Juden ... durch Ehrengaben und Preise ausgezeichnet worden sind — —«

,Extrablatt' (liberal), 31. März:

Unterrichtsminister Dr. v. Hartel beantwortet die Interpellation Pattai:

»— — Obwohl ich mich für meine Handlungen als Privatmann hier nicht zu rechtfertigen brauche, stehe ich doch nicht an, daß unter meiner Theilnahme Gerechte und Sünder, Juden und Christen ... durch Ehrengaben und Preise ausgezeichnet worden sind — —«

* * *

Isadora Duncan.

,Neues Wiener Tagblatt', Hermann Bahr:

»... Fragt man sich, was es denn wohl eigentlich sei, wodurch die Liebliche den Kenner wie die Menge so berückt, so mag man

,Neues Wiener Tagblatt', Ed. Pötzl.

»... Ein recht hübsches Mädchen, graziös, doch nicht grazil, weil sie bereits ein bischen, wie man im Wienerischen sagt,

es sich zunächst aus dem Reize ihrer unsäglich holden Erscheinung erklären, in der angeborne und erworbene Vorzüge, Natur und Cultur sich wunderbar gesellen und durchdringen. Sie hat die freie Anmuth, den ungezwungenen Stolz guter Rassen, die Frische mitbekommen, die wir an eleganten jungen Engländerinnen bewundern, aber dies ist an ihr so vergeistigt und in eine hellere Luft gerückt, wie wir etwa bei Rosetti durch die himmlische Verseelung seiner Gestalten oft die Züge des Modells nur noch leise durchschimmern sehen. Dazu kommt ihre merkwürdige Macht über den Körper. Ich kenne kein Wesen, daß sich seinen Körper so zum vollkommenen geistigen Instrument gemacht hätte: die leiseste innere Regung, ein gleich wieder verhuschender Wunsch, eine stille Angst, die nur wie eine Wolke über ihr Gemüth zieht, alles wird sogleich an diesem bildsamen Leibe lebendig; sie tanzt nicht bloß mit nackten Füßen, wir sehen ihre Seele nackt . . .«

unterspickt ist, eine ganz gute Mimikerin, intelligent genug, die aus antiken Vasen, Fresken und Friesen oder aus den Bildern mittelalterlicher Meister geschöpften Posen mit einer gewissen Anmuth darzustellen, gerade hinlänglich begabt, um an unserer Hofoper den Platz einer zweiten Mimikerin auszufüllen. Für die Durchführung einer durch mehrere Acte laufenden stummen Rolle würde nämlich ihr Schatz an Gesten und Geberden nicht ausreichen; sie wiederholt sich schon in ihren verschiedenen Typen unzählige Male. Ich habe keine Bewegung an ihr gesehen, die mir neu gewesen wäre, wohl deshalb, weil es überhaupt, wenn der akrobatische Charakter unseres heutigen Ballets wegfällt, kaum möglich ist, dem Körper früher nie gesehene Wendungen, dem Antlitz ein noch nicht dagewesenes Mienenspiel zu geben. Darum sollte man auch nicht behaupten, das Miss Duncan irgend etwas bemerkenswerth Neues bringe, es sei denn — ihre nackten Beine . . .«

Welche Ansicht hat Herr Wilhelm Singer, der Chefredacteur, über Isadora Duncan?

* * *

Was man in Berlin für ein Wunder ansieht.

»— — Bei einer großen Sitzung, der eine hundertköpfige Menge beiwohnte, habe die Rothe die großartigsten Apportphänomene vorgeführt. Sie habe sogar dem anwesenden Polizeibeamten aus dem Knopfloch eine Rose hervorsprießen lassen . .«

Der Berliner Polizeibeamte, von dem die Rede ist, war sicherlich starr vor Verblüffung. Ein Wiener College wäre enttäuscht gewesen: Bloß eine Rose, keine Rosette? . . . Und hätte das Medium sogleich wüthend entlarvt.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Clericaler. Viel rascher und genauer als alle katholischen Blätter war die ,Neue Freie Presse' über die »Deputation des Katholischen Schulvereines beim Papste« informiert. In spaltenlangen Telegrammen und Correspondenzen wusste sie jedes Detail aus den feierlichen Ansprachen zu melden. Ein politisches Ereignis — diese schwarze Umwölkung des liberalen Horizontes: Der Papst nimmt ein Bild des österreichischen Thronfolgers mit Wohlgefallen entgegen. Gewiss, das darf die ,Neue Freie Presse' interessieren, die schon lange mit dumpfem Grollen das Wetter ultra montes ankündigt. Der Papst betrachtet entzückt das Bild des österreichischen Thronfolgers. Aber ich wette hundert gegen eins: die ,Neue Freie Presse' würde keine spaltenlangen Artikel gebracht haben, wenn das Bild nicht vom Maler Lippay gemalt wäre. Verkündung eines »Culturkampfes«? Nein, Reclame für einen Reclamemaler, der in Wien liberale Redactionsschmöcke abconterfeit und in Rom den Segen des Papstes empfängt. Neben Herrn Angelo Eisner v. Eisenhof gehört u. a. Herr Lippay zu jenen Leuten, die es verstehen, mit dem Beifall der jüdischen Presse die Gunst clerical-aristokratischer Kreise einzuheimsen. Der eine, weil er nicht singen, der andere, weil er nicht malen kann. Wenn es eine Verbindung zwischen den Welten des Herrn Moriz Benedikt und des Herrn Rampolla gibt, so hat jener schwarz und gelb gefärbte Wiener Typus sie hergestellt, und die ,Neue Freie Presse' ist glücklich, außer ihrem Sigmund Münz noch einen so mächtigen Fürsprech beim Papst zu haben wie diesen Herrn Lippay. Es ist alles in bester Ordnung. Herr Eisner spendet Votivbilder, Herr Redlich ist Schutzpatron mehrerer Kirchen, und Herr v. Kubinzky gibt zum Dank für glückliche Errettung aus einer — nach österreichischem Gesetz wirklich unstichhältigen — Wucheruntersuchung ein Festmahl, bei welchem dem anwesenden Monsignore Taliani zu Ehren die Gedecke in den Farben der Nuntiatur prangen. Von Herrn Lippay aber lässt sich der Hochadel malen, so wie er sich von Herrn Max Schlesinger allwöchentlich amüsieren lässt. »Graf zur Lippe stellte dem Papst den Schöpfer des Bildes, den Maler Lippay, vor und bemerkte, daß der Künstler durch seine Heirat mit der päpstlichen Familie Rezzonico verwandt ist«. Ich bin von vorneherein gegen Maler, die mit Päpsten verwandt sind. Da stimmt irgend etwas nicht. Böcklin hat den Papst nicht zum Vetter gehabt, und Lippay's Schöpfungen stehen auf der künstlerischen Höhe der Illustrationen des ,Interessanten Blattes'. Der Papst habe, versichert der römische Correspondent der ,Neuen Freien Presse', Herr Robert de Fiori, als er das Wort Rezzonico hörte, »eifrig gesticulierend nach einem an der Wand befindlichen Gemälde des Papstes Clemens XIII. gezeigt« und dem Maler mit lauter Stimme zugerufen: »Ecco lo il Papa Rezzonico Clemente decimo terzo . . . Schauen Sie sich ihn nur gut an, es freut mich jetzt doppelt, dich hier bei mir zu sehen. Komme her, trete näher, mein Sohn!«. Und er legte »beide Hände auf das Haupt des Malers, zeichnete an seiner Stirne das Kreuz und sagte: ,Ich segne dich und deine ganze Familie, auch namens meines großen Vorgängers Rezzonico Clemens XIII.,

und beglückwünsche dich zu deiner Kunst'«. Wenn der Papst an der Stirne des Malers Lippay das Kreuz gezeichnet hat, so war das, so unerfreulich es ist, immerhin besser, als wenn z. B. der Maler Lippay an der Stirne des Papstes das Kreuz gezeichnet hätte. Sicher aber ist, daß der römische Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' zwar in Italien bereits gelernt hat, daß Blum Fiori heißt, aber noch immer nicht mehr Deutsch kann als seinerzeit in der Leopoldstadt; sonst könnte er unmöglich den Imperativ »trete näher« construieren. Wer ihn so genau über die Unterredung des Papstes mit Herrn Lippay informiert hat? Vielleicht der Papst? Vielleicht sogar Herr Lippay persönlich? Wer kann es wissen! Und wer erzählte Herrn Fiori, daß der Maler, dem Leo XIII. schon mit den Worten seine Bewunderung ausgesprochen hatte: »Bravo! Bravo! Molto bello, un vero capo lavoro!«, »beim Verlassen des Empfangszimmers vom diensthabenden Geheimen Kämmerer Monsignore Grafen Scapinelli zurückgerufen wurde, der ihm mittheilte, daß der Papst ihm eine besondere Freude bereiten möchte, und ihm eine vom Papst geweihte große silberne Erinnerungsmedaille übergab«? Wer informierte Herrn Blum? Der Graf Scapinelli?... Ein lustiges Büchelchen schlummert seit Jahren ungenützt in meinem Archiv. Jetzt hole ich's heraus. »Collection B. D. Lippay« ist die Broschüre betitelt. Eine Quelle ungetrübter Heiterkeit. Beschreibung eines Gemäldes »Im Schwurgerichtssaal«, das seinerzeit jeder, der darauf verewigt wurde, kaufen mußte... Da sind im Auditorium Juristen und Sängerinnen, Redacteure und Psychiater, Komiker und Bankdirectoren wie Kraut und Rüben vereinigt: sie verbindet keine andere Interessengemeinschaft, als daß sie — wissentlich oder hinterrücks — von Herrn Lippay abconterfeit wurden. Die meisten von ihnen waren in ihrem Leben nie im Schwurgerichtssaal gewesen, und manche sitzen, da Herr Lippay schlecht disponiert hatte, irrthümlich auf der Zuschauerbank. Aber alle sind sprechend unähnlich. Die Beschreibung, die einer Skizze des berühmten Gemäldes beigegeben ist, steht zu dem Ernst der Schwurgerichtsverhandlung in erfrischendem Gegensatz. Der Freund Leo's XIII. malte z. B. den Herrn Dr. Adolf Bachrach: dieser »lauscht gespannt aus den fast überklugen Augen«. Neben »der wuchtigen Erscheinung des ersten Vicebürgermeisters von Wien Franz Strobach« finden wir »die Herzensgüte des Vincenz Chiavacci«. Neben dem »interessanten Schädel des bedeutenden Privatrechtsgelehrten Dr. Adolf Gallia« den »schön ausdrucksvollen Dr. Friedrich Elbogen und den Napoleonkopf des schlagfertigen Dr. Victor Rosenfeld«. Wir sehen natürlich auch Herrn Stukart, »der sich still (wohlgemerkt, still!) seines größten Triumphes freut, da sein Scharfblick die mysteriösen Geheimnisse dieses Criminalromans, der nun seinem Ende entgegeneilt, enthüllte«. Es folgen »der schwarze Assyrerbart des Dr. Heinrich Geiringer«, »die kühle Diplomatenmiene des Consuls von Monaco, Dr. Josef Porzer«, »der Ernst des liberalen Parteiführers Dr. Ludwig Vogler«, »die strahlende Anmuth der Frau Katharina Schratt«, »die Charakterlocke des echtesten Wiener Dichters Arthur Schnitzler«, »Bankdirector Moriz Bauer, der gewandte Psychologe auf Hausse und Baisse« und »der

Charakterkopf des Gründers der modernen Wiener Journalistik Moriz Szeps«. Und natürlich auch der Gerichtssaalberichterstatter der ‚Neuen Freien Presse': »der Denkerkopf des Moriz Neuda« . . . Leo XIII. nimmt das Bild des österreichischen Thronfolgers in sein Arbeitszimmer. Ein schlimmes Vorzeichen, raunen die Liberalen . . . Keine Aufregung! Der Maler des Concordats, der das Ohr des Papstes hat, wird sich in drangvollen Zeiten erinnern, daß er einst auch der Maler der Concordia gewesen.

Criminalist. Herr v. Koerber ließ neulich fünfzig Untersuchungshäftlinge laufen. Ein vereinzelter Humanitätsact, gegen den gewiss nichts einzuwenden ist, der aber das Uebel nicht mehr an der Wurzel fasst als etwa der bekannte Knabenversuch, bei Donaueschingen durch Zuhalten der Quelle mit dem Finger einen werdenden Strom im Keime zu ersticken. Noch humaner wäre Herr v. Koerber sicherlich, wenn er gleich das ganze Landesgericht zusperren ließe. Die Enthaftung der fünfzig war an sich in Ordnung, aber sie erzeugt die bange Frage nach den Tausenden, die künftig schuldlos die Qualen der Untersuchung werden ertragen müssen. Es hat immer etwas Verdächtiges, wenn einer seine Stellung zur socialen Frage mit dem Entschluss markiert, einem Bettler einen Gulden zu schenken. Wie der Ueberbürdung der richterlichen Functionäre, aus der allein die oft beklagte Schmach der langen Untersuchungshaft entspringt, wirksam beizukommen wäre, das zeigt der in diesem Heft veröffentlichte Vorschlag eines praktischen Juristen besser als die Amnestie der Unschuldigen, die wir neulich erlebt haben. Man kümmere sich nur ein wenig intensiver und stetiger um die im Strafgericht herrschenden Zustände. Wenn der wichtigste Uebelstand beseitigt ist, braucht man sich deshalb nicht zu fürchten, daß nicht eine genügende Reibungsfläche zwischen dem Staat und dem seine Freiheit liebenden Staatsbürger übrig bleibt. Wozu hätten wir denn eine Polizei, die allzeit ihre Pflicht erfüllt glaubt, wenn sie statt eines Sünders zehn Gerechte erwischt? Die Jagd nach dem »Dieb von St. Stephan« soll kürzlich nicht ohne Gefahr für jene Mitbürger abgelaufen sein, die das Gnadenbild im Stephansdom nicht beraubt haben. Da wurde ein Mann von einem Commissariat zum andern escortiert. Schubwagen, johlende Menschenmenge: »Das ist der Dieb von St. Stephan.« Nach einigen Stunden, die mit Verhör und ärztlicher Untersuchung ausgefüllt waren, wird er als unbrauchbar nachhause gebracht. Der Geheimpolizist, der ihn bringt, ist über die Enttäuschung so empört, daß er die Mutter des armen Teufels beleidigt. Vielleicht ist's doch der Rechte!, denkt er schließlich und richtet an die Frau die infame Frage: »Haben Sie einen Herrgott zuhause? Bei dem müssen Sie mir schwören! War Ihr Sohn in der Stephanskirche?« Die Frau schwört. Aber das genügt dem Ehrenmann nicht. Vorsichtshalber erkundigt er sich noch beim Hausmeister, welchen Ruf die Partei im Hause hat. Der Hausmeister! Der ist nämlich das Alpha und Omega unserer polizeilichen Wissenschaft. Der von der Portierloge controlierte »Leumund« gehört zu den vielen Dingen, die »nur in Wien möglich sind«. Es ist gar nicht ab-

zusehen, was dem eines Mordes fälschlich Verdächtigten geschehen kann, wenn die Polizei erfährt, daß er einmal bei Nacht in Damenbegleitung nachhause gekommen ist. Warum macht die Wiener Polizei dem in ganz Europa verlachten Sperrstunden- und Sperrsechserl-Blödsinn kein Ende? Weil die Hausmeister unbezahlte Vertrauensmänner der Sicherheitsbehörde sind, die für jeden polizeilichen Eingriff ins Privatleben das gewünschte Material beistellen. Nur bis zehn Uhr Abend bist du Herr in deinem Hause; von zehn Uhr an aber stehst du, ohne daß du es ahnst, unter sittenpolizeilicher Controle. Ein wahres Glück ist nur, daß du dir, je »unregelmäßiger« dein Lebenswandel ist, je öfter du nach der Sperrstunde nachhause kommst, desto mehr die Gunst deines Hausmeisters eroberst. Trachte darum, nie vor zehn und nie nach halb elf Uhr nachhause zu kommen . . . Man wird vermuthen, daß ich das Abenteuer des für den Dieb von St. Stephan Gehaltenen, der für den erlittenen Schimpf natürlich nicht entschädigt wird, erfunden oder doch tendenziös ausgeschmückt habe. Aber man kann es in der Nummer vom 26. März des — ‚Extrablatt' nachlesen, des polizeifrommsten Wiener Blattes, das mit Reclamenotizen für die Leiter des Sicherheitsbureaus nie gekargt hat.

Politiker. Das amerikanische Obst, das in Conservenform nach Europa gebracht wird, bleibt dauernd schmackhaft. Wenn die ‚Neue Freie Presse' Appetit auf Achtundvierziger-Ideen bekommt, verschreibt sie sich aus Hoboken eine Conserve Hans Kudlich. Diese hat mit dem amerikanischen Obst bloß die Dauer der Erhaltung gemeinsam.

Spiritist. Anna Rothe wurde verurtheilt, weil ihr der Wahrheitsbeweis, daß es Geister gibt, nicht gelungen war. Aber ein Rechtsgut hat sie im Grunde nicht verletzt. Auch wer für seine drei Mark statt einer Verbindung mit dem Jenseits bloß Taschenspielerei bekam, war nicht geschädigt. Einer der albernsten Processe, die je die Sensation der Welt gebildet haben. Er hatte nur einen Sinn, wenn man den Staatsanwalt und die Richter für überzeugte Spiritisten halten konnte, die an einer Schwindlerin den Missbrauch ihrer heiligsten Gefühle rächen wollten, oder für neugierige Hysteriker, die sich doch noch bis zum Schlusse den Beweis für das Dasein von Gespenstern erwarteten. Sonst war er ein frevler Eingriff in das Recht auf Aberglauben, das jedem Staatsbürger gewährleistet ist. Wer hier von einer Pflicht des Staates zum Schutz der Dummen gegen materielle Ausbeutung spricht, vergisst, daß es sich bei der transcendenten Unterhaltung im Gegensatz zu Börsenspiel und Hazard um einen geringen Einsatz handelt und um Verluste, die im Vorhinein abgegrenzt sind. Kein Theaterbesucher kann den Autor, der ihm ein unwahrscheinliches Stück vorgesetzt hat, auf Rückerstattung des Billetpreises civilrechtlich belangen, und solange es keine Execution auf die von Dichtern, Priestern, Socialdemokraten und Spiritisten verheißenen Freuden gibt, wäre es lächerlich, in die Séancen eines Blumenmediums einen »landesfürstlichen Commissär« zu entsenden und den Betrugsparagraphen in Anwendung zu bringen. Das wird uns in Oesterreich auch nie einfallen. Die »Entlarvung« von Spiritisten überlassen wir hohen Privatpersonen, denen der rationalistische Sport

so viel Vergnügen bereitet wie manchen ihrer Standesgenossen der metaphysische, und begnügen uns, Kartenaufschlägerinnen wegen Mangels eines Gewerbescheins oder eines Befähigungsnachweises und planetenverkaufende Jungen wegen Uebertretung des Colportageverbotes abzuurtheilen . . . Viel hässlicher und culturfeindlicher als der Glaube an »Apporte« ist aber die Superklugheit, mit der der liberale Bildungs- und Zeitungspöbel anlässlich des Processes Rothe geprotzt hat. Die Rothe hat in ihren »Trance«-Zuständen noch immer Sympathischeres und Vernünftigeres gethan als ein Wiener Sonntagshumorist in wachem Zustand. Allen voran höhnt die ‚Zeit', »dieser fromme Selbstbetrug sei eines der merkwürdigsten Culturbilder der Gegenwart«. Wir wissen es, Herr Dori Singer ist nicht abergläubisch; er wäre froh, wenn er dreizehn Jahresabonnenten hätte.

Gaswerksingenieur. Zu dem in Nr. 132 behandelten Thema schreibt mir noch Professor Victor Loos: »Die ‚Antisemitischen Gasuhren' sollten nicht zur Ruhe kommen. Die ‚Neue Freie Presse' beschloss das Publicum noch weiter ‚aufzuklären' — Märztage sind seit alters voll grüner Freiheit und Aufklärung! Und so kam denn am 17. März abermals ein Gaswerksassistent, diesmal aus dem liberalen Brünn, zum Wort. Er breitete über die ‚physikalische Ueberlegung' Spitzers seine eigene Unüberlegtheit unter dem Titel ‚Gasdruck und Gasconsum' aus. Waren die Rechnungen des Brünners auch trostlos falsch, so war doch der Autor schon bis zur Erkenntnis vorgedrungen, daß der Gasconsum und die Ausströmungsgeschwindigkeit des Gases mit dem Drucke wächst, nicht aber abnimmt, wie früher Spitzer behauptet hatte. Ob der falschen Rechnung aber ward sogar den geduldigsten Lesern vom Fach die Galle fällig, und zur Verblüffung Dr. Schmocks regnete es grobe Zuschriften. Diese wurden am 24. März, unter gleichzeitiger Veröffentlichung einer Richtigstellung von Professor Dr. Max Reithoffer, in einer Fußnote quittiert und dabei bekanntgegeben, daß ‚die Richtigstellung, welche die geehrten Einsender beabsichtigen, sowie die Aufklärung des Publicums am besten erreicht werde', wenn man den Artikel Reithoffers entsprechend würdige. Doch wohin greifen und nicht fehlen! Hatte der Eisenbahnbeamte Spitzer in der Gasfrage das eröffnende Wort gesprochen, warum sollte nicht der Elektriker Reithoffer das Schlußwort sprechen? — Professor Reithoffer stellte zwar die Rechnungsfehler des Brünner Assistenten scheinbar richtig, folgte jedoch der Spur des von ihm corrigierten Autors nicht, sondern stellte eine neue Luftdruckhypothese auf, welche die Mehrangaben der Gasuhr ‚bei gleichem Verbrauch von Gasenergie' im Brenner erklären soll, wobei die Wirksamkeit des Mariotte'schen Gesetzes als ‚wahrscheinlich unterhalb des Genauigkeitsgrades der Gasuhr selbst' bezeichnet wird. Alle Autoren der ‚Neuen Freien Presse' haben somit die ‚Voraussetzungen' Spitzers: den constanten Gasverbrauch in einem und demselben Brenner, und das Spitzer'sche Gesetz, früher Mariotte'sches Gesetz genannt — ohne Prüfung mehr oder weniger als richtig anerkannt. Diese beiden ‚Voraussetzungen' sind aber grund-

falsch, kein gutes Haar ist an ihnen. Somit ist jede Verbesserung oder Correctur der Spitzereien eine nutzlose Farce. Die Herren bemühten sich um die berüchtigte Akademiefrage: Warum sinkt ein todter Fisch im Wasser unter? — Der todte Fisch sinkt eben nicht unter! Gasbrenner haben keinen constanten Energieconsum, und will man die Frage beurtheilen, so darf man nicht das Spitzer'sche Gesetz als Grundlage für den Consum annehmen, sondern das Toricellische Ausflußgesetz, in dessen für Gasausfluß geltender Form ohnedies das Mariotte'sche Gesetz entsprechend berücksichtigt ist. Man sieht also, weit wichtiger als der gesetzliche Schutz des Ingenieurtitels wäre der Schutz der Ingenieurwissenschaften. Wenn ein schutzloses technisches Gebiet von der ‚Neuen Freien Presse' niedergetrampelt wird, muß man das Einschreiten eines technischen Gerichtshofes wünschen!«

Tanzende Schmöcke. Also darüber dürfen wir uns nicht mehr täuschen: Der »diesjährige« Ball ergab ein eclatantes Deficit an Ansehen. Was nützt das schönste »Meer von Licht«, wenn es keine »Spitzen der Behörden« bestrahlt? Daß man um 11 Uhr den »vergeblichen Versuch machte, zu tanzen«, ist die einzig glaubhafte Mittheilung. Die Phrase ist von dem »Gedränge« abgeleitet, das einst auf dem Concordiaball geherrscht haben soll; der Mangel an Tänzerinnen hat sie diesmal beglaubigt. Selbst die Balletratten verlassen das sinkende Schiff. Nur der neckische Schmock von der ‚Neuen Freien Presse' will nicht an den Wandel der Zeiten glauben. Er scherzt noch immer von den »vielen verschlafenen Gesichtern, die heute in den Regierungsbureaux, bei den Officiersmenagen, in den Appartements der Botschaften, in den Arbeitszimmern von Gelehrten, Advocaten, Aerzten, Industriellen, in den Ateliers von Künstlern, vor allen aber bei den Bühnenproben zu sehen waren«. Verschlafene Gesichter — möglich: aber nicht von dem Besuche des Balls, sondern von der Lectüre der stereotypen Lügenberichte verschlafen. »Ein wahres Glück ist es«, meint der Schäker, »daß der heutige Vormittag so ruhig verlief, daß die Macedonier noch nicht den allgemeinen Aufstand proclamierten, die Barzahlungen nicht aufgenommen wurden, daß keine sensationelle Theateraffaire eintrat, und daß selbst die geehrte Verbrecherwelt sich mit ganz kleinen Lumpereien begnügte, denn ein großes Ereignis hätte ein schwaches, übernächtiges Journalisten-Geschlecht getroffen.« Das ist mindestens, was die eine Möglichkeit betrifft, ein wenig übertrieben: Das Journalisten-Geschlecht wäre nämlich, wenn die Barzahlungen aufgenommen worden wären, sofort munter gewesen. Und dieser eingefrorene Kupplerton! »Der Reichskriegsminister FML. v. Pitreich, der gestern ein Debut zu bestehen hatte, stand zum erstenmale vor der Delegation der Wiener Künstlerwelt, die ihn durch eine anmuthige Schauspielerin interpellieren ließ«, und der Ministerpräsident Dr. v. Koerber »improvisierte mit einigen jungen Schauspielerinnen eine Enquête über dringliche Theaterfragen«. Und die »Präsenzliste«. Eine Präsentliste wäre den Gastgebern lieber gewesen. Kein einziges Herrenhausmitglied und sieben Abgeordnete! Es geht zur Neige. Von anwesenden »Schriftstellern« konnten nur Herr

Lippowitz und der »Lexikograph« Eisenberg genannt werden. Die Rubrik »Aristokratie« ist mangels Betheiligung ganz aufgelassen worden. Den einzigen Angelo Eisner v. Eisenhof, den man nicht gut separat buchen konnte, that man unter die »Industriellen«. Sic transit gloria mundi.

Balletonkel. Ob die Kschesinska recht hat oder die Sironi? Oder die Duncan? Immer die, welche zuletzt die Wiener Pressleute zu einem »Five o' clock tea« geladen hat. Nach dem Geständnis eines der Herren hat die Russin ihren Wiener Bekannten »goldene und andere Kleinigkeiten« in Aussicht gestellt. Mit unverblümter Erwartungsfreudigkeit werden Beziehungen zu einem höchsten russischen Herrn angedeutet und schmunzelnd die Mär verbreitet, Frl. Kschesinska habe täglich 3600 Kronen zu verzehren. Ja, unsere Presse erfüllt ihren Zweck, Wissen und Aufklärung zu verbreiten. Es waren stürmische Tage. Zwischen Hôtel Bristol und Hôtel Imperial, zwischen Duncan und Kschesinska immer treppauf, treppab. Wiens Publicistik hat sich überessen. Und Wiens Publicum verspürt einen Brechreiz.

Höfling. Nachzutragen wäre noch, daß die Schnüffler der Prinzessin Louise bis nach Lindau gefolgt sind. Dort konnten sie freilich nichts erfahren. Der der Prinzessin gesellte Hofrath dürfe nichts sagen, hieß es in allen Wiener Blättern, und der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' beeilte sich hinzuzusetzen, er »respectiere diese Verpflichtung«. Das ‚Neue Wiener Journal' brachte damals einen zweispaltigen Artikel, an dessen Spitze die Worte standen: »Von unserem nach Lindau entsandten Specialberichterstatter«. Ein Glück, daß ihn die Fahrt nichts gekostet hat; denn sie trug nicht viel Neuigkeiten ein. Sehr drollig gestand dies der Enttäuschte selbst zu: »Ein geistvoller Franzose hat einmal bemerkt, daß es nichts Interessanteres gebe als eine Mauer, hinter der sich etwas Bedeutendes abspielt.« Er kann im Grunde nichts weiter nach Wien berichten, als daß im Park der Villa Toscana noch vom Herbst her die gelben Blätter auf dem Rasen liegen. Aber »hinter den Fenstern der Villa bewegt sich hie und da ein Schatten; vielleicht geht Jemand durch's Zimmer.« Nicht einmal das ist zu eruieren! »Mutter und Tochter sitzen jetzt beisammen; eine Verzeihende und eine Büßende. Es war kein fremder Zeuge dabei, als sich das Wiedersehen abspielte. Die Thüren schlossen sich, als die Mutter ihr schluchzendes Kind in den Armen hielt«. Wie incoulant gegen den Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal'! Zwei Gendarmen sind vor der Villa stationiert. Um den Giron abzuhalten, versichert der Gesandte des Herrn Lippowitz . . . »Einer ist da, der viel erzählen könnte: es ist der Hausarzt der Familie Toscana, der alte Hofrath Dr. Bever«. Aber er will nicht. »Er versteht es vortrefflich, jeder verfänglichen Frage auszuweichen, sein Taktgefühl sagt ihm, wie weit er sich in einer Aussprache wagen darf.« Die Zukunft der Prinzessin? »Man hat Fernstehende natürlich nicht eingeweiht« . . . Dies alles hatte unser nach Lindau entsandter Specialberichterstatter in Erfahrung gebracht.

Portier. Der kleine schwarze Herr mit der Actentasche lässt sich nicht abweisen? Er habe den in Ihrem Hause wohnenden Archae-

ologen über die Tiara des Saïtaphernes, die Tänzerin über griechische Vasen, den Industriellen über den Export nach Japan und den Dichter über seine Weltanschauung zu befragen? Mit Meinungsreisenden muß man höflicher sein als mit Weinreisenden, mein Herr! Sie haben es mit einem Manne zu thun, der nicht nur auf dem Wiener Platze bestens accreditiert ist, sondern neulich erst in Triest und in Brünn gut abgeschlossen hat. Das bescheidene Metier des Mannes darf Sie nicht über seine wahre Bedeutung täuschen. Gewiss, in Brünn interviewt er Herrn Löw-Beer, aber in Italien vergleicht man ihn mit Shakespeare.

Sammler. ‚Neue Freie Presse', 17. März: »Senatspräsident Eduard Graf Lamezan hat, wie man uns mittheilt, noch bei Lebzeiten den Wunsch geäußert, daß sein Leichenbegängnis so einfach als möglich stattfinde.« — In einem schmalzigen Artikel über das Jubiläum des Herrn Sigmund Schlesinger entdeckt ein neuer freier Zoolog am 28. März, daß ein Einacter des Jubilars »aus der Puppe eines humoristischen Gedankens losgeschält, als glitzernde Chrysalide die farbigen Flügel ausbreitet«. Das wird nicht gut gehen; denn »Chrysalide« ist nur ein anderer Ausdruck für Tagfalterpuppe. Kein Schmock ist verpflichtet, zu wissen, was eine Chrysalide ist. Wenn er aber den Ausdruck anwendet, dann . . . . — Jetzt, da neben Hammurabi auch Saitaphernes zu den Lieblingen des deutschen Volkes avanciert ist, kann man's ja sagen: Herr Berthold Frischauer hat, da er zum erstenmale über die Pariser Kunstfälschungen an sein Blatt telegraphierte, mit Beharrlichkeit von einer »Tiara des Saint-Aphernes« gesprochen. Er hörte: Tiara und glaubte, nur einem Heiligen können sie zugehören. — ‚Zeit', 24. März: »Die Brillantensensation des Concordiaballes bildete die russische Tänzerin Fräulein Mathilde Kschesinska. In jedem Ohr ein kleiner Kohinoorbrillant von unheimlicher Größe...«

Habitué. Lippowitzens Plauderer hat neulich (17. März) »Susa und Janku«, zwei in der Carltheateroperette beschäftigte Theaterkinder interviewt. Die Idee an sich ist lieblich; aber interessanter noch ist ihre Ausführung: »— — Irgend eine Dame hatte die Absicht, mich mit der kleinen Künstlerin bekannt zu machen; sie aber rief: ‚Ach, danke, den Herrn kenn' ich schon lang', der ist ja vom ‚Neuen Wiener Journal'!' Und als ich ihr die Hand reichte, drohte sie mir mit dem Finger: ‚Sie, das sage ich Ihnen aber gleich: schreiben Sie gut über mich, sonst . . .' Mir kam vor, als ob ich Aehnliches schon irgendwo einmal gehört hätte. Nur waren es gewöhnlich erwachsenere Damen, die es mir sagten. Der Kleinen aber gab ich ohneweiters das Versprechen, sie gut zu recensieren. ‚Bekomm' ich aber dann auch einen Kuss von Dir?' — ‚Na, wir wollen sehen. Zuerst aber schreiben!' — —«

‚Zeit'-Genosse. Da sich ein Leser über die fortwährenden Angriffe auf Herrn Isi Singer beschwert, habe ich, der jedem nur irgend erfüllbaren Wunsche genügen möchte, um der Monotonie abzuhelfen, mich entschlossen, von jetzt an die Bezeichnung »Dori Singer« zu wählen. Diese Neuerung finden die geehrten Leser schon in der vorliegenden Nummer durchgeführt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 133, Mitte März): Theaterleute und Zeitungsleute. — Der Bauernfeldpreis. — Die Zinsfußermäßigungen des Beamtenvereins. — Die Verstaatlichung der Nordbahn. — Herr Dr. Baernreither und die ‚Neue Freie Presse‘. — Ein neuer Inseratentarif. — Die ‚Zeit‘ und die Aerztekammer. — Drahtlose Telegraphie. — Fauler Lagunenzauber. — Culturactuelles. — Herr Bitterlich. — Die neue Orthographie (Ein zeitgemäßes Citat). — Ein Circular. — Stücke im Arbeitermilieu. — Wiener Musikkritiker untereinander. — Antworten des Herausgebers (Vom »Opfer der Socialpolitik; Die Geschwornen; Die Lamezan-Nachrufe; Ein gemüthvolles Blatt; Bülow's Buffet; Die Immunisierung des Kindes; Eine boshafte Anrede; Zwei Versionen; Ein Kenner; Reform der österreichischen Zoologie; Maxim und Mozart). — Mittheilung des Verlages.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 135 Erschienen am 16. April 1903 V. Jahr

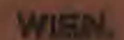
Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . .	K	7.—
« « 18 « « . .	«	3.60
« das Deutsche Reich, 36 « « . .	M.	7.—
« « « « 18 « « . .	«	3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « « 18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 135 WIEN, ANFANG APRIL 1903 V. JAHR

Der Chef des Generalstabs hat sich von einem Spion ins Bockshorn jagen lassen. Er hat, wie wir jüngst vernahmen, »gegründete Besorgnisse« ob der Drohung empfunden, Herr Paul Bartmann werde eine Denkschrift über das k. und k. Heer, wenn man sie ihm nicht abkaufe, an Rußland verkaufen und der österreichisch-ungarischen Monarchie einen Millionenschaden zufügen. Solche Aengstlichkeit eines hohen Militärs erregte bei den Gerichtssaalredacteuren missbilligendes Kopfschütteln: sie hätten sich gewiß nicht gefürchtet. Wie konnten auch, so meinten sie ungläubig, die Drohbriefe des Paul Bartmann den Freiherrn v. Beck in Furcht versetzen, da doch nicht ihm selbst, sondern »bloß« dem Staate, der Gesammtheit aller Bürger Oesterreichs und Ungarns, ein Uebel angedroht wurde? Und die ‚Arbeiter-Zeitung' höhnte, von einer Erpressung, die Bartmann begangen, könne keine Rede sein: denn die angebliche Erpressung sei an den Millionen von Oesterreichern begangen worden, diese aber hätten sich nicht bedroht gefühlt. Wer würde es auch leugnen: Herr Bartmann mochte dem Chef des Generalstabs schreiben, was er wollte, und die Arbeiter-Bataillone, die nichts davon erfuhren, wären »unentwegt« wie zuvor gestanden, natürlich nicht hinter dem Chef des Generalstabs, sondern hinter den »Führern«. Der Jurist der ‚Arbeiter-Zeitung' hat — mit seinen bürgerlichen Collegen, die die Anwendung des Erpressungsparagraphen auf die That des Bartmann himmelschreiend fanden — nur eins über-

sehen, nämlich den Wortlaut des Erpressungsparagraphen. Freilich kann eine Erpressung nicht an den Bürgern Oesterreichs und Ungarns, sondern nur an »jemandem«, an einer einzelnen Person begangen werden, während die der Erpressung nahe verwandte gefährliche Drohung sogar wirklich auch an »Gemeinden oder Bezirken« — wenn's die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht glaubt, so sehe sie sich den § 99 an — begangen werden kann. Aber so lächerlich, wie man sieht, der Hohn darüber ist, daß ein Gemeinwesen bedroht, in »Furcht und Unruhe« versetzt werden kann, so falsch ist auch der Glaube, daß das Uebel, durch dessen Androhung eine Erpressung erfolgt, der bedrohten Person, der »einzelnen«, zugedacht sein müsse. Vielmehr sagt der § 98 b des Strafgesetzes, es mache keinen Unterschied, »ob die erwähnten Uebel gegen den Bedrohten selbst, dessen Familie oder Verwandte, oder gegen andere unter seinen Schutz gestellte Personen gerichtet sind«. Wäre dem nicht so, wie herrlich würde zum Beispiel das ohnedies auskömmliche Gewerbe der Revolverjournalisten blühen! Der Brief, in dem vom Director einer Actiengesellschaft Schweiggeld mit der Drohung gefordert wird, man könne Geschäftsgeheimnisse des Unternehmens in die Oeffentlichkeit bringen und der Gesellschaft unheilbaren Schaden zufügen, würde keine Erpressung bilden, weil der Schaden nicht den angestellten Director, sondern die Actionäre trifft. Aber unser Strafrecht hat den Begriff der Erpressung weit genug gefasst, und wenn die Revolverjournalistik in Oesterreich trotz alledem gedeiht, liegt nicht am Strafrecht, sondern an Staatsanwälten die Schuld, die den Begriff der Erpressung verengen, anstatt ihn, solang nicht ein neues Gesetz der Gesellschaft neue Waffen gegen ihre Feinde gibt, mit aller Kunst der Interpretation zu erweitern. Neulich hat es keiner Kunst bedurft; zwanglos ließ sich der Erpressungsparagraph auf den Spion anwenden, der dem Chef des Generalstabs mit einem Uebel gedroht hatte,

welches sich gegen den dem Schutz der Armee empfohlenen Staat richtet. Die Rolle des Protzen zu spielen, der den drohenden Schaden nicht fürchtet, »weil wir's ja haben«, mußte der Chef des Generalstabs den Sprechern des vom Militarismus bekanntlich ausgesaugten Proletariats überlassen und, minder tapfer als die Herren Redacteure, pflichtgemäße Besorgnis empfinden. Aber lächerlich ist es, einem Kleeborn, der an die gegentheilige Praxis gewöhnt ist, zuzutrauen, daß er anklage, wo der Thatbestand der Erpressung nicht gegeben ist. Der § 98b mag durch jahrelange Nichtanwendung rostig geworden sein; aber darum geht es nicht an, ihn zum alten Eisen zu werfen. Und die Rechtsfrage in diesem merkwürdigen Process muß man nüchtern betrachten, mag er auch die glänzenden Fähigkeiten des Angeklagten deutlicher geoffenbart haben als dessen Verschulden und — als die Fähigkeiten des Anklägers. Daß Paul Bartmann ein größeres Genie ist als Bogumil Girtler v. Kleeborn: dies Urtheil, das die Anklage nicht entkräftet, bleibe dem ästhetischen Nachrichter vorbehalten.

* * *

Inseratenschwindel.

Einem modernen Strafrechtslehrer sei hiemit zur Behandlung in einem Universitäts-Seminar ein Thema nahegelegt, das, de lege lata und de lege ferenda erörtert, die weitesten Ausblicke in alle Gebiete des modernen Wirtschafts- und Geisteslebens eröffnet. Das Thema lautet: Strafrechtliche Uebungen über Inseratenwesen. Einleitend müßte der Lehrer die herrschende Rechtspraxis schildern, den Hörern zeigen, wie Staatsanwälte und Richter in Oesterreich beim Inseratenschwindel von den beiden Möglichkeiten, den Inserenten oder das Insertionsorgan zu verfolgen, keine wählen; er müßte darlegen, daß eine richtige

Rechtspraxis in Zukunft von jenen beiden Möglichkeiten jedesmal beide zu wählen haben wird, weil die Frage nach der Thäterschaft bei einem durch Inserate begangenen Delict dahin zu entscheiden ist, daß weder der Inserent noch das Insertionsorgan für sich allein das Delict begehen konnten. Es wird endlich klarzumachen sein, daß, wer einer Zeitung ein strafbares Inserat anbietet, den Versuch eines Delicts begeht — und der Versuch ist gleich strafbar wie das Delict selbst —, während die Annahme des Inserats durch die Zeitung und sein Abdruck die Ausführung des Delicts bedeuten.

Zu einer überreichen Casuistik des Inseratenschwindels bietet jeder Tag und jedes Tagesblatt das Material. Und den Rechtsbeflissenen in Oesterreich wäre zu empfehlen, daß sie die Zeitungen künftighin von rückwärts zu lesen anfangen mögen. Erst wenn sie in den Geist des Inseratentheils eingedrungen sind, werden sie das Verständnis für den Texttheil der Blätter gewinnen. Aber je tiefer man in das Wesen der Presscorruption eindringt, desto unbegreiflicher wird eine Duldsamkeit der Gerichte, die es dahin gebracht hat, daß die Wiener Presse von den Wirkungen des Annoncenwesens nicht mehr ängstlich schweigt, sondern schamlos die Uebel, die sie selbst erzeugt hat, bespricht, den Kritiker spielt, wo sie Helfershelfer gewesen, und dabei mit kaum verhehlter Schadenfreude sich ihrer Zerstörermacht rühmt. Jeder Process gegen Heirats- und Cautionsschwindler wird zu einer Glorificierung der Pressmacht, die frech die Leichtgläubigkeit der Opfer, die sie einem Gauner zugetrieben hat, verhöhnt. Das ausgebeutete Publicum wird verspottet, weil es den Inhalt von Annoncen nicht zu prüfen versteht, und kein Staatsanwalt wagt daran zu erinnern, daß das Gesetz die Prüfung von Annoncen nicht dem Publicum überlassen, sondern der pflichtgemäßen Obsorge des verantwortlichen Redacteurs aufgetragen hat.

Grinsend haben jüngst die Gerichtssaalreporter erzählt, daß der Spion Paul Bartmann eine Annonce des Colportagebuchhändlers Max Herzig für eine Falle hielt, die ihm der österreichische Generalstab gestellt habe. Aber niemand hat bemerkt, daß sich in der Verranntheit des Paul Bartmann ein natürliches Rechtsgefühl äußert, das die Gleichgiltigkeit der berufenen Schützer unserer öffentlichen Interessen beschämt. Jenes Inserat verhieß unter dem Schlagwort »Glänzender Verdienst« Leuten, die sich zum Bücherverkaufe eigneten, ein monatliches Einkommen bis zu 2000 Kronen. Dem schwächsten Verstand mußte klar sein, daß hier ein grober Schwindel getrieben ward, und das schwächste Rechtsbewusstsein mußte es für undenkbar halten, daß solcher Schwindel geduldet werde. Was Wunder, daß Bartmann von der Einsicht und dem Pflichteifer der Behörden nicht so schlecht dachte und zur Ueberzeugung kam, mit einem Inserat, welches, wenn es wirklich ein Köder für leichtgläubige Adepten des Colporteurberufes war, das sofortige Einschreiten des Staatsanwalts gegen den Inserenten forderte, müsse es eine geheimnisvolle Bewandtnis haben?

Wenn indes Büchercolporteuren ein Monatsverdienst von 2000 Kronen versprochen wird, wenn ein galizischer Schuhwarenhändler vier Paar Stiefel zum Preise von zwei Gulden zu liefern verheißt oder ein Ramschwarengeschäft ein Dutzend »echt silberner« Löffel für 75 Kreuzer annonciert, so bleibt noch immer die Ausrede, daß die dem Dümmsten erkennbare Unwahrscheinlichkeit einer Ankündigung die Absicht der Irreführung ausschließe und daß durch den niemals vorausgesetzten Erfolg der Irreführung eines einzelnen Dummen nicht zum Betrug gestempelt werden könne, was höchstens unverfrorene und unanständige Reclame sei, gegen die leider das geltende Strafgesetz kein Mittel biete. Anders steht es, wo die Zeitung, die ein Inserat annimmt, die Schädigungs-

möglichkeiten kennen, aber auch voraussetzen mußte, daß das Publicum irregeführt werden würde. Am 27. März berichtete die ‚Arbeiter-Zeitung' über eine Interpellation des Abgeordneten Schuhmeier, der die Regierung zum Einschreiten gegen die Versicherungsgesellschaft »Victoria« auffordert und erzählt, wie durch die von dieser Gesellschaft betriebene »Volksversicherung« die breiten Schichten ausgebeutet werden, ohne daß die Hüter der öffentlichen Interessen etwas dagegen thäten. Es sei bekannt, daß die »Victoria« »insbesondere durch Schweiggelder die weitere Verbreitung der gegen sie gerichteten Angriffe verhindert«, und so könne man von der Presse nicht erwarten, daß sie das Publicum warne. Herr Schuhmeier hat nur merkwürdigerweise ganz vergessen, daß das erkaufte Schweigen eines Theils der Presse die Geschäfte der »Victoria« lange nicht so wirksam gefördert hat wie die erkaufte Reclame jener Zeitungen, aus deren Leser-Publicum sich die Opfer der Volksversicherung recrutieren. Vor Jahr und Tag hat die ‚Arbeiter-Zeitung' durch wüste Beschimpfungen einen Artikel der ‚Fackel' quittiert, der ihr neben anderen Inseraten insbesondere auch jene der »Victoria« vorgeworfen hatte. Was aber keine Zungenfertigkeit übelbeleumundeter Versicherungsagenten jemals zuwege gebracht hätte, das hat das Vertrauen der Proletarier zum Organ ihrer Classe jahrelang bewirkt: daß die Leute, die die Rieseninserate der »Victoria« in der ‚Arbeiter-Zeitung' sahen, scharenweise in die Volksversicherung eintraten. Hätte die Veröffentlichung aller Angriffe auf die »Victoria«, die von Revolverblättern gegen Bezahlung unterdrückt worden sind, den geringsten Theil des Schadens verhüten können, den die Leichtfertigkeit der ‚Arbeiter-Zeitung' gestiftet hat? Und Leichtfertigkeit ist hier so schlimm wie anderwärts Corruption. Mögen auch die Inseratengelder nicht der Bereicherung eines einzelnen Zeitungsmachers dienen, sondern ehrlichen Parteizwecken: die perverse Taktik

eines Blattes, welches das blinde Vertrauen proletarischer Leser zur Empfehlung zweifelhafter Tuberculose-Mittel mißbraucht und, um nur den Parteifonds zu stärken, die Gesundheit der Parteigänger schwächen zu dürfen glaubt, ist hier oft genug beklagt worden. Was aber thut die ‚Arbeiter-Zeitung‘, da endlich ein Abgeordneter der socialdemokratischen Partei das lang von dem Parteiorgan geförderte Treiben einer Versicherungsgesellschaft gebrandmarkt hat? Sie druckt die Interpellation des Genossen im Auszug ab, am Ostersonntag aber bringt sie ein Rieseninserat der »Victoria«, das in ausführlicher Polemik Herrn Schuhmeier widerlegt. Man sieht, der Nachhall, den die Klagen eines socialdemokratischen Abgeordneten im Texttheil der socialdemokratischen Zeitung finden, ist lange nicht so stark wie der Widerhall, der aus dem Inseratentheil tönt.

Nun, die Degradierung eines Blattes, das die Interessen des Proletariats vertritt, zum Versicherungsagenten einer Gesellschaft, die das Proletariat ausbeutet, kann freilich kein Staatsanwalt verhindern, kein Richter bestrafen. Aber wollen denn unsere Richter selbst dort nicht strafen, wo ein Blatt bewusst auf die Schädigung des Publicums ausgeht und sich über den klaren Wortlaut eines Gesetzesparagraphen hinwegsetzt? Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ darf sich eines schier unfassbaren Triumphes rühmen, den es soeben über die Schützer der öffentlichen Hygiene errungen hat: angeklagt — endlich einmal angeklagt — wegen des Abdrucks eines Inserats, in welchem ein in Oesterreich verbotenes Heilmittel angepriesen wird, ist es mit der Begründung freigesprochen worden, es habe an dem unter Strafsanction gestellten »unberechtigten Verkauf« des Heilmittels nicht mitgewirkt; strafbar sei nur der Apotheker oder Droguist, der verbotene Heilmittel führt, die Ankündigung und Anpreisung solcher Heilmittel in der Zeitung jedoch sei kein Versuch unberechtigten Verkaufs und die Aufnahme der

Ankündigung durch die Zeitung sei nicht Mitwirkung am Versuch des unberechtigten Verkaufs. Der Richter, der dieses Urtheil gefällt, wird es bei anderen Gelegenheiten erweitern müssen. Der Vertrieb der Lose der ungarischen Classenlotterie ist beispielsweise in Oesterreich verboten. Aber ungescheut werden künftighin die Budapester Loscollectanten die Prospecte, die sie bisher mit aller Vorsicht nach Oesterreich geschmuggelt haben, im ‚Neuen Wiener Tagblatt' inserieren dürfen, weil sie selbst das österreichische Gericht nicht zu fürchten haben und das ‚Neue Wiener Tagblatt' sich vom Gericht bestätigen lassen wird, daß der Abdruck eines Inserats nicht als Mitwirkung beim Vertrieb der inserierten Ware aufzufassen ist. Gesetze, so sollte man meinen, müssen stets so ausgelegt werden, daß sie einen Sinn haben. Wenn aber bloß dem österreichischen Apotheker verboten ist, bestimmte Heilmittel zu verkaufen, der Zeitung hingegen gestattet wird, dieselben Heilmittel in Annoncen anzupreisen, dann würde das Verbot des Verkaufs bestimmter Heilmittel nichts anderes bedeuten, als eine schnöde Geschäftsstörung, die der Staat an den österreichischen Apothekern begeht, während er duldet, daß das Publicum animiert wird, Waren, die ihm der Wiener Apotheker nicht verkaufen darf, aus Geschäften in Leipzig oder Dresden zu beziehen. Wird in Oesterreich das Gesetz gebeugt? Nein und abermals nein! Es beugt sich bloß — vor dem Inseratengeschäft der Wiener Tagespresse . . .

§

•

Der Preßstaatsanwalt ist anderer Ansicht als der Pressrichter. Er fuchtelt wenigstens mit dem Schwert des objectiven Verfahrens und ritzt, wo er nicht verwunden will. Der von der Wiener Presse geförderte Audiphon-Schwindel begann endlich zum Regierungshimmel zu stinken, und so wurde denn am 27. März — da es nicht mehr weh thun konnte — die Verbreitung der Nummer des ‚Neuen Wiener Journal' vom 25. März, die eine Annonce des Schwindelmittels zur »Heilung der Taubheit« enthielt, verboten.

Von Herrn Lippowitz vermuthet man vielleicht, daß er sogar Annoncen ausschneidet und daß ihn deshalb das Verbot der einen oder der anderen nicht allzuhart treffen wird. ‚Neue Freie Presse‘ und ‚Neues Wiener Tagblatt‘, die von den Erzeugern des Audiphon besser bezahlt werden, blieben unbehelligt, und noch am 6. April durfte die ‚Wiener Morgenzeitung‘ das »Institut de la Surdité« anpreisen, für dessen Annonce dank dem erhöhten Risico jedenfalls das Zeilenhonorar erhöht worden war. Die harmlose Action des Staatsanwalts gegen das ‚Neue Wiener Journal‘ hat vermuthlich in den anderen Redactionen statt Schrecken Dankbarkeit geweckt: der tüchtigste Inseratenagent hätte den Preis für die Audiphon-Annonce nicht so sicher hinauftreiben können. Putzig ist nur die ethische Genugthuung, die die ‚Zeit‘ empfindet, weil ihr »Kampf« gegen das eine Schwindelmittel endlich doch die Behörde zum Einschreiten gezwungen hat. In derselben Nummer vom 3. April, in der sie einen talentlosen Artikel über das Verbot des ‚Neuen Wiener Journal‘ veröffentlicht und stolz mittheilt, daß sie ein — nachträgliches — Annoncenangebot des Pariser Unternehmers »selbstverständlich« zurückgewiesen habe, empfiehlt sie »Sapomenthol« als »anerkannt bestes Linderungsmittel gegen Gliederreißen«. Kann Herr Dori Singer guten Gewissens behaupten, daß das Gliederreißen, welches seine Abonnenten bei der Lectüre der ‚Zeit‘ bekommen, durch Sapomenthol besser geheilt wird, als die Taubheit unentwegter Anhänger der ‚Neuen Freien Presse‘ durch das Audiphon?

*

Ueber den aufsehenerregenden Process des Heiratsschwindlers Joseph Löbl Kohn hat die ‚Neue Freie Presse‘ erst in einer verspäteten Notiz sehr wortkarg und hochmüthig berichtet. Sie theilte kurz mit, der Mann, »welcher Annoncen hatte einrücken lassen, daß junge Damen mit einem Vermögen von einer halben Million sich zu verheiraten wünschten«, sei zu vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt worden. Sie nennt ihn einen »schon vorbestraften Betrüger« und bemitleidet die »Opfer«, die »spät, aber doch endlich zur Ueberzeugung gelangten, daß sie die reiche Braut nie und nimmer sehen würden«. Daß dicht unter den Lockrufen des Joseph Löbl Kohn die Namen Bacher, Benedikt und Karl Felix Kohler zu lesen waren, davon keine Silbe. Wie der gekrönte Heinz seinen Falstaff, so verleugnet die ‚Neue Freie Presse‘ ihren

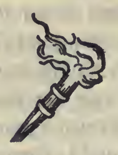
Kohn. Daß ein Dieb gefangen wird und der Hehler straflos bleib, ist oft genug vorgekommen. Aber unerhört ist der Fall, daß der Hehler das Unglück seines Consorten publik macht und schadenfroh erörtert.

*

»Das kunstkritische Inserat«. Unter diesem Titel erzählte Herr Dori Singer am 9. April seinen Lesern, daß die »Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens« der ‚Zeit' das Inserat der Künstlerhaus-Ausstellungen entzogen hat. Die Leser erfuhren also die sicherlich merkwürdige Thatsache, daß die ‚Zeit' Bezahlung fordert und nimmt, damit sie jenen, die sich für bildende Kunst interessieren, mittheile, wann im Künstlerhaus oder in den Gebäuden von Secession und Hagenbund Ausstellungen stattfinden. Und wie viel, so wird der Leser fragen, fordert und nimmt die ‚Zeit' dafür, daß sie jenen, die sich für die Börsenvorgänge interessieren, mittheilt, wie Creditactien stehen? Es ist der Stolz der ‚Zeit', daß man ihr nichts beweisen kann, und sie wird zweifellos jedermann erklären, sie veröffentliche das Cursblatt gratis. Begreiflich ist es ja auch, daß ein Culturbringer vom Schlage des Herrn Dori Singer, das Börseninteresse und das Kunstinteresse gegeneinander abwägend, zu der Meinung gelangt, es sei die Pflicht einer Zeitung, die Cultur verbreiten will, vor allem für die rascheste Verbreitung der Curse zu sorgen; von Kunstangelegenheiten habe man Notiz zu nehmen, wenn Künstler oder Kunsthändler die Notiz zu bezahlen bereit sind. Und da jetzt die Herren vom Künstlerhaus nicht länger bezahlen wollen, wirft ihnen die ‚Zeit' »Krämergeist« vor. Sie ist schwer gekränkt und klagt, man entziehe ihr das Inserat bloß deshalb, weil ihr Kunstkritiker, Professor Muther, die Künstlergenossenschaft schlecht behandelt, den Werth der im Künstlerhaus gebotenen Leistungen geringschätzig taxiert habe. Die ‚Zeit' behauptet also, wenn sie das ernst meint, das Inserat der Künstlergenossenschaft sei ihr zu dem Zweck, ihre Kritik zu bestechen, gegeben worden; sie aber habe das Geld genommen und sich gleichwohl nicht bestechen lassen. Der Beamte, der solches von sich erzählte, würde nach § 104 des Strafgesetzes (Geschenkannahme) angeklagt werden. Die ‚Zeit' jedoch protzt noch damit, daß sie Leuten, die sie bestechen wollen, das Geld nicht etwa vor die Füße wirft, sondern es in der dolosen Absicht

annimmt, die Schwindler zu beschwindeln und für Bezahlung nichts zu leisten. Und welche schlaue Ausrede sich Herr Dori Singer dabei ausgedacht hat! Nicht die Redaction der ‚Zeit‘ — denn die ist unbestechlich —, sondern die Administration habe das Inserat angenommen, und jetzt wolle man es der Redaction kündigen? Einem Beamten würde freilich nicht einmal in Galizien die Ausrede helfen, er selbst habe von der Partei nichts angenommen und darum, daß seiner Schwester Brillantohrringe geschenkt worden seien, habe er sich nicht gekümmert. Die Künstlergenossenschaft ist durchaus im Recht. Sie will ein Blatt nicht länger mit ihrem Gelde unterstützen, das ihre Leistungen ungünstig beurtheilt, das Publicum von dem Besuche der Ausstellungen, zu denen ihr Inserat einladen soll, abhält und ihr geschäftliches Interesse schädigt; sie macht gar kein Hehl daraus, daß sie ihre Inserate nicht zu Publicationszwecken gibt, sondern um sich eine günstige Meinung zu erkaufen. Ein zu Bestechungszwecken gegebenes Inserat aber wird entwerthet, wenn die Redaction, anstatt den Vertrag zu erfüllen, durch Unbestechlichkeit den Spender bemogelt. Das Schriftstück, das die ‚Zeit‘ veröffentlicht, ist ein Document von der Presse Schande, ein Beweis für die Richtigkeit der Ansicht, die die ‚Fackel‘ über die Bedeutung des Inseratenwesens verbreitet hat: Der Redaction wird das Inserat entzogen, das der Administration gegeben ward. Es ward nicht zu Publicitätszwecken gegeben; nicht der Raum, sondern das Blatt sollte gekauft werden. Die Absicht, zu bestechen, auf die es ausschließlich ankommt, ist erwiesen; ward sie vereitelt, ist nicht die Unbestechlichkeit der Zeitung zu rühmen, sondern ihre Vertragsuntreue zu tadeln. Die »Zumuthung«, die in dem Schreiben der Künstlergenossenschaft liegt und über die sich die ‚Zeit‘ entsetzt, kann nur dort überraschen, wo sich Unbestechlichkeit mit Dummheit paart. Einem kunstkritischen Angriffe der ‚Fackel‘ gegenüber, die weder ein Inserat noch eine Jahreskarte noch Gratisbillets zum Besuche der Künstlerfeste von der Genossenschaft annimmt, wären die bildenden Künstler wehrlos. Der ‚Zeit‘, die ein unabhängiges Urtheil mit einem fetten Inseratentheil vereinen möchte, können sie nicht das Wort, aber die Annonce entziehen. »Verlangt« das Publicum Fahrpläne von Bahnen, Aufrufe von Banken, Theaterzettel und Ausstellungsavisos zu lesen, deren Publication angeblich das freie Urtheil nicht hindert, so hat

sie die Zeitung kostenlos aufzunehmen. Corrupt ist jedes Blatt, das in seinem Annoncentheil gegen Entgelt Dinge ankündigt, die der redactionellen Kritik unterliegen oder unterliegen könnten.



Versenkte Millionen.

Die Donauregulierungs-Commission versendete jüngst an die Wiener Redactionen ein Heft: »Das neue Programm für die von der Donauregulierungs-Commission in Niederösterreich auszuführenden Strombauten«. Aus diesem in vorsichtigem Amtsstil verfassten Schriftstück konnte man einen »aufsehenerregenden« Kern herausschälen, der unseren Commerzblättern entgangen ist, wie die Notizen zeigen, die über das Thema in den Tagesblättern erschienen sind. Der für Sensationen geschärfte Blick der Redacteure ist eben diesmal getäuscht worden. Man hatte nämlich von derselben Stelle in den letzten Jahren schon öfter Mittheilungen erhalten. Und da man die Schleußen jener Schutzdämme sich willig öffnen sah, die gewöhnlich unsere Aemter gegen das Flachland der öffentlichen Meinung abschließen, so war der publicistische Beurtheiler auf eine interessante Enthüllung gar nicht gefasst, die er ja sonst nur durch eine Indiscretion zu erhaschen gewöhnt ist. Ueberdies hatte schon die Commission durch die Art der Fassung dafür gesorgt, daß in den Redactionen nicht zu viel Verständnis für das neue Strombauprogramm und somit auch kein Anreiz zum Scandalschlagen geweckt werde. Durch diese Vorsicht schützte die Donauregulierungs-Commission ihre Beschlüsse vor der Misshandlung durch die unabhängige Presse und ersparte der Regierung im Voraus die Arbeit des Einrenkens durch die Organe des Reptilienfonds. Allerdings sind wir dabei auch um die spasshafte Carricatur gekommen, »Schmock als Hydrotekt« zu sehen ... Die Commerzblätter lasen im Bericht bloß die augenspringenden Ziffern und Ausgabeposten, und angeheimelt vom Plätschern einer

Geldquelle flüchteten sie über den sonstigen Inhalt hinweg, der ja ohnedies nur österreichisches Amtsleder sein konnte. Man berichtete den Lesern darum bloß in Kronen, Hellern und einigen wahllos ausgeschnittenen Zeilen, ohne Rücksicht auf das Recht des Publicums, über die »Lebensader Wiens« und deren Gesundheit mehr zu erfahren als ein todtes Ziffernschema. Aber es wäre in diesem Falle ein geringeres Maß von Flüchtigkeit angezeigt und — selbst auf die Gefahr einer Parodie — die Mittheilung des officiellen Inhaltes der Druckschrift zu wagen gewesen.

Jedermann, der den sanftgekrümmten Flußschlauch der regulierten Donau im Wiener Becken und seine Neigung, Geschiebebänke zu bilden, beachtet hat, wird vermuthen, daß dieser Durchstich, obgleich er zu den mächtigsten Werken der Technik zählt, dennoch im Grundprincip verfehlt angelegt ist. Diese Anschauung, die in Fachkreisen seit längerem feststeht, hat nun die Donauregulierungs-Commission neben anderen wichtigen Ergebnissen in der genannten Schrift zur officiellen Anschauung, zum technischen Dogma und Leitgrundsatz für die weiteren Wasserbauten in Niederösterreich erhoben. Aber kein Blatt innerhalb der Kielmansecke konnte diesen Fundamentalschritt nach vorwärts erfassen, weil die Commission die »Sensation« nicht unterstrich, nicht direct erklärte: Der auf dem Reißbrett so schöne Donaudurchstich ist von uns definitiv als Fehler erkannt worden, was den Steuerträgern gebührend mitgetheilt und ihrer wohlwollenden Beurtheilung empfohlen wird . . . Es ist noch in Erinnerung, wie infolge des Drängens der Fachmänner Graf Kielmansegg die Rhôneregulierung, die heute als technisches Muster gilt, besichtigte und sich der Nothwendigkeit nicht verschloss, daß unter Befolgung derselben Grundsätze, die in Frankreich maßgebend waren, auch die Regulierung der Donau künftig ausgestaltet werden müsse. Dieser Principienwechsel wurde durch einen Vortrag des Statthalters im Jahre 1900 markiert, worauf der französische Wasserbauingenieur Henri Girardon, der Leiter der Rhônebauten, nach Wien berufen wurde. Das Gutachten dieses Fachmannes war geradezu vernichtend für unser altes Princip der Donauregulierung. Für die Ausbildung und Erhaltung einer ausreichenden Fahrwassertiefe — sagt Girardon — sind langgestreckte geradlinige oder sehr schwach gekrümmte Flußstrecken — eben wie unser neues Donaubett — besonders

abträglich. Denn gegen die Natur des Stromes wird man auf die Dauer nichts ausrichten. Die Stromrichtung aller natürlichen Wasserläufe verläuft serpentinierend, weshalb ein entsprechender Regulierungserfolg nur dann sich einstellen kann, wenn er den natürlichen Flußlaufverhältnissen entspricht und diese zur Schaffung einer natürlichen Fahrrinne ausnützt . . . Darob entstand nun im Schoße der Donauregulierungs-Commission zwar keine große Verlegenheit, denn man hatte dieses Verdict vorausgesehen; aber man konnte doch nicht abermals eine neue Donauregulierung proclamieren und der Oeffentlichkeit plausibel machen, wo die alte neue Regulierung noch nicht vollendet war. Es mußte also gesagt werden, daß die bisherigen Bauten »immerhin ihren Zweck« erfüllt haben. Die Gerechtigkeit erfordert anzuerkennen, daß der Schutz vor Hochwasser- und Eisstoßgefahr sogar ganz vorzüglich erreicht wurde. Aber eine Flußregulierung ist einer Thür vergleichbar: Sie soll nicht allein vorzüglich absperren, sie muß auch ebenso vorzüglich die Communication ermöglichen, und gerade in diesem Punkte versagt das alte Regulierungsprincip. Es ist zwar immer sehr viel von der »Lebensader Wiens«, von der Bedeutung der Donaucommunication gefaselt worden, aber eine wichtige Communicationsader Wiens war die Donau, seitdem Eisenbahnen bestehen, nicht mehr. Anders gestaltet sich jedoch das Bedürfnis durch das Project der neuen künstlichen Wasserstraßen. Durch sie wird die Donau zur wirklich pulsierenden »Lebensader Wiens« gemacht, und nun stellen sich der Erhaltung einer Niedrigwasserrinne, dem Schlußpunkt einer jeden Flußregulierung, die größten Schwierigkeiten entgegen. Trotz der besseren technischen Erkenntnis sieht sich jetzt die Donauregulierungs-Commission in die unangenehme Lage versetzt, eine der Natur des Stromes entsprechende Regulierung nicht durchführen zu können, weil es die bereits vorhandenen Werke zumeist nicht zulassen. Man ist daher gezwungen, innerhalb eines gegebenen Rahmens zu retten, was noch zu retten ist, man muß mit Palliativen das Veraltete zu modernisieren suchen . . .

Das ist das »packende« Finale, das unsere Commerzblätter aus der Druckschrift nicht herausgehört haben. Vernünftige werden die Donauregulierungs-Commission für die Alterung der Wasserbauten gewiß nicht verantwortlich machen, höchstens meinen, daß

die Leiter etwas verspätet, vielleicht nur unter dem Drucke der neuen Wasserstraßenaction, sich zur Einkehr bekannt haben. Aber unser Journalismus kennt bei der Beurtheilung technischer Werke nur den Sehwinkel der Parteipolitik. Was die einen maßlos verhimmeln, verdammen ergrimmt die anderen. Die liberalen Blätter fahnden bekanntlich bei der systematischen Entwürdigung der technischen Schöpfungen ihrer politischen Gegner immer nur nach neuen, in Gas- und Elektricitätswerken »vergrabenen Millionen«; somit haben die Antiliberalen es diesmal versäumt, das Programm der Donauregulierungs-Commission zum Gegenbeweis zu benützen, daß auch die liberalen Zeiten ihre ins Wasser »versenkten Millionen« aufzuweisen haben. Man schwieg diesmal höchst patriotisch auf beiden Seiten, weil man sich nicht recht ausgekannt hat.

Professor Victor Loos.

* * *

Aus Börsekreisen wird mir geschrieben:

Ein merkwürdiges Geschichtchen hat Herr Alexander Scharf am 6. April den Lesern vom Schottenring aufgetischt: Am Sonntag-Nachmittag, erzählt er, sei der ‚Sonn- und Montagszeitung' von einem Budapester Annoncenbureau ein Telegramm, welches »eine tendenziöse Meldung bezüglich der Eisenpreise« enthielt, mit der Aufforderung zugegangen, es gegen Bezahlung abzudrucken. Am selben Abend aber sei in der Administration — beileibe nicht in der Redaction — der ‚Sonn- und Montagszeitung' der Vertreter eines Wiener Annoncenbureaus erschienen und habe das Ansinnen gestellt, man möge jenes ihm bekannte Budapester Telegramm nicht abdrucken, wofür er den doppelten Betrag zahlen wolle ... Man hat an der Börse lebhaft darüber discutiert, ob dies Geschichtchen wahr sei. Zweifellos, meinten selbst die Ungläubigen, sei es gut erfunden: die ältesten Börseaner können sich, so sehr auch ihr Gedächtnis getrübt ist, noch erinnern, daß man sich einst an die Administration der ‚Sonn- und Montagszeitung' wenden mußte, wenn man bei der Redaction etwas erreichen wollte; so habe z. B. vor Jahren, als an der Stelle eines im »Kopfe« des »Sonntagsbriefs vom Schottenring« ausdrücklich angekündigten Artikels über den »Goldminenschwindel bei der ‚Fortuna'« eine inserierte

Anpreisung der »Fortuna« erschien, sicherlich die Administration die Aushebung des Artikels und — über den »Kopf« der Redaction hinweg — die Einhebung des Inserats verfügt. Aber die Zeiten hätten sich geändert: Heute, da Herr Scharf allen Einfluß an der Börse verloren hat, sei er bekanntlich unbestochen. Glaublich sei, daß sich Herr Kestranek die Wuth der Angriffe, die Herr Scharf gegen das Eisencartell richtet, durch die Wuth erklärt, die Herr Scharf über die jahrelange Duldung dieser Angriffe empfinden muß; doch könne man Herrn Kestranek die Inconsequenz nicht zumuthen, daß er plötzlich Herrn Scharf nicht mehr laufen, sondern vielmehr kaufen lassen will. Warum hätte auch Herr Scharf, wenn man ihn wirklich zu bestechen versucht hat, die beiden Annoncenbureaux, die gegen und für Herrn Kestranek bei ihm intervenierten, nicht genannt? So meinten die Ungläubigen. Ihre Gegner erwiderten mit einem schlagenden Argument: Herr Scharf, sagten sie, erkläre, daß ihm für den Abdruck eines Telegramms Bezahlung, für den Nichtabdruck doppelte Bezahlung angeboten worden sei. Wie könne man das bezweifeln, da doch Herr Scharf jenes Telegramm wirklich nicht abgedruckt hat! Die ‚Sonn- und Montagszeitung' versichert, man arbeite mit »unlauteren Mitteln hinter den Coulissen«, aber sie hat mit keinem Wort gesagt, daß sie die unlauteren Mittel zurückgewiesen habe. Offenbar sei Herr Scharf starr vor Entrüstung über die ihm gestellte Zumuthung gewesen; und in diesem Zustand sei er vergewaltigt worden und habe der Zumuthung entsprochen ... Es lässt sich nicht leugnen, daß beide Parteien plausible Gründe für ihre Ansicht wissen. In Wahrheit dürften indes beide Unrecht haben. Das Geschichtchen des Herrn Scharf ist weder erlogen noch wahr, sondern lediglich ein Gleichnis. Man hat Herrn Scharf missverstanden, da man meinte, er spreche von etwas, was geschehen ist; er hat bloß davon gesprochen, was geschehen soll, hat in der Form eines Thatsachenberichts ein Postulat und eine Prophezeiung vorgebracht. Das alte Wahrwort »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«, so sagte sich der Mann, der bessere Corruptionszeiten gesehen hat, scheint bei den modernen Financiers in Vergessenheit zu gerathen. Und er ersann eine Parabel, deren Nutzanwendung lautet: Wer etwas veröffentlichen will, muß einfache Bezahlung leisten, wer etwas unterdrücken will, doppelte.

* * *

Ein socialpolitisches Organ.

Die ‚Zeit' wurde neulich verurtheilt, weil sie eine ihr übersandte Berichtigung mit Weglassung der einbegleitenden Worte: »Mit Bezug auf § 19 fordere ich Sie auf, die nachstehende Berichtigung u. s. w. abzudrucken« hatte erscheinen lassen. Nun habe ich, ahnungslos, in Nr. 134 desgleichen gethan, und bin gezwungen, die Reclamenotiz des Herrn Dori Singer noch einmal und zwar mit der Citierung der Gesetzesstelle abzudrucken:

»Herrn
Karl Kraus
verantwortlichen Redacteur der periodischen Druckschrift
‚Die Fackel'
Wien
IV. Schwindgasse 3.

In der am 4. März 1903 erschienenen Nummer 131 des IV. Jahrganges der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' veröffentlichen Sie auf den Seiten 10, 11, 12 und 13 unter der Ueberschrift »Ein socialpolitisches Organ« einen Artikel, welcher eine Anzahl unrichtiger Behauptungen mit Bezug auf meine Person enthält. Ich fordere Sie daher unter Berufung auf § 19 des Gesetzes vom 17. December 1862, Nr. 6 R. G. Bl. für 1863 auf, die nachstehende Berichtigung der in dem vorbezeichneten Artikel enthaltenen, meine Person betreffenden unrichtigen Behauptungen in das zunächst erscheinende oder zweitfolgende Heft der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' und zwar sowohl bezüglich des Ortes der Einreihung, als auch bezüglich der Schrift ganz in derselben Weise aufzunehmen, in welcher der von mir berichtigte Artikel zum Abdruck gebracht war:

1). Sie schreiben: ‚Aber auch die Sicherheit des Arbeitsvertrages lässt bei uns noch manches zu wünschen übrig, und da hat Herr Isi Singer im eigenen Wirkungskreise zu reformieren begonnen: Den Redacteuren und Externisten wurden kürzlich Reverse abverlangt, in denen sie auf die gesetzliche sechswöchentliche Kündigungsfrist verzichten und einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zustimmen. Nun versuche noch einer zu bestreiten, daß die Gründung der ‚Zeit' nicht bloß nothwendig, sondern auch unaufschiebbar war. In einem Jahre wird die Regierungsvorlage über die Regelung der Rechtsverhältnisse der Privatangestellten

vielleicht schon Gesetz und der Verzicht auf die gesetzliche Kündigungsfrist ungiltig sein. Aber Herr Isi Singer muß als Socialpolitiker dem socialen Gewissen von Regierung und Parlament wenigstens um ein Jahr vorauseilen.' — Es ist jedoch vollkommen unwahr, daß den Redacteuren und Externisten der Tageszeitung ,Die Zeit' Reverse abverlangt wurden, in denen sie auf die gesetzliche sechswöchentliche Kündigungsfrist verzichten und einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zustimmen. Wahr ist vielmehr, daß den Redacteuren und Externisten der ,Zeit' überhaupt nur ein einziger Revers abverlangt wurde, welcher nachstehenden Wortlaut hat: ,An die Commanditgesellschaft auf Actien ,Die Zeit' J. Singer & Cie., in Wien. Uebereinstimmend mit den Grundsätzen, nach denen die in Ihrem Verlage erscheinenden Zeitschriften geleitet werden, bekräftige ich hiemit, daß ich während meines Dienstverhältnisses mit Ihnen niemals meine Zustimmung dazu geben werde, daß ein von mir, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit anderen, verfasstes, übersetztes oder bearbeitetes Theaterstück an einer Wiener oder österreichischen Provinzbühne zur allerersten Aufführung gelangt. Ferner erkläre ich, daß ich auch nach erfolgter auswärtiger Aufführung weder selbst noch durch andere mein Stück einer Wiener Bühne anbieten werde. Diese Bestimmungen haben auch für Einlagen in fremde Stücke, Couplets und Aehnliches Geltung. Endlich verpflichte ich mich, Freikarten für Theater, Concerte, Ausstellungen, öffentliche Verkehrsmittel etc. für mich oder meine Angehörigen ohne Ihre Zustimmung von den betreffenden Unternehmungen weder zu beanspruchen, noch anzunehmen oder zu benützen. Dieser Revers soll als integrierender Bestandtheil des zwischen uns bestehenden Dienstvertrages gelten.'

2). Sie schreiben, daß unter lockenden Versprechungen arbeitsfähige und arbeitswillige Leute veranlasst worden sind, ihre gesicherten Stellungen da und dort in Deutschland und in der österreichischen Provinz aufzugeben, oder doch die Möglichkeit, eine sichere Stellung an ihrem Wohnsitze zu erhalten, gegen eine von mir und Kanner in den leuchtendsten Farben geschilderte Wirklichkeit zu tauschen; daß ich geistige Arbeiter, die in Oesterreich und Deutschland bis zur Gründung der ,Zeit' in anderen redactionellen Stellen wirken mußten, wieder auf die Straße setzte, da ich einsah, daß ich ihrer zuviele an mein Unternehmen ge-

bunden hatte, daß die Entlassung unter allen möglichen Vorwänden erfolgt ist, daß in Wahrheit das socialpolitische Unternehmen am Rande der ersten Million angelangt war und nun bei den kleinen Leuten gespart werden sollte. — Alle eben angeführten Behauptungen sind jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist, daß kein einziger der bei der ‚Zeit‘ Angestellten durch lockende Versprechungen welcher Art immer veranlasst worden war, seine gesicherte Stellung in Deutschland oder in der österreichischen Provinz gegen eine Stellung bei der ‚Zeit‘ aufzugeben. Wahr ist, daß kein einziger der Angestellten der ‚Zeit‘ aus Gründen der Sparsamkeit oder deswegen entlassen wurde, weil ich einsah, daß ich zuviele an mein Unternehmen gebunden hatte. Wahr ist, daß kein einziger Angestellter unter einem Vorwande entlassen wurde. Wahr ist, daß von dem zahlreichen Redactions- und Administrationspersonale der ‚Zeit‘ nur wenige Personen u. z. aus dem Grunde entlassen wurden, weil sie nach der Anschauung der Herausgeber der ‚Zeit‘ die von ihnen bekleideten Stellungen nicht entsprechend auszufüllen vermochten oder anderweitiger begründeter Anlass zu ihrer Entlassung gegeben war. Wahr ist endlich, daß in allen diesen Fällen die Lösung des Dienstverhältnisses in vollkommen correcter, vertrags- bezw. gesetzmäßiger Weise erfolgte.

3). Sie veröffentlichen ein Schreiben eines ungenannten Einsenders, in welchem es heißt: ‚Aus einer sicheren Existenz auf Grund mehrerer Schreiben zur ‚Zeit‘ nach Wien gekommen, wurde ich dort am 15. November nebst einer bedeutenden Anzahl von Collegen plötzlich entlassen, nicht weil ich unfähig war, sondern weil die Unternehmer zur Erkenntnis gelangt waren, es müsse gespart werden, und sie fiengen halt bei den ärmsten Teufeln an‘. — Demgegenüber ist der wahre Sachverhalt folgender: Der von der ‚Zeit‘ am 15. November 1902 entlassene Angestellte war ein Reporter, welcher sich seinerzeit von einer Provinzstadt aus um eine feste Anstellung bei der ‚Zeit‘ bewarb, jedoch die Antwort erhielt, daß die fixen Posten in der Redaction bereits besetzt seien. Derselbe offerierte sodann seine Dienste als Reporter und erhielt brieflich den Bescheid, daß die ‚Zeit‘ unmöglich beurtheilen könne, ob er ein tüchtiger Reporter sei; wenn er also nach Wien kommen wolle, so müsse er das auf eigenes Risico thun. Ebenso wurde dem betreffenden Reporter ein zweitesmal noch vor seiner Reise

nach Wien brieflich bedeutet, daß von einer definitiven Anstellung nicht die Rede sein könne, daß auch seine Thätigkeit als Reporter erst von einer Probe abhänge, in der es sich zu zeigen hätte, ob er für die ‚Zeit‘ verwendbar sei oder nicht. In demselben Schreiben wurde er ausdrücklich aufmerksam gemacht, sich nicht Illusionen hinzugeben, die schon am ersten Tage seiner Ankunft in Wien zerstört werden würden. Der betreffende Reporter hat sohin ausdrücklich brieflich erklärt, daß er den Versuch wage, und ist daraufhin thatsächlich nach Wien gekommen. Nach dem Gesagten ist es somit unwahr, daß der betreffende Reporter aus einer gesicherten Stellung auf Grund mehrerer Schreiben der ‚Zeit‘ nach Wien gekommen sei. Es ist aber ebenso unwahr, daß der betreffende Reporter aus Gründen der Sparsamkeit entlassen wurde. Wahr ist vielmehr, daß sich der Genannte trotz mehrfacher, durch Monate fortgesetzter Versuche seitens der Redaction als für die ‚Zeit‘ ungeeignet gezeigt hat, daß aus diesem Grunde das Verhältnis mit ihm gelöst und ihm hiebei ohne rechtliche Verpflichtung von Seite der ‚Zeit‘ hiezu eine angemessene Abfertigung ausbezahlt wurde.

Wien, am 10. März 1903. Prof. Dr. J. Singer
als Herausgeber der ‚Zeit‘«.

Die wenig geistvolle Auslegung eines schlechten Gesetzes zwang mich, den Lesern noch einmal die Reclamenotiz des Herrn Singer zu servieren. Hoffentlich haben sie sie nicht noch einmal gelesen. Was ich darauf in Nr. 134 erwidert habe, bin ich glücklicherweise nicht gezwungen, zu wiederholen. Erübrigt nur noch, zu versichern, daß ich der ‚Zeit‘ keinen Vorwurf daraus mache, daß sie eine schlechte judicatorische Praxis, die sie eben erst am eigenen Leib zu spüren bekam, gegen die ‚Fackel‘ ausnützt; wohl aber der Justiz, daß sie die Gefahr, der Reclamesucht eines Dori Singer zu Hilfe zu kommen, nicht scheut, um ihre formalistische Leidenschaft auszutoben. Der Bezirksrichter in Preßsachen ist sonst ein Jurist, der es — siehe die Einführung des »Relevanz«-Momentes — versteht, das dürre Berichtigungsverfahren mit selbstständigem Geiste zu erfüllen. Aber die curiose Praxis eines vom Buchstaben fascinierten Berufungssenates hat ihm neuestens die schönsten Vorsätze erschüttert. So halten wir jetzt bei der Ungeheuerlichkeit, daß mit der eigentlichen Berichtigung auch die Aufforderung, sie zu drucken, nachgeplappert werden muß, weil im § 22 P. G. ausdrücklich von einem »Schriftstücke« die Rede sei.

* * *

Literaturförderung.

Was ein rechter Philologe ist, interessiert sich für eine Sprache erst, wenn sie todt ist, und behandelt er die lebende, so geschieht es auf eine Weise, als sei sie eben ein corpus vile; die Literatur muß erst im Sarge liegen, damit er ihr seine »Förderung« angedeihen lasse, und eine andere, als eine vergangene, kennt er gar nicht. Für ihn besteht die Literatur aus einem Archiv; ist keines da, so muß man eins schaffen. Erst was sich in einem Archiv aufbewahren lässt, ist Literatur. Darum hat sich Herr von Hartel mit solchem Eifer des »literarischen Vereins« angenommen, der letzthin mit Pomp und Reclamenotizen gegründet wurde. Da es der Wahrheitspflicht unabhängiger Beurtheiler entspricht, bei allen solchen Gelegenheiten die Präsenzliste der Blätter zu prüfen, muß man sich sowohl die Anwesenden ein bischen besehen, als auch besonders die Fehlenden constatieren. Wer u. a. anwesend war, ist bekannt: obenan der Truchsess Dobner von Dobenau; warum sollte er sich auch nicht für Literatur interessieren, wie für so vieles andere, wobei man genannt wird? Anwesend war der liberale Gemeinderath Nechansky, der biedere Socialdemokrat Pernerstorfer, der von Ibsen schlecht genährte Privatdocent Reich, ein paar Mittelschuldirectoren, ein paar nothwendige Ministerialbeamte, etliche Industrielle, der ebenso unermüdliche wie duldsame und wenig wählerische Materialsammler Glossy, der Bänkelsänger Bauer, die mit Nachsicht des Talents von der ‚Neuen Freien Presse' zur Dichterin gekrönte M. E. delle Grazie, der Inseratenagent der ‚Neuen Freien Presse' Rudolf Lothar, der »Zugereiste« Franz Servaes, der sich immer vergeblich bemüht, sich zu acclimatisieren, der unvermeidliche Dr. Edmund Weissel, über dessen unlösbaren Zusammenhang mit der Literatur schon viele Leute nachgedacht haben, u. a. Aber abwesend war u. a.: die österreichische Literatur. Dies hat allerdings Herrn von Hartel nicht gehindert, so zu thun, als weile sie geehrt und freudig in seiner Gesellschaft. Scrupellos und herzlich benahm er sich gegen die anwesenden »Gerechten und Ungerechten, Juden und Christen«, wie es seine Art ist. Und da er eben nur todte Literatur zu kennen imstande ist, bemerkte er natürlich gar nicht, daß die lebende fehlte. So konnte man denn ungeniert im Hause des Henkers vom Gehenkten reden, und niemand kam auf den naheliegenden Einfall,

daß ein solches Archiv der österreichischen Literatur, wie man es da gründen will, mit aller vergeblichen Beredsamkeit verblichener Actenstücke nur von der Art sprechen kann und wird, wie österreichische Regierungen die künstlerische Production ihres Landes umzubringen bemüht waren. Die Dichter wurden zu Tode »gefördert«: — wen mag es noch wundern, daß heute ein Rudolf Spitzer und M. E. delle Grazie u. a. anwesend sind? Unter Vorgängern des Herrn von Hartel hat es sich ja mit jenem Grillparzer, für den sich der Philologe eben als für einen Todten so warm begeistert, ereignet, daß man diesem größten österreichischen Dichter sein österreichischestes Werk sozusagen, den »Ottokar«, abkaufen wollte. Die Vorgänger wollten offenbar ihrem Nachfolger Hartel ein werthvolles Material für sein »Archiv« sichern. Oder um von Lenau zu reden. Sprach er nicht einmal, da er noch zur lebenden und leidenden österreichischen Literatur gehörte, von seinem Censor, von dem er sich doch nicht auf die Leser sch . . . lassen wolle? Die Literatur der Lebenden gehört in Oesterreich eben immer zu den Dingen, welche ein Censor, welche ein Unterrichtsminister schlecht verdaut. Herr von Hartel, der auf gutes und zuträgliches Essen hält, befasst sich lieber mit der Literatur der Todten. Er hat alle Ursache, froh zu sein, daß seine Vorgänger unter der Literatur der Vergangenheit so tüchtig aufgeräumt haben; es bestünde sonst heute eine dichterische und kritische Production, die unabhängiger, talentvoller, gewissenhafter und reiner wäre, die mit mehr Recht auf Förderung pochte und unbequemer die Beachtung erzwänge als die gemischte Gesellschaft, die sich's da unter dem Ehrenvorsitz des Herrn von Hartel wohl sein ließ. Kürnberger war brotlos, und Anzengruber mußte ein Witzblatt redigieren, um sein Leben zu fristen. Die Fürsorge der österreichischen Regierungen war immer in die Vergangenheit oder in die Zukunft gerichtet, die Gegenwart übersah sie als unbequem oder werthlos. So wird dieses Archiv eine gequälte, in allen Hoffnungen geknickte, verfolgte und zum Theil verderbte Vergangenheit aufbewahren und von den Leistungen der Gegenwart eben nur das, was Herr von Hartel und die Leute seines Schlages schätzen: was Herr Wagner von Kremsthal erlaubt*) und was die literarischen Quaifirmen Spitzer und Gebrüder Hirschfeld erzeugen.

*) Freilich hat Herr v. Koerber inzwischen einen Censur-Erlass

Die »Förderung« des Herrn von Hartel ist eben so billig wie bedeutungslos. Die Sorge um die Lebenden, um die Pflege, Erhaltung und Schätzung der wirklichen Talente wäre seine Sache. Aber da wäre es freilich nicht mit Worten gethan, man müßte Geld flüssig machen und es mit Initiative, Urtheil, Geschmack und wissender Kunstliebe verwenden. Ist es etwa Herrn von Hartel jemals in den Sinn gekommen, im Abgeordnetenhause eine wenn auch noch so bescheidene Dotation für einen heimischen Künstler oder Dichter zu beantragen? Das kleine Norwegen hält es für seine Pflicht, in jeder Tagung des Storthing solche Dotationen zu bewilligen. Mit solchen Ehrengeschenken hätte der Staat seine Pflicht erfüllen können, und allen von der Pressmeute früh zu Tode Gehetzten oder in den Winkel der Verachtung und Vergessenheit Gejagten wäre geholfen worden; einem Kürnberger und Anzengruber, einem Bruckner und Hugo Wolf. Solange aber ein österreichischer Unterrichtsminister sich mit der Fürsorge für die Todten begnügt, statt die Lebendigen zu erkennen, solange unsere Ehrenpreise die wohlfeile Tagesberühmtheit und Reclamenotizen-Notorietät krönen und, statt dem Urtheil der Menge den Weg zu zeigen, ihm nachhinken, solange wird auch dieser »literarische Verein« die einzige Institution zur Literaturförderung sein, mit welcher sich der Unterrichtsminister und Philologe Hartel ex officio befasst, und so lange werden auch die dabei geschäftigen Leutchen die deutsch-österreichische Literatur vertreten dürfen. Als Mitglied des Ausschusses nennt der Bericht der Zeitungen verschämt den »Präsidenten des Journalisten- und Schriftstellervereines ‚Concordia'«. Warum wird nicht mit gewinnender Offenheit gesagt, daß in der

---

herausgegeben, den redseligsten und unaufrichtigsten in der Reihe jener über ihre Modernität entzückten Erlässe, die uns das Ministerium für Satzbau und Phrasenzucht in so rascher Folge bietet. Die Dummheit des Censors soll künftig durch die Gemeinheit eines zugezogenen Theaterkritikers gemildert sein. Alles mögliche »soll« künftig sein. So z. B. »soll« der Censor »literarisch gebildet« sein. Ja, woher aber nehmen und nicht stehlen? . . . Ein tiefsinniger Satz verdient besonders notiert zu werden: »Die Bühne soll der Erörterung keines Conflictes principiell verschlossen sein, wenn nur die ethische Grundlage des Problems erkennbar ist; allein die pure crasse Sinnlichkeit muß sich die Fernhaltung von der Bühne ebenso gefallen lassen, wie sie vom gesellschaftlichen Verkehre seit jeher ausgeschlossen ist.« Anm. d. Herausgeb.

Vertretung eines Wiener literarischen Vereins als Repräsentant unseres Schriftthums ein Arrangeur von Blumencorsos nicht fehlen darf, der Trefflichsten einer: Edgar von Spiegel? Das Archiv ist still und geduldig. Das macht es Herrn von Hartel von vornherein so angenehm, es wird die ganze Menge von Gemeinheit, Anmaßung, Reclame und Talentlosigkeit völlig aufnehmen, welche als deutsch-österreichische Literatur von heute den wirklichen fruchtbaren Boden dieses Landes mit ihrem Lumpenkehricht bedeckt. Und mögen sich auch in diesem wunderlichen, zu gründenden Massengrabe literarischen Schaffens etwa Grillparzer und Lenau empört umdrehen, wenn Bernhard Buchbinder zu ihnen geworfen werden wird, niemand wird das bemerken, niemand daran Anstoß nehmen. Als archivfähige Nachfolger Raimund's und Nestroy's werden sich die Humoristen der »Concordia« sehen lassen, und der Zukunft werden die Actenstücke überliefert bleiben, mit welchen sich Herr Spitzer den österreichischen Bühnen aufgedrängt, die Manuscripte, die er von der Belästigung actueller Zeitgenossen und insertionsfähiger Firmenchefs in seiner Actentasche heimgebracht. Rudolph Lothar's Actentasche: sie, sie allein ist das Archiv der heutigen österreichischen Literatur. In diesem Lager ist Oesterreich!

#

* * *

Themis spielt Blindekuh.

Aus den am 10. April erschienenen Berichten über eine Verhandlung wegen Betrugs, begangen durch falsche Zeugenaussage:

»Der Angeklagte bleibt dabei, daß ihm mehrere Haare seines Schnurrbartes ausgerissen wurden. Er besitze einen sehr empfindlichen Schnurrbart. Präsident: Ich glaube selbst, daß, je länger ein Schnurrbart ist, er desto empfindlicher ist. — Staatsanwalt: Das glaube ich selbst bestätigen zu können. — Präsident (lächelnd): Allerdings, auch der Herr Staatsanwalt besitzt einen sehr schönen Schnurrbart und auch einer der Herren Votanten«.

* * *

Ein umfassendes Geständnis.

Die ‚Neue Freie Presse' brachte am 10. April in der Gerichtssaalrubrik eine Notiz unter dem Titel »Ein Schreiber im Gerichtssaal«, die wörtlich wie folgt begann:

»Beim Bezirksgerichte Leopoldstadt treiben sich in den Strafverhandlungssälen Individuen herum, welche durch ihr Auftreten den Anschein zu erwecken suchen, als wären sie Journalisten, um dem Publicum für angebliche Leistungen Geld herauszuschwindeln.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Reptil. Also das kann man wieder nicht sagen! Der Tenorist Streitmann ist auf Reclamenotizen doch noch erpichter als der Ministerpräsident Koerber. Nur nicht ungerecht sein! Nach den Osternummern allein darf man nicht urtheilen. Dieses Brimborium hat Herr v. Koerber gewiß selbst nicht erwartet. Koerber als Staatsmann, Koerber als Sohn, Koerber als Gymnasiast, nichts als Koerber, überall Koerber. Sogar ein Zeugnis aus der achten Classe wird reproduciert und zur Beruhigung aller Schulbuben Cisleithaniens verkündet, daß der Ministerpräsident in »sittlichem Betragen« bloß die Note »entsprechend« hatte. »Fleiß« natürlich: »ausdauernd«. Wer mag nur der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' diese biographischen Pikanterien geliefert haben? Wer hat einen Interviewer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' bereitwillig empfangen? Wer hat — und nun kommt wohl das bedenklichste Factum — dem Lippowitz eine Außerung überlassen, die dieser an der Spitze des Blattes als Originalbeitrag abdruckt? »Wie ich in die Politik kam. Vom Ministerpräsidenten Dr. Ernest v. Koerber«. Natürlich war's nur die einem Interviewer in die Feder dictierte Auskunft. Aber die unselige Leidenschaft, sich gedruckt zu sehen, hat sich gerächt. Oesterreichs Ministerpräsident muß sich's gefallen lassen, als Mitarbeiter eines Diebsblattes dazustehen, als Spender des ersten wirklichen Originalbeitrags, der seit langer Zeit im ‚Neuen Wiener Journal' erschienen ist.

Leser. Welches Wiener Blatt hat die Sensation des »verschwundenen Barons« am ordinärsten ausgebeutet, den Schmerz einer Familie am frechsten verhöhnt? Natürlich die ‚Zeit'. Am 5. April brachte sie über die traurige Privataffaire eine regelrechte Plauderei. »Angelockt von den ausgesetzten tausend Kronen« habe sich »ein Wiener auf die Suche nach dem verschwundenen Gardelieutenant Paul v. Bourgoing gemacht«, und der habe der ‚Zeit' eine Schilderung seines »immerhin interessanten, aber leider erfolglosen Unternehmens« entworfen. Er war, versichert er feinfühlig, »von dem Grundgedanken ausgegangen, daß vielleicht weniger Glück dazu gehöre, einen verschwundenen Gardelieutenant zu finden als in der Lotterie zu gewinnen.« Ein Wiener? Was das für ein »Wiener« war, erfahren wir aus der Schilderung selbst: Man habe ihn für den Vermissten gehalten, wiewohl er doch »schwarz und klein« sei und einen Cylinder trug. »In dem Orte Gramat-Neusiedl erregte ich das denkbar größte Aufsehen«. Als er sich der Dorfkirche näherte, folgte ihm »ein Rudel von etwa fünfzehn Buben und Mädchen auf den Fersen«. »Bald war ich von Frauen und Männern umringt, die mich misstrauisch musterten. ‚Aber', jammerte ich, lasst

mich doch, ich bin ja nicht der Baron Bourgoing!'« Natürlich haben ihn die Gramat-Neusiedler nicht einen Moment für einen Gardelieutenant gehalten, auch nicht für einen »Wiener«, sondern einfach für einen Schmock der ‚Zeit', der ausgesendet ward, zu melden, »wie das ist«, wenn man den Baron Bourgoing sucht. Ein solches Thema kann sich ein Culturblatt, das seine Reporter sich als Motorführer und Hausierer verkleiden lässt, natürlich nicht entgehen lassen. So nebenbei wird zur Freude der Angehörigen des Vermissten das »in Fischamend« circulierende Gerücht verzeichnet, »daß sich der Baron ins Leithagebirge geschlagen habe und dort irgendwo halbverhungert liege«. Zwischendurch Witze über die Verwechslungen eines Gardelieutenants mit einem »Krowoten« u. dgl. Zum Schluss ein heiter resignierter Hinweis auf die nicht verdienten tausend Kronen. Das dümmste und gemeinste Blatt Wiens hat dem Fall Adamovics eine ebenbürtige Leistung angereiht.

Literat. Mit der Behauptung, daß, was Arthur Schnitzler kann, zehnmal die ganze österreichische Heimatkunst aufwiegt, habe ich nicht zu viel gesagt. Aber Sie haben sie zu wenig verstanden. Daß es in Oesterreich neben und über Herrn Schnitzler, dessen Weltanschauung den Frauen des Rathhausviertels besser als den Männern des Rathhauses gefällt, starke Talente von einer, wie Herr Dr. Hartel sagt, nicht »missliebigen Abstammung« gibt, habe ich natürlich nicht leugnen wollen. Der Vergleich galt nur der gewissen literarischen Sorte, die, durch ein Schlagwort des Herrn Bahr zum Leben erweckt, die Bezeichnung »Heimatkunst« vorläufig nur durch Vorweisung eines Heimatscheines rechtfertigt, jener auf den Provinzäckern weidenden Herde, die in literarischen Revuen viel Geschrei macht und wenig Wolle gibt.

Spassvogel. Deutsche Blätter bringen die folgende Notiz: »Auf einen Aprilscherz hineingefallen ist in ergötzlicher Weise die Wiener ‚Neue Freie Presse'. Ein Berliner Blatt hatte zum 1. April seinen Lesern unter allerlei ausschmückendem Beiwerk gemeldet, der Cultusminister lasse im Auftrage des Kaisers ein Denkmal von dem Assyrerkönig Hammurabi anfertigen, das im Park von Babelsberg Aufstellung finden solle. Der Berliner Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' und die Redaction dieses Blattes haben die Nachricht für Ernst genommen, und so liest man jetzt in der genannten Wiener Zeitung: ‚Man berichtet uns aus Berlin: Wahrscheinlich auf Anregung des Kaisers Wilhelm hat der Bildhauer Pfretzschner vom Cultusminister den Auftrag bekommen, Entwürfe zu einem Denkmal des aus Anlass des Babel-Bibel-Streites vielgenannten assyrischen Königs Hammurabi herzustellen. Professor Delitzsch hat bekanntlich auf ein Dioritrelief des Königs hingewiesen, der unter dem Namen Amraphel als Zeitgenosse Abrahams im ersten Buche Moses erwähnt wird. Aus diesem Bilde ergeben sich Grundlagen für ein Porträt Hammurabis. Das Denkmal wird vermuthlich im Park von Babelsberg aufgestellt werden'.« Auch die Schere des Lippowitz hatte die Notiz dem ‚Berliner Tageblatt' entnommen, aber — klüger als eine Feder — erkannt, daß es sich um einen Aprilscherz des Berliner Blattes handle. Herr Lippowitz sollte erst am 4. April auf-

sitzen. Er brachte die folgende wirkliche Original-Notiz: »(Ein seltsames Naturspiel.) Ein neuer Beleg für die capriciösen Seltsamkeiten, in denen sich die Natur im Großen wie im Kleinen so häufig gefällt, liegt uns vor. Es ist dies ein Hühnerei, das uns in hartgesottenem Zustande überbracht wurde, und das ein langes Pferdehaar in seinem Innern eingewachsen enthält. Es wäre interessant, zu erfahren, ob ähnliche Fremdkörper bereits als Einschlüsse gefunden wurden, und wir stellen, falls etwa ein Forscher für das erwähnte Naturspiel Interesse bekundet, das Ei gerne zur Verfügung.« Nein, Lippowitz ist kein Columbus! Das Recept zu diesem »Naturspiel« lautet: Man nehme ein rohes Ei, bohre mit einer Nadel (oder der Bequemlichkeit halber mit der Spitze einer Schere) eine feine Oeffnung in die Schale, stecke ein Pferdehaar hinein, koche das Ei dann, wobei sich die Oeffnung von selbst wieder schließt. Im harten Ei wird man dann das Pferdehaar unzweifelhaft finden. Viel interessanter für einen »Forscher« ist ein anderes Naturspiel. Ein hartgesottenes Diebsblatt, in welchem belletristische Fremdkörper als Einschlüsse gefunden werden. Wir stellen es, falls etwa ein Criminalist dafür Interesse bekundet, gerne zur Verfügung.

Politiker. Freunde des Herrn Dr. Kolischer in der galizischen Presse haben gegen die Unbill protestiert, die dem Abgeordneten der Handelskammer von Brody durch die ‚Fackel' (Nr. 133) widerfahren sei. Wie wäre es auch in Oesterreich möglich, daß ein Politiker für seinen privaten Vortheil kämpft! Was in anderen Ländern Corruption wäre, dafür gibt es bei uns immer so harmlose und logische Erklärungsgründe, daß selbst der böse Wille kaum noch etwas anstößig finden kann. Da hat z. B. der Zollausschuss des Abgeordnetenhauses Herrn Dr. Kolischer die Berichterstattung über die Tarifclasse »Papier und Papierwaren« übertragen. Hätte sich der Ausschuss davon abhalten lassen sollen, weil Herr Dr. Kolischer Papierfabrikant ist? Gerade deshalb hat doch der Mann die nöthige Sachkenntnis. Freuen wir uns, daß endlich, wenn schon das Pressgesetz nicht von der »Concordia« und das Strafgesetz nicht von den Verbrechern reformiert werden soll, wenigstens in Zolltariffragen die Sachkenntnis gebührend geschätzt wird ... Damit aber Herrn Dr. Kolischer beileibe nicht Unrecht geschehe, muß nachträglich ein Missverständnis, das sich bei manchen Lesern der ‚Fackel' eingeschlichen haben mag, aufgeklärt werden: Herrn Dr. Kolischer sollte neulich keineswegs zugemuthet werden, daß er die Verstaatlichung der Nordbahn wünsche, weil er als einflussreicher Abgeordneter nachher von der staatlichen Eisenbahnverwaltung Begünstigungen zu erlangen hofft. Das hat er nicht nöthig: denn er genießt solche Begünstigungen bereits seit Jahren, und wenn die Nordbahn verstaatlicht würde, brauchte er sich nicht erst neuerlich zu bemühen; der alte Vertrag mit den Staatsbahnen würde ohneweiters auch für die Nordbahnstrecken Geltung erhalten.

Märchenerzähler. Sie berichten: »Als die ‚Zeit' neu war und noch mit tausend Masten in den Ocean segelte, hatte der Feuilletonleiter Herr Aram im Rahmen des ihm bewilligten Budgets den Roman

einer Dame für das Blatt erworben und zwar zu einem Schlüssel, welcher der damals noch nicht so tief erschütterten Noblesse der Herausgeber entsprach. Herr Aram hatte sich an sein Pouvoir gehalten. Es war schon eine Reihe von Fortsetzungen des Romans in der ‚Zeit' erschienen, als die Dame um Erfolglassung ihres Honorars einschritt. Herr Aram füllte sofort ein Blanquet aus und schickte es der Zahlstelle. Aber siehe, da kam alsbald Herr Dori Singer heraufgestürzt und fragte Herrn Aram, ob er denn wahnsinnig geworden sei, ob er denn den Ruin des Unternehmens verschulden wolle. Herr Aram wendete ein, daß er sich an den Schlüssel gehalten habe, daß es nun nicht mehr möglich sei, sich einseitig einen festen Vertrag zu erleichtern. Das half aber nichts. Die Herausgeber wirkten so kräftig auf Aram ein, daß dieser schließlich auf die Idee kam, durch persönliche Verwendung eine Preisermäßigung zu erbetteln, und zu dieses Zweckes Erreichung nach München reiste, wo die Dame lebt. Thatsächlich gelang es ihm, unter Appell an das Mitleid mit den nothleidenden ‚Zeit'-Leuten die Schriftstellerin zu der ersehnten Preisreduction zu bewegen. Die ‚Zeit' war vor dem Zusammenbruch gerettet, und Herr Aram sandte nur noch eine kleine Spesenrechnung an die Zahlstelle der Administration. Aber siehe, da kam alsbald Herr Dori Singer heraufgestürzt und rief: Was, die Reise wollen Sie uns auch noch verrechnen? Das war doch Ihr Privatvergnügen! Was geht denn das uns an??... Da grauste Herrn Aram, und er legte seine Stelle nieder...«

Naturforscher. Wer »Dr. F.« ist, der neuestens naturwissenschaftliche Themen im ‚Neuen Wiener Journal' behandelt? Der Mann ist Redacteur des ‚Neuen Wiener Journal', heißt Max Foges und Herr Lippowitz hat ihm, zur Entschädigung für schlechte Bezahlung, den Doctortitel verliehen. So etwas, meint der Herausgeber, »nützt dem Ansehen des Blattes«: bei wissenschaftlichen Artikeln macht es sich gut, wenn der Verfasser Doctor ist. Aber das ‚Neue Wiener Journal', das so oft mit Originalleistungen protzt, die keine sind, ist bei seinen naturwissenschaftlichen Beiträgen allzu bescheiden; es verzichtet auf die naheliegende Bezeichnung: Von unserem Original-Doctor.

Archaeolog. Freilich, für die Gelehrten ist Saitaphernes längst abgethan. Und sogar für die Leser des Conversations-Lexikons. In dem Supplementband XVIII des Meyer'schen Lexikons (erschienen 1898) ist zu lesen: »Diese Tiara ist zuerst von dem Archaeologen A. Furtwängler in München als eine Fälschung erklärt worden, und der Director des Museums in Odessa, E. v. Stern, hat es durch Aufdeckung des Treibens einer Fälscherbande, deren Sitz Otschakow und Odessa sind, wahrscheinlich gemacht, daß auch die Tiara das raffinierte, mit Benützung echter antiker Vorbilder und Inschriften sowie theilweise antiken Materials hergestellte Werk dieser Fälscher ist. Vergl. Furtwängler, ‚Intermezzi' (Leipzig 1896) und ‚Berliner Philologische Wochenschrift' 1897, Nr. 24«. Eine beträchtlich verspätete Zeitungsneuigkeit! Aber überlegen Sie doch, ob die Zeitungsleute in den letzten sieben Jahren dazu kommen konnten, sich mit der gefälschten Tiara zu beschäftigen.

Hätte man das öffentliche Interesse, das während dieser Zeit für eine andere Fälschung täglich in Anspruch genommen wurde, zersplittern sollen? Bloß aus Mangel an Stoff hat man endlich, als es keine »Affaire« mehr gab, von Saitaphernes gesprochen, von dem man so wenig weiß. Und man athmete auf, als wieder das »Bordereau« zur Sprache kam.

Gebildeter. Sie schreiben: »Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 2. April findet sich unter dem Titel ‚Der Arnautenzug' ein Artikel, aus dem hervorzugehen scheint, daß der Verfasser Arnauten mit Argonauten verwechselt.« Stimmt! Es heißt darin von dem Zuge der albanesischen Mohammedaner gegen Mitrowitza: »Der jüngste Arnautenzug muthet in unserer modernen Zeit gewiß eigenthümlich an«. — Herr Ludwig Stein, seines Zeichens Universitätsprofessor in Bern, erzählt am 29. März in der ‚Neuen Freien Presse' vom König Salomo, daß ihm »die Tradition neben den Psalmen gar noch das ‚Hohe Lied' zutraut«. Und das will früher ein Rabbiner gewesen sein!

Passant. Sie wissen nicht, was soll es bedeuten. Das Placat der ‚Zeit', das seit etlichen Wochen den Namen Th. Th. Heine compromittiert. Sehr einfach: Proletarier, Kleinbürger und Feudaler — drei der Börsendemokratie gleich verhasste Machtfactoren — lassen ihre papiernen Drachen (Parteienpresse) steigen, über ihnen aber schwebt stolz der Aar, der die ‚Zeit' bedeutet. Ein Witzbold meinte freilich, es sei der sogenannte »Pleitegeier«. Dies würde, hätte er's so gedacht, den genialen Münchener Zeichner vollauf rehabilitieren. Aber wahrlich, er hatte gar nicht die Absicht gehabt, Socialdemokraten, Christlichsociale und Großgrundbesitzer zur höheren Ehre der Singer & Comp. zu verhöhnen, hatte wohl, da bei ihm die Zeichnung bestellt wurde, überhaupt keine Ahnung, welcher publicistischen Missgeburt er Reclame machen sollte. Wie der ‚Pravo Lidu' verrieth, ließ Heine, da sich ihm die ‚Zeit' als »anticlericales, socialpolitisches und freiheitliches Blatt« empfahl, den Adler ursprünglich über den Gestalten eines Pfaffen, eines jüdisch aussehenden Capitalisten und eines Königs dahinschweben. Der Entwurf wurde dem Künstler zurückgeschickt und wanderte noch mehreremale zwischen Th. Th. Heine und Dori Singer hin und her. Aus Rücksicht auf die Presspolizei sollte der Künstler den Pfaffen in einen Proleten und den König in einen Ritter verwandeln. Welche Rücksicht aber mag die Verwandlung des jüdisch aussehenden Capitalisten in einen christlichen Vorstadtspießer geboten haben? Wenn Th. Th. Heine es endlich erfahren will, braucht er nur beim Wiener Handelsgericht in die Liste der Commanditisten der ‚Zeit' Einblick zu nehmen. — Noch ein zweites Placat gibt dem Spaziergänger ein Räthsel auf. Mit mehr Berechtigung als jenes der ‚Zeit'. Denn es betrifft die »Secession«. Als eine Reclamezeichnung für den Schuhwaaren- und Paprika-Schlesinger wäre es auf den ersten Blick verständlich. Die rothen Zapfen, die an grünen Stilen hängen, gehören offenbar einer Paprikastaude an, die aus irgendeinem Grunde frei in der Luft schwebt, und das Ganze ist ein Stiefel. Nur die hieratisch gespreizte Jungfrau, die davor steht, scheint die Tendenz des Placates zu durchkreuzen. Sie wendet sich mit geringschätzender Miene ab, als ob sie sagen wollte: »Das soll das riesigste Sortiment der Monarchie sein?«

Publicum.

,Sonn- nnd Montagszeitung', 6. April:

»... Die gestrige, von Herrn Hofoperncapellmeister Schalk sorgfältigst vorbereitete, mit Umsicht und Temperament geleitete Aufführung verdient uneingeschränktes Lob. Sie übertraf in jedem Betracht die vor zwei Jahren von Mascagni im Musikvereinssaal mit italienischen Solisten veranstaltete Wiedergabe dieses süßen, milden Todtengesanges. Ein herrliches Soloquartett (die Damen Weidt, Walker und die Herren Winkelmann und Hesch) vereinigte sich mit unserem prachtvollen Opernchor und dem glänzenden philharmonischen Orchester zu einem geradezu musterhaften Ensemble, welches allgemeine Bewunderung erregte. Nach jeder Nummer gab es stürmische Beifallskundgebungen und zum Schlusse wurden Dirigent und Solisten wiederholt gerufen.«

,Montags-Revue', 6. April:

»... Die glänzende, von Mascagni dirigierte letzte Aufführung des Requiems noch im Ohr, vermochten wir uns mit der unserer Hofoper kaum zu befreunden. So brav und gediegen diese vier Solisten (Frau Weidt und Fräulein Walker, Herr Winkelmann und Herr Hesch) auch sangen, es blieb doch alles kalt, steif und mühselig erzwungen, im Vergleich zu den Leistungen der Italiener vor zwei Jahren. Wenn unsere deutschen Sänger kirchlichen Boden betreten, nehmen sie gleich eine feierlich-langweilige Miene an und wagen es nicht einmal dort leidenschaftlich und dramatisch zu singen, wo der Componist es ausdrücklich will. Im zahlreich erschienenen Publicum war freilich keine Enttäuschung zu merken. Jeder einzelne Solist, der Dirigent (Herr Schalk), das Orchester, selbst der meist zu schwache Chor wurden an den geeigneten Stellen lebhaft ausgezeichnet.«

Die Orakel divergieren schon am Montagmorgen. Die Woche fängt gut an!

Mathematiker. Die Zahl der Mitleidbedürftigen, die das Perpetuum mobile erfunden und die Quadratur des Zirkels gelöst zu haben glauben, wird auch künftig immer noch wachsen, weil nicht anzunehmen ist, daß der Dilettantismus jemals ausstirbt. Da die Südbahn ihre Quadratur des Zirkels — den Actionären Dividenden zu zahlen — noch immer nicht gelöst hat, so ist es begreiflich, daß ein Revident dieser Bahn in der Erkenntnis der Unlösbarkeit des Dividendenproblems sich vorläufig der Quadratur des Kreises zuwendet und als »eine mathematische Entdeckung« im ,Neuen Wiener Tagblatt' vom 5. April die Möglichkeit einer Kreistheilung als Voraussetzung für seine dort publicierten Lehrsätze annimmt, obgleich Mathematiker schon längst die Unmöglichkeit der Kreistheilung wissenschaftlich festgestellt haben. Hat das ,Neue Wiener Tagblatt' sonst immer Raum für zwei Meinungen über ein wichtiges Thema — wie jüngst erst bei der Beurtheilung Isadora Duncans — so ist es eine schöne Abwechslung, zu sehen, wie diesmal nur eine Meinung über die Quadratur des Zirkels herrscht... Sie meinen nun, das fortschrittliche Tagblatt hätte sich in dieser Frage sehr rückständig gezeigt. Nicht doch! Das Tagblatt war nur um 4 Tage

rückständig: die Publication hätte statt am 5. am 1. April stattfinden sollen!

Humorist. Der ‚Oesterr.-ungar. Zündwarenfabrikant' bringt die Mittheilung, das zionistische Landescomité mit dem Sitze in Wien habe für Gesinnungsgenossen Vignetten drucken lassen, die bereits fertig geschnitten und gebündelt zu haben sind, damit sie auf Zündhölzelschachteln aufgeklebt werden können. Ehemals hieß es: »Eine Krone für Zion!«, jetzt genügt schon: »Ein Kreuzer für Zion«.

Genealog. Seit den Berichten über die herzliche Aufnahme, die ein Bild des Herrn Lippay im Vatikan gefunden hat, wundern sich clericale Kreise wohl nicht mehr über das rapide Anwachsen der Los von Rom-Bewegung. Aber die Beziehungen des Herrn Lippay zu den Päpsten sind nicht so einfach, wie man nach der Darstellung der ‚Neuen Freien Presse' glauben mußte. Herr Lippay soll dem Papste mit der Erklärung vorgestellt worden sein, daß er durch seine Gattin mit dem Papste Rezzonico Clemens XIII. verwandt sei, worüber sich Leo XIII. unbändig gefreut habe. Aber ich sagte schon neulich, daß da irgend etwas nicht stimmt. Herr Lippay war nämlich nie mit der Familie Rezzonico verwandt. Frau Judith Maria Lippay ist zwar die Tochter der Contessa Maria Stella Widman-Rezzonico, Principessa di Carinzio Contessa d'Ortenburg, aber nicht aus deren zweiter Ehe mit dem Grafen Widman-Rezzonico, sondern aus ihrer ersten Ehe mit dem gewiss sehr achtenswerthen Herrn Hopfgarten (Vide »Die Kärntner Grafen von Ortenburg« von Leopold v. Beckh-Widmanstetter, Wien 1890, S. 100). — Herr Lippay ist also mit der päpstlichen Familie Rezzonico nicht verschwägert. Dagegen ist es z. B. unzweifelhaft, daß der neulich in den Verwaltungsrath der »Ersten Oesterreichischen Jutespinnerei« wiedergewählte Herr Louis Löb und der neugewählte Herr Rudolf Paul-Schiff der Schwager, beziehungsweise der Schwiegersohn des Präsidenten dieser Actiengesellschaft Theodor R. v. Taussig sind.

Garderobière. Der Coulissenplauderer des ‚Neuen Wiener Journal' wird immer tiefer, ernster, gebildeter. Er citiert Goethe, er citiert Renan, er citiert Barbey d'Aurevilly. Er interviewte neulich Herrn Josef Kainz. Vier Jahre hatte er ihn nicht gesehen. Aber »wir sprachen wie damals von tausend Dingen, über Gottidee und Weltidee, von Theater und Literatur, von Schauspielern und Directoren immer kunterbunt durcheinander«. Hat der selige Buchbinder je über Gottidee und Weltidee gesprochen? Gott über die Welt — keine Idee! Höchstens über das Badezimmer der Odilon!

Berichtigung.

In Nr. 133, S. 22, 2., bezw. 10. Zeile von oben, ist statt »Hellmer« zu lesen: *Helmer;* S. 27, in der Scharfrichter-Notiz rechts oben, statt »31. März«: *11. März.* In Nr. 134, S. 25, 20. und 21. Zeile von oben, statt »jener schwarz und gelb gefärbte Wiener Typus«: . . . *schwarz und gelb gefleckte* . . .; S. 32, 20. und 21. Zeile von oben, statt »zu den Lieblingen«: *zum Liebling.*

MITTHEILUNGEN DES VERLAGES.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird, da infolge des nicht fixierten Erscheinungstermines der ‚Fackel‘ die frühere Placatierung Verwechslungen nicht ausschloss, jedesmal auch der vollständige Inhalt des erscheinenden Heftes auf den Placaten der Verschleißstellen ersichtlich sein.

Mit dem vorliegenden Hefte ist der fünfte Jahrgang der ‚Fackel‘ eröffnet.

BÜCHEREINLAUF.

Chamberlain Houston Stewart, Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur 4. Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Lammasch Dr. Heinrich, Grundriss des Strafrechts. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot.

Benedikt Dr. Edmund, Die Advocatur unserer Zeit. Wien, Manz.

Forel Dr. Auguste, Morale Hypothétique et Morale Humaine. Lausanne, F. Payot & Co.

Martersteig Max, Jahrbuch der bildenden Kunst 1903. Berlin, Deutsche Jahrbuchgesellschaft m. b. H.

Breitner Anton, Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. 8. Bändchen. Wien, Ad. della Torre's Buch- und Kunstdruckerei.

Meisel-Hess Grete, Suchende Seelen. Drei Novellen. Leipzig, Hermann Seemann's Nachfolger.

Dukmeyer Friedrich, Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Komödie in 3 Acten. München, Staegmeyr.

Weiss Henriette, Ein Hilferuf für unsere armen Kranken. Streiflichter auf die Krankenpflege in Oesterreich. Wien. Moritz Perles.

Gelber med. Dr. Rudolf, Die Tuberculosefrage. Wien, Wilhelm Fischer.

Fuchs Dr. Bernhard, Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die babylonische Verwirrung. Wien, Verlag der Sammlung moderner Kampfschriften.

Keller Heinrich, Ballast. Dresden und Leipzig, Pierson.

Kunz Otto, Mama. Drama in 3 Acten. Wien und Leipzig. Carl Fromme.

Bericht über den Standestag ehemaliger höherer Gewerbeschüler. Herausgegeben vom Centralverein der aus höheren Gewerbeschulen hervorgegangenen Techniker. Wien.

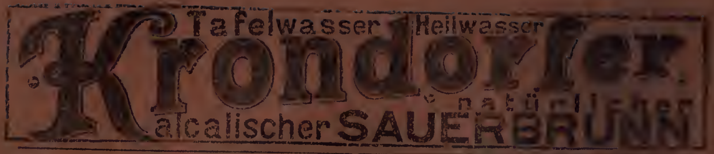
Stockert-Meynert, Dora von, Grenzen der Kraft. Eine Erzählung. Wien und Leipzig, Wiener Verlag.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 134, Ende März): Der immune Verantwortliche. — Richtermangel und Richterüberfluss. — Vom Duell. — Hungarica. — Ein socialpolitisches Organ. — Brieflich ordinierende Aerzte. — Die Advocatur unserer Zeit. — Ein crasser Fall von Schmutzconcurrenz. — Zwei Standpunkte. — Isadora Duncan. — Was man in Berlin für ein Wunder ansieht. — Antworten des Herausgebers (Concordat und Concordia; Der Dieb von St. Stephan; Amerikanisches Obst; Der Fall Rothe; Antisemitische Gasuhren; Sic transit gloria mundi; Die russische Tänzerin; Stilleben in Lindau; Ein Meinungsreisender; Aus meiner Sammlung; Die Kleinen und die Großen; Eine Neuerung).



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 136 Erschienen am 30. April 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
« «	18	«	« . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36	«	« . .	M. 7.—
« « « «	18	«	« . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	« 8.20
« « « « «	18	«	«	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 136 WIEN, ENDE APRIL 1903 V. JAHR

Amts-Instruction für die literarischen Beiräthe der Theatercensur.

»Zur Beurtheilung der mir von der Stadthauptmannschaft überreichten Stücke werde ich die Mitwirkung der Beiräthe in der Art in Anspruch nehmen, daß die einzelnen Stücke von mir oder dem mit dem Theater-Referate betrauten Statthalterei-Beamten nach Maßgabe des Umfanges und der Beschaffenheit des Stückes, dann mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der etwa bereits von der Stadthauptmannschaft erhobenen Bedenken, in der Regel zweien — oder nöthigenfalls sämmtlichen — Beiräthen zur Einsicht und Beifügung des Gutachtens im kurzen Wege übermittelt werden.

Ich behalte mir vor, bei der Zuweisung der einzelnen Stücke an die Beiräthe in Ansehung der Reihenfolge einen bestimmten Turnus mit Beachtung der besonderen Verhältnisse der Herren Beiräthe zu beobachten, selbe erforderlichenfalls zu commissionellen Besprechungen einzuladen, in minder wichtigen Fällen aber über das Gutachten der Stadthauptmannschaft und Eines Beirathes sogleich zu entscheiden.

Die Herren Beiräthe haben sich nebst der allgemeinen Würdigung des ihnen zur Begutachtung vorliegenden Stückes vor Allem die genaue Prüfung und Erwägung zur Aufgabe zu machen: ob dasselbe in Bezug auf Religion, Sittlichkeit und Anstand und auf die gegenwärtigen bürgerlichen und socialen Verhältnisse vollkommen unanstößig erscheine. Auch steht es ihnen zu, die von der Stadthauptmannschaft angeregten polizeilichen und politischen Bedenken einer Würdigung zu unterziehen und hierüber ihre Meinung unumwunden abzugeben.

Das Gutachten ist mit kurzen Worten, ohne weitläufige Begründung, von jedem der Herren Beiräthe auf demselben Bogen,

auf welchem die Bemerkungen der Stadthauptmannschaft enthalten sind, in fortlaufender Reihenfolge beizusetzen, und das Werk, im Falle es nichts gegen die Bestimmungen und den Geist des Theatergesetzes und der Instruction enthält, als zur Aufführung zulässig zu erklären.

Falls sich Bedenken ergeben, sind dieselben individuell anzuführen und dabei ausdrücklich zu bemerken, ob wegen offen vorliegender schlechter Tendenz oder wegen gänzlicher Werthlosigkeit des Products eine unbedingte Zurückweisung angezeigt sei, oder ob sich eine Umänderung und an welcher Stelle als zulässig darstelle.

Aenderungen sind jedoch niemals selbst vorzunehmen.

Zur Beifügung des Gutachtens und zur Weiterbeförderung des Stückes wird für jeden der Herren Beiräthe eine Zeitfrist von drei Tagen eingeräumt, welche nicht zu überschreiten ist.

Die von den Beiräthen für nöthig erachteten und von mir als gegründet erkannten Abänderungen sind in der Regel dem Theaterunternehmer durch die Stadthauptmannschaft anzudeuten, besonders wenn sich selbe bloß auf Auslassungen einzelner Stellen beziehen. Handelt es sich aber um eine umfassendere Aenderung und Umarbeitung wegen nicht zulässiger Tendenz etc., so behalte ich mir bevor, den Beamten oder denjenigen der Herren Beiräthe zu bestimmen, mit welchen sich der Unternehmer diesfalls ins Einvernehmen zu setzen hat.

Die auf Grundlage der vorliegenden Gutachten der Herren Beiräthe zu entwerfende Erledigung muß jederzeit längstens innerhalb zehn Tagen, vom Tage der Einreichung des Stückes gerechnet, erfolgen und ist mir von dem betreffenden Statthalterei-Referenten behufs Approbierung vorzulegen, sohin schleunigst an die Stadthauptmannschaft unter Anschluss der Manuscripte zu expedieren.«

Die voranstehende Instruction sei dem Grafen Kielmansegg wärmstens empfohlen. Er muß nur das Wort »Stadthauptmannschaft« allemal mit »k. k. Polizeidirection« vertauschen und kann beruhigt seinen Namen unter das Schriftstück setzen. So wenig Mühe kostet es, dem modernen Geist des Koerber'schen

Theatercensur-Erlasses, der uns literarische Censurbeiräthe beschert hat und darum in osterfestlichen Leitartikeln gepriesen wurde, ein passendes Gewand zurechtzuschneidern: Mit einer kleinen Adaptierung der »Geschäftsordnung vom März 1851, betreffend die Handhabung der Theatercensur (gemäß der Theaterordnung vom 25. November 1850) bei den Privatbühnen des Wiener Polizeirayons« ist alles besorgt. Und man wird sogar, wenn man die Bestimmungen prüft, die unter dem Ministerium Bach für die damals eingeführten literarischen Beiräthe der Theatercensur erlassen wurden, zur Ueberzeugung gelangen, daß der österreichische Regierungsgeist vor fünfzig Jahren weit moderner war als der Koerber'sche. Wenn damals die Censur schlecht war, so war sie doch prompt, hatte in wenigen Tagen ihr Urtheil zu fällen, und der Dramatiker war nicht wie in unserer Zeit den Verschleppungsmanövern, zu denen sich mit Theaterdirectoren oftmals gefällige Censoren verbunden haben, preisgegeben. Aber auch das Publicum war gegen die ärgste Unbill, die seinem Geschmack heute von der Censur angethan wird, geschützt. Man reactiviere jene alte Geschäftsordnung, und der Druck, der auf unseren Bühnen lastet, wird behoben sein, weil die dramatischen Werke der Concordialeute »wegen gänzlicher Werthlosigkeit des Products eine unbedingte Zurückweisung« rechtzeitig, nämlich durch die Censur, und nicht erst bei der Première erfahren werden.

* * *

Joseph Schöffel, der Stein, den die liberalen Baumeister verwarfen, ist ein Eckstein geworden. Nun verunreinigen ihn antisemitische Kläffer. Aber ich habe von Schöffel's Gegnern nie hoch genug gedacht, um über ihre Niedrigkeit mich staunend zu entrüsten. Und ich habe von Schöffel nie so gering gedacht,

daß ich ihn einer Vertheidigung für bedürftig hielte, wenn ihm Herr Gregorig Verschleuderung des Landesvermögens vorwirft oder wenn ihn — schlimmer noch — Herr Alexander Scharf einen »rechtlichen und verdienstvollen Mann« nennt, »dessen Name im ganzen Lande mit Respect und Dankbarkeit genannt wird«. Denn im ganzen Lande, in dem die ‚Sonn- und Montagszeitung‘ gelesen wird und in dem Schöffel's Name dreißig Jahre lang todtgeschwiegen wurde, weiß man eben so gut wie im Wahlbezirk des Herrn Gregorig, der ihn beschimpft, welche Beziehung allzeit zwischen Schöffel und der Corruption, der semitischen wie der antisemitischen, bestanden hat: unversöhnliche Gegnerschaft. In der Aera des Antisemitismus, meint Herr Scharf, werde ein Schöffel verunglimpft, während »in jedem andern Lande ein Mann wie Schöffel noch bei Lebzeiten durch ein Denkmal geehrt werden« würde. Aber da, noch in der Aera des Liberalismus, Schöffel durch die Denkmäler, die ihm in Purkersdorf und Mödling errichtet sind, geehrt wurde, fühlte die Corruption die ihr angethane Schmach so tief, daß sie sie durch unverbrüchliches Schweigen zu verwinden sich gelobte. Daher kommt es, daß Herr Scharf von keinem Schöffel-Denkmal weiß.

* * *

Die ‚Zeit‘ ist gekommen und hat uns die zweijährige Dienstzeit gebracht; das heißt natürlich, die »Originalnachricht«, daß die Einführung der zweijährigen Dienstzeit beschlossen sei. Die Originalnachrichten der ‚Zeit‘ sind sonst immer falsch, diese war bloß nicht original: die ‚Zeit‘ erfuhr um Mitte April 1903, was die übrige Menschheit in Oesterreich und Ungarn einige Jahre vorher — als die ‚Zeit‘ noch nicht bestand — erfahren hat. Oder vielmehr,

sie erfuhr weniger, als die übrige Menschheit längst weiß. Die zweijährige Dienstzeit ist nämlich in der k. u. k. Armee nicht nur beschlossen, sondern auch schon praktisch erprobt; die Mehrzahl der »dreijährigen Diener« wird wenigstens bei der Infanterie seit langem beurlaubt, und der vollen Dienstpflicht müssen fast nur jene noch genügen, die das Missgeschick haben, zu Unterofficieren qualificiert zu sein. Trotzdem wird heute in militärischen Kreisen von der »Einführung der zweijährigen Dienstzeit« viel gesprochen. Aber die ‚Zeit' versteht in ihrer Einfalt den Sinn der Rede nicht: es handelt sich nicht um die Verkürzung der dreijährigen Dienstzeit — denn diese ist de facto durchgeführt und kann, wenn nur für eine hinreichende Anzahl längerdienender Unterofficiere durch Begünstigungen gesorgt wird, ohneweiters auch de jure durchgeführt werden —; sondern es handelt sich um die Verlängerung der achtwöchentlichen Dienstzeit von Tausenden, die bisher als »überzählig« in die Ersatzreserve kamen, auf volle zwei Jahre. Und weil dies ebenso theuer wie vortheilhaft für die Armee wäre, ist der Kriegsminister ebenso sehr für die »Einführung« der zweijährigen Dienstzeit, wie die Finanzminister dagegen sind. Aber die ‚Zeit' war außer sich vor Stolz über ihre Originalnachricht, versicherte täglich, daß die anderen Blätter aus purem Concurrenzneid die Neuigkeit verschwiegen, und rannte von Pontius zu Pilatus, um immer mehr des Interessanten zu erfahren. Alle Treppen, die zu den Wohnungen von Generälen des Ruhestandes führen, klommen die Reporter der ‚Zeit' hinan und flogen die Reporter der ‚Zeit' hinab. Einige dieser Heimsuchungen hatten Berichte über Interviews zur Folge, bei denen die Generäle, die sonst doch nur nicht-activ sind, augenscheinlich passive Generäle gewesen waren: sie hatten den Interviewer sprechen lassen, aber selbst rein nichts gesagt. Wozu wäre indes die ‚Zeit' ein »Weltblatt«, wenn sie ihre Wiss-

begierde durch die österreichischen Grenzpfähle beschränken lassen sollte? Singer & Kanner beschlossen, das Urtheil des Auslands über die zweijährige Dienstzeit in Oesterreich-Ungarn einzuholen, und triumphierend wurde uns alsbald verkündet, daß eine militärische Autorität die folgende ewig denkwürdige Erklärung abgegeben habe: »Früher oder später werden sämmtliche europäischen Staaten zur zweijährigen Dienstzeit übergehen. Wann und unter welchen Umständen dies aber in Oesterreich-Ungarn geschehen soll, darüber zu entscheiden sind die competenten Persönlichkeiten dieses Reiches berufen« ...

*

In der ‚Armeezeitung' wird die ‚Zeit' »bekanntlich das albernste Blatt von Wien« genannt.

* * *

Wünsche, welche die große Tagespresse vornehm verschweigt oder vorsichtig andeutet, schreit nicht selten die unbefriedigte Begehrlichkeit der kleinen Wochenjournalistik in die Oeffentlichkeit hinaus. Und darum ist die Lectüre der Montagsliteratur so lohnend: Wie man dem Stümper der Prestidigitateurkunst die Griffe absehen kann, die beim Meister, dem mystisch gewandten, ewig unsichtbar sind, so durchschaut man bei den Kleingewerbetreibenden der Presscorruption leicht die Betriebsgeheimnisse, die bei den großen Pressbetrieben sich nur schwer ergründen lassen. Lehrreicher als monatelange Lectüre einer »vornehmen« Tageszeitung sind die beiden folgenden Sätze, die am 20. April in einem unserer düstersten Montagsblätter zu lesen waren: »Wie viel auf diesem Gebiet gesündigt wurde, das hat die Durchführung der letzten Conversion schlagend bewiesen, welche mit einigen tausend Kronen an Inseraten dasselbe erreicht hat, was sonst nur mit Millionen an die Unternehmer erzielt werden

konnte«.. »So viel kann Herr v. Koerber im Innern und in der Justiz nicht gut machen, als Herr v. Wittek und Herr v. Forster im Eisenbahnwesen verderben«. Die beiden Sätze, die nicht nebeneinander standen, müssen zusammengestellt werden, damit der erste den zweiten erkläre. Denn unerklärlich bliebe sonst dem Leser, was eigentlich — zugegeben, daß Herr v. Wittek im Eisenbahnwesen vieles verdirbt — Herr v. Forster dort verderben könnte; der Ministerialrath von Forster, Vorstand des Präsidialbureaus im Eisenbahnministerium, hat doch so wenig wie die Präsidialisten anderer Ministerien einen selbständigen Wirkungskreis, und die einzigen »Verkehrsangelegenheiten«, die ihm anvertraut sind, sind die Angelegenheiten des Verkehrs zwischen dem Eisenbahnministerium und der Oeffentlichkeit. Aber just da liegt der Hase im Pfeffer: Herr v. Forster ist der Mann, der mit der Presse zu verkehren, das heißt, die Presspauschalien des Eisenbahnministeriums zu vertheilen hat. Und dabei hat er viel, hat er es sich mit Vielen verdorben und seinem Minister arg geschadet. Herr v. Forster fand nämlich eines Tags — es mag zwei oder drei Jahre her sein —, daß das Eisenbahnministerium zu viel für Inserate ausgebe, und kurz entschlossen, entzog er einer Anzahl kleiner Blätter die Pauschalien. Seitdem hören wir immer wieder, daß es mit der Wirtschaft im Eisenbahnministerium so nicht weiter gehe; wohlverstanden, mit der Inseratenwirtschaft . . . Der Eisenbahnminister nehme sich doch am Finanzministerium ein Beispiel; als kürzlich die Conversion der 4·2procentigen Rente durchgeführt wurde, durften die kleinsten Blätter die größten Inserate bringen und selbst die Rechnung machen. Wer hat aber auch in den Zeitungen Angriffe auf Herrn v. Boehm-Bawerk oder gar auf seinen Präsidialisten gelesen? Laut wurden die Verdienste des Ministers gerühmt; die Verdienste der Presse blieben wie gewöhnlich im Stillen.

†

* * *

Diesmal hatte Herr v. Taussig Recht. Als er neulich, in der Generalversammlung der Nordwestbahn-Actionäre, zu Herrn Purscht sagte: »Sie erfreuen sich der Ehre, sich hier unter anständigen Menschen zu befinden!«, da meinte er doch nicht sich selbst und auch nicht die Actionäre der Nordwestbahn, die gar nicht anwesend waren. Und die Beamten der Nordwestbahn, die anwesend waren, sind unbestritten anständige Leute, wenn auch das Strohmännerthum unanständig ist: sie waren in die Generalversammlung commandiert worden und hatten zu gehorchen. Daß es ihnen schwer genug wird, Herrn v. Taussig das Vertrauen auszusprechen, ist gewiss. Wie oft kann man von diesen armen Leuten hören: »Ja, wenn wir reden könnten . . .« Aber gerade, weil sie nicht reden können, meint Herr v. Taussig, taugen sie dazu, Actionäre zu mimen.

* * *

Ich erhalte die folgende Belästigung:

Wien, 22. April 1903.

Herrn

Karl Kraus

verantwortlichen Redacteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel‘

Wien.

In der am 16. April 1903 erschienenen Nummer 135 des V. Jahrganges der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel‘ veröffentlichen Sie auf Seite 17 eine von H. Professor Dr. Singer an Sie gerichtete Berichtigung und schicken derselben eine Einleitung voraus, welche unrichtige Angaben mit Bezug auf die von mir herausgegebene Tageszeitung ‚Die Zeit‘ enthält.

Ich fordere Sie daher unter Berufung auf § 19 des Gesetzes vom 17. December 1862 No. 6 R. G. B. für 1863 auf, in der zunächst erscheinenden oder zweitfolgenden Nummer der ‚Fackel‘ nachstehende Berichtigung u. z. sowohl bezüglich des Ortes der Einreihung, als auch bezüglich der Schrift ganz in derselben Weise zu veröffentlichen, in welcher der zu berichtigende Artikel zum Abdrucke gebracht war:

Sie schreiben: »Die ‚Zeit‘ wurde neulich verurtheilt, weil sie eine ihr übersandte Berichtigung mit Weglassung der einbegleitenden Worte: ‚Mit Bezug auf § 19 fordere ich Sie auf, die nachstehende

Berichtigung u. s. w. abzudrucken' hatte erscheinen lassen«. — Es ist jedoch unwahr, daß die ‚Zeit' neulich aus dem Grunde verurtheilt wurde, weil sie eine ihr überschickte Berichtigung mit Weglassung der einbegleitenden Worte hatte erscheinen lassen. Wahr ist vielmehr, daß eine derartige Verurtheilung der ‚Zeit' niemals stattgefunden hat.

Dr. Heinrich Kanner
Herausgeber der ‚Zeit'.

Wahr ist, daß die Verurtheilung der ‚Zeit' stattgefunden hat, weil die ‚Zeit' die ihr übersandte Berichtigung mit Weglassung des Datums hatte erscheinen lassen. Wie wahnwitzig muß ein Gesetz sein, das eine Verurtheilung aus solchem Grunde und eine Berichtigung wie die voranstehende ermöglicht!

* * *

Ein kleines Geschichtchen, das vermuthlich von Herrn Dori Singer berichtigt werden wird, das aber deshalb nicht weniger wahr ist:

I. Act: In Brünn wird Heyse's Drama »Maria von Magdala«, nach vorangegangenen behördlichen Verboten etc., am 18. April 1903 aufgeführt. Sämmtliche Wiener Blätter entsenden Specialreferenten, natürlich auch die ‚Zeit'; diese Herrn Felix Salten, der in der Nacht von Samstag auf Sonntag ein ganzes Feuilleton nach Wien telephoniert. Sonntag früh sind die Brünner nicht wenig überrascht, als sie im erwähnten Feuilleton den nachstehenden Satz lesen: »Heute reist man hieher nach dem kleinen Tuchmacherstädtchen, um nur ja das viel beredete, viel verpönte Werk zu sehen«. — Die Brünner sind entrüstet.

II. Act: Der Brünner ‚Tagesbote' bringt in seiner montägigen Nummer eine Notiz, in der der Verfasser mit vor Erregung zitternder Stimme versichert, daß Brünn »110.000 Einwohner hat und die wichtigste Fabriksstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie« ist. Brünn's Schafwollindustrie, »besonders in Tuchen«, genieße einen europäischen Ruf; aber auch seine Leder-, Maschinen- und Emailgeschirrfabriken stünden auf der Höhe unbestrittener Vollkommenheit. Der in der Redaction des ‚Tagesboten' beschäf-

tigte Correspondent der ‚Zeit‘ telephoniert sofort — 5 Uhr abends — den Wortlaut dieser Notiz an die ‚Zeit‘. Redactionssitzung. Herr Salten wird berufen. Professor Singer legt ihm nahe, in irgend einer Form Abbitte zu leisten; die ‚Zeit‘ könnte die wenigen Abonnenten, die sie in Brünn hat, verlieren. Herr Salten, auf seine Unabhängigkeit pochend, weigert sich natürlich; es wird ihm mit Kündigung gedroht. Inzwischen telephoniert auch der Administrator des Brünner Verkaufslokales, daß bereits 1 Abonnent sein Abonnement aufgelassen hat. Unter dem niederschmetternden Eindrucke dieser Nachricht setzt man dem Heißsporn Salten so lange zu, bis er eine Entschuldigung niederschreibt. Es sei nicht so schlimm gemeint gewesen. Ein Mißverständnis. »Als ob es einem einzigen Menschen einfallen könnte, von Brünn geringer zu denken, weil es einmal ein ‚Tuchmacherstädtchen‘ genannt wurde!« Wie oft sei Wien einst »als Gasröhrennest, als Walzerdorf tituliert worden, ohne daß sich jemand in Erregung jagen ließ«. Eine »anheimelnde Stadt, in der man sich wohl fühlt, spreche man gern mit einem Diminutiv an«. Wem sollte es einfallen, von Brünn geringschätzig zu sprechen, da es sich gerade jetzt durch die Aufführung des Heyse'schen Werkes vor Wien ausgezeichnet habe. Brünn sei nicht nur ein Industriecentrum, nein, — und das habe der geschätzte College »in seinem Eifer ganz vergessen« — auch ein Intelligenzcentrum!

III. Act: Dienstag. Herr Singer ist in Brünn eingetroffen, meldet sich beim Brünner Vicebürgermeister Rohrer, genannt »der Kaiser von Brünn«, und entschuldigt sich wegen der ungebührlichen Ueberhebung seines Feuilletonisten. Der abends erscheinende Tagesbote druckt die Abbitte wörtlich ab, versieht sie aber mit einer Glosse, in der es heißt: »Herr Felix Salten ist ein schlimmes Kind gewesen. Er macht aber schön bitte, bitte! und verspricht wieder ein artiges, braves Kind zu sein, Brünn soll ihm verzeihen, er wird's nicht wieder thun ... Wir nehmen die unverschleierte Abbitte des Herrn Salten mit umso größerem Vergnügen entgegen, als uns ihre Aufrichtigkeit die Gewähr dafür bietet, daß Herr Salten nicht zum zweiten Male versuchen wird, über die Schornsteine Brünns mit einem Salto mortale hinweg zu voltigieren.«

IV. Act: Die Nummer des ‚Tagesboten‘, die die Glosse enthält, ist in Wien angelangt. Herr Salten ist wüthend und schreibt

einen furchtbaren Gegenartikel. Der Gegenartikel wird von den Herausgebern nicht zum Drucke befördert.

V. Act: Herr Dori Singer erkennt, daß er sich noch nicht genug lächerlich gemacht hat. Am Mittwoch wird in ganz Brünn die Nummer, welche die Abbitte enthielt, gratis vertheilt. Damit aber die Abbitte beileibe nicht übersehen werde, klebte an jeder Nummer ein großer gelber Fleck, der den folgenden Text aufwies:

P. T.

Wir machen Sie auf die in der Morgenausgabe vom 21. April d. J. erschienene Notiz

„Das kleine Tuchmacherstädtchen“

aufmerksam.

Hochachtungsvoll

‚Die Zeit‘

Administration: Wien, IX/1, Peregringasse 1.

— — — — — — — — — — — — — — —

Woraus jeder Leser ersehen mag, daß die Redaction der ‚Zeit‘ von der Administration der ‚Zeit‘ vollständig unabhängig ist.

*

Nachschrift. Es hat alles nichts genützt. In Brünn gährt es weiter. Am Freitag, dem 24. April, brachte der ‚Mährisch-schlesische Korrespondent‘ ein geharnischtes »Eingesendet« einer Anzahl Localpatrioten, in welchem es hieß: »Wenn Brünn in einem Winkel Ostasiens läge und die Wiege des Herrn Felix Salten nicht etwa in Mislitz, sondern in Nancy gestanden hätte, so könnten wir uns wohl wundern, daß der Berichterstatter der ‚Zeit‘ den Weg nach dem Landstädtchen Brünn gefunden und dies trotz der Thatsache, daß dieses Tuchmachernest eine Filiale der ‚Zeit‘ beherbergt . . . Allein, daß ein einheimischer Schriftsteller eine ernste oder doch ernst sein sollende Kritik über ein sensationelles Drama zu malitiösen Ausfällen gegen Brünn benützt, ist zumindest unwürdig. Gegenüber der in durchaus ungeeigneter Form in der Nr. 201 der ‚Zeit‘ versuchten Entschuldigung des Herrn Salten, daß ihm jede böse Absicht ferne lag und es sich nur um einen Spass handle, müssen wir betonen, daß sein Witz deplaciert und verunglückt war, daß seine Entschuldigung mit Rücksicht auf den bissigen Tenor seines ganzen Berichtes nicht verfängt und die nachhinkenden Complimente

dankend abgelehnt werden . . . Ob Herr Salten mit solchen Abgeschmacktheiten der ,Zeit' einen guten Dienst geleistet hat, wird wohl bald die Zukunft lehren.«

Mit anderen Worten: Der zweite Brünner Abonnent wackelt auch schon. Welche Maßnahmen gedenkt Herr Singer zu ergreifen, um das Aeußerste zu verhüten?

* * *

Ein Literarhistoriker schreibt mir:

In Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben, Bd. III (2. Auflage), ist auf Seite 28 in einer Anmerkung — anläßlich der Besprechung der interessanten ersten Fassung des »Tanzlegendchens« aus den »7 Legenden« — zu lesen: »Gottfried Keller schenkte seinerzeit das alte Legenden-Manuscript der Wiener »Concordia« zu einer Vorlesung oder etwas ähnlichem. Wohin ist dasselbe gekommen?« Der freundliche und der Wiener Welt wohl ganz und gar unkundige große Dichter mochte vielleicht die Wiener »Concordia« für eine Gesellschaft von deutschen Schriftstellern halten, welcher beizusteuern eine Ehrensache sei. Wie die »Concordia« diese Werthschätzung zu würdigen verstand, zeigt die Thatsache, daß sie nicht einmal in der Lage ist, über den Verbleib des geschenkten Manuscripts Auskunft zu geben, denn sonst hätte sich der eifrige und gewissenhaft sammelnde Gottfried Keller-Forscher Baechtold nicht veranlasst gesehen, diese schmähliche Thatsache — allerdings mit vorsichtiger Zurückhaltung — in einer Anmerkung festzustellen, aus deren Schatten sie diese Zeilen in das helle Wiener Licht rücken wollen. Wäre die Spende etwa ein für einen Wiener Blumencorso gangbarer Artikel gewesen, so wüsste vielleicht Herr Edgar von Spiegel über ihren Verbleib Rechenschaft zu geben. So aber wird natürlich von der »Concordia« auch des Weiteren nichts herauszubringen sein. Was hat sie denn auch mit Literatur zu schaffen? #

*

Die ,Vossische Zeitung' (Berlin, 24. April) citiert interessante Mittheilungen über »Die Original-Manuscripte Raimunds«, die im Juni 1890 in der ,Oesterr.-ungar. Buchhändler-Korrespondenz' enthalten waren und deren denkwürdigste Stelle schon einmal in der

'Fackel' reproduciert war. In den Tagen der Gründung eines deutsch-österreichischen Literaturarchivs kann sie nicht oft genug wiederholt werden. Der seither verstorbene Buchhändler und Auctionator A. Einsle schrieb:

»Ich war überzeugt, daß die Versteigerung der Originalhandschriften unseres größten einheimischen Volksdichters geradezu Sensation erregen würde, und bereitete mich auf die vielen Besucher vor, welche alle diese werthvollen Reliquien besichtigen werden. Doch es kam anders. Eines Tages stellte sich mir ein alter Herr als Buchhändler Hölzl vor, als Originalverleger Raimunds. Er meinte, ich würde für die Handschriften keinen Preis erzielen, da Raimund vergessen sei. Er wäre aber bereit, mir Handschriften vor der Auction abzukaufen, und bot mir .... doch ich sag's lieber nicht. Ich schrieb der Redaction eines großen Blattes, theilte mit, welchen werthvollen Fund ich gemacht habe, und bat im Interesse der literarischen Welt um eine Notiz im redactionellen Theile. Die Antwort war eine sehr kühle und lakonische: »Wenden Sie sich an unsere Administration«. Also um Oesterreichs Literarhistoriker darauf aufmerksam zu machen, daß die Originalhandschriften Raimunds gefunden wurden, sollte ich Reclame bezahlen, wie für neu entdecktes Wanzenpulver! Ich schämte mich für die ganze Journalistik. —«

* * *

Eine Klimax.

»Der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein hat dem erlauchten Paare Schloss Feldsberg für die Flitterwochen eingeräumt und persönlich die Anordnungen getroffen, um dem Prinzen und der Prinzessin den Aufenthalt auf das Angenehmste zu gestalten. Das Paar wird festlich empfangen werden und das Schloss wird in den kaiserlichen und fürstlich Liechtenstein'schen Farben (blau-roth) beflaggt sein. Das Forstpersonal und die Bediensteten werden in Gala Spalier bilden und werden hiebei die prunkvollen historischen Livréen angelegt, die auf der internationalen Bekleidungsausstellung in Petersburg so großes Interesse erweckten.

Aus den fürstlich Liechtenstein'schen Gärten werden die kostbarsten Blumen und Pflanzen zur Decoration der Intérieurs verwendet. Welche Sorgfalt und Liebe der regierende Fürst dem erlauchten Paare widmet, zeigt unter vielen anderen Beweisen der Umstand, daß er jene Zeitungen bestimmt hat, die dem fürstlichen Paare während des Séjours in Feldsberg zukommen sollen.«

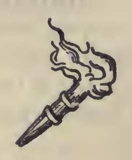
(,Fremdenblatt 16. April).

* * *

Liebe Fackel!

In der ,Ostdeutschen Rundschau' vom 17. April (Ostermond) war eine mühevolle und werthvolle statistische Zusammenstellung von »Judennamen« enthalten. Wie aber alles Menschenwerk unvollkommen ist, so war's auch diese Statistik. Das Register »Wilde Juden«, in welchem Bär, Löw, Hirsch und Fuchs verzeichnet sind, hat ein Loch: es fehlt der — Wolf!

Ein Pedant.



»Maximilian Harden hat in der Osternummer der ,Neuen Freien Presse' einen Aufsatz veröffentlicht. Was sagen Sie dazu?« »Haben Sie Harden's Aufsatz in der Osternummer — —? Nun, was sagen Sie jetzt?« »Sehen Sie's, da haben Sie's! Jetzt hat sogar Maximilian — —« »Wenn Sie den Muth der Aufrichtigkeit haben, dann glossieren Sie, bitte — —« »Was werden Sie zu — —« »Haben Sie die Oster — —« »Nun, was — —« »Ha!« . . . So tönt's mündlich und schriftlich in den unarticulierten Lauten des Entsetzens und mit dem Wohlklang der Schadenfreude seit jener verhängnisvollen Osternummer an mein Ohr. Es gibt kein Entrinnen. Und dennoch ist nie eine Ueberraschung grundloser! sind Schmerz und Freude nie deplacierter gewesen. Keine andere

Empfindung, als das Vergnügen, in der ‚Neuen Freien Presse‘ einmal Deutsch zu lesen, war hier natürlich, keine andere habe ich selbst, auf den so viele mitleidsvoll bei diesem Anlass blickten, gefühlt. Ich erkläre feierlich, daß durch die Mitarbeit Harden's an der ‚Neuen Freien Presse‘ — es war übrigens kein Debut — weder meine Verachtung des Blattes noch meine Werthschätzung Harden's, noch die Sicherheit meiner pressfeindlichen Anschauung gelitten hat. Ich will einmal versuchen, Leuten, deren Auffassungskraft durch eine vierjährige Kenntnis der ‚Fackel‘ nicht veredelt wurde und die da gewähnt — gehofft oder gefürchtet — haben, es werde mir beim Anblick des Harden'schen Artikels in der ‚Neuen Freien Presse‘ »die Red' verschlagen«, die Sache zu erklären. Vielleicht fühlen sie sich dann veranlasst, eifriger die ‚Zukunft‘ zu lesen, von deren Kampfstellung ihnen so grundfalsche Ansichten beigebracht wurden und deren Tendenzen thörichter Weise mit denen der ‚Fackel‘ identificiert werden, weil beiden Herausgebern eben noch das Maß persönlicher Unabhängigkeit gemeinsam ist.

Seitdem Harden an den Gründer der ‚Fackel‘ einen liebenswürdigen Brief gerichtet hat — der in Nr. 2 (Mitte April 1899) abgedruckt war —, glauben alle schablonenhaft Denkenden an eine Identität der Gesinnung. Und doch ist die Uebung edler Gartenkunst mit der nützlichen Arbeit der Straßenreinigung nicht zu vergleichen. Und doch waren gerade in jenem Brief und in der ihm folgenden Antwort mit einer, wie man glauben sollte, auch in vier Jahren nicht zu vergessenden Deutlichkeit zwei Gegensätze publicistischer Absicht bezeichnet. Daß heute kaum mehr als persönliches Wohlwollen und Anerkennung des Talents — eben genug — den Absender jenes Briefes mit der Sache der ‚Fackel‘ verbinden können, müssen alle jene sich sagen, die wissen, daß der Empfänger, bewusst, seiner Grenzen eingedenk und in bescheidener Erfüllung einer localen Pflicht, über den Presskampf nicht hinausgelangt ist. Wie Harden über die journalistischen Bedränger der Kunst und des Lebens denkt, weiß man, auch wenn er sich einmal österreichischer Druckerschwärze bedient, um zu österreichischen Lesern zu sprechen. Aber seine Weltanschauung und die Verhältnisse seines besonderen Milieus haben es ihm längst gestattet, von den Bedrängern der Kunst und des Lebens

zu Kunst und Leben selbst überzugehen. Ich halte noch nicht bei der Betrachtung der Dinge an sich, noch scheinen mir, in einem ausschließlich von der Journaille regierten Lande, die Schädlinge des Angriffs werther als die Geschädigten, die Parasiten der Uebel wichtiger als die Uebel selbst, noch sehe ich in dem Presskampf den größten Gegenstand österreichischen Mühens. In Wien, wo alles »persönlich« genommen wird und wo man den kühnen Neuerer mit Entsetzen anstarrt, der Leute, mit denen er einmal an einem Kaffeehaustisch gesehen wurde, anzugreifen wagt und andere, die ihm stets nur Knüppel zwischen die Beine geworfen lobpreist, in Wien, wo einer meine Aufmerksamkeit von der Butter, die er auf dem Haupte trägt, durch freundliches Kopfnicken ablenken zu können hofft und wo die Clique junge Talente boykottiert, die das Unglück haben, zufällig neben mir auf einem Parquetsitz des Burgtheaters zu sitzen, in dieser Stadt der »Verbindungen« und der »Beziehungen« mußte das Erscheinen eines Harden'schen Aufsatzes in der ,Neuen Freien Presse' in Beziehung — zur ,Fackel' gebracht werden. Er hat mich doch einmal »lieber Kamerad Kraus« genannt! . . . Aber wahrlich, wir hätten uns beide seit damals gewaltig ändern müssen, wenn heute seine Mitarbeit an der ,Neuen Freien Presse' auch nur die geringste schmerzliche Tendenz gegen die ,Fackel' hätte. Er hat mich durch liebenswürdigen Zuruf gefördert? Ich dankte vom Herzen und antwortete, was heute jedermann nachlesen kann, auf den Vorhalt, daß die Wiener Presse »in ihren Leistungen unendlich hoch über der Berliner« stehe:

»Wohl wirkt Ihre Journalistik fern dem literarischen Gehege. Das ist ihr Fehler und ihr Vorzug zugleich. Sie haben eine selbstständige Literatur, die durch Bücher zum Publicum spricht und zuweilen, wenn auch eine gekünstelte, so doch Bewegung macht. Die unsere ist auf die Zeitungen angewiesen, bei uns hat der Reporter den Schriftsteller verschlungen, und darum zeigt unser Zeitungswesen die höhere Entwicklung. Sie vollzog sich auf Kosten aller besseren Kunstmöglichkeiten. Was Sie unserer Journalistik nicht mit Unrecht nachrühmen, scheint mir das ganze Um und Auf unseres Literaturjammers zu sein. Das freie Schriftthum hat seine besten Säfte an das Feuilleton, hier und dort gar an den Leitartikel abgegeben. Unser Zeitungswesen, dessen frevlem Glanz

ich die Nachrichtensteppe der Berliner Blätter noch immer vorziehe, ist gnädig genug, nachdem es die Novellisten unterjocht hat, dem Theater alljährlich seine Dramatiker zu schenken« ... »Sie stellen den hohen Leistungen der Wiener Presse das niedrige Niveau der Berliner Journalistik gegenüber, deren Unfähigkeit es sei, was von Weitem so charaktervoll und gesinnungstüchtig wirke. Aber Berlin liegt uns nicht weiter als Ihnen Wien, und sollte nicht am Ende aus der gleichen Entfernung die Charakterlosigkeit wie Talent wirken?« ... »Daß Wiens Journalistik im stilistischen Können der Ihrigen überlegen ist, ich leugne es keinen Moment und habe es oben selbst zu begründen versucht. Wenn auch Ihr Fernglas mir hier ein wenig zu vergrößern scheint, so will ich, was Sie einigen Wienern nachgerühmt, gern unterschreiben. Daß ich der rein formalen Begabung meinen Respect nicht versage, daß ich die nur allzu indolenten besseren Geister von den journalistischen Coulissiers und deren ruchlosem Treiben zu sondern weiß, habe ich ja schon im ersten Hefte angedeutet.« ... »Und nun Dank für alle Ermunterung und Warnung und für den Wunsch, ich möge meinen unerfahrenen Blick für die ökonomischen Zusammenhänge schärfen. Aber Sie müßten mir eigentlich auch die ‚wichtigere Aufgabe‘ nennen, die es ‚in Oesterreich zu leisten‘ gibt, im Lande, das vom kleinlichsten Gezänk widerhallt, während die wirtschaftlich Besorgten mit verschränkten Armen abseits stehen müssen. Ja, ich beneide Sie, der den Pressklüngel nur so nebenher abzuthun brauchte, um Ihre größeren Angriffsobjecte. Es ist das über unserem Milieu schwebende Verhängnis: wer einen Julius Bauer erlegte, der hat — ich muß selbst über die Wirkung lachen — eine That vollbracht« ...

Wer in aller Welt konnte glauben, daß der Berliner innerhalb vier Jahren zu einem andern Standpunkt gegenüber der Presse gelangen werde, da der um mehr als zehn Jahre jüngere Wiener den seinen nicht verlassen hat? Aber die freundlichen Leute, die mir den Harden'schen Bismarck-Essay unter die Nase reiben, haben das in Wirklichkeit keinen Moment geglaubt. Für sie genügte es, sich zu erinnern, daß der Herausgeber der ‚Zukunft‘ einmal einen im Ton verbindlichen Brief an die ‚Fackel‘ geschrieben hat. Folglich ist's sträfliche Inconsequenz oder absichtliche Blamierung meiner Wenigkeit, wenn er jetzt einen Artikel der von mir geschmähten

alten Vettel sendet, die sich zu Ostern gern mit fremden Federn schmückt. Ein Wiener Gedankengang! Und so konnte es geschehen, daß Freund und Feind die Köpfe schüttelten, dieweil ich selbst mich harmlos an dem seltenen Anblick tadellos deutscher Sätze in der ‚Neuen Freien Presse' erfreute. Gewiss, vom Standpunkt der ‚Fackel', die die »Sprachrohrtheorie« verhöhnt hat, mußte ich ja — mit dem Verstand, nicht mit den Nerven — dagegen sein. Aber das Uebermaß von Ungerechtigkeit, daß ich noch in einer Epoche, die schaudernd das Entstehen der ‚Zeit' erlebt hat, Männern, die sich dem österreichischen Publicum vernehmlich machen wollen, es verwehren sollte, für die ‚Neue Freie Presse' zu schreiben, können mir selbst meine Todfeinde nicht zumuthen. Nichts ist überdies — seit vier Jahren weiß ich es — Harden's Pressbetrachtung fernerliegend als der Glaube, daß man sich durch gelegentliche Mitarbeit mit den geheimsten Tendenzen eines Blattes identificiere, fernerliegend als meine Idee, daß man die corrupte Presse allen verführerischen Glanzes einer literarischen Form entkleiden müsse., Harden, der an das Zeitungswesen den Maßstab einer relativen Ethik anlegt, will die Presse verbessern. Ich will sie verschlechtern, will es ihr erschweren, ihre schändlichen Absichten hinter geistigen Prätentionen wirken zu lassen, und halte die stilistisch bessere Presse für die gefährlichere. Ich bin nicht dafür, daß Räuberhöhlen von Portois & Fix decoriert werden, weil sonst Publicum und Polizei viel später, als ersprießlich, dahinter kommen, daß es Räuberhöhlen sind. Die Ziele des Economisten müssen unverschleiert, ohne ideale Betheuerungen im Leitartikel, ohne stilistische Unterstützung der ersten Schriftsteller Europas zutage treten, und eine vorläufige Amerikanisierung der Presse, eine Annoncierung der Käuflichkeit, die jeden Zweifel ausschließt und das Offenbarungsmysterium der Druckerschwärze verscheucht, ist uns Culturbedürfnis. Ich klebe an der Zeitung, weil sie sich zwischen Welt und Betrachtung geschoben hat und weil es gilt, die Menschen wieder zu den Dingen zu führen, ich habe soviel Sorgfalt an die ‚Neue Freie Presse' verschwendet, weil sie die literarischeste der deutschen Zeitungen ist, und wenn ich eine Osterausgabe dieses Blattes mit ihren hundertzwanzig blendenden Seiten, mit denen sie einen Fischzug des Börsenwöchners zu verdecken sucht, für eine österreichische

Katastrophe halte, so habe ich der enormen journalistischen Leistung, die in ihr stak, mein tiefstes Compliment gemacht.

Aber ich gebe zu, daß ich mit meinen äußersten Forderungen nur bis zu dem Moment Eindruck machen konnte, da der großen Canaille in der Fichtegasse das Contrastbild jener dürftigen Unschuld erwuchs, die der Unverstand mit der Langeweile gezeugt hat. Seit die ‚Zeit' besteht, sind alle Schändlichkeiten der ‚Neuen Freien Presse' auf Jahrzehnte hinaus legitimiert, und tadellose Männer des Schriftthums und der Wissenschaft, die zur österreichischen Oeffentlichkeit sprechen wollen, benützen mit weniger Scheu als früher das verpestete Sprachrohr. Die ‚Neue Freie Presse' ist heute — dank den Herren Singer und Kanner — das »erste Blatt« schlechthin, das sie nach der gründlichen Versauung einer großen Idee wohl noch durch ein Menschenalter bleiben wird. Wäre es vor dem 15. September 1902 denkbar gewesen, daß der Erzconservative Lammasch ein in durchaus liebenswürdigem Ton gehaltenes Schreiben an das Blatt der Terminjobber richtet? Die ‚Zeit' hat sich durch ihr Erscheinen geschadet. Sie würde der Idee, der sie dienen wollte, gewaltig nützen, wenn sie sich entschließen könnte, so bald wie möglich zu verrecken. Sie wird es, wenn sie nur einen Funken des Dankgefühls für die Anregungen der ‚Fackel' übrig hat, thun müssen. In wie heilloser Weise sie dem Ansehen der ‚Neuen Freien Presse' genützt hat, beweist gewiss nicht gerade die Mitarbeit des Antiliberalen Harden, die ihm sein Standpunkt — in Wien erleben die Leute immer »Neuigkeiten« — schon vor einigen Jahren erlaubt hat. Viel klarer erhellt die neugeschaffene Situation allgemeinen Enttäuschtseins aus einem Wort, das Maximilian Harden in Prag gesprochen, da einer seiner Zuhörer an ihn die Frage richtete, was er von der Thätigkeit des Herausgebers der ‚Fackel' halte. Die Antwort lautete etwa: Ich halte ihn für begabt, durchaus ehrlich etc. Ich bin nicht in allem seiner Ansicht und eines verüble ich ihm ganz besonders: daß er mitgeholfen hat, die ‚Zeit' zu gründen . . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Einer der größten Heroen der Gegenwart ist entschieden der Graf Kielmansegg. Am 20. April hätten ihn die Christlichsocialen beinahe aus dem Landtagssaal hinausgeworfen. Am 22. April wohnt er

dem Empfang der Schweizer Sänger im Rathhaus bei und lässt sich von Herrn Dr. Lueger vor den Fremden frozzeln. Am 25. nimmt er an der Eröffnung der Localbahn Stammersdorf—Auersthal theil, preist die Harmonie, die zwischen ihm und der Landesvertretung besteht, und lässt den Greisler von Bockfließ, den jetzigen Landesausschuss Mayer, der ihn am 20. beschimpfte, hochleben. Ist das nicht ein kerndeutscher Mann? Aus der Landtagssitzung sind die folgenden Dialoge bemerkenswerth: Ein Abgeordneter: »Mit dem Fuß stampfen, das überlegen Sie sich gefälligst, Herr Statthalter! Das dulden wir nicht!« Statthalter: »Ich übe hier ein verfassungsmäßiges Recht aus ... Mit dem Fuß aufschlagen, das habe ich doch nicht gethan. Die Herren kennen mich genügend, Sie wissen, daß ich vollkommen ruhig bin ... Bitte, ist mir jetzt erlaubt zu sprechen?« Ein Abgeordneter: »Ja, aber anständig!« Statthalter: »... Ich bin jetzt sehr ruhig, Sie brauchen mich gewiss nicht zu erinnern! Ich bitte zu verzeihen, wenn auch mir bisweilen das ruhige Temperament ausgeht ... Zunächst möchte ich noch sagen, daß es mir selbstverständlich ganz ferne liegt, wie Herr Dr. Lueger sagt, hier commandieren zu wollen; da war ich immer sehr bescheiden ... Es ist mir auch ferne gelegen, sozusagen die Krone in die Debatte zu ziehen«. Ein Abgeordneter: »Geschickt war das nicht, Excellenz!« ... Wer die Berichte über die Landtagssitzung, über den Empfang der Schweizer und über die Eröffnung der Localbahn lesen kann, ohne sich zu erbrechen, bekommt einen Dreier.

Knigge-Kenner. Herr v. Koerber ward im ‚Daily Chronicle' als hervorragender Staatsmann gefeiert. Sicherlich ist er ein dankbarer Staatsmann, der weiß, was sich gehört. Er las den Artikel, nahm seinen Ueberzieher und machte dem Wiener Correspondenten des ‚Daily Chronicle', Herrn Horovitz, eine Reconnaissancevisite.

K. k. Handelsministerium. Der amtlichen Begutachtung sei die folgende Aeußerung des Regierungsrathes Pilz, Directors der Wiener Telegraphen-Centralstation überantwortet: »Diejenigen, die den Expeditionsdienst besorgen, müssen froh sein, daß ihnen überhaupt ein Plätzchen gegönnt ist und daß man sie nicht ohneweiters an die Luft setzt«. Die Beamtinnen, die den sehr anstrengenden und verantwortungsvollen Expeditionsdienst besorgen, haben doch die gleichen Fähigkeiten und Prüfungen wie jene nachzuweisen, die am Apparat thätig sind. Es ist auch schwerlich gerecht, daß sie von Monatszulagen und Remunerationen ausgeschlossen sind.

Habitué. Es wird ernst. Das Amt des Theatercensors »soll« einem literarisch gebildeten Beamten übertragen werden, befiehlt Herr v. Koerber, der das Erlassen nicht lassen kann. Und acht Tage später erfährt man, Herr Wagner v. Kremsthal scheide aus dem Statthalterei-Präsidium. Seltsam! Der Mann hat doch seit Jahren sämmtliche Stücke von Bernhard Buchbinder gelesen; und jetzt wird ihm amtlich bescheinigt, daß er literarisch ungebildet ist! Maßgebend wird übrigens der Landeschef sein, und der ist in Niederösterreich zum Glück ein

Fachmann. Wissende erzählen, ein tüchtigerer Kenner als Graf Kielmansegg sei nicht aufzutreiben; er kennt die ganze Coupletliteratur auswendig, und auf das andere versteht sich Frau Anastasia. Unentschieden war nur lang, wer literarischer Beirath werden sollte: Herr Kornau, wie Graf Kielmansegg wollte, oder der Hausdichter der Budapester Orpheumgesellschaft, Herr Louis Taufstein, wie die Gräfin vorschlug.

Passant. Ich erhalte die folgende Belästigung: »Wien, 22. April 1903. Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redacteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3. In der am 16. April 1903 erschienenen Nummer 135 des V. Jahrganges der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' veröffentlichen Sie in der Rubrik ‚Antworten des Herausgebers' auf Seite 29 unter dem Schlagworte ‚Passant' eine Notiz über die Entstehungsgeschichte eines von Th. Th. Heine entworfenen Placates der von mir herausgegebenen Tageszeitung ‚Die Zeit', welche Notiz unrichtige thatsächliche Angaben enthält. Ich fordere Sie daher unter Berufung auf § 19 des Gesetzes vom 17. December 1862 No. 6 R. G. B. für 1863 auf, in der zunächst erscheinenden oder zweitfolgenden Nummer der ‚Fackel' nachstehende Berichtigung u. z. sowohl bezüglich des Ortes der Einreihung, als auch bezüglich der Schrift ganz in derselben Weise zu veröffentlichen, in welcher der zu berichtigende Artikel zum Abdrucke gebracht war. Sie schreiben: ‚Wie der ‚Pravo Lidu' verrieth, ließ Heine, da sich ihm die ‚Zeit' als ‚anticlericales, socialpolitisches und freiheitliches Blatt' empfahl, den Adler ursprünglich über den Gestalten eines Pfaffen, eines jüdisch aussehenden Capitalisten und eines Königs dahinschweben. Der Entwurf wurde dem Künstler zurückgeschickt und wanderte noch mehreremale zwischen Th. Th. Heine und Dori Singer hin und her. Aus Rücksicht auf die Presspolizei sollte der Künstler den Pfaffen in einen Proleten und den König in einen Ritter verwandeln'. — Es ist jedoch unwahr, daß der von Th. Th. Heine eingeschickte Entwurf des Placates mehreremale zwischen Th. Th. Heine und Herrn Professor Dr. Singer hin und her wanderte, und es ist ebenso unwahr, daß aus Rücksicht auf die Presspolizei der Künstler den Pfaffen in einen Proleten und den König in einen Ritter verwandeln sollte. Wahr ist vielmehr folgender Vorgang: Die ‚Zeit' lehnte den ersten von Th. Th. Heine eingesendeten Entwurf mit einem vom 4. October 1902 datierten Schreiben ab, in welchem die ‚Zeit' lediglich auseinandersetzte: ‚Wir können es absolut nicht wagen, dieses Placat in Oesterreich zu affichieren; denn wir sind gewiss, daß es confisciert würde'. Hierauf e r s t a t t e t e Th. Th. H e i n e e i n e n A b ä n d e r u n g s v o r s c h l a g in einer Zuschrift aus München vom 16. October 1902. Dieser Vorschlag lautet: ‚Einen Ritter, einen Bourgeois, einen Proletarier. Ueber allen schwebt, von Keinem gelenkt, die ‚Zeit' als Adler'. Dieser von Th. Th. Heine erstattete Vorschlag wurde von der ‚Zeit' angenommen, und die am 27. November 1902 eingesendete Ausführung des Placates ohne jede Aenderung vervielfältigt. Es ist demnach unrichtig, daß der Abänderungsvorschlag des Placates von der ‚Zeit' herrührt, richtig ist vielmehr, daß der Abänderungsvorschlag von

Th. Th. Heine selbst erstattet und von der ‚Zeit' ohne weitere Verhandlungen acceptiert wurde. Dr. Heinrich Kanner, Herausgeber der ‚Zeit'.« — Somit ist alles, was der ‚Pravo Lidu' geschrieben, aufrechtzuerhalten. Die ‚Zeit' hat den Künstler an der Ausführung seines ersten Entwurfes gehindert. Daß er ihn aus Rücksicht auf die Presspolizei nicht ausführen durfte, wird geleugnet und zugegeben. Hat Th. Th. Heine auch freiwillig den jüdischen Capitalisten in einen arischen Vorstadtspießer verwandelt? Sicherlich, wenn er inzwischen die Entstehungsgeschichte der ‚Zeit' kennen gelernt hatte. Und bald wird er den »von Keinem gelenkten« Adler in einen Pleitegeier verwandeln müssen!

Gebildeter. Weltblätter oder Bildungsblätter pflegen sie sich zu nennen. In Wahrheit sind sie Halbwelts- und Halbbildungsblätter. Weil ein geistreicher Jurist einmal gesagt hat, der Gebildete sei ein Mensch, der viel vergessen hat, glauben die Leute in der Fichtegasse, wer viel vergessen hat, sei gebildet. Es ist ein widerlicher Anblick, dieses unaufhörliche Erbrechen unverdauter Bildungsbrocken. Am 23. April erzählt der Leitartikler, die deutschen Centrumsleute würden den Vortheil, die regierende Partei zu sein, »mit dem Refrain des alten Wanderliedes sich zu erhalten suchen: ‚Die Supp' hätt' können brauner sein und mürber das Fleisch und firner der Wein'«. Citate in der ‚Neuen Freien Presse' sind immer falsch. Richtig heißt es: »Die Supp' hätt' können gewürzter sein, der Braten brauner, firner der Wein«. Aber natürlich ist das kein Refrain und stammt aus keinem Wanderlied. In der Fichtegasse will man von Goethe's Gedicht »Der Recensent« offenbar nichts wissen; die Schlussworte sind den Herren unbequem. Da nämlich der Gast, der sich weidlich vollgestopft hat, nachher Suppe, Braten und Wein bekrittelt, wettert der Dichter los: »Der Tausendsakerment! Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Recensent!« ... Der Feuilletonist lässt sich auch nicht spotten. Er plaudert über »Falschkünstler und Kunstfälschung« und meint, die Begeisterung für Antiquitäten und die Einfalt der ewig dupierten Antiquitätensammler fordere die Satire heraus: »Die Antike spottete im ‚Gastmahl des Timarchos' über sie«. Gemeint ist das »Gastmahl des Trimalchio«; aber verspottet wird dort nicht das Sammlerthum, sondern das Protzenthum des reichen Trimalchio; er prahlt mit seinen korinthischen Gefäßen, die nicht aus der Stadt Korinth, sondern vom Händler Korinthus stammen: »..ait Trimalchio: solus sum, qui vera Corinthea habeam ... Et forsitan quaeris, quare solus Corinthea vera possideam: quia scilicet aerarius, a quo emo, Corinthus vocatur« ... Da zieht man denn doch die ‚Zeit' vor; deren Leute haben nichts vergessen, bloß nichts gelernt.

‚Zeit'-Genosse. Was ist mit dem »kleinen Kohn« geschehen? Er war lange bei der ‚Zeit' angestellt gewesen; da hielt er den Abonnenten die Mahnung: »Monatsschluss steht bevor!« entgegen. Dann aber kam die ‚Fackel', und der kleine Kohn war entdeckt; die Verkleidung als »boy« hatte nichts geholfen, und die Leser der ‚Zeit' geriethen beim Anblick des Knaben mit den riesigen Ohren, der Krummnase und den feuchten Glotzaugen auf die Idee, »boy« sei kein englisches Wort,

sondern ein Naturlaut aus östlicheren Gegenden, etwa das Gegentheil von »Goi«. Herr Singer war wüthend; er sah sich den Burschen, dessen Aeußeres in der Redaction der ‚Zeit' vorher gar nicht aufgefallen war, an und erkannte, daß ihm der Zeichner wirklich, wie die ‚Fackel' behauptet hatte, einen Possen gespielt habe. Das Cliché mußte corrigiert werden. Nun mag, wer etwa die Nummern der ‚Zeit' vom 14. und 15. April besitzt, nachsehen, wie das Kerlchen zurechtgestutzt wurde: die Ohren kurzgeschnitten, der Höcker auf der Nase wegrasiert, die wulstigen Lippen verschmälert, das schwere Augenlid hinaufgeschoben —: der kleine Kohn schaut wie ein czechischer Lehrbub aus. Er macht ein blitzdummes Gesicht. Aber man lasse sich nicht täuschen; er ist ein geriebener Bursch, der sich bloß dumm stellt, um die Leute desto sicherer anzuschmieren: er will einem die ‚Zeit' anhängen.

Grammatiker. Schopenhauer würde die Kritik, welche die ‚Fackel' zeitweise auch an der sprachlichen Gemeinheit der Zeitungen übt, gewiss nicht kleinlich finden. Eher aussichtslos. Sprechen und Denken sind eins, und die Schmöcke sprechen so corrupt, wie sie denken; und schreiben — so, haben sie gelernt, soll's sein —, wie sie sprechen. Fehlt nur noch die phonetische Orthographie . . . Die öffentliche Unzucht, die mit der deutschen Sprache getrieben wird, sollte gestraft werden. Sie treiben es alle gleich arg; die pathetische Rede der ‚Neuen Freien Presse' ist nicht besser als die nüchterne Mauschelweis der ‚Zeit': dort vergisst man »an« die deutsche Grammatik, hier »auf« die deutsche Grammatik, das ist der Unterschied, und einer schreibt schlechter »wie« der andere. Wann sie endlich die Bedeutung der Conjunction »bis« begreifen werden? Im Zeitungsdeutsch könnte man antworten: »Bis« wir ein Strafgesetz bekommen, welches die Prügelstrafe für den Missbrauch von Conjunctionen einführt. Kürzlich schrieb die ‚Neue Freie Presse': »Den wahren Schaden wird man aber erst bemessen können, bis der Schnee geschmolzen sein wird«; zwei Tage zuvor hieß es: »Eine Reihe von Firmen hat erklärt, von der neuen Einrichtung Gebrauch machen zu wollen, bis ihre jetzigen, zum Aufdrucke ungeeigneten Umschläge und ihre Markenvorräthe aufgebraucht sein werden«. Die Firmen mögen das — es sind vielleicht Quai-Firmen — wirklich erklärt haben; aber sie wollten zweifellos sagen, daß sie, so lang bis ihre vorräthigen — nämlich die »jetzigen« — Umschläge und Marken verwendet (»aufgebraucht«) sein würden, von der neuen Einrichtung nicht Gebrauch machen könnten . . . Die Unterrichtsverwaltungen sanieren die Orthographie, und die grammatikalische Pest greift immer weiter um sich.

Detectiv. Der »Diebs-Anzeiger« des ‚Neuen Wiener Journal' hat durchaus nicht sein Erscheinen eingestellt. An eine regelmäßige Fortsetzung hatte ich nicht gedacht. Material ist natürlich in Ueberfülle vorhanden; aber die Schwierigkeit der Recherchierung macht die Arbeit, die doch nicht lückenhafte Resultate zeitigen darf, zu einer recht undankbaren. Der Wahrheit gemäß muß bekannt werden, daß nicht immer, wo es sich um einen »Originalbericht« des ‚Neuen Wiener Journal' handelt, unbedingt ein Diebstahl vorliegen muß. Manche Einsender

glauben auf einer Spur zu sein, wenn sie mir nachweisen, daß ein heute bei Lippowitz erschienener Aufsatz gestern im Berliner ‚Vorwärts' zu lesen war. Wäre er vorgestern dort erschienen, so läge der Thatbestand auf der Hand. So aber dürfte es sich in solchen Fällen bloß darum handeln, daß das ‚Neue Wiener Journal' gegen mäßiges Entgelt von einer Feuilletoncorrespondenz Beiträge bezieht, die freilich Berliner Blätter nicht die Frechheit haben, als »Originalarbeiten« auszugeben. Also — die Schere hat immerhin gearbeitet. Aber der Diebs-Anzeiger darf nur in den allercrassesten Fällen in Function treten. Daß unser Dieb nicht immer geistesgegenwärtig ist, hat er neulich wieder bewiesen. Die Wendungen »Eduard VII., der Onkel unseres Kaisers« und »Unser Bismarck« haben ihn zwar schneller verrathen. Aber dem aufmerksamen Leser der Plauderei »Aus lustiger Comödiantenzeit« (15. April) blieb es nicht verborgen, wie die Aufschrift »Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journal'« Lügen gestraft ward. Der Artikel scheint einem älteren Blatte entnommen zu sein und mußte durch fünf einleitende Zeilen adjustiert werden, in denen berichtet wird, daß »das ‚Loch', einstmals in der Jesuitenkaserne, nachmals ‚beim Wasen', der Sammelpunkt aller engagementsuchenden Schauspieler und mitgliederbedürftigen Directoren, verschwunden« ist. Ein paar Absätze tiefer ist von dem alten Decorationsmaler Kaliauer die Rede, »dessen gelungene Genrebilder, wenn ich nicht irre, heute noch das Extrazimmer ‚Beim Wasen' schmücken« ... Angesichts solcher Selbstanzeigen ist ohnehin eine weitere Bemühung des Diebs-Anzeigers überflüssig.

Leser. Schöffel hat seine Erklärung an alle Tagesblätter versendet. Einige haben sie aus Feigheit, andere aus Hass gegen die ‚Fackel' nicht gebracht, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' half sich mit der Unterschlagung des Passus, der sich auf Schöffel's Publicationen in der ‚Fackel' bezog.

Berichtigung.

In Nr. 135, S. 22, 16. Zeile von oben, ist statt »auf die Leser« zu lesen: *auf die Leier.*

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Die vorliegende Nummer, deren Erscheinen sich infolge einer Reise und eines Reiseunfalles des Herausgebers verzögert hat, ist anstatt von »Mitte April« vom »Ende April« datiert.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 135, Anfang April): Bartmann und Kleeborn. — Inseratenschwindel (»Glänzender Verdienst«; die Inserate der »Victoria«; verbotene Heilmittel; Heiratsschwindel; das kunstkritische Inserat). — Versenkte Millionen. Von Professor Victor Loos. – Eine merkwürdige Geschichte. — Ein socialpolitisches Organ. — Literaturförderung. — Themis spielt Blindekuh. — Ein umfassendes Geständnis. — Antworten des Herausgebers (Koerber's Ostern; Ein Wiener; Heimatkunst; Aprilscherze; Galizisches; Ein Märchen; Der Original-Doctor; Eine verspätete Neuigkeit; Gebildetes; Pleitegeier und Paprika; Eine Meinungsverschiedenheit; Eine mathematische Entdeckung; Ein Kreuzer für Zion!; Genealogisches; Gottidee und Weltidee). — Berichtigung. — Mittheilungen des Verlages. — Büchereinlauf.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 137 Erschienen am 11. Mai 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K 7.—
« «	18 «	« . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36 «	« . .	M. 7.—
« « « «	18 «	« . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	« 8.20
« « « « «	18 «	«	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 137 WIEN, ANFANG MAI 1903 V. JAHR

Neulich wurde vor dem Carltheater ein Bubenstück aufgeführt. In deutscher Sprache. Drinnen spielte ein czechischer Verein. Ein paar hundert berufsmäßige Heilschreier waren zur Störung der Sonntagsruhe und zur Bedrohung der Theaterbesucher aufgeboten worden. Die Polizei mußte zuschauen, da die beiden Rädelsführer dank ihrer Zugehörigkeit zur diätenfressenden Körperschaft auf ihr »noli me tangere« pochen konnten. Daß die Bravourdeutschen die heiligsten Güter ihrer Nation durch eine einmalige czechische Vereinsvorstellung schwerer gefährdet wähnen als durch das hundertmalige Auftreten Wolf Bär Pfefferkorn's, macht ihrem Geschmack alle Ehre. Aber hoffen diese Leute nach der nationalen Katastrophe von Brüx, nach der jämmerlichen Entwerthung deutscher Ideale, nach der Verhöhnung aller Tugenden, die den Inbegriff des Deutschthums bilden, durch einen Theaterradau noch einen deutschen Hund hinterm Ofen hervorzulocken? Nun, so bestürmen sie wenigstens nachträglich die ‚Ostdeutsche Rundschau', sie möge »Spielplan und Theaterzettel des Carltheaters künftig von der Veröffentlichung ausschließen«. Aber wieder einmal enttäuscht die ‚Ostdeutsche Rundschau' ihre Anhänger, wieder einmal verräth sie das Deutschthum an den Inseratenagenten, Der Artikel, mit dem sie jenes Ansinnen erwiderte — 3. Mai (Wonnemond) —, war wohl noch grotesker als der Versuch, das Deutschthum durch eine Allarmierung der Leopold-

stadt zu retten. Falle ihr gar nicht ein, auf den Theaterzettel des Carltheaters zu verzichten. »Wir wären die ersten, die dieses Verlangen erfüllten, wenn wir darin nur irgend einen praktischen Erfolg erblicken könnten«. Gewiss, »dem uncultiviertesten Negerstamme gegenüber ist Wiener Gastfreundschaft mehr am Platze als den Tschechen gegenüber«. Aber — die Auflassung des Theaterzettels wäre nicht die richtige Remedur gegen das Vorgehen der Direction. Das Publicum verlange den Theaterzettel und greife zu »Judenblättern«, wenn man ihn ihm vorenthalte... Welch schwerer Conflict zwischen nationalen und redactionellen Pflichten! Und doch gibt es eine Lösung. Die ‚Ostdeutsche Rundschau' erkläre einfach, daß sie den Theaterzettel zwar beibehalten, aber die Direction des Carltheaters strafen wolle, indem sie dieser verbieten werde, der ‚Ostdeutschen Rundschau' für die Publication Freikarten zu geben.

* * *

Die schönen Tage der »Hofaffaire« sind nun zu Ende. Die arme Louise hat unter der Assistenz einer hilfreichen Tages-, nein Wochenjournalistik das Kind, auf das der polternde Alte in Dresden schon lauerte, pünktlich geliefert, und die Scheußlichkeit einer Erwartung, die die Mutterschaft zur bestellten Arbeit erniedrigte und deutschem Familiengefühl hundertmal ärgere Schmach anthat als die vielberufene »Eheirrung«, wird von anderen Sensationen abgelöst. Leopold Wölfling ist glücklich abgefunden, und wir freuen uns, die Familienconflicte im Hause Toscana auf eine Auseinandersetzung zwischen den Herren Dr. Bachrach und Dr. Emil Frischauer reduciert zu sehen. Daß die Toscanas »schlicht bürgerlichen Verkehr« lieben, ist die tröstliche Erfahrung, die aus diesen Händeln resultiert, und sie ward uns von der ‚Neuen Freien Presse', die

auch den Bruder Wölflings verhetzen möchte, erst neulich aufgetischt. Zu spät hat man im Falle Leopold Ferdinand's erfahren, in welche socialen Regionen seine demokratischen Neigungen langten. Sein Geschlechtsleben wurde von Pressbengeln frech beschnüffelt. Aber daß der ehemalige Erzherzog lieb Kind im Hause eines türkisch-jüdischen Großhändlers war, schien ihnen unantastbare Privatsache. Und doch ward seine Entwicklung hier merklicher als durch Liebeleien beeinflußt. In diesem Kreise, in der Vertauschung der spanischen mit der spaniolischen Etiquette fand sein Freiheitsdrang Nahrung, und der revolutionäre Schritt, den er schließlich that, ist gewiss nicht zuletzt aus der Einwirkung Russo'scher Ideen zu erklären.

* * *

Es will den Leuten nicht eingehen, daß Theodor Kohn Erzbischof und Isidor Singer Socialpolitiker sein kann. Und in der Erkenntnis, wie wenig Kohn und Singer heute an ihrem Platze sind, möchte man zu einem Tausch rathen: Man versuche doch einmal, wie Theodor Kohn zum Socialpolitiker und wie Isidor Singer zum Erzbischof taugt. Der Erzbischof hat durch Ausbeutung seiner Angestellten längst die Befähigung für die Stellung eines Herausgebers der ‚Zeit' bewiesen, und er hat Herrn Singer noch eins abgeguckt: auch er war jüngst für einen Reporter der ‚Zeit' nicht zu sprechen. Der Reporter hatte den Erzbischof interviewen wollen; aber Kohn missgönnte ihm das Zeilenhonorar und beschaffte kostenlos einen Artikel für die ‚Zeit'. So hätte auch Herr Isidor Singer gehandelt, und Herr Kanner hat auch richtig den Artikel — wie wenn er von Herrn Singer stammte — nicht erscheinen lassen. Statt dessen erschien in der ‚Zeit' vom 30. April ein theologischer Artikel über das Telegrammgeheimnis; der Verfasser suchte

nach Theologenart darzuthun, daß in dem Dienstreglement für die österreichischen Telegraphenanstalten die Worte symbolisch gemeint sind und etwas ganz anderes bedeuten, als sie besagen. § 46 des Reglements, so erzählt er, weist »dem Absender und Adressaten das Recht zu, sich beglaubigte Abschriften des Telegramms ausfolgen zu lassen«. Daraus ergebe sich: »Wie diese Personen von ihrem Rechte Gebrauch machen, ist wohl gleichgiltig. Wer sich eine Abschrift anfertigen darf, kann sich diese auch im Wege einer photographischen Reproduction herstellen«. Der fromme Betrug dieses Schlusses ist leicht zu durchschauen: Nach der von der ,Zeit' citierten Bestimmung kann sich der Adressat nicht eine Abschrift anfertigen, sondern sich nur jene ausfolgen lassen, welche das Telegraphenamt über Ersuchen anfertigt; eine Photographie statt der Abschrift würde das Amt gewiss nicht liefern. Aber die ,Zeit' weiß, was sie ihren Gläubigen zumuthen darf. Sie prahlte, sie habe bewiesen, daß im Falle Kohn-Rectus das Telegrammgeheimnis nicht verletzt wurde, und höhnte den Abgeordneten Dr. Stransky für seinen »Lapsus« und für »die Sorglosigkeit, mit welcher manche Volksvertreter ihrer Aufgabe nachkommen«. Doch die Freude sollte nicht lange währen. Bei der Verhandlung über den Dringlichkeitsantrag Stransky's bewies der Regierungsvertreter, daß alles, was die ,Zeit' behauptet hatte, falsch war: »Die Urschrift des Telegramms darf niemandem ausgefolgt werden«. Dem Adressaten steht das Recht zu, eine beglaubigte Abschrift oder die Einsichtnahme in die Original-Aufgabeniederschrift des Telegramms zu verlangen. Natürlich ist jede Manipulation mit dem Original verboten, und der Beamte, der es dem Erzbischof von Olmütz zur Reproduction ausfolgte, hat seine Amtspflicht verletzt. Daß er nur seine Amtspflicht und nicht das Telegrammgeheimnis verletzt hat, ergibt sich aus der

Bestimmung, welche dem Adressaten die Einsichtnahme in das Original, gerade zum Zwecke des Schriftvergleichs, gestattet. Die ‚Zeit‘ hat diese Bestimmung nicht gekannt und aus der andern, die sich auf die Abschrift bezieht, einen falschen Schluss gezogen. Aber sie ist so dumm, daß sie ihre Blamage nicht einmal begreift, und so frech, daß sie eine Blamage zu einem Triumph umfälschen will. Am 5. Mai schreibt sie stolz: »Die Regierung ließ durch den Sectionschef Neubauer eine Darlegung geben, welche mit der unserigen genau übereinstimmt«. Gewiss, ebenso genau wie die Rechenaufgabe eines Schülers, der alle Rechnungen richtig gemacht hat, mit der Arbeit seines Collegen, der alle Reehnungen verpatzt, aber die dem Nebensitzenden abgeguckten richtigen Resultate darunter geschrieben hat. Ein Schulbub wäre freilich nicht so frech, daß er, wenn ihm der Lehrer auf die Fälschung gekommen ist, behaupten würde, seine Arbeit stimme mit jener seines Nebenmanns genau überein.

*

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ ist viel aufrichtiger als die ‚Zeit‘ und gesteht unumwunden eine Blamage ein. Nur muß es eine Blamage der ‚Zeit‘ sein. Am 1. Mai hieß es in der ‚Arbeiter-Zeitung‘: »Herr Stransky hat sich, wie ihm heute die ‚Zeit‘ auseinandersetzt, mit der Behauptung, die Ausfolgung des Telegramms an den Erzbischof sei ein Bruch des Telegraphengeheimnisses, gröblich geirrt. Daß für den Empfänger eines Briefes (oder eines Telegrammes) dessen Inhalt kein Geheimnis ist oder sein kann, ist wirklich klar.« Aber am 2. Mai schrieb die ‚Arbeiter-Zeitung‘: »Sodann führte Sectionschef Neubauer aus, der Beamte, der dem Erzbischof die Urschrift des Telegrammes ausgefolgt habe, habe die ausdrückliche Vorschrift verletzt (die ‚Zeit‘ weiß also gar nichts!) und sei energisch zu bestrafen«.

†

*

Zu dem Artikel »Richtermangel und Richterüberfluss« (Nr. 134 der ‚Fackel‘) schreibt ein Fachmann:

Die ‚Fackel‘ hat — meines Erachtens und Wissens — über den Richtermangel beim Wiener Strafgericht kaum genug, aber vielleicht etwas zu viel über den Richterüberfluss beim Wiener Handelsgericht gesagt. Mindestens eine Behauptung wäre einzuschränken: Von Klagen der Richter des Handelsgerichts über »Arbeitslosigkeit« hat man schwerlich je gehört, und einzelne der Herren hätten zu solchen Klagen auch nicht Grund. Bei der geringen Entwicklung unseres Geschäftslebens kann natürlich die Handelsrechtspflege keinen sonderlichen Umfang haben, und die Arbeitslast des Handelsgerichts ist — dies sei zugegeben — keine übermäßige. Dem mir vorliegenden Geschäftsausweis des Handelsgerichts für das Jahr 1902 entnehme ich einige Daten: Im Laufe des ganzen Jahres — ein Jahr hat 250 Gerichtstage — gab es im Wechselverfahren nicht mehr als 1165 Verhandlungen. Aber das bedeutet nicht etwa, daß 1165 mal wirklich verhandelt wurde; vielmehr wurden von diesen Causen 252 durch Endurtheil auf Grund von Verzicht, Anerkenntnis oder Versäumnis erledigt, 209 durch Vergleich, 455 auf andere Weise und bloß 249 durch ein nach Durchführung des Processes gefälltes Endurtheil. Juristisch schwieriger Wechselprocesse gibt es zudem ganz wenige; die weitaus meisten sind lediglich Verschleppungsprocesse, das heißt, der Geklagte will nicht den Process, sondern nur Zeit gewinnen. Noch deutlicher sprechen die folgenden Zahlen: Im Jahre 1902 wurden insgesammt 2053 Handelsprocesse erledigt, davon 402 durch Endurtheil auf Grund von Versäumnis, Verzicht oder Anerkenntnis, 301 durch vor Gericht abgeschlossene Vergleiche, 992 auf andere Weise (größtentheils außergerichtlich) und nur 358 durch Endurtheil nach Durchführung des Processes; wozu

billigerweise allerdings bemerkt werden muß, daß die gerichtlichen Vergleiche Zeit und Mühe der Richter, namentlich des Vorsitzenden, oft nicht weniger in Anspruch nehmen als die bis zum Ende verhandelten Fälle. Nur die Ausarbeitung des Urtheils entfällt bei ihnen. Hier bin ich aber bei dem Punkt angelangt, wo ich dem Verfasser des Artikels »Richtermangel und Richterüberfluss« widersprechen muß. Er hat die Arbeitsleistung jener Richter des Handelsgerichts, die als Vorsitzende von Senaten fungieren, arg unterschätzt, da er gänzlich von zwei Dingen schwieg: von dem, was der Verhandlung vorausgeht, und von dem, was ihr folgt; vom Studium der Processacten und von der Ausarbeitung des Urtheils. Zugegeben, daß die »großen« Handelsprocesse — die Processe um große Summen — bei uns sehr selten sind; die verwickelten Handelsprocesse sind weit weniger selten, und der Vorsitzende leistet beim Studium ihrer Acten und bei der Abfassung des Urtheils, das auch den Thatbestand klarlegen muß und dadurch bisweilen zu einem ganzen Band anwächst, eine Arbeit, deren Quantität gewürdigt und deren Qualität — dies sei zur Ehre des Wiener Handelsgerichts gesagt — oft rückhaltlos gelobt werden muß. Daß der Senat, vor dem die Eisenbahnprocesse verhandelt werden, recht ausgiebig beschäftigt ist, wurde schon in der Nummer 134 der ‚Fackel‘ hervorgehoben. Aber auch bei den übrigen Senaten geht es nicht oft »idyllisch« zu. Und wenn es wirklich beim Handelsgericht ein halbes Dutzend wenig beschäftigter Votanten gibt —, was macht dieser bescheidene »Ueberfluss« angesichts des trostlosen Richtermangels aus, der beim Strafgericht herrscht? Wozu den Ausbeuter Staat darauf aufmerksam machen, daß es irgendwo ein paar Richter gibt, denen noch nicht im Uebermaß nervenzerstörender, hastender Arbeit Zeit und Lust genommen ward, in das Studium der weiterarbeitenden Wissenschaft und in die Kenntnis des

Lebens einzudringen? Wir fordern, daß die Rechtssprechung der Rechtswissenschaft folge, und könnten ernstlich überarbeiteten Richtern zumuthen, daß sie vom Tagewerk zur Studierlampe eilen? Wir verlangen, daß der Richter das Leben kenne, und sollten ihn Tag für Tag bis zum Abend ins Bureau sperren?

+

Zu den voranstehenden Ausführungen sei bemerkt: Dem Herausgeber der ‚Fackel' war es um nichts weniger als um die Verwirklichung des Vorschlags zu thun, den der Verfasser des Artikels »Richtermangel und Richterüberfluss« gemacht hat. Ob man wirklich, wie in Nr. 134 gesagt war, »ein Dutzend richterlicher Beamter zur Eintheilung beim Strafgericht freibekommen« kann und will, verschlägt ihm nichts. Werthvoll aber erscheint ihm die Tendenz jenes Artikels, an Richtermangel und Richterüberfluss die Cultur eines Staates zu erweisen, in welchem so reichlich — vielleicht überreichlich — für die Rechtssicherheit des Wirtschaftslebens gesorgt ist, während Leben, Freiheit, Ehre, Gesundheit und Glück von Tausenden, die unserem verrotteten Strafverfahren zum Opfer fallen, nichts gelten.

* * *

Jeder Wucherer ertheilt einem Mann mit regelmäßigen festen Einkünften unter der Bürgschaft zweier Personen, die gleichfalls gesicherte Einkommen beziehen, ein Darlehen zum Zinsfuß von 5 Procent. Nur fordert er außerdem noch eine Provision. So billig thut es der »Erste allgemeine Beamtenverein« nicht; sein Zinsfuß steigt bis zu 6 und 7 Procent, und die Provision, Lebensversicherung genannt, muß ihm lebenslänglich gezahlt werden. Daß die dreifache Sicherheit, welche durch die Haftung des Darlehenswerbers und zweier Bürgen geboten ist, nicht genüge und daß der Verein zu seinem Schutze eine Lebensversicherung für den vollen Betrag des Darlehens brauche, weil während der Rück-

zahlungszeit alle drei Haftenden sterben oder Stellung und Einkommen verlieren könnten, — diese ungeheuerliche Dummheit kann keiner, der von Wahrscheinlichkeitsrechnung auch nur eine Ahnung hat, je ernstlich behauptet oder je geglaubt haben. Aber der »Erste allgemeine Beamtenverein« verkündet in seiner Zeitschrift, in Flugblättern und Inseraten immer wieder: »Die Lebensversicherung ist ein zweites selbständiges, ein für den Versicherten vortheilhaftes Geschäft, welches jeder Beamte je eher und nicht erst im Augenblick des Darlehensbedarfes abschließen sollte, und zwar im eigenen sowie im Interesse seiner Familie«. Dieser Satz — er stand jüngst wieder in der ‚Beamten-Zeitung' (10. April) — muß hier citiert werden zur Erklärung dafür, warum die ‚Fackel', wenn sie die Wuchergeschäfte des Beamtenvereins kritisierte, stets nur vom Personalcredit der Staatsbeamten gesprochen hat. Wenn es nämlich auch unwiderleglich ist, daß die Forderung des Beamtenvereins, der Darlehenswerber müsse eine Lebensversicherung eingehen, in keinem Falle begründet ist, so kann doch wenigstens mit Recht behauptet werden, daß für den Privatbeamten die Lebensversicherung an sich wünschenswerth und nützlich ist. Anders beim Staatsbeamten; für ihn ist die Lebensversicherung überflüssig, ein Luxus, den er sich am allerwenigsten zu einer Zeit gestatten darf, in der es ihm am Nothwendigen fehlt und er gezwungen ist, ein Darlehen aufzunehmen. Mit Recht ist, bei gleicher Leistungsfähigkeit und gleicher Arbeitslast, das Einkommen des Staatsbeamten niedriger als jenes des Privatbeamten, und zwar aus zwei Gründen, einem ideellen und einem materiellen. Der ideelle Grund ist: ein Plus an socialer Bedeutung, wie es mit der Staatsanstellung verliehen wird, wiegt ein Minus an Einkommen auf. Der entscheidende materielle Grund aber lautet: der Gehalt, den der Staatsbeamte bezieht, ist nicht sein wirkliches Einkommen; dieses besteht vielmehr aus dem Gehalt und aus einer Versicherungsprämie, welche für die Altersversorgung des Beamten und seiner Frau und für die Versorgung seiner bereits gezeugten oder noch zu erhoffenden Kinder bis zur Vollendung ihrer Erziehung hinreicht. Nimmt der Staatsbeamte noch außerdem eine Lebensversicherung, so entspricht dies nicht der gebotenen Fürsorge des bonus pater familias; es handelt sich lediglich darum, seine Kinder, die durch den Staat

bereits versorgt sind, noch besser zu versorgen. Nur darf auch hier das Bessere nicht der Feind des Guten sein, und eine erhöhte Sicherung der Zukunft des Beamtenkinds wäre verwerflich, wenn es dafür in der Gegenwart, im zarten Alter, durch Entbehrung büßen müßte, — eine Gefahr, die immer entsteht, wenn ein nothleidender Staatsbeamter sein Einkommen auf Jahre hinaus nicht bloß um die Raten schmälern muß, in welchen er das Darlehen des Beamtenvereins zurückzahlt, sondern auch noch um die Prämien, die er für die ihm aufgedrängte Lebensversicherung zu zahlen hat. Der Beamtenverein will die einfachste, dem Einfältigsten klare Wahrheit vergebens vertuschen: den Unterschied zwischen Privatbeamten und Staatsbeamten bezüglich der Lebensversicherung.

†

* * *

Was sich der Oberste Gerichtshof unter einem »verantwortlichen Redacteur« vorstellt.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

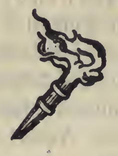
In einem Zeitungsartikel waren Anschuldigungen gegen verschiedene Personen enthalten. Johann S. besprach diesen Artikel in einer öffentlichen Versammlung und äußerte dabei, daß er »die für diese Anschuldigungen verantwortlichen Personen als verleumderische, ehrlose Menschen« erkläre. Deshalb wurde er von Josef P., dem verantwortlichen Redacteur jener Zeitung, wegen Ehrenbeleidigung angeklagt. Der in der ersten Instanz verurtheilte Beschuldigte wurde von dem Berufungsgericht wegen des von diesem angenommenen Mangels der Klagelegitimation des Josef P. freigesprochen. Gegen dieses Berufungsurtheil erhob die Generalprocuratur die Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes, und hierüber erkannte der Cassationshof in seiner unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten geschöpften Plenarentscheidung vom 21. Mai 1901, Zahl 7320 (veröffentlicht in der von der Generalprocuratur herausgegebenen Sammlung der »Entscheidungen des k. k. Obersten Gerichts- als Cassationshofs« unter Nr. 2600), daß durch die freisprechende Entscheidung des Berufungsgerichtes das Gesetz verletzt worden sei. In der Begründung dieser Plenarentscheidung heißt es wörtlich:

»Wenn Johann S. von den für diese Anschuldigung verantwortlichen Personen spricht, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß der gegen dieselben erhobene Vorwurf der Ehrlosigkeit und verleumderischen Handlungsweise zunächst alle im § 7 St.-G. bezeichneten Personen trifft, also insbesondere auch den verantwortlichen Redacteur jener Zeitschrift, die den von Johann S. besprochenen Artikel enthielt. Der Redacteur einer periodischen Druckschrift ist die vom Eigenthümer oder Herausgeber derselben bestellte, der Behörde und dem Publicum nominierte, für Inhalt und Fassung der in sein Blatt aufgenommenen Artikel verantwortliche Persönlichkeit. Er empfängt die ihm zugehenden Beiträge seiner Mitarbeiter, er prüft sie zum Zwecke der Annahme oder Ablehnung, er unterzieht sie eventuell einer Bearbeitung; durch die Aufnahme in sein Blatt legt er sie dem Publicum vor, kurz durch ihn spricht sein Batt, mag auch ein anderer der — gewöhnlich gar nicht genannte — Autor der darin veröffentlichten Aufsätze sein.«

* * *

Herr v. Bächlé, päpstlicher geh. Kämmerer und Vorstandsmitglied des Katholischen Schulvereins, hat in einem alten, feuchten und baufälligen Schulhaus einen Tandelmarkt schlechter Lehrmittel zusammengebracht, und die gesammte Concordiapresse verkündet das Lob dieses »Schulmuseums«. Die ‚Neue Freie Presse' hat nicht bloß ausführlich über die Eröffnungsfeier, bei welcher der unumgängliche Herr v. Hartel eine Rede hielt, berichtet, sondern auch in ihrem pädagogischen »Fachblatt« bereits drei Feuilletons über das Schulmuseum gebracht. Das dritte der Feuilletons erschien — mit einer Verspätung von zehn Tagen — am elften April und war betitelt: »Die Gruppe der israelitischen Religion im österreichischen Schulmuseum«. Da ward es endlich klar, warum sich die ‚Neue Freie Presse' so eifrig für die »clericale Gründung« einsetzt. Der Verdacht, die alte Canaille sei fromm geworden, ist gänzlich unbegründet; sie ist nur der überlegenen Schlauheit der Clericalen ins Garn gegangen. Der pfiffige Herr

v. Bächlé hat nämlich in seinem Museum einen wirklichen hebräischen Setzkasten aufgestellt. Aber es geht die Sage, wenn christlich-socialer Besuch ins Museum kommt, verhülle der streng katholische Mann den hebräischen Setzkasten eigenhändig mit einem Leintuch . . .



»Wenden Sie sich an die Administration!«

Eine merkwürdige Mittheilung macht die Runde durch die deutsche Presse. Die ‚Vossische Zeitung' (Berlin, 24. April) hat ein halbverschollenes Document aus der österr.-ung. Buchhändlercorrespondenz vom Juni 1890 aufgestöbert, und nun kann man überall, in deutschen und österreichischen Blättern, die es nachdrucken, die interessante Geschichte lesen, wie der alte Wiener Buchhändler und Auctionator A. Einsle im Jahre 1879 die Originalhandschriften der Werke Ferdinand Raimund's fand. In den Tagen, da in Oesterreich das »literarische Archiv« ins Leben gerufen wird, weckt die Schilderung, wie die Manuscripte von »Alpenkönig«, »Verschwender« u. s. w. vor dem Archiv des Greislers gerettet und von der Stadtbibliothek um 71 Gulden erstanden wurden, mehr denn sonst wehmüthige Heiterkeit. Mit schmerzlichstem Hohn aber trifft die eine Stelle, die ich in Nr. 136 (S. 13) aus der ‚Vossischen Zeitung' citiert habe und in der Einsle von seinen fruchtlosen Bemühungen, die Greisler der Wiener Presse für die Originalhandschriften Raimunds zu interessieren, Kunde gibt:

»— — — Ich schrieb der Redaction eines großen Blattes, theilte mit, welchen werthvollen Fund ich gemacht habe, und bat im Interesse der literarischen Welt um eine Notiz im redactionellen Theile. Die Antwort war eine sehr kühle und lakonische: ‚Wenden

Sie sich an unsere Administration'. Also um Oesterreichs Literarhistoriker darauf aufmerksam zu machen, daß die Originalhandschriften Raimunds gefunden wurden, sollte ich Reclame bezahlen, wie für neu entdecktes Wanzenpulver! Ich schämte mich für die ganze Journalistik. —«

Ich habe schon in Nr. 136 erwähnt, daß die Publication Einsle's in der ,Buchhändler-Correspondenz' für die ,Fackel' keine Neuigkeit war und bereits einmal an dieser Stelle citiert worden ist. Leider hatte ich nicht mehr die Zeit gefunden, jene Nummer der ,Fackel' herauszusuchen, in der ein Document von der Journaille Schande enthalten war, wie es lapidarer nicht geschaffen wurde, seit der Gründer des ,Extrablatt' die berühmte Frage, ob Michel Angelo inseriere, an seinen Kunstkritiker gerichtet hat. Ich habe das Versäumte nachgeholt und bin dessen froh. In Nr. 46 der ,Fackel' (Anfang Juli 1900) lautet nämlich die interessante Stelle aus der ,Buchhändler-Correspondenz' (Nr. 23, 7. Juni 1890) ein wenig anders als in der collegialen ,Vossischen Zeitung', welche Herrn Einsle an die Redaction »eines großen Blattes« schreiben lässt. Nun, der alte Buchhändler hatte genauer adressiert, und siehe, aus Nr. 46 der ,Fackel' lacht mir die Wendung entgegen: »Ich schrieb der Redaction der ,Neuen Freien Presse'...«. Ganz deutlich steht's da, nicht mehr wegzuwischen. Und ich muß mich reuig der Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge schuldig bekennen. Ich hätte schon das letztemal nachschauen sollen. Die ,Neue Freie Presse' hat viel besser als ich gewusst, welches »große Blatt« gemeint war. Wenn sie sich an das berühmte Antwortschreiben nicht erinnert hat, so hat sie sich's jedenfalls zugetraut. Und schamhaft von der Publication Einsle's, die durch alle Blätter gieng, geschwiegen? Im Gegentheil. Man höre und staune: Am 4. Mai brachte auch sie den Artikel »Die Original-Manuscripte Raimund's«. Wirklich und wahrhaftig. Und da erfahren ihre Leser, mit wie pietätvollem Bedauern die ,Neue Freie Presse' jener

Zeiten gedenkt, da so werthvolle Literaturschätze vor dem Greisler gerettet werden mußten, um der Stadtbibliothek für 71 fl. verkauft zu werden. Ja, fragen die Leser, gab's denn damals noch keine für alles Schöne und Gute begeisterten Tagesblätter, die es als Ehrenpflicht empfunden hätten, Oesterreichs Literarhistoriker auf den werthvollen Fund aufmerksam zu machen? Warum hat man die ‚Neue Freie Presse' nicht verständigt? Man that's, lieber Leser. Aber die ‚Neue Freie Presse' hat sich damals die Ohren zugehalten und die alte Beschwörungsformel, mit der sie jede literarische Versuchung bannt, gemurmelt: »Wenden Sie sich an die Administration!« Das kann sie freilich nicht gut selbst zugeben. Aber anstatt für alle Zeiten von Raimund und Einsle zu schweigen, hat sie die pittoreske Frechheit, den Artikel der ‚Vossischen' wortwörtlich abzudrucken — mit genauer Ausmerzung der interessantesten Stelle.

* * *

Ein Musiker schreibt mir:

Nach der Tragödie des Verkanntseins kommt die Komödie des Erkanntwerdens. Wohl dem Genie, wenn es sie nicht erlebt. Daß ihn die Welt von sich stieß, hat der geniale Künstler überwinden können. Aber wie könnte er es ertragen, daß jene, die sich an ihn herandrängten, sich rühmen: Wir waren ihm nahe! Hugo Wolf ist dahingegangen, und man beginnt, sich seiner zu »erinnern«. Das fixeste Gedächtnis hatte Herr Dr. Michael Haberlandt. Die Kränze auf Wolf's Grab waren noch nicht verwelkt, da kam Herr Dr. Haberlandt und warf ein dickes Buch darauf: Erinnerungen an Hugo Wolf; Hugo Wolf's Lebensgang, von dem Punkte aus verfolgt, an dem ihn Herr Dr. Haberlandt kreuzte und sein Begleiter ward. Acht Monate später flüchtete Wolf in's Irrenhaus. Aber

jetzt ward das Verhältnis erst recht intim: Herr Dr. Haberlandt trat in die Oeffentlichkeit, nahm Wolf's Lieder dahin mit und errang immer größere Erfolge; so große, daß das Verhältnis des Protectors zum Protegierten sinnig angedeutet scheint, wenn auf dem Buch, das von jenen Erfolgen berichtet, der Name Haberlandt groß und gewichtig neben den Lettern steht, die den Namen Hugo Wolf zusammensetzen. Freilich war Wolf, als Herr Dr. Haberlandt ihm begegnete, längst anerkannt; sein Leiden war vorüber, seine Lieder, bei internen und öffentlichen Abenden des Wagner-Vereins und in Concerten der Frau Forster und der Frau Papier gesungen, begannen auch schon wachsende Erträgnisse abzuwerfen, und es war kaum noch nothwendig, was allmählich zur Sache der musikalischen Welt ward, zur Sache eines Vereins zu machen. Doch sollen die Verdienste des Hugo Wolf-Vereins und des Herrn Dr. Haberlandt nicht bestritten werden. Man muß nur, wenn sich Herr Dr. Haberlandt allzu fest an Hugo Wolf's Gedächtnis anklammert, ihn sacht davon loslösen, den genialen Musiker in den Kreis zurückführen, in dem er gelebt hat, ehe Herr Dr. Haberlandt ihn in seinen Kreis gezogen. Es macht den Eindruck, als wollte Herr Dr. Haberlandt geflissentlich jede Erinnerung an diejenigen verwischen, denen er es nicht verzeihen kann, daß sie ihm nichts zu entdecken übrig ließen: das Haus Köchert, in dem Wolf jahrelang gelebt und nicht Gönner — halb kalt, halb roh —, sondern Freunde gefunden hat, wird mit keinem Wort erwähnt. Am schlimmsten aber ergeht es zweien, zwei Todten, die Herr Haberlandt in Wolf's Nähe und für sich unbequem fand. Josef Schalk ist der eine. Niemand hat mehr als er für Hugo Wolf gethan. Er ist mit einem glänzenden Aufsatz — die führenden Wiener Blätter hatten ihn natürlich abgelehnt — in der ‚Münchener Allgemeinen Zeitung‘ für Wolf eingetreten; dann

hat der Unermüdliche, den Siechthum und die Noth des Lebens nicht niederdrücken konnten, Wolf's Lieder in den Wagner-Verein gebracht, Sänger für sie interessiert, unbekümmert um alle Anfeindungen und allen Spott der Bonzen Wolf's Sache in Wort und That gefördert. Diesem Mann, dessen Thätigkeit jene von einem Dutzend Dutzenden von Vereinsmeiern aufwiegt, widmet Herr Haberlandt zwei Zeilen. Verschwiegen wird, daß Wolf regelmäßig mit Josef Schalk in den Wagner-Verein kam und vor einer Zuhörerschaft, der Schalk das Verständnis erschlossen hatte, seine Compositionen selbst vortrug. Aber es kommt noch ärger. Josef Schalk wird doch wenigstens erwähnt und mit dem Prädicat »edel« abgefunden. Ungenannt bleibt indes der Mann, in dessen Concert Herr Haberlandt zuerst Wolf's Lieder kennen lernte. Für dieses Concert, heißt es, habe Wolf »einen braven, vordem berühmten Opernveteranen aufgetrieben«. Der Opernveteran, so versichern Eingeweihte, habe sich durch einige Aufrichtigkeiten die Ungunst des Herrn Haberlandt zugezogen. Zur Strafe wird der Todte todtgeschwiegen. Er heißt Ferdinand Jäger senior... Ist es jedoch gerecht, Herrn Dr. Haberlandt Vorwürfe zu machen? Sein Buch ist freilich »Hugo Wolf« betitelt; doch soll es, wie im Buchhändleranzeiger versichert wird, bloß persönliche Erinnerungen wiedergeben. Und die Person, um die es sich dem Verfasser des Buches handelt, ist ja schon auf dem Titelblatt ins rechte Licht und in recht großen Lettern gesetzt.

* * *

In einem Artikel über das bevorstehende Hohenfels-Jubiläum lässt sich ein Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Journal' wie folgt vernehmen: »Die Stadt hat auch nie, von den Wissendsten nicht und nicht von den Erfinderischsten, Geschichtchen und Pikanterien über sie zu hören bekommen und wen der neugierige Spürsinn damals in ihre Wohnung, in dem letzten Stockwerk des

Palais Wilczek in der Herrengasse, mit dem etwas mansardenhaften Aussehen führte, der mußte wohl aus dem ganzen Milieu erkennen, daß hier für die Lästerchronik und das Salonamüsement kaum etwas zu holen war«. — Ja, es ist ein Jammer!

* * *

»Die Europäisierung der ‚Zeit'« oder »Der kleine Kohn ist weg!«*)

Bis zum 24. April: Vom 25. April an:



* * *

Das ‚Deutsche Volksblatt' vom 6. Mai berichtet über den Selbstmordversuch eines Irrsinnigen in Budapest folgendermaßen: »Der Kellner Samuel Friedmann (!), der plötzlich närrisch geworden war, wollte sich von der Donaubrücke ins Wasser stürzen . . .« Beim ‚Deutschen Volksblatt' äußert sich der Irrsinn, wie man sieht, nicht selbstmörderisch, sondern indem es die Waffe des Rufzeichens gegen andere kehrt.

* * *

*) Siehe ‚Fackel' Nr. 136, S. 22.

Liebe ‚Fackel'!

Der ganze Wahnsinn jener Sexualjustiz, die du in der Abhandlung »Sittlichkeit und Criminalität« gegeißelt hast, tobt in den zwei kurzen Sätzen, aus denen neulich die Anzeige eines schlichten Wiener Sicherheitswachmannes bestand. Sie lautet:

»Ich kam im Stadtpark dazu, wie ein Mann einen Soldaten küsste. Ich kam leider zu früh und kann daher keinen Unzuchtsact melden.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Märchenerzähler. Zugleich mit den zwei Belästigungen, deren Empfang ich in Nr. 136 bestätigte, erhielt ich die folgende: »Wien, 22. April 1903. Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redacteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3. In der am 16. April 1903 erschienenen Nummer 135 des V. Jahrganges der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' veröffentlichen Sie in der Rubrik ‚Antworten des Herausgebers' auf den Seiten 26 und 27 unter dem Schlagworte ‚Märchenerzähler' eine Notiz, welche unrichtige thatsächliche Angaben in Bezug auf die von mir herausgegebene Tageszeitung ‚Die Zeit' enthält. Ich fordere Sie daher unter Berufung auf § 19 des Gesetzes vom 17. December 1862 No. 6 R. G. B. für 1863 auf, in der zunächst erscheinenden oder zweitfolgenden Nummer der ‚Fackel' nachstehende Berichtigung u. z. sowohl bezüglich des Ortes der Einreihung, als auch bezüglich der Schrift ganz in derselben Weise zu veröffentlichen, in welcher der zu berichtigende Artikel zum Abdrucke gebracht war: Sie schreiben: ‚Als die ‚Zeit' neu war und mit tausend Masten in den Ocean segelte, hatte der Feuilletonleiter Herr Aram im Rahmen des ihm bewilligten Budgets den Roman einer Dame für das Blatt erworben und zwar zu einem Schlüssel, welcher der damals noch nicht so tief erschütterten Noblesse der Herausgeber entsprach. Herr Aram hatte sich an sein Pouvoir gehalten. Es war schon eine Reihe von Fortsetzungen des Romans in der ‚Zeit' erschienen, als die Dame um Erfolglassung ihres Honorares einschritt. Herr Aram füllte sofort ein Blanquett aus und schickte es der Zahlstelle. Aber siehe, da kam alsbald Herr Dori Singer heraufgestürzt und fragte Herrn Aram, ob er denn wahnsinnig geworden sei, ob er denn den Ruin des Unternehmens verschulden wolle. Herr Aram wendete ein, daß er sich an den Schlüssel gehalten habe, daß es nun nicht mehr möglich sei, sich einseitig einen festen Vertrag zu erleichtern. Das half aber nichts. Die Herausgeber wirkten so kräftig auf Aram ein, daß dieser schließlich auf die Idee kam, durch persönliche Verwendung eine Preisermäßigung zu erbetteln, und zu dieses Zweckes Erreichung nach München reiste, wo die Dame lebt. Thatsächlich gelang es ihm, unter Appell an das Mitleid mit den nothleidenden ‚Zeit'-Leuten die Schriftstellerin zu der ersehnten Preisreduction

zu bewegen'. Es ist jedoch vollkommen unwahr, daß der in den vorstehenden Zeilen geschilderte Vorfall sich jemals abgespielt hat. Wahr ist vielmehr, daß in sämmtlichen bisher erschienenen Nummern der ‚Zeit' ein Roman einer Dame überhaupt nicht erschienen ist, daß somit auch eine Reihe von Fortsetzungen eines solchen Romanes nicht veröffentlicht wurde, und wahr ist somit auch, daß der Vorgang, wie er in den obigen Zeilen Ihrer Notiz mit Bezug auf einen angeblich in der ‚Zeit' erschienenen Roman einer Dame geschildert wird, niemals stattgefunden hat. Dr. Heinrich Kanner, Herausgeber der ‚Zeit'.« — Ein dreisterer Missbrauch des Berichtigungsparagraphen ward sicherlich vordem nicht geleistet. Das Bestreben, der eigenen Reclamesucht die größere Publicität der ‚Fackel' zu erschließen, kann ich den Herren ja gewiss nicht verübeln, und in milderem Licht erscheint mir auch das Rachebedürfnis beschränkter Köpfe, das sich da seit Wochen in den kleinlichsten Chicanen austobt, denen unser Berichtigungsgesetz nur irgend Vorschub leistet. Bloß gegen den galizischen Versuch, den § 19 zu einer frechen Irreführung des Leserpublicums zu benützen, sei hier in crassem Falle Verwahrung eingelegt. Wer das in Nr. 135 veröffentlichte, einem »Märchenerzähler« in den Mund gelegte Geschichtchen mit der voranstehenden Berichtigung vergleicht, muß wirklich überzeugt sein, daß es sich um ein von mir ersonnenes Märchen handelt, dessen Vorgang sich nie und nimmer abgespielt hat. Aber so märchenhaft die Schäbigkeit der ‚Zeit' ihrem ehemaligen Feuilletonredacteur Kurt Aram gegenüber klang, so wahr ist alles, was in Nr. 135 berichtet ward. Natürlich alles Wesentliche. Es versteht sich von selbst, daß da und dort ein gleichgiltiges Detail unrichtig sein mag, wenn ich die abgrundtiefe Talentlosigkeit darlege, mit der die Unternehmer der ‚Zeit' ihr Geschäft betreiben, und den hohnvollen Contrast illustriere, in welchem hier ein engherziges Thun großmäuligen Versprechungen gegenübersteht. Ich bin ja nicht dabei, wenn die Herren Singer und Kanner Dummheiten begehen, und kann mich auch nicht durch telephonische Anfrage von der lückenlosen Richtigkeit der mir gemachten Mittheilungen überzeugen. Es kommt lediglich darauf an, daß ich in der Sache selbst nicht geirrt habe, daß meine Darstellung den Stempel jener Plausibilität, jener inneren Wahrheit trägt, die werthvoller ist als die Kenntnis gleichgiltiger Einzelheiten und auf die es wie in jeder Kunst, so auch bei der polemischen Verwerthung von Erfahrungen ankommt. Die Anwendung des § 19 auf einen Artikel über eine Blamage der ‚Zeit' heißt, ein Kunstwerk von dem längst abgethanen Standpunkt des »consequenten Naturalismus« beurtheilen. Also: was in Nr. 135 berichtet wurde, ist wahr. Ich mußte nur, als ich die Berichtigung des Herrn Kanner erhielt, nachprüfen, welchen Detailirrthum die ‚Zeit'-Macher aufgeschnappt hatten, um mich auf Grund des § 19 belästigen zu können. In irgend einem gleichgiltigen Punkt hatte, so schloss ich, meine Darstellung von der Wirklichkeit divergiert, und das benützen die Leute, um das Ganze in Abrede zu stellen, um so zu thun, als ob sich nie zwischen ihnen und einem anständigen Schriftsteller, den's in ihrer Mitte nicht

mehr litt, der von mir geschilderte unsaubere Handel abgespielt hätte. Zuerst verfiel ich auf den Gedanken, es könne vielleicht keine Münchener Dame, sondern ein Münchener Herr gewesen sein, den zu einer Honorarermäßigung zu bestimmen Herr Aram entsendet ward. Dann blieb ja wirklich kein Stein auf dem andern. Der Roman einer Dame? Nie ist ein solcher erschienen. Von einer Münchener Dame eine Preisreduction erbetteln? Unwahr. Herr Singer soll »heraufgestürzt« sein und Herrn Aram gefragt haben, »ob er denn den Ruin des Unternehmens verschulden wolle«? Unwahr! Herr Singer gieng langsam . . . Aber halt! Alles wird berichtigt, nur der Schluss der Notiz nicht, und der lautet: »Die ‚Zeit' war vor dem Zusammenbruch gerettet, und Herr Aram sandte nur noch eine kleine Spesenrechnung an die Zahlstelle der Administration. Aber siehe, da kam alsbald wieder Herr Dori Singer heraufgestürzt und rief: Was, die Reise wollen Sie uns auch noch verrechnen? Das war doch Ihr Privatvergnügen! Was geht denn das uns an??... Da grauste Herrn Aram, und er legte seine Stelle nieder...« Die Spesenrechnung wird nicht geleugnet, sie wird also zugegeben. Und wahrlich, sie wird mir rascher bewilligt als Herrn Aram, der erst eine Civilklage gegen die ‚Zeit' in Aussicht stellen mußte, bevor ihm die paar Mark für die Münchener Reise ersetzt wurden. Ich berichtige freiwillig, daß ihm nicht bedeutet wurde, er habe die Reise zu seinem Privatvergnügen unternommen, sondern daß ihm von den Cavalieren gesagt wurde: »Sie haben die Reise in Ihrem Privatinteresse unternommen. Denn wenn die Dame nicht darauf eingegangen wäre, hätte man ihr das Honorar gezahlt und von Ihnen zurückgefordert«. Die Spesenrechnung wird Herrn Aram nach mehrtägigem Zögern, mir anstandslos passiert. Sie ist also wahr. Und dennoch soll die ganze Geschichte unwahr sein, sollen die Leser der ‚Fackel' zum Glauben verleitet werden, ich hätte mir das »Märchen« aus dem Finger gesogen? Ich wandte mich an meinen Informator mit der Bitte, er möge, wenn er die Kunst verstehe, Märchen zu erzählen, auch die Fähigkeit beweisen, Räthsel zu lösen. Die Berichtigungen der ‚Zeit' sind Vexierbilder. Man sieht eine Landschaft, und irgendwo muß eine alte Tante verborgen sein. Man liest eine freche Ableugnung, und irgendwo muß der Punkt sein, von dem aus die Congruenz dessen, was behauptet ward, mit der Wirklichkeit ins Auge springt. Ich habe ihn gefunden. Die Münchener Dame ist zwar nicht, wie ich von der Kniffigkeit des Herrn Kanner vermuthete, einfach durch einen Münchener Herrn zu ersetzen, wohl aber ist der Roman, von dem bereits »eine Reihe von Fortsetzungen erschienen war«, durch einen Roman, der zwar erworben, aber noch nicht erschienen war, die Preisermäßigung durch Verzicht auf das ganze Honorar und Zurückziehung des Romans zu ersetzen. Noch besser! Aber mit unschuldvoller Miene können die Herren versichern, in »sämmtlichen bisher erschienenen Nummern der ‚Zeit' sei ein Roman einer Dame überhaupt nicht erschienen«. Das saubere Geschäft ist, bevor der Roman herauskam, gemacht worden. Der Roman war acceptiert, die Schriftstellerin verlangte im Anfang des Jahres 1903 das Honorar, und da es der

Feuilletonleiter anwies, konnten sich die Herren Herausgeber, die inzwischen sparen gelernt hatten, an nichts erinnern. Herr Aram reiste nach München, um den Contract rückgängig zu machen. Mit Mühe und Noth gelang ihm dies, und da er die Spesenrechnung überreichte, suchte man sich auch dieser Verpflichtung zu entledigen. Das ist die Wahrheit. Die Herren müßten nicht nur Kniffe, sondern auch Lügen prakticieren können, wenn sie sie bestreiten wollten. Nicht in einem wesentlichen Zug ist meine Darstellung durch die Zuschrift des Herrn Kanner verändert, und die Oeffentlichkeit möge sich ein Urtheil darüber bilden, mit wie erbärmlichen Mitteln diese Ethiker die Aufklärung über ihr Treiben vereiteln wollen. Es ist der saubere Plan ausgeheckt worden, mich mit § 19-Chicanen todtzuhetzen. Das würde den Herren nicht gelingen, auch wenn nicht am 6. Mai 1903 das Wiener Landesgericht als Berufungsgericht zu Recht erkannt hätte, daß die Berichtigung des Herrn Singer, die ich zweimal, in den Nummern 134 und 135, abdrucken mußte, ungesetzlich war, daß das bezirksgerichtliche Urtheil, welches mich mit einer Geldstrafe von 100 Kronen belegte, aufgehoben wird, daß ich freigesprochen werde und daß Herr Singer in die Kosten beider Instanzen verurtheilt wird. Von diesem Erfolg ihrer Rachsucht hat die ‚Zeit', die über jede gelungene Chicane ein Triumphgeheul ausstieß, ihren Lesern keine Nachricht gegeben.

Jurist. Ein Curiosum der österreichischen Pressgerichtsbarkeit: Das Landesgericht hat mich durch seinen Freispruch sozusagen von der Verpflichtung zur Aufnahme der in den Nr. 134 und 135 abgedruckten Berichtigung des Herrn Singer befreit. Es hat die Berichtigung für ungesetzlich erklärt. Und es hat gleichzeitig die Verurtheilung wegen »verstümmelten« Abdrucks (40 Kronen) in Nr. 134 bestätigt! Die Berichtigung, die also zweimal erscheinen mußte, ohne daß ich dazu verpflichtet war, lässt sich nicht mehr ungedruckt machen — das Urtheil erster Instanz hat nur im Punkte der Geldstrafe aufschiebende Wirkung —, aber ich bleibe verurtheilt, weil ich vor der Berichtigung, die ich nicht drucken mußte, die Aufforderung, sie zu drucken, nicht gedruckt hatte. Interessant ist auch, daß das Landesgericht, welches die Verurtheilung wegen Nichtaufnahme der Berichtigung aufhob und die Verurtheilung wegen unvollständigen Abdrucks bestätigte, aus dem Urtheil erster Instanz die Verpflichtung zum Wiederabdruck, die es außer der Geldstrafe ausgesprochen hatte, eliminierte ... Welch ein Chaos! Höchste Zeit, daß daraus die Welt neuen Pressrechts erschaffen wird.

Musiker. Der Theaterschnüfferl vom ‚Fremdenblatt' erzählte am 3. Mai: »Wlassack war es auch, der seinen Chef Baron Bezecny so eigentlich auf Gustav Mahler aufmerksam machte, nachdem Mottl infolge des ablehnenden beiräthlichen Votums eines angesehenen Wiener Musikkritikers definitiv aus der Candidatenliste ausgeschaltet worden war«. Der angesehene Wiener Musikkritiker ist natürlich Hanslick; Mottl hat noch als Student Herrn Hanslick wegen einer seiner Wagnerkritiken einen groben Brief geschrieben, und Hanslick hat 25 Jahre

nachher in einem beiräthlichen Votum geantwortet. Selbstverständlich ablehnend. Man kann dem Hofrath Hanslick auch wirklich nicht zumuthen, grobe Briefe ruhig hinzunehmen, und muß es begreiflich finden, daß er aus ihnen Capital schlägt. Mottl's Brief ließ sich nicht wie Widmungsexemplare verkaufen; so mußte er eben auf andere Art verwerthet werden.

Literarhistoriker. In dem Aufsatz »Literaturförderung« in Nr. 135 war außer dem fatalen Druckfehler, der den Censor statt »die Leier« die Leser Lenaus verunreinigen ließ, ein Irrthum bezüglich Grillparzers enthalten. Nicht den »Ottokar« wollte man ihm abkaufen, sondern den »Treuen Diener«. Den Ottokar mochte man nicht einmal kaufen, sondern, so lang es gieng, kostenfrei im »Archiv« aufbewahren. Die Staatskanzlei hatte »Bedenken« gegen das Stück. Man gab dem Dichter auf wiederholte Urgenzen überhaupt keinen Bescheid. Also weder Geld noch Leben, aber eben, was Herr v. Hartel so liebt, ein Archiv war für Grillparzer bereit.

Versicherter. Ernste Bedenken erschweren es dem anständigen Publicisten, gegen eine einzelne Versicherungsgesellschaft aufzutreten. An einem Kampfe theilzunehmen, den »Ludwig Schönbergers Börsen- und Handelsbericht« und Blätter ähnlichen Kalibers mit Separatabdrücken führen, davor schrickt immer wieder zurück, wer ein empfindliches Reinlichkeitsgefühl besitzt. Dem Publicum kann nur ein Rath gegeben werden: es meide jene Versicherungsgesellschaften, deren Annoncen es am häufigsten findet; vorweg darf man annehmen, daß, wo viel Schweiggeld gezahlt wird, viel zu verschweigen ist. Misstrauisch sei man besonders gegenüber Inseraten wie dem von Ihnen eingesandten, der ‚Zeit' entnommenen, in dem es heißt: »Unter der Controle der österreichischen und englischen Regierung stehend«. Was es mit dieser Controle auf sich hat, das beweist Ihr Fall schlagend: Sie führen vor Gericht den Nachweis, daß der Vertrag, den die Versicherungsgesellschaft im August 1897 mit Ihnen abschloss, den Bestimmungen der Verordnung vom März 1896 über die Geschäftsgebarung von Versicherungsanstalten zuwiderlief, und fechten den Vertrag wegen seiner Ungesetzmäßigkeit an. Die Gesellschaft gibt zu, daß sie noch anderthalb Jahre, nachdem die Verordnung in Kraft getreten war, die alten Vertragsformulare und Tarife verwendete, — seit jenem Process heißt es in den Inseraten der Gesellschaft, wie ich aus der ‚Zeit' ersehe, regelmäßig, daß Prospecte und neue Tarife von der Filiale für Oesterreich geliefert werden; trotzdem behauptet die Gesellschaft, daß der Vertrag giltig sei, und so entscheidet auch das Gericht in der ersten wie in der Berufungsinstanz; mit der Begründung, daß die Gesellschaft für die Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen nicht dem Einzelnen, nicht privatrechtlich hafte, sondern nur der Aufsichtsbehörde verantwortlich sei. Es ist mit der staatlichen Controle bei den Versicherungsgesellschaften nicht viel besser als bei den Actiengesellschaften: sie deckt jede Schweinerei, jede Ungesetzlichkeit. Dem Publicum wird das Geld aus der Tasche gezogen; der Vertreter der Behörde steht dabei, weiß nicht, wie's ge-

schah, kann aber bestätigen, daß er die Sache mitangesehen hat. Und die Gerichte erkennen nachher zu Recht: Alles sei gesetzlich, weil alles unter den Augen des Gesetzes sich vollzogen hat. Staatliche Controle, das bedeutet in Oesterreich, daß der Vertreter des Gesetzes die Augen aufreißt. Nicht als ob er dabei schärfer sehen würde; er wundert sich bloß . . .

M. R. in Bludowitz, A. L. in Laibach, H. St. in M. und zahlreichen Wiener Lesern besten Dank für ihre freundlichen Briefe, zu deren schriftlicher Beantwortung leider die Zeit fehlte.

Leser. Die Bezeichnung »Dori« gefällt Ihnen nicht? Mir auch nicht, und Sie finden sie in der vorliegenden Nummer nicht mehr. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich über den Namen »Isidor« lustig machen wollte. So billig geben wir's nicht. Nein, der Name war bloß zu lang, und anderseits schien mir die Drolligkeit dieses publicistischen Neuerers gerade durch die Koseform entsprechend charakterisiert. Verwechslungen mit den zahlreichen anderen Singer der österreichischen Journalistik, denen ich vorbeugen wollte, sind wohl jetzt nicht mehr zu befürchten. — ,Fackel' Nr. 134a? Ein nach meiner Ansicht durchaus legaler Scherz, durch den ich einer der dümmsten Chicanen begegnen zu können glaubte. Die Ausnützung aller gesetzlichen Möglichkeiten war sicherlich erlaubt, um den Lesern die grenzenlose Langeweile der wiederholten vierseitigen Zuschrift des Herrn Singer zu ersparen. Gegen einen loyalen Berichtiger wäre die Veranstaltung einer solchen Extraausgabe, die nichts als die Berichtigung enthält, gewiss ein tadelnswerther »Tric«. Im gegebenen Falle war sie nicht nur juristisch einwandfrei – ich bin noch heute dieser Ansicht –, sondern durchaus empfehlenswerth. Gegen die Zumuthung, eine ungesetzliche Berichtigung ein zweitesmal abzudrucken, weil das erstemal die Anrede weggelassen war, wären auch zweifelhaftere Mittel erlaubt. Aber grotesk ist die sittliche Entrüstung der ,Zeit' über meinen im Zustand der Nothwehr gefassten Entschluss, den ich, wenn irgend möglich, immer wieder ausführen würde. Als ob diese Ehrenmänner nicht seinerzeit, um den Confiscationen unter dem Regime Badeni zu entgehen, gefährliche Artikel in verschlossenem Couvert an ihre Abonnenten versendet hätten!

Einem andern Leser. Vorschlag leider juristisch nicht durchführbar. Gewiss würde mich, der für die freundliche Absicht herzlich dankt, die Nennung Ihres Namens freuen.

Ultramontaner. Kopfschüttelnd lasen Sie in der ,Neuen Freien Presse' vom 8. Mai unter »Personalnachrichten« die folgende Sensationsmeldung: »Im Sinne des Rescriptes der Congregatio sancti officii vom 27. März an den Cardinal Erzbischof von Paris hat der Papst dem Herrn Dr. Berthold Frischauer in Paris zu seiner Eheschließung mit Fräulein Francis Brandeis den Dispens von der Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse ertheilt und die Vornahme der Trauung in einer katho-

lischen Kirche von Paris gestattet.« Zunächst verblüfft die »Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse«. Doch nicht am Ende eine Rassenmischung? Und was hat, fragen Sie, wenn ein Frischauer eine Brandeis heiratet, der Papst dabei zu thun? An einen Druckfehler, dem etwa die Weglassung des Namens Güdemann zuzuschreiben wäre, ist nicht zu denken. Ja, wenn der Erzbischof von Paris noch Kohn hieße! Und wie kommt Herr Frischauer, der Todfeind der französischen Congregationen, zu der Congregatio sancti officii? Eine Frage löst die andere ab. Nun, man muß sich ernstlich mit der Thatsache befreunden, daß außer den Herren Münz und Lippay nunmehr auch Herr Frischauer die ‚Neue Freie Presse' beim Vatican vertritt. Daß dieser glaubenseifrige Katholik nicht gut in einem israelitischen Tempel heiraten kann, versteht sich ja von selbst. Aber die ‚Neue Freie Presse' ist allzu stolz darauf, daß sich der Papst persönlich in jeder ihrer Familienangelegenheiten bemühen muß. Noch ein solcher »Dispens«, und die Katholiken drängen los von Rom, die Israeliten los von der ‚Neuen Freien Presse'. Derlei Versippung kann keiner der beiden Culturmächte, die doch sonst auf reinliche Scheidung halten, frommen. Der Witz über den Kirchendiener, dem bei einer Trauung wie der neulich angezeigten die »Schammesröthe« aufsteigt, ist gründlich veraltet. Aber es thut wirklich nicht gut, wenn das Wort »Krummstab« einen hässlichen antisemitischen Nebensinn bekommt . . .

Berichtigung.

In Nr. 136, S. 23, 6. Zeile von oben, ist statt »14. und 15. April« zu lesen: *24. und 25. April.*

BÜCHEREINLAUF.

Schöffel Joseph, Geschichte der Gründung und Entwicklung des von weiland dem k. k. Hofrath und Professor Dr. Joseph Hyrtl gestifteten Waisenhauses für arme Waisen des Landes Niederösterreich. Wien 1903. Im Selbstverlage des Verfassers.

Schöffel Joseph, Geschichte des Kampfes um die Zuweisung der Ueberschüsse der gemeinschaftlichen Waisencassen zur Pflege und Erziehung armer Waisen und verlassener Kinder. Wien 1901. Im Selbstverlage des Verfassers.

Wilda Regierungsrath E., Wozu der österr. Ingenieur- und Architektenverein den gesetzlichen Schutz des Ingenieurtitels begehrt! Ein Beitrag zur Ingenieurtitelfrage. Brünn, C. Winiker.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von
16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 136, Ende April): Der literarische Beirath. — Der Fall Schöffel. — Die zweijährige Dienstzeit. — Ein offenes Wort. — Anständige Menschen. — Eine Belästigung. — Das kleine Tuchmacherstädtchen. — Gottfried Keller, Raimund und die Wiener Presse. — Eine Klimax. — Liebe Fackel! (Der fehlende Thiername). — Harden. — Antworten des Herausgebers (Ein Heros; Eine Reconnaissancevisite; Von der Telegraphen-Centralstation; Von der Censur; Der Pleitegeier; Ein Bildungsblatt; Der kleineKohn; Die grammatikalische Pest; Vom Diebs-Anzeiger; Feigheit und Hass). — Berichtigung. — Mittheilung des Verlages.

Nr. 138 Erschienen am 20. Mai 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18 « «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36 « «	. . M.	7.—
« « « «	18 « «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18 « «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 138 WIEN, MITTE MAI 1903 V. JAHR

In den Reden, die neulich Herr Dr. v. Koerber vor den Industriellen gehalten hat, spielten Rettungsanker, Weltfriede, geistiges Licht, Werkzeuge des Fortschritts u. dgl. eine große Rolle. Und wenn der Ministerpräsident »Civilisation« sagt, muß ich unwillkürlich an den Gorki'schen Barfüßler denken, der sich an dem Klang fremder Wörter wie »Organon« und »Transcendental« berauscht, oder gar an Rudolph Lothar, dem es im »König Harlekin« das Wort »Staatsnothwendigkeit« angethan hat. Es macht mir oft Spaß, Ministerrollen mit Schauspielern zu besetzen oder für die geistigen Potenzen führender Politiker durch Vergleiche aus der literarischen Sphäre ein populäres Maß zu gewinnen. So decken sich mir z. B. die Physiognomien des Grafen Bülow und Ludwig Fulda's... Aber ich thäte Herrn v. Koerber gewiß Unrecht, wollte ich ihn wegen seiner Redseligkeit, Ausdauer und wegen des bischen Vorliebe für Druckerschwärze ernstlich den Rudolph Lothar unter den Staatsmännern nennen. Er hat neulich — über den Streit zwischen Commune und Elektricitätsgesellschaften — eine wirklich kluge und vornehme Rede gehalten, in der er sogar — im Gegensatz zu der sonstigen »Geschicklichkeit« — einen schönen Ausfall gegen die stadtfeindliche Presse wagte.

* * *

Causa Commune Wien contra Elektricitäts-Actiengesellschaften: wie da die Journaille ent-

scheiden mußte, konnte nicht zweifelhaft sein; wer liberal denkt, war gegen die Commune, wer christlichsocial fühlt, gegen die Actiengesellschaften, und die Socialdemokraten waren gegen beide. In einer Angelegenheit, in der Gerichte die Anwendung des von ihnen zu handhabenden Rechts verweigert haben und in der die Polizei die Anwendung der von ihr zu handhabenden Gewalt abgelehnt hat, that einzig die Journaille, was von ihr zu erwarten war; der elektrische Strom erscheint ihr als eine politische Strömung, und die Frage, die zu beantworten war, hieß ihr: Soll künftig der Antisemitismus durch elektrische Leitungen in liberale Häuser eindringen? Aber in Wahrheit gibt es in dem Streit zwischen Gemeinde und Elektricitätsgesellschaften eine formelle und eine materielle Rechtsfrage. Das formelle Recht der Gemeinde ist sonnenklar: der Magistrat hat als Straßenpolizei-Behörde den Gesellschaften das Aufreißen des Pflasters untersagt, und gegen dieses Verbot kann recurriert, aber es mußte befolgt werden. Herr Dr. Vogler, der in einer Interpellation des Ministerpräsidenten von einer Competenzüberschreitung des Wiener Magistrats sprach, versteht nicht den Unterschied zwischen Ueberschreitung und rechtswidriger Ausübung der Competenz; und gar erst die Concordiapresse, die den wahnwitzigen Gedanken producierte, daß die Elektricitätsgesellschaften die Brachialgewalt der Commune mit brachialer Gegengewalt abwehren sollten! Gewaltanwendung gegen ein Executivorgan ist nur statthaft, wenn die Handlung, gegen die Gewalt angewendet wird, keine Amtshandlung ist. Ein Beispiel: der Executionsbeamte, der bei einer armen Näherin eine Pfändung vorzunehmen hat, übt seine Competenz rechtswidrig aus, wenn er ihr die Nähmaschine, ihr Handwerkszeug, pfändet; er überschreitet seine Competenz, wenn er statt der pfandweisen Beschreibung sogleich die Transferierung ihrer Habseligkeiten vornimmt; und er darf mit Gewalt

abgewehrt werden, wenn er ihr einen Kuss rauben will. Gegen die Commune Wien konnte weder Gewalt geübt, noch der Vorwurf der Competenzüberschreitung erhoben werden; ihr Vorgehen war formell zweifellos statthaft. Bleibt also die materielle Rechtsfrage. Sie lautet: Wenn die Elektricitätsgesellschaften das Recht der Kabellegung haben, dürfen sie auch Häuseranschlüsse durchführen? Von selbst fällt einem die Shylock-Frage ein: durfte Shylock, um am Herzen des Kaufmanns von Venedig ein Pfund Fleisch auszuschneiden, auch Blut vergießen? Und es ist eine Frage, so recht danach angethan, daß die liberale und die christlichsociale Presse sie nach ihrer Weise beantworte. Kann Herr Vergani schwanken, ob die Juden geprellt werden sollen? Und die ‚Neue Freie Presse' sollte nicht mit zitternder Freude den Augenblick erwarten, in dem die gehasste christlichsociale Gemeinde recht tief und am Herzen ins Fleisch geschnitten werden wird?.. Verbohrter Parteigeist sieht nur zwischen Rechtsverkürzung des Einzelnen und Schädigung der Gesammtheit die Wahl, und es ist ebenso charakteristisch für die christlichsociale Presse, daß sie Christlichkeit und Socialismus gegen die »Judengesellschaften« durch Kniffe bethätigt sehen will, wie es für die Börsenjournalistik bezeichnend ist, daß sie einem ausbeuterischen Capitalistenthum zum Schaden der Oeffentlichkeit nicht bloß um der erhofften Bezahlung willen, sondern aus innerstem Drang Gefolgschaft leistet. Jeder social Denkende aber muß begreifen, daß kein privates Recht in einem Rechtsstaat durch die Vertreter der öffentlichen Interessen verletzt werden darf, daß aber auch kein Privater in einem Rechtsstaat ein Recht *haben* darf, das die öffentlichen Interessen verletzt. An der Durchführung der Häuseranschlüsse wird man die Elektricitätsgesellschaften nicht hindern können; es gilt, ihnen das Recht der Kabellegung, das ihnen leichtfertig eingeräumt wurde, zu entziehen, es nicht durch

Niederconcurrenzierung illusorisch zu machen, sondern es durch die Verstadtlichung für die Stadt wiederzugewinnen.

†

* * *

Die europäischen Provinzen der Türkei werden seit mehreren Wochen im Auftrag der ‚Neuen Freien Presse‘ durch Herrn Julius Löwy sicher gemacht. Herr Löwy war bisher nur als Forschungsreisender des ‚Illustrierten Wiener Extrablatt‘ thätig. Er ist seinerzeit mit dem Automobil bis nach Paris vorgedrungen und hat im ‚Extrablatt‘ erzählt, wie er, bloß mit einem »Stößer« und sonst mit keiner andern Waffe als der bekanntlich »unwiderstehlichen« und »echt wienerischen« Liebenswürdigkeit ausgerüstet, die Hauptstadt Frankreichs im Sturm eroberte. Paris war entsetzt . . . Herr Löwy aber zog aus, Amerika zu entdecken. Von Schiffskarten besorgte er sich für die nautische Unternehmung lediglich eine Freikarte des »Norddeutschen Lloyd«, und mit diesem modernen Hilfsmittel der Schiffahrt — was hätte Columbus darum gegeben, wenn er's gekannt hätte! — erreichte er in wenigen Tagen die Küste Amerikas. Amerika lag ihm zu Füßen. Und wie einst Columbus, an Siegen und Ehren reich, heimkehrte, so reiste auch Herr Löwy zurück: an Lügen und Mären reich. Jetzt ist er nach Mazedonien entsendet worden. Es wäre nur natürlich, daß die Räuberromantik eines Landes, das von albanischen und bulgarischen Banden verwüstet wird, die Phantasie eines Redacteurs des ‚Extrablatt‘ reizt, und die ‚Neue Freie Presse‘ hätte Herrn Löwy gewiß die Fähigkeit, Räubergeschichten zu erzählen, zutrauen dürfen; verblüffend ist aber daß Herr Benedikt Herrn Löwy eigens zu dem Zweck erkor, die Vorgänge in Mazedonien harmlos zu finden und die Gräuelthaten, welche die türkischen Truppen gegen die christliche Bevölkerung begehen, zu ver-

schweigen. Der jüngste Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' hat sich rasch in die ungewohnte Rolle eingelebt. Er nimmt die Revolution von der gemüthlichen Seite, plaidiert für das Schonungsbedürfnis der Türkei, und wenn gemeldet wird, daß der »kranke Mann« sich wieder einmal zu seiner Genesung Blutbäder gegönnt hat, stellt er alles als Scherz hin: die türkischen Würdenträger hätten ihm versichert, daß die schönste Ordnung herrsche. Die türkischen Würdenträger scheinen wirklich Virtuosen des Umgangs mit Wiener Journalisten zu sein. Nur einer von ihnen, ein Neuling, benahm sich ungeschickt. In der ‚Neuen Freien Presse' vom 11. Mai erzählt Herr Löwy, wie er den jüngst ernannten Vorsitzenden des Standgerichts in Salonichi, Edib Pascha, besuchte. Er fand freundliche Aufnahme: »Beginnen wir damit«, sagte der Pascha, »daß Sie eine Cigarette nehmen«. Damit war der Interviewer durchaus einverstanden: er nahm eine Cigarette (natürlich, nach der andern), und dann gab's Kaffee. »Der Kaffee kam und das Gespräch ward ganz gemüthlich«: »Sie wissen vielleicht«, sprach der Besucher, »daß die ‚Neue Freie Presse' es als einen Ehrenpunkt betrachtet, stets die Wahrheit zu sagen«. Gemüthlich erwiderte der Türke: »Das weiß ich«. Verstand er sein Gegenüber nicht, oder wollte er nicht verstehen? Als »Ehrenpunkt«, so hatte es der Correspondent natürlich gemeint, betrachtet die ‚Neue Freie Presse' die Wahrheitsliebe; was war es also mit dem Geldpunkt? Edib Pascha war auf die Hauptsache nicht zu bringen; er sprach von den Zuständen in Salonichi, erklärte auf eine Frage, nichts zu wissen, und auf die andere, nichts sagen zu können; es wurde immer weniger gemüthlich. Endlich sah der Interviewer ein, daß alles vergebens sei; Cigaretten und Kaffee, mehr war nicht herauszuschlagen, und: »Ich zog mich daher mit diesem geringen Ergebnis um so lieber zurück, als er mich einlud, ihn ein anderesmal wieder zu besuchen«.

Hoffentlich erzielt der Besucher das nächstemal ein besseres Ergebnis.

*

Während der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse‘ noch nicht mit allen türkischen Würdenträgern in Mazedonien ins Reine gekommen ist, hat die Wiener Redaction offenbar längst das volle Einverständnis mit der hiesigen türkischen Botschaft hergestellt. Der alte Vorwurf gegen die ‚Neue Freie Presse‘, sie sei Goluchowski-officiös, wird jetzt endlich verstummen müssen. Jener Vorwurf hat Herrn Benedikt vermuthlich so schwer gekränkt, daß er sich um jeden Preis vom auswärtigen Amt unabhängig zu machen beschloß; und da die Türkei sich bereit fand, jeden Preis, um den sich die ‚Neue Freie Presse‘ vom auswärtigen Amt unabhängig machen würde, zu bezahlen, ist gegenwärtig in der Fichtegasse eine Filiale des türkischen Pressbureaus etabliert. Graf Goluchowski, wüthend über die Blamage, die er sich mit seinen »mazedonischen Reformen« geholt hat, ließ nach den Attentaten in Salonichi in den ihm ergebenen Blättern die Türkei mit Vorwürfen überhäufen. Aber jedesmal ward die Türkei in der ‚Neuen Freien Presse‘ vertheidigt, und ein strenger Rüffler, den der Minister des Aeußern kürzlich der ‚Neuen Freien Presse‘ durch die officiöse ‚Politische Correspondenz‘ ertheilen ließ, hat nichts genützt. Die Leute in der Fichtegasse sind nur noch frecher geworden. Sie begnügen sich nicht mehr mit beschwichtigenden Berichten ihres Specialcorrespondenten. Wo sich die Thatsachen und die Urtheile nicht länger fälschen lassen, werden sie einfach unterschlagen. Aus den Telegrammen des Correspondenz-Bureaus merzt die ‚Neue Freie Presse‘ jeden Satz aus, der sich gegen die Türkei richtet. Am 11. Mai erschien in allen übrigen Wiener Blättern ein Telegramm aus Konstantinopel, in dem es hieß: »Die Ableugnungen und

Vertuschungen bleiben in solchen Fällen auf längere Dauer wirkungslos . . . Die staatlichen Organe dürfen nicht ähnliche Acte verüben wie revolutionäre Elemente und auch nicht ähnliche Revanche nehmen. Die Pforte sollte durch energische Befehle und die strengsten Strafen die Aufregung sowie den Eifer der (mohamedanischen) Bevölkerung und der Truppen zügeln«. Von dieser Zurechtweisung der Türkei, von diesem kläglich milden Tadel der unerhörten Schandthaten, die von türkischen Baschibozuks in Mazedonien begangen werden, war in der ‚Neuen Freien Presse‘ kein Sterbenswort zu lesen. Das unterschlagene Telegramm war durch ein Lob des türkischen Reformeifers ersetzt. Eine Schuld der Türkei? Die ‚Neue Freie Presse‘ will nichts davon wissen. Die Türkei zahlt bar.

†

* * *

Die Entscheidungen des Disciplinarraths der Advocatenkammer werden niemals veröffentlicht. Nur wenn gelegentlich eine »Zierde des Barreau« zur Streichung aus der Advocatenliste verurtheilt wird, kann man nicht verhindern, daß das Publicum von dem disciplinargerichtlichen Urtheil Kenntnis erhält. Um so sorgsamer wird aber der Oeffentlichkeit die Begründung des Urtheils vorenthalten. So konnte kürzlich der vor dem Strafgericht bloß wegen fahrlässiger Crida angeklagte Advocat Dr. Brix von seinem Vertheidiger in öffentlicher Verhandlung als das schuldlose Opfer geschäftlicher Unglücksfälle hingestellt werden: Der Disciplinarrath der Advocatenkammer hatte sich nicht bewogen gefunden, dem Gericht mitzutheilen, was er zu jener Zeit längst von den Manipulationen wusste, die sich Herr Dr. Brix in der herkömmlichen »liberalen« Auffassung der Berufspflichten mit Clientengeldern erlaubt hat. Es scheint die Meinung zu bestehen, daß die Oeffent-

lichkeit von einer Schädigung der advocatorischen Standesehre nichts wissen darf, ehe sich der Schädiger in einem besseren Jenseits — des atlantischen Oceans befindet. Die Ueberzeugung ist unausrottbar, daß es nicht etwa der Standesehre förderlich ist, wenn man erfährt, sie sei von der berufenen Vertretung des Standes gegenüber einzelnen Ehrlosen gewahrt worden, sondern daß es ihr vielmehr abträglich ist, wenn man vernimmt, sie sei jemals von Einzelnen verletzt worden. Und doch ist sicherlich dem Ansehen des Advocatenstandes nichts gefährlicher als eine Verschwiegenheit, der gegenüber mit dem Raunen von den Gepflogenheiten gewisser Barreau-Männer auch der Zweifel an der Gewissenhaftigkeit und Strenge des Disciplinarraths nicht verstummen will. Denn da es beispielsweise ein öffentliches Geheimnis ist, daß ein von der liberalen Presse eifrig geförderter Vertheidiger den Kerkermeister des Landesgerichts dafür honoriert, daß er ihn den p. t. Verbrechern recommandiert: muß nicht unter dem Verdacht, als ob der Disciplinarrath der Advocatenkammer um dieses Treiben wissen und es dulden könnte, das Ansehen des Standes weit ärger leiden, als wenn die Dutzende von Disciplinarstrafen, die seit Jahren über eine Reihe von Reclameadvocaten verhängt worden sind, öffentlich bekanntgegeben worden wären und der Ring der Barreauzierden, der beim Wiener Strafgericht etabliert ist, endlich durch öffentliche Brandmarkung gesprengt würde?

Aber das Geheimnis der Disciplinarverhandlungen, das man nie streng genug gegen die Neugier des Publicums gewahrt glaubt, ist neulich spontan gelüftet worden, da es sich um den Hof- und Polizei-Advocaten Dr. Adolf Bachrach handelte. Und wir müssen nun wohl daran glauben, daß Herr Dr. Bachrach nicht nur außerhalb des Gesetzes steht — was längst ausgemacht ist —, sondern auch über den Sitten und Vorschriften seines Standes. Herr

Regierungsrath Bachrach war von dem Disciplinarrath der Advocatenkammer glücklich freigesprochen worden, und er verlangte, daß seine Richter sich öffentlich zur Ueberzeugung von seiner Schuldlosigkeit bekennen müßten. So durfte man sich nicht begnügen, das Disciplinarerkenntnis dem Leiter des Justizministeriums zu übermitteln und abzuwarten, daß Herr v. Koerber die Interpellation des Abgeordneten Pernerstorfer bezüglich Herrn Dr. Bachrachs Intervention bei Fräulein Adamovic beantworten würde; sondern der Disciplinarrath that, was er, seitdem er besteht, noch nie gethan hat: er sandte den Zeitungen ein Urtheil sammt Begründung zu.

Von einem Urtheil darf man freilich kaum sprechen. Vielmehr von einer Vertheidigungsschrift. Denn Richter, die ein Urtheil fällen wollten, hätten sich schwerlich zu Invectiven gegen Herrn Dr. Bachrachs Ankläger hinreißen lassen, und sie hätten bedacht, daß, wenn selbst Herr Dr. Bachrach wirklich keine Erpressung an Fräulein Adamovic begangen hat, dies kein Grund sein kann, einen Menschen mit Lob zu überschütten, dessen Ressort »discrete Vermittlungen« sind und dessen Thätigkeit mit jener eines Rechtsanwalts nicht mehr Aehnlichkeit hat, als der »Schadchen«, der ein Paar verkuppelt, mit dem Geistlichen, der es copuliert. Gegen Herrn Bachrach wäre ja sonst nichts einzuwenden, und es ist sogar als ein erfreulicher Fortschritt zu begrüßen, daß die Regelung der discreten Angelegenheiten hochgestellter Leute nicht mehr wie einst im Mai Herr Stukart, der Staatsbeamte, sondern Herr Bachrach, der Advocat, durchzuführen hat. Die zweifelhafte Thätigkeit der »Privatinterventionen«, die Aufgabe, Prinzen von lästigen Geliebten und Sprösslinge der Hochfinanz von dräuenden Gläubigern zu befreien, gehört, wie Kenner versichern, nicht mehr zu den Agenden des »Sicherheitsbureaus«, das sich mit der Zeit seiner eigentlichen Bestimmung, Einbrecher und

Raubmörder dingfest zu machen, zuwendet. Die schönen Tage, da »friedensrichterlich« durch Berufung auf irgend ein sagenhaftes Hofdecret, kraft dessen die Polizei alles »kann«, Rangierungen und Rettungen vorgenommen wurden, sind — angeblich — zu Ende, und es wäre wirklich nichts dagegen einzuwenden, daß sich die Kanzlei eines strebsamen Advocaten sozusagen als Polizeiexpositur etabliert, in der jene discreten Vermittlungen mit thunlichster Beachtung des Gesetzes durchgeführt werden. Aber — Hand auf's Herz — zur Begeisterung ist doch deshalb kein Anlass vorhanden! Der Disciplinarrath der Advocatenkammer hat jedoch Herrn Dr. Bachrach nicht bloß, so gut es gieng, reingewaschen, sondern ihn noch überdies mit Lob bis zur Unerträglichkeit parfumiert. Nun, die Mühe war umsonst; und man kann den Herren vom Disciplinarrath den Vorwurf nicht ersparen, daß sie übergroße Sorgfalt darauf verwendet haben, Herrn Dr. Bachrach in guten Geruch zu bringen, während die Gründlichkeit der Reinwaschung recht viel zu wünschen übrig lässt. Der Hof- und Polizei-Advocat war beschuldigt, er habe dem Fräulein Adamovic mit der Abschiebung von Wien gedroht, wenn sie das Verhältnis mit dem Erzherzog Leopold Ferdinand nicht löse, und dadurch eingeschüchtert habe das Fräulein in das ihr vorgeschlagene Arrangement eingewilligt. Herr Dr. Bachrach leugnet das: er habe »in vollster Ruhe, Geduld und Rücksicht mit Wilhelmine Adamovic verkehrt«, ja, er habe ihr sogar »empfohlen, sich an einen ihr genehmen gewissenhaften Rechtsanwalt zu wenden«. Jeder Unbefangene wird fragen, warum Herr Dr. Bachrach bei einem »Liberalitätsacte«, wie er das Uebereinkommen zwischen dem Großherzog von Toscana und der Geliebten seines Sohns nennt, die Beiziehung eines Rechtsanwalts empfahl, wenn nicht aus dem Grunde, daß Fräulein Adamovic sich bei den Verhandlungen über ihre Abfertigung spießig zeigte;

es ist augenscheinlich, daß sich das Fräulein Herrn Dr. Bachrachs Vorschlägen widersetzt hat, und der Gedanke liegt nahe, daß ein nicht allzu scrupuloser Unterhändler Versprechungen durch Drohungen unterstützt haben könnte. Der Disciplinarrath jedoch argumentiert: »Wäre Herr Dr. Bachrach darauf ausgegangen, das verwerfliche Mittel der Einschüchterung und Terrorisierung anzuwenden, so würde er der Adamovic gewiß weder Zeit zur Vorbereitung gelassen, noch die Beiziehung eines Advocaten empfohlen haben«. Hören wir indes nur, worüber Herr Dr. Bachrach mit dem beigezogenen Advocaten verhandelte. Herr Dr. v. Korper — so heißt der Wackere — versichert, es sei keineswegs mit einer Abschiebung des Fräuleins Adamovic von Wien gedroht worden; nur eins: bei der ersten Besprechung habe Herr Dr. Bachrach »auch einiges über das Vorleben der Wilhelmine Adamovic mitgetheilt«. Wie discret der Herr Polizei-Advocat ist! Die Verhandlungen mit dem Rechtsbeistand des Fräuleins Adamovic leitete er mit Mittheilungen über ihr »Vorleben« ein — das ihn so wenig wie die Polizei angeht —, aber mit dem Fräulein selbst hatte er natürlich vorher kein Sterbenswörtchen über ihr Vorleben und über gewisse Consequenzen, die sich daraus ergeben könnten, gesprochen. Er überließ es ihrem Rechtsbeistand, diese Consequenzen zu ermessen. Und richtig, Herr Dr. v. Korper erzählt wörtlich, er habe, als er dem Fräulein über seine Unterredung mit Herrn Dr. Bachrach berichtete, »die Möglichkeit durchschauen lassen, daß die Polizei mit Rücksicht auf ihr Vorleben und den Umstand, daß sie in Wien nicht zuständig sei, einen Einfluß auf ihren Aufenthalt zu nehmen immerhin in der Lage sein könnte«. Da war das arme Fräulein schön angekommen! Sie hatte einen Beistand gesucht, und nun ängstigte sie der Mann, dem sie sich anvertraute, mit neuen unerhörten Schrecknissen. Abgeschoben werden? Ihr Vorleben? Davon war doch nie die Rede gewesen!

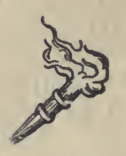
Aber um Himmelswillen... Oder ist etwa die Sache doch ein wenig anders verlaufen? Herr Dr. Korper versicherte seiner Clientin, die Polizei wäre »immerhin in der Lage«. Dieses Wörtchen »immerhin« will einem nicht aus dem Kopf gehen. Klingt's nicht ganz so, als ob das Fräulein, zu Tode erschreckt durch die Drohung mit der Abschiebung, zu ihrem Advocaten gestürzt wäre: »Ja, aber... haben Sie gehört, Herr Doctor? Ist denn so etwas möglich?« Antwort des Advocaten: Ja, er kann's nicht verhehlen, die Polizei ist immerhin... Die Vorgänge verketten sich so natürlich und logisch: Herr Bachrach findet das Mädchen, das er durchaus von Wien wegbringen soll, störrisch. Sie will nicht. Da beginnt er von ihrem »Vorleben« zu sprechen; sie möge es sich überlegen: wenn die Polizei eingreift... Aber das Mädchen glaubt ihm nicht; Vorleben, meint sie, ist Vergangenheit; die Gegenwart ist ganz anders, und weil sie einmal vor Jahren die Aufmerksamkeit der Polizei erregt hat, wird sie doch nicht ewig unter polizeilicher Aufsicht und Gewalt stehen! Herr Dr. Bachrach erwidert: Mir glauben Sie nicht; gut, dann nehmen Sie sich einen Advocaten; einen recht gewissenhaften, auf den Sie sich verlassen; und den fragen Sie, ob die Polizei... Damit indes der Advocat des Fräuleins Adamovic durch die Frage nicht verblüfft werde, bereitet Herr Dr. Bachrach ihn vor: er erzählt »einiges«. Es müssen sehr starke Argumente gewesen sein, die Herrn Dr. Korper zur Ueberzeugung brachten, daß immerhin... Wir kennen diese Argumente nicht, aber es ist bedauerlich, daß der Disciplinarrath der Advocatenkammer sich bei den Aussagen beruhigte, aus denen hervorgehen soll, Wilhelmine Adamovic sei nicht von Herrn Dr. Bachrach eingeschüchtert worden. Wäre es zu vorlaut gewesen, zu fragen, welche Gründe der eigene Vertreter des Fräuleins haben konnte, um sie — wie sich aus seiner Aussage ergibt — durch die Vorspiegelung eines Uebels gefügig zu machen, das ihr, solang in

Oesterreich bloß Polizeiverordnungen und nicht brutale Gewalt vor Recht gehen, niemals drohen konnte? Die Worte, die Herr Dr. Korper gesprochen zu haben zugibt, sind eine Antwort. Und die Frage, der sie ertheilt ward, kann unmöglich dem erfinderischen Kopfe des Fräuleins Adamovic entsprungen sein. Die Aussage des Herrn Dr. Korper belastet den Polizeiadvocaten, wenn sie dessen »Correctheit« auch ausdrücklich bestätigt. Sie hätte die Untersuchungsrichter der Kammer stutzig machen müssen, auch wenn Fräulein Adamovic nicht selbst in so decidierter Weise ausgesagt hätte, daß ihr gedroht worden sei. Ihr zumuthen, daß sie sich die Erpressungsgeschichte aus dem Finger gesogen habe, heißt, sie eines juristischen Spürsinns für fähig halten, der die ganze Advocatenkammer beschämte. Aber da diese auch über die Aussage des Herrn Dr. Korper — eines der tüchtigsten Logenbrüder — hinwegsah, hat sie ihrem eigenen Spürsinn ja ein hinreichendes Armuthszeugnis ausgestellt. Diese Version klingt versöhnlich. Betrüblicher wäre die Auffassung, daß die Vertheidigungsschrift für Herrn Bachrach ein Document sei von der Unbefangenheit, mit der der liberale Cliquengeist sich bei hellichtem Tage wieder auf die Wiener Straßen traut.

* * *

Wer die großen Reclameartikel über den Besuch des Unterrichtsministers im »Institut für Radiotherapie« des Herrn Professors Schiff in die Zeitungen gegeben hat: Herr v. Hartel oder Herr Schiff? Ja, wer das wissen könnte! Wenn man diese Berichte liest, kommt man erst zur Ueberzeugung, welch harmlose Krankheit der Lupus neben der Reclamesucht ist. »Jeder Patient hielt eine Photographie in der Hand, die sein Aussehen vor der Behandlung zeigte«. Der Besuch des Ministers kam für Herrn Dr. Schiff also überraschend. Die Worte, die er in seiner Ansprache gebrauchte:

»Ihr Besuch liefert mir den Beweis, daß mein Bemühen nicht ganz vergebens gewesen ist«, sollten sich natürlich auf die Heilung der Kranken beziehen . . .



Wenn der Sommer ins Land kommt, vergisst die Theaterstadt Wien ihre Würde und feiert vor den Berliner Natürlichkeitsspielern Orgien kritikloser Begeisterung, auf die dann allemal der verdiente Katzenjammer der Schlierseerei folgt. Es verschlägt nichts, daß diesmal die Brahm-Schüler im Ensemble des »Kleinen Theaters« auftraten und daß die Schlierseer Tegernseer sein werden. Allsommerlich geht derselbe Tanz an, und man erlebt Ausbrüche des Entzückens, als ob Wien das elendeste Theaterdorf wäre und als ob nicht die Trümmer einer Burgtheaterherrlichkeit noch immer decorativer wirkten als die von Berliner Nüchternheit aufgeführten Nutzbauten. Eine unter literarischen Visionen leidende Kritik, die von den Dingen der Bühne keinen blauen Dunst hat, mußte sich bemühen, für »die Art des ‚Kleinen Theaters‘« eine allerneueste Formel zu finden. Und da wird uns denn vorgeschwätzt, die Technik der um Herrn Reinhardt versammelten Gastspieler bedeute eine »Weiterentwicklung« des von Brahm geschaffenen Stils. Allen voran ist natürlich Herr Bahr, der von Schauspielerei lange nicht so viel versteht wie ein Feuerwehrmann des Jantschtheaters, um die eben geborne Kunst hilfreich beschäftigt. Die Treulosigkeit eines literarischen Charakters pflegt sich sonst in der Verleugnung einst vergötterter Menschen zu erschöpfen. Herr Bahr verräth ganze Epochen. Er wechselt »Ent-

wicklungen«, wie andere Menschen Hemden. Die können's nicht fassen, daß eine neue Cultur angebrochen sei, weil Herr Vallentin nicht mehr in der Schumannstraße, sondern unter den Linden Regie führt. Wenn Herr Bahr seinen Quartalsrausch der neuesten Kunst — leider kann ihn, wie man weiß, die Schlierseerei nicht ernüchtern — ausgeschlafen haben wird, mag er vielleicht erkennen, daß »die Art des ‚Kleinen Theaters‘« nicht um ein Jota von der des »Deutschen Theaters« abweicht, daß hier wie dort die Verwandlung der Noth in eine Tugend zum obersten Kunstprinzip erhoben ist und daß nach wie vor eine exacte Milieuregie Dilettanten und Episodenspieler so verwendet, daß sie der Theaterblindheit als tiefe Charakteristiker erscheinen.

Ich versage der künstlerischen Gesammtleistung, die in den vier Bühnenbildern des »Nachtasyl« steckt, meine Bewunderung nicht, achte den ehrlichen Kunsteifer und die in guter Burgtheaterschule erworbene Geschicklichkeit des Herrn Reinhardt. Ich weiß, daß Gorki's Stück nicht besser und wirksamer gespielt werden kann. Aber ich weiß auch, daß es kaum schlechter gespielt werden kann. Es ist nämlich die ausbündigste Narrheit, überhaupt von Schauspielkunst zu sprechen, wo alle Wirkung von der unfehlbaren Melodramatik des Elendmilieus besorgt wird, wo jeder persönliche Mangel wie Charakteristik wirkt, wo der dreimal sichere Schwimmgürtel, aus den Dialecten der Seele, der Tracht und der Zunge bereitet, jede schauspielerische Nichtpersönlichkeit über Wasser hält. Ich habe hier schon oft die Katastrophen beklagt, die eine von literarischen Zwangsvorstellungen gepeinigte Theaterkritik über Naturspieler (Neuert, Rittner, Meth u. s. w.) gebracht hat, die sie aus ihren engen Bezirken in freie, dialectfreie Kunsthöhen protegieren wollte. Aber

das beste Beispiel für die Täuschung, die der in »Echtheit« verwandelte Defect bewirkt, ist der Fall eines unbeachteten Berliner Vorstadtepisodisten, des alten Pauli, den ein kundiger Regisseur einst für die Rolle des alten Baumert in den »Webern« entdeckt hat. Keiner spielt sie ihm nach, und — keine hat er ihr nachgespielt. In jeder andern ist er unerträglich; in dieser vereinigen sich körperliche Beschaffenheit und schlesischer Dialect zu einem Wunder der Natürlichkeit, über das die literarische Theaterkritik Berlins aus Rand und Band gerieth und dem Herr Schlenther in seiner Hauptmann-Biographie ein Denkmal gesetzt hat. Ich behaupte, daß es Wahnwitz ist, aus der Aufführung des »Nachtasyl« — und wäre sie in ihrer Gesammtwirkung noch großartiger — einen Schluß auf die schauspielerischen Qualitäten der Einzelnen — die Frauen, soweit sie nicht verhutzelt sein müssen, vielleicht ausgenommen — zu ziehen. Mit dem Waßmann-Rummel hat die Wiener Kritik ihre völlige Theaterfremdheit bewiesen. Ich leugne nicht, daß Herr Waßmann den Lumpenbaron vortrefflich gibt; aber glauben die Neunmalweisen, daß irgend ein schlanker Chargenspieler einer Wiener Bühne, daß zumal Herr Tressler vom Burgtheater oder Herr Brandt vom Volkstheater die Rolle nicht ebenso wirksam gäbe? Haben die Herren im Paroxysmus der Gastfreundschaft vergessen, daß gerade die Vorführung proletarischer Milieus (»Hannele«) oder kleinbürgerlicher (»Die Localbahn«) eine der starken Seiten des Wiener Burgtheaters ist, dessen künstlerischer Ehrgeiz freilich stets in höhere Regionen der Menschendarstellung langte? Seine kleinen Chargenspieler würden, wenn man sie ins Brahm'sche oder Reinhardt'sche Ensemble verpflanzte, bald in ganz Berlin und dann natürlich auch in Wien als Säcularerscheinungen ausgerufen, und Herr Moser würde unschwer erreichen, was vor zwei Jahren thatsächlich Herrn Hofmeister geglückt ist . . .

Ich sage, daß die Aufführung des »Nachtasyl« durch das Ensemble des »Kleinen Theaters« nicht zu überbieten ist. Aber es ist nicht Schauspielkunst, was hier die Wirkung bestreitet. Alle Berufung auf den neuen und neuesten Stil ist eitel Geschwätz. Aus jener grandiosen Darstellung von Stotterern Prinzipien für moderne Schauspielkunst ableiten, hieße, der Schule, in der sie gelehrt würde, ein seltsames Unterrichtsprogramm vorschreiben: Die Lehre vom Nichtsprechen-Können.

* * *

Kunstkritik.

(Klinger's »Urtheil des Paris«.)

Herr Hevesi:

»Ein Kraftwesen mit titanischen Armen zerdrückt mit der Faust den Kopf einer Hydra, diese aber reckt nur desto riesenhafter den anderen Hals, mit dem anderen Kopfe, in die oberen lichten Regionen auf...«

Herr Servaes:

»Vor ihm gleitet ein fischartiges Ungethüm nieder, auf dessen steil gestrecktem Schweif sich ein schmerzvoll verzerrtes Medusenhaupt hebt...«

* * *

Im vorigen Jahre hat der Jacques Fürst das 25jährige Jubiläum seines Montagsblatts durch eine Festnummer gefeiert, zu der die Wiener Cafétiers gutbezahlte Reclamenotizen beisteuern mußten. Die ingeniöse Idee hat Anklang gefunden. Am 8. August 1903 wird abermals in Wien ein Zeitungsjubiläum begangen werden. Diesmal ist's eine große Sache: was sind 25 Jahre im Vergleich mit vollen zwei Jahrhunderten eines Zeitungsdaseins, und was bedeutet das Fürst'liche Revolverblättchen neben der ,Kaiserlichen Wiener Zeitung'! Die Administration der ,Wiener Zeitung' hat beschlossen, etwas noch nie Dagewesenes zu bieten; die Fest-

nummer vom 8. August wird nicht auf gewöhnlichem Weg, sondern »unter Hochdruck« hergestellt, bevor die Rotationspresse ihre Thätigkeit beginnt, wird eine Erpresse in Gang gesetzt, derengleichen man niemals vorher gesehen hat: es ist eine Art von Windmotor, und die Betriebskraft wird durch den Flügelschlag des Doppeladlers erzeugt. Unter den stolzen Fittigen des kaiserlichen Wappenthiers sollen, wie den Annoncenbureaux und Inseratenagenten mitgetheilt ward, 120 Seiten textlicher Reclame sich ausbreiten. An alle österreichischen Industriellen werden soeben die »Aufnahmsbedingungen für die Festnummer der ‚Kaiserlichen Wiener Zeitung'« versendet. Da heißt es: »Anzeigen: Eine ganze Seite 500 K, eine halbe Seite 300 K, eine viertel Seite 180 K, eine achtel Seite 100 K, eine sechzehntel Seite 50 K.« Aber die ‚Wiener Zeitung' hat diesmal besseres zu bieten als Inseratenraum: »Textliche Publicationen: Für jede 2mal gespaltene Zeile (zirka 10 Worte, 50 Buchstaben umfassend) netto 4 Kronen«. Beigelegt werden zwei Probeseiten von textlichen Reclamen; da ist ein ganzseitiger Artikel über die »K. k. priv. Leder- u. Schuhfabriken von Carl Budischowsky & Söhne, Wien-Trebitsch«, eine halbseitige Reclame für die »Kunst-Porzellan- und Fayence-Fabrik Ernst Wahliß in Turn-Teplitz« und zwei viertelseitige Notizen über »Mautner-Markhof, Brauerei zum St. Georg, Presshefe-, Spiritus-Fabrik und Raffinerie, Floridsdorf« und »G. A. Bareuther, Weberei und Appretur, Haslau«. Nun heißt es für die übrigen Industriellen, sich sputen, damit man noch ein Plätzchen im Texttheil erwische; wenn hundertzwanzig Seiten voll sind, werden Späterkommende unbarmherzig in den Anzeigentheil verwiesen, und sie werden noch froh sein müssen, dort für theuere Bezahlung Unterschlupf zu finden. Denn kommen müssen alle, um das Jubiläum der ‚Wiener Zeitung' mitzufeiern. Es wird eine imposante Revue alles dessen werden, wozu es der Unternehmungsgeist in Oesterreich am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gebracht hat. Ohne zu übertreiben, darf man der Jubiläumsnummer der ‚Wiener Zeitung' die Empfehlung vorausschicken: sie wird von hohem culturhistorischen Werth sein; es wird mindestens für 80.000 Kronen österreichische Zeitungscultur in ihr stecken.

* * *

Wieder ein Circular.

»Euer Wolgeboren!

Da wir mit Bedauern wahrgenommen haben, daß Sie Ihr Abonnement auf ‚Die Zeit' nicht mehr zu erneuern wünschen, erlauben wir uns Sie höfl. zu ersuchen, uns die Gründe anzugeben, welche Sie zu diesem Schritte bewogen haben. Es ist uns sehr daran gelegen, mit unseren Lesern in möglichst innigen Kontakt zu treten und deren spezielle Wünsche kennen zu lernen.

Sie würden uns daher sehr verpflichten, wenn Sie mit Benützung des beigeschlossenen Couverts uns gütigst informieren würden.

Hochachtungsvoll
‚Die Zeit'
Administration.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. In der That, über den »Antrag Herzog« habe ich nicht geschrieben. Ich denke mir in solchen Fällen immer, daß der Rabbi Bloch das ganz gut besorgt. Für mich kommt wirklich weniger der gleichgiltige Antrag in Betracht als die Thatsache, daß der liebe Parlamentarismus Individuen von den moralischen und geistigen Qualitäten des Antragstellers aushält. Aber der liebe Parlamentarismus ist in der ‚Fackel' oft genug verächtlich gemacht worden, und ich fühle mich wahrhaftig nicht verpflichtet, jeden Rülpser des vom Volksmark Vollgefressenen besonders zu verzeichnen. Daß Herrn Schönerers Kinder die Staatsbürgerrechte verlören, wenn der Antrag seines Parteigenossen, der das Vorhandensein von jüdischen Blutstropfen bis ins dritte und vierte Geschlecht ahndet, Gesetz würde, hat inzwischen wohl schon die ganze liberale Oeffentlichkeit entdeckt. Ich könnte höchstens meine Stellung zum Antisemitismus, die vernünftige Leser kennen, neu formulieren: Ein Joseph Herzog schadet der antisemitischen Sache mehr, als ein Jacob Herzog ihr je nützen konnte.

Generalstäbler. Ja, was sollen diese armen Reporter der ‚Zeit' eigentlich anfangen? Wenn sie sich als Motorführer verkleiden, droht ihnen der Arrest, wenn sie als Hausierer herumziehen, werden sie geprügelt, und da sie sich neuestens als Militärs maskiert haben, werden sie ausgelacht. Das ist übrigens noch glimpflich. Aber der Redacteur, der sich am 30. April für einen Artillerieofficier ausgeben mußte, riskierte auch eine Verurtheilung wegen unbefugten Tragens der Uniform. Er hatte einen Artikel über die »Feldgeschützfrage« zu verfassen, die in unseren Börsenblättern bekanntlich als eine Eisenindustriefrage behandelt wird. Während indes die ‚Neue Freie Presse' die Artikel über

das zukünftige Feldgeschütz fertig aus den Bureaux der Eisenindustriellen bezieht, holt sich die ‚Zeit' dort bloß »Informationen«. Dann muß der volkswirtschaftliche Redacteur die Uniform eines Artillerieofficiers anlegen und sich zum Schreibtisch setzen, um aus den Informationen einen fachmännischen Artikel herzustellen; damit das Publicum sehe, was für Tausendsassas die Herren von der ‚Zeit' sind: Stahlfeder oder stählerne Kanonenrohre, sie wissen mit beiden Waffen gleich gut umzugehen, und die Fahne, unter der sie kämpfen, ist das Cursblatt. Diesmal missglückte die Sache, und die neueste Nuance, die sich die ‚Zeit'-Leute beigelegt haben, — das Auf- und Abprotzenthum — hat nicht verfangen; niemand hat den Artillerieofficierscharakter einem Redacteur geglaubt, der die Behauptung aufstellte, die neuen Kanonenrohre könnten nicht aus Bronze sein, weil die neuen Feldgeschütze Panzerschilde erhalten müßten: »Denn auch die Schilde etwa aus Hartbronze fabricieren zu wollen, daran wird wohl niemand denken«. Nein, daran denkt wirklich niemand; man will nur die Rohre aus Schmiedebronze erzeugen, die Panzer könnten, wenn man sie brauchte, ganz wohl aus Stahl hergestellt werden. Das hat übrigens vierzehn Tage, nachdem der Volkswirt seine artilleristische Weisheit zum Besten gegeben, in der ‚Zeit' ein wirklicher Artillerieofficier des Ruhestandes, der sich »Armiger« nennt, auseinandergesetzt. Der Volkswirt hatte den Börseanern versichert, von Bronze-Rohren sei keine Rede mehr. Aber »Armiger« zerstörte grausam alle Hoffnungen auf eine Hausse in Eisenactien. Er versichert sogleich: »Soviel scheint immerhin klar zu sein, daß wir bei unserer guten alten Bronze bleiben« . . . Ebenso sachkundig wie über die Feldgeschützfrage referierte die ‚Zeit', wie ich Ihren Mittheilungen entnehme, am selben Tage über die Frühjahrsparade. Der Reporter schildert die Zusammensetzung der vier Treffen und erzählte von »vier Bataillonen des Infanterieregiments Nr. 4«, die ausgerückt seien, obwohl jedes Wiener Vorstadtkind weiß, daß nur ein Deutschmeisterbataillon in Wien liegt (die drei anderen sind in Mostar); dafür hatte er das ganze Corpsartillerie-Regiment Nr. 14 übersehen, falsche Treffencommandanten genannt, einen niederländischen Officier für einen belgischen und die ungarische Generalsuniform des Erzherzogs Otto für die »Oberstenuniform seines Husarenregiments« gehalten. Er spricht von den »weißen Paradeuniformen der Generale« — sie sind hechtgrau; weiß ist Gala —, läßt die Suite bei der Ankunft des Kaisers »Spalier« bilden — sie stellt sich auf einer Seite auf —, den Corpscommandanten »den Säbel dreimal präsentieren« — er salutiert natürlich — und die Volkshymne »in allen Tonarten« erklingen, während sie doch von allen Capellen in derselben Tonart gespielt wird. Ja er gebraucht sogar Fremdwörter wie »Zugsbreite«, selbstverständlich falsch; denn die Cavallerie defiliert nicht in Zugs-, sondern in Escadronsbreite . . . Die Leser vom Schottenring lesen es gerne. Sie freuen sich über die Fülle der »Nuancen«. Was macht es, daß alle unrichtig sind?

Wiener. Sie fanden im ‚Extrablatt' (14. Mai) die Mittheilung, daß Baron Berger in Hamburg »auf einen Glückwunsch des

‚Berliner Börsencourier' mit folgender liebenswürdiger Dichtung geantwortet« hat. Folgt ein kleines Meisterwerk sprachlicher Feinheit, von dem man es nicht fassen kann, daß sein Schöpfer es — »ausgerechnet«, Herr Julius Bauer! — dem ‚Berliner Börsencourier' gewidmet haben soll. Warum nicht gleich dem ‚Extrablatt'? Natürlich steckt — und damit beantworte ich Ihre erstaunte Frage — ein schmöckischer Schwindel dahinter. Das Gedicht ist die gedruckte Antwort, die Berger allen jenen gesendet hat, die ihn zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages ihrer Sympathien versichert und die nicht vergessen haben, daß Einer in weiter Ferne wirkt, der unter anderen Vorzügen so nebenbei auch den besitzt, Oesterreichs bester Theatermann zu sein.

Märchenerzähler. Sie schreiben: »Treffend haben Sie in der letzten Nummer der ‚Fackel' dargethan, daß es sich um die künstlerische Wahrheit handelt, wenn Isidor Singer's Thaten von Rhapsoden besungen werden, während sich die Liguori-Berichtigungen der ‚Zeit' höchstens und bestenfalls auf ihre künstliche Wahrheit berufen können. In der Schule haben wir gelernt, daß Herakles nicht wirklich gelebt hat, sondern nur eine Sammelfigur ist, in welcher sich die Thaten mehrerer Generationen reflectieren. Künftige Geschichtsschreiber werden vielleicht einst die Theorie verfechten, daß auch Professor Singer nur eine Idealgestalt sei, in der sich das Sparsystem des socialpolitischen Jahrhunderts symbolisch verkörpere. Denn unmöglich, so werden sie argumentieren, kann ein einzelnes Individuum in so kurzer Zeit soviele Spesenrechnungen gekürzt haben. Falstaff hat von sich gesagt, er sei zwar nicht witzig, aber er bewirke, daß andere witzig werden. In diesem Sinne ist auch Professor Singer einer der größten Humoristen. Er ist aber auch ein Dichter, indem selbst die nüchternsten und prosaischsten Menschen die packendsten Geschichten erfinden, welche zwar nicht wahr sind, aber niemals erfunden worden wären, wenn Singer's Charakter nicht die poetische Wahrheit garantierte. Meist bewegt sich die Phantasie dieser ganz modernen Dichter auf dem Gebiete der Spesenrechnungen, und so erzähle ich Ihnen denn einen solchen Traum, hinter dem beileibe nicht ein Fünkchen Wahrheit steckt! Als Graf Lamsdorf (einen Mann dieses Namens hat es nie gegeben!) nach Wien (unbekannte Stadt) reiste, wurde ihm von der ‚Zeit' (nach Kant bekanntlich nicht real!) ein Journalist mit der Mission entgegengeschickt, ihn zu interviewen. Da jener (sagenhafte) Diplomat sehr wenig Zeit (siehe oben) hatte, so beschied er den Herrn in den rollenden Eisenbahnzug. Das Interview findet statt, und nun kommt — verzeihen Sie das harte Wort! — die Spesenrechnung des Journalisten. ‚Für eine Fahrt im Schnellzug erster Classe von — bis — x Kronen.' Singer stürzt — nicht »herauf«, sondern geht langsam. (Ein für allemal!) ‚Herr Ypsilon, wollen Sie den Ruin des Unternehmens verschulden?! Haben Sie nicht unterschrieben das Gelübde der Keuschheit und Armuth? Ist Ihnen nicht bekannt, daß Mitarbeiter der ‚Zeit' nur dritte Classe Personenzug verrechnen dürfen??' Sprach's, strich die Spesenrechnung zusammen und stürzte — pardon, schritt stolz von dannen! . . .«

Humorist. Im Kriege der Commune mit den Elektricitäts-Gesellschaften haben sich natürlich vor allem die Kriegsberichterstatter bewährt. Putzig war die Entrüstung des Communalschmocks der ‚Neuen Freien Presse' über den »Magistratsbericht«, von dem es hieß, daß er »von maßlosen Ueberhebungen, Beschimpfungen gegen Justiz und Presse . . . strotzte«. Justiz und Presse! Wie nobel das gepaart ist! Zwei im Staate gleich wichtige, gleich berechtigte Institutionen. Als Symbol dieser Gleichheit diene die Chiffre st—g, die bekanntlich ebensowohl Sternberg wie Strafgesetz bedeuten kann. Da wir aber schon beim Strafgesetz halten, so sei unser Humorist darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht nett ist, immer wieder Wendungen der ‚Fackel' in die ‚Neue Freie Presse' einzuschmuggeln. Gern will ich ihm einige, die ich noch nicht gedruckt habe, überlassen, ihm in jeder Weise auch stilistisch an die Hand gehen und über die ewige Verlegenheit zwischen »als« und »wie« hinweghelfen. Aber die Bezeichnung: parlamentarische »Zwischenrufer im Streite«, die er in jenem Bericht über die Elektricitätsdebatte anwendete, ist schon allzuoft in der ‚Fackel' gestanden. College Herzl mag es sich gefallen lassen, seine Feuilletongedanken (z. B. den albernen Vorschlag, daß Frau Niese die Widerspänstige spiele), in der ‚Breslauer Zeitung', als deren Wiener Plauderer st—g im satirischen Nebenamt wirkt, ohne Quellenangabe wiederzufinden. Ich kann zu solcher Toleranz nicht verhalten werden. Ich drücke ohnedies bei der Lectüre einer satirischen Notiz des st—g immer — zwei Augen zu.

Peitschenfabrikant. Frau Sorma ist eine Berliner Schauspielerin, aber lange vor den Berliner Blättern waren die Wiener über alle Details ihrer Eheaffaire unterrichtet. Das Dreieck war kaum geschlossen und schon waren Er, Sie und Er mit vollem Namen dem Wiener Publicum preisgegeben. In Berlin, wo man offenbar der irrigen Meinung zu sein scheint, daß bloß die künstlerischen Leistungen einer Schauspielerin die Oeffentlichkeit zu bekümmern haben, wussten sie gar nichts. Wie weit doch unsere Presse voraus ist! Sie calculiert ganz richtig: Gehört Frau Sorma mit ihrer Kunst dem Berliner Publicum, so soll wenigstens ihr Privatleben uns gehören.

‚Zeit'-Genosse. In der ‚Sonntags-Zeit' vom 17. Mai ist eine Studie von Franz Molnar, betitelt »Der taktlose Mensch« abgedruckt. Der Verfasser lässt den taktlosen Menschen eine Namensverwechslung mit den Worten entschuldigen: »Das ist alleseins. Fritz oder Ludwig, darum habe ich ihn doch ebenso gern. Es thut nichts, wenn er auch Isidor hieße«. Nun, taktvoll ist es wirklich nicht, in Herrn Singers Hause von derlei peinlichen Dingen zu sprechen; aber Herr Molnar hat recht, und auch ich habe mich ja neulich gegen die Zumuthung verwahrt, daß ich mich über den Namen »Isidor« lustig machen wollte . . . .

Angewiderter Leser. Einen netten Anblick bot am 14. Mai das ‚Neue Wiener Tagblatt'. Die ganze überwältigende Gesinnungslosigkeit moderner Journalisterei stank dem Kenner entgegen. Links das Geschmuse des Herrn Bahr über seinen Novelli und rechts ein pöbel-

hafter Eingriff in das Privatleben seines alten Freundes, des Componisten Adalbert von Goldschmidt, der seine Geschäftsfremdheit zu Börsenspeculationen hat missbrauchen lassen und nun als Kläger gegen die Anglobank vor dem Handelsgerichte erscheint. Auch wer den »Einwand von Spiel und Wette« grundsätzlich perhorresciert, mußte es als eine Verletzung von Treu und Glauben empfinden, daß in dem Blatte des Herrn Bahr der von ihm einst verhimmelte Schöpfer der »Gäa« in der lumpigsten Weise verhöhnt wird. Wie ich höre, hatte dieser — mit Recht — sich dafür eingesetzt, daß eine Erörterung seiner Vermögenslage, daß die Nennung seines Namens in den Berichten der Tagespresse über seine Gerichtsverhandlung unterbleibe; Herr Singer (Wolwele) aber war entschlossen, Goldschmidt für angeblich pressfeindliche Privatäußerungen, die ihm hinterbracht worden waren, exemplarisch zu bestrafen . . . Kein vollsinniger Mensch wird verlangen, daß von einem Process über erhobenen Differenzeinwand, der möglicherweise die Praktiken eines Finanzhauses — nicht wahr, Herr Singer? — an den Tag bringt, geschwiegen werde. Aber jeder Leser, dessen Reinlichkeitssinn durch die täglich zweimalige Berührung mit der Journaille noch nicht völlig abgestumpft ist, wird es grauenhaft finden, daß der betheiligte Privatmann bei solchem Anlass sich von dreisten Reportern in die innersten Falten seiner Brieftasche gucken lassen muß. Unter dem pompösen Titel »Spiel und Wette eines Componisten« ward im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ ein zwei Spalten langer Essay veröffentlicht, der der Oeffentlichkeit selbst Mittheilungen aus dem Testament des Vaters des klageführenden Künstlers nicht ersparte. An diesen Sensationsbericht wird man Herrn Singer erinnern müssen, wenn er auf dem nächsten Congress wieder von den hehren Aufgaben der Presse fabulieren sollte. Ich bin nicht Fachmann genug, um zu beurtheilen, ob Goldschmidt's Oratorium »Die sieben Todsünden« und die Trilogie »Gäa« wirklich nur eine Erwähnung im Gerichtstheil der Wiener Zeitungen verdienen, aber ich weiß, daß, wenn Anton Bruckner einen einzigen Differenzeinwand erhoben hätte, sein Name in Wien schneller bekannt geworden wäre, als durch neun Symphonien ... Es ist höchste Zeit, daß dieser Schandpresse das Handwerk der Gerichtssaalberichterstattung erschwert wird. Hält sie den Einwand von Spiel und Wette von dem hohen Standpunkt ihrer Finanzmoral für unehrenhaft, dann hat sie sich selbst das Urtheil gesprochen. Die Mittheilung ehrenrühriger, »wenn auch wahrer«, Thatsachen des Privat- und Familienlebens ist nach österreichischem Strafgesetz verboten, und der Privatmann, der sein wirtschaftliches Ungemach vor aller Welt enthüllt sehen muß, gehe hin und statuiere ein Exempel!

Conservatoristin. Mit Herrn Professor Stritt ist's rasch gegangen. Und dabei empfahl sich vielleicht seine Methode, die Schülerinnen zu beschimpfen, nicht so sehr der öffentlichen und directorialen Aufmerksamkeit als die mehr entgegenkommende Art eines seiner Collegen, über die hier vor Jahr und Tag gesprochen ward. Bei der Gerichtsverhandlung gegen Herrn Stritt kam es übrigens zutage, daß die gereizte Stimmung

nur gegen jene Zöglinge bethätigt ward, die sich beharrlich weigerten, Privatstunden zu sechs Kronen zu nehmen. Ein mildernder Umstand! Wie schade, daß ihn das Bezirksgericht Josephstadt, das Herrn Stritt für seine ordinären Beschimpfungen gerade so schwer bestrafte wie mich, wenn ich eine Berichtigung für ungesetzlich halte, nicht in der Urtheilsbegründung gebührend gewürdigt hat! Die »Aufregung über den unterlassenen Gruß« ist ja — allen Ernstes — als strafmildernd angenommen worden. Daß Herr Stritt aufgeregt war, lässt sich nun allerdings nicht leugnen, aber der Richter hätte sich fragen müssen, ob die Aufwallung, in der der Angeklagte sich zu gemeinen Schimpfworten gegen Frauen hinreißen ließ, objectiv berechtigt war. Er hätte Herrn Stritt und mit ihm allen seinen Collegen die Wahnidee ausdrücklich benehmen müssen, daß die Schülerinnen des Conservatoriums, erwachsene Damen, verhalten seien, sie zuerst zu grüßen. Hätte Herr Stritt ein Recht auf den Gruß, dann könnte seine Erregung bei der Bemessung der Strafe erst in Betracht kommen. Kalten Blutes hat noch keiner Schimpfworte gebraucht, und es wäre spassig, wenn jedem Lümmel die »Aufregung« zugebilligt würde. Der Klageanwalt verlangte Straferhöhung, weil das Conservatorium ein Ort sei, der »besonderen Anstand erfordert«. Das leugne ich nun wieder ganz entschieden. Wohl aber hätte der Richter berücksichtigen müssen, daß gegenüber den beleidigten Personen als Frauen besonderer Anstand zu erfordern war. Herr Stritt ist so glimpflich davongekommen, daß er sich freiwillig zu einer Strafverschärfung entschloss und sein Demissionsgesuch überreichte. Und nun wäre der schönste Vorwand für ein gründliches Reinemachen gegeben.

Ohrenzeuge. Ueber die letzten Worte des Raubmörders Schönekl war in Wien eine ganz falsche Version verbreitet. Die Zeitungen gefielen sich in der frivolen Andeutung, daß der Delinquent einen Satz gemurmelt habe, von dem nur die erste Silbe: »Le . . . .« verständlich gewesen sei. Nun versichern Sie mir, daß sich der Vorgang viel harmloser abgespielt hat, als die sensationslüsternen Reporter der großen Blätter ihn darzustellen für gut befunden haben. Man muß nicht hinter allem eine Schweinerei vermuthen. Schönekl wollte nichts weiter sagen als »Lesen Sie die ‚Zeit'!« . . . Ein publicistischer Erfolg seltener Art, den natürlich die der ‚Zeit' feindliche Wiener Presse todtschweigen mußte. Wie Professor Singer die sinnige Reclame ins Werk gesetzt hat, wird ein ewiges Räthsel bleiben. Vielleicht hat er bloß die Stimmung Schönekls, des mit der Welt und dem ‚Extrablatt' Zerfallenen, geschickt auszunützen verstanden und dem Delinquenten sein Blatt in die Armensünderzelle geschickt. Unter dem Eindruck dieser Lectüre sprach dann Schönekl die denkwürdigen Worte, deren erste Silbe Fernerstehenden allerdings wie der Anfang einer populäreren Zumuthung klingen mußte.

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Die Adresse des Verlages der ‚Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 8.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 137, Anfang Mai): Rettung des Deutschthums. — Das Ende der Hofaffairen. — Das Telegrammgeheimnis. — Richtermangel und Richterüberfluss. — Vom Beamtenverein. — Was sich der Oberste Gerichtshof unter einem »verantwortlichen Redacteur« vorstellt. — Ein Schulmuseum. — Wenden Sie sich an die Administration! — Erinnerungen an Hugo Wolf. — Unendliches Bedauern. — Der kleine Kohn ist weg! (Mit Abbildung). — Ein seltsames Rufzeichen. — Liebe Fackel! (Sexualjustiz). — Antworten des Herausgebers (Die Berichtigungen der ‚Zeit'; Das Urtheil des Landesgerichts; Mottl und Hanslick; Literaturförderung; Die Versicherungsgesellschaften; ‚Fackel' Nr. 134a etc.; Clericales aus der ‚Neuen Freien Presse' u. s. w.). — Berichtigung. — Büchereinlauf.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN

der ‚Fackel'

(Jänner—März 1903 = Nr. 126 bis 134) sammt **Index** sind zum Preis von **50 Hellern** (franco 70 Hellern) durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert.

BAND XV der ‚Fackel'

(Jänner—März 1903)

(Nr. 126 bis 134 sammt Index)

(franco K 2.20 = M. 2.20) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 139 Erschienen am 30. Mai 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K 7.—
« «	18 «	« . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36 «	« . .	M. 7.—
« « « «	18 «	« . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	« 8.20
« « « « «	18 «	«	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1202*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 139 WIEN, ENDE MAI 1903 V. JAHR

Dreißig Jahre sind dahingegangen, seitdem der Börsensünden Maienblüte im furchtbaren Unwetter des Krachs vernichtet ward. Kahl stand der Giftbaum nach den Sturmtagen des Mai 1873 da, die stärksten Aeste gebrochen, die Cursblätter gewelkt. Aber mit den besten Säften genährt, die allen Zweigen einer verkümmernden Volkswirtschaft entzogen wurden, erholte er sich bald, trieb neue Sprößlinge, und nach wenigen Jahren schattete er wieder weithin über die österreichischen Lande. Nur die alte Pracht, die vor Dreiundsiebzig gelockt hatte, ist nicht wiedergekommen, die gefährlichen Reize wirken schwächer, und die Scharen der Harmlosen, die, aus der Ferne zuströmend, im Schatten der Börse spielen, sind dünner geworden. Nun scheint, nach einem Menschenalter, das viel vergessen und wenig gelernt, dem Börsenwöchner die Zeit gekommen für neuen Börsenglanz, für ein fröhliches Börsentreiben und Börsenzutreiben. Pathetisch klagt er über die Verblendung, die seit dreißig Jahren »eine Rückkehr des wirtschaftlichen Aufschwungs« in Oesterreich fürchtet; »seit dreißig Jahren«, ruft er aus, »würgt Oesterreich an diesem Krach, der das größte Unglück für das Land war, nicht durch seine unmittelbaren Folgen, sondern durch seine verderblichen Einflüsse auf die Bevölkerung«. Die »unmittelbaren Folgen«, den Ruin von Tausenden und Abertausenden, hat Herr Moriz Benedikt mit Fassung ertragen, und an manchem Papier, das damals verzweifelnde Spieler

fortwarfen, war sogar später ein hübsches Stück Geld zu verdienen; aber »die verderblichen Einflüsse« des Krachs, das Streben, die Börsenleute »in ihrem Erwerb zu hindern« — »das hieß jetzt Kampf gegen den Schwindel, Sorge für den Mittelstand, Achtung vor der ehrlichen Arbeit«, entrüstet sich der Economist — sind noch immer nicht überwunden. Und die liberale Partei — »ist es zu glauben?« fragt Herr Benedikt — mußte am Krach zugrunde gehen! Andere Länder werden uns als Beispiel hingestellt: »Seither waren in verschiedenen Ländern fünf große Krache und wurden nach einigen Jahren vergessen, nur der österreichische Krach hat geistig und politisch eine nicht mehr zu heilende Wunde geschlagen«. Aber auch der Panamakrach hat geistig und politisch eine Nation verändert, und wenn schon Analogien zu den österreichischen Ereignissen des Jahres 1873 gesucht werden sollen, so sind sie einzig in dem Lande zu finden, dessen Leben seit dem großen Zusammenbruch der verbündeten Börsenspeculation und politischen Corruption von dem Kampfe zwischen Panamismus und Antipanamismus ausgefüllt ist. Wie hätten im Deutschen Reiche die liberalen Parteien einer Börsenschwindelcampagne zum Opfer fallen können, da doch hervorragende deutsche Liberale nicht gleich dem österreichischen Freisinn Führer, sondern die ersten Bekämpfer des Börsenschwindels waren? Und wie kann die letzte deutsche Industriekrise mit der österreichischen Speculationskrise verglichen werden? Vom Wiener Krach sagt Herr Benedikt: »Er ist materiell längst verschwunden, und erst nach ihm sind die schweren Millionen der Industrie entstanden«. Der »wirtschaftliche Aufschwung« vor dem Krach, was war er also, da er kein Aufschwung der Industrie war? Eine Blütezeit der Industrie, wenn sie auch bloß künstlich herbeigeführt war und mit einer Krise endet, wie sie das Deutsche Reich vor zwei Jahren erlebte, hinterlässt

in erhöhten Arbeitslöhnen, die nicht so leicht wieder herabgedrückt werden können, bleibenden Nutzen für das Volksthum. Eine künstliche Blütezeit der Speculation wird mit einer Volksverarmung auf Jahre hinaus bezahlt. Herr Benedikt kann nicht begreifen, daß Oesterreich die Eindrücke und Einflüsse des Jahres 1873 noch immer nicht verwunden hat. Aber im Mai 1873 schrieb Ferdinand Kürnberger (Siegelringe, »Vom dreißigjährigen und vom Börsenkrieg«): »So ist auch in seiner verwildertsten Periode der dreißigjährige Krieg als Raub- und Beutekrieg nicht missbraucht worden, wie der Credit missbraucht werden, zumal der Börsencredit zum ehrlosesten Meuchelmord und brutalsten Vernichtungskrieg ausarten kann«. Und prophetisch hat Kürnberger erkannt, daß nach Decennien erst die volle Bedeutung des Krachs gefühlt werden würde: »Unsere Augen werden längst geschlossen sein, da werden sich die Anklagebänke der nächsten Geschlechter mit Verbrechern füllen, deren Protokolle alle mit den Worten anfangen werden: ,Als ich ein kleiner Bub war, haben die Eltern beim großen Krach Anno Dreiundsiebzig ihr ganzes Vermögen verloren, und seitdem hat sich unsere Familie nicht mehr erholt'«. Wenn unsere Strafrechtspflege, nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Psychopathologie geregelt, wissenschaftliche Anamnesen kennte, so würden wir solche Worte jahraus jahrein in den Gerichtssälen zu hören bekommen. Ungeheilt sind die Schäden des Jahres 1873, unbezwungen leider auch die Schädiger; der Leitartikel der ,Neuen Freien Presse' vom 21. Mai 1903 zeigt, daß nichts sich in Oesterreich geändert hat seit der Zeit, da Kürnberger sprach: »Der öffentlichen Meinung wird Gewalt angethan. Die Börsenwölfe schicken Falschwerber aus, d. h. sie kaufen Organe der öffentlichen Meinung, machen die letztere und verwandeln den Mund der Wahrheit in ihren Wolfsrachen«. — — — — — — — — — —

†

Das Mitleid mit den Opfern der Greuel von Kischenew, mit dessen Ergüssen die ‚Neue Freie Presse‘ seit Tagen ihre Spalten füllt, mag ungeheuchelt sein. Aber ist sich der Mann, der die Weltanschauung des Liberalismus in dem Herzensschrei »Mehr Schwindel!« zusammenfasste, des perversen Eifers bewusst, mit dem er mitleidlos einem wirtschaftlichen Antisemitismus und allem blutigen Wahnwitz, den ein ausgewuchertes Volk an den Unschuldigen verbricht, die Wege ebnet? Was vermag die Stümperarbeit antisemitischer Agitatoren! Die wahren Anstifter aller Kischenew sitzen in den liberalen Redactionen; es sind dieselben Männer, die nachträglich für die Opfer sammeln gehen... Wie schade, daß Holzpapier vor frühem Zerfall nicht zu schützen ist! Eine Gedenktafel müßte den Wiener Kindern einer späteren Zeit den lapidaren Hohn bewahren, der am 21. Mai 1903 den klagenden Ausdruck fand: »Kein Volk der Welt, mit Ausnahme des österreichischen, hat fortwährend, durch dreißig Jahre, seine Gesetze, seine Verwaltung, sein Parlament nur darauf eingerichtet, den Schwindel zu bekämpfen, und in dieser Furcht vor neuen Uebertreibungen und Krisen, in dieser Krachpolitik... seinen Platz als großer Culturstaat nahezu verloren. Das gesellschaftliche Leben ist unbehaglich geworden.«

* * *

Das kleine Tuchmacherstädtchen.

(Nachspiel.)

Die Leser der ‚Fackel‘ ahnen nicht, was ihnen erspart geblieben ist. Ohne ein mitfühlendes Bezirksgericht hätten sie wieder zwei ausgewachsene »Berichtigungen« der ‚Zeit‘, jede vier Druckseiten lang, über sich ergehen lassen müssen. Bekanntlich genügt es Herrn Professor Singer nicht, ein Blatt langweilig

zu machen; er hat den Ehrgeiz, daß außer der ,Zeit' auch noch die ,Fackel' zur ungenießbaren Lectüre werde. Auf dem gangbaren Wege des § 19 sucht er dieselbe Oedigkeit, vor der seine eigenen Leser fliehen, auch den Lesern der ,Fackel' anzuthun, und die Situation schien mir in der That bedrohlich, als mir von einer der ,Zeit' nahestehenden Seite versichert wurde, daß die Parole ausgegeben sei, mein Blatt zu Tode zu berichtigen und mich für den Eifer, mit dem ich über das Wesen dieser Cultursippe Aufklärung schaffe, durch eine chikanöse Ausnützung des Berichtigungsgesetzes zu strafen. Viermaliger Belästigung — der ersten zweimal — war ich schon erlegen. Da erschien — in Nr. 136 — die satirische Geschichte von dem »Kleinen Tuchmacherstädtchen«. Was gab's da zu berichtigen? Daß Brünn entrüstet war, war nicht zu bestreiten; die citierten Brünner Blätter lagen ja vor. Daß die ,Zeit' sich mit einer Abbitte beeilte, war nicht zu bestreiten; die Abbitte war in der ,Zeit' nachzulesen. Daß zur Beruhigung der Brünner und um dem dräuenden Abfall von Abonnenten vorzubeugen, ein gelber Zettel in Brünn vertheilt wurde, der auf die in der ,Zeit' enthaltene Abbitte nachdrücklich verwies, war nicht zu bestreiten; ein Exemplar hatte sich auf meinen Schreibtisch verirrt. Der Conclusion, daß sich der ,Zeit'-Leute eine panikartige Bestürzung bemächtigt haben müsse und daß die Unabhängigkeit der Schriftleitung von administrativen Rücksichten eine dreiste Phrase sei, war mit dem Berichtigungsparagraphen nicht beizukommen. So blieben nur ein paar »Thatsachen« übrig, deren Richtigkeit entweder irrelevant war oder über deren satirische Färbung auch der beschränkteste Leser nicht im Zweifel sein konnte. Der Gewandtheit des socialpolitischen Advocaten Harpner, der sich unentwegt in den Dienst der guten Sache stellt, blieb es vorbehalten, aus jenem schäbigen Rest an Chikanierungsmöglichkeiten, den auch der

sachlich wahrste Artikel erübrigt, zwei vier Seiten lange, mit endlosen Citierungen angefüllte, fast gleichlautende Schriftstücke herzustellen, deren eines von Herrn Professor Singer, deren anderes von Herrn Salten, dem Manne, dem Brünn die Degradierung zum Tuchmacherstädtchen dankt, gezeichnet war. Da wurde z. B. — zwiefach — die Mittheilung berichtigt, daß aus Brünn telephoniert worden sei, 1 Abonnent habe sein Abonnement bereits aufgelassen, und daß man Herrn Salten »unter dem niederschmetternden Eindrucke dieser Nachricht« zum Widerruf veranlasst habe. Herr Singer hatte diese Stelle vielleicht wirklich ernst genommen, weil ihm ja in der leicht übersehbaren Reihe seiner Abonnenten der Verlust eines einzigen als kein Spass erscheinen mag . . . Da wurde richtiggestellt, daß nicht der Brünner Correspondent der ‚Zeit', sondern der Leiter ihrer Brünner Filiale, also nicht ein Redacteur, sondern ein Administrator, die Aufregung der Brünner telephonisch gemeldet hatte. Es ist ein wahrer Jammer, daß das Gesetz nicht gestattet, selbst ungesetzliche Berichtigungen verkürzt abzudrucken. Mit Vergnügen hätte ich diese eine Stelle sofort zur Kenntnis der Leser gebracht. Eine so eclatante Bestätigung der Tendenz meiner Satire, daß die redactionelle Führung der ‚Zeit' von administrativen Interessen abhängig sei, habe ich mir nie träumen lassen. Theilweise durfte ich die Berichtigungen nicht abdrucken; sie freiwillig zur Gänze aufzunehmen, verbot die Einsicht, daß meine Leser, wenn sie sich langweilen wollen, gleich lieber die ‚Zeit' selbst zur Hand nehmen. So giengen denn Nr. 137 und Nr. 138 der ‚Fackel' vorüber, ohne daß ich dem Begehren der Herren Singer und Salten entsprach. Und sie klagten. Und ich wurde freigesprochen. Mit einer Begründung, wie sie in ähnlicher Schärfe gegen rancünöse Berichtiger nicht gehört ward, seit es eine Justiz in Presssachen gibt. Gleich zu Beginn der Verhandlung bemerkte der Richter, es sei ihm nicht entgangen, daß

es sich hier um einen förmlichen »Berichtigungskrieg« handle, den zu führen »lediglich den Vertretern von Zeitungen«, die eine Zeitung berichtigen, nicht dem rechtsuchenden Privatpublicum, vorbehalten geblieben sei. Die Begründung, die dem Freispruch folgte, war eine Verurtheilung der ‚Zeit', in deren Ausführung der Richter erklärte, daß die Absicht zu chikanieren unverkennbar sei und daß im vorliegenden Fall »ein Missbrauch des Gesetzes geradezu intendiert erscheine«. Die beiden Berichtigungen wurden als offenbarer Versuch, in Ermanglung irgend eines wesentlichen Interesses an einer Richtigstellung und irgend einer wesentlichen Möglichkeit einer solchen bloß den Raum der ‚Fackel' zu occupieren, zur Gänze abgewiesen, und das Gericht bezeichnete schon die Methode der gleichlautenden Entgegnung zweier Personen als einen Missbrauch des Gesetzes. Daß die ‚Zeit', die früher gelungene Chikanierungen als einen Triumph ihrer Rechtskunde ausposaunt hat, von ihrer Niederlage Notiz nehmen werde, habe ich natürlich nicht erwartet; sie hat ja auch von dem Urtheil des Landesgerichts, das die erste Berichtigung des Herrn Singer als ungesetzlich erkannte, geschwiegen. Und doch ist zweifellos der Freispruch des verantwortlichen Redacteurs ein größerer Sieg als der Erfolg des Berichtigungswerbers. Für mich war's ein doppelter. Denn erfreulicher noch als das Gefühl, von Geldstrafe, Processkosten und zwei dummen Berichtigungen befreit zu sein, war die Lection, die meine Kläger bekamen, und mit ihr die Hoffnung, daß ihnen nunmehr das parasitäre Handwerk gelegt sein werde... Habe ich mich getäuscht? Als ich von der Gerichtsverhandlung nachhause kam, überbrachte mir der Postbote drei — ungesetzliche — Berichtigungen der ‚Zeit'. Sie waren allerdings eine halbe Stunde vor Beginn der Verhandlung abgeschickt worden. Wie voreilig!

* * *

Herr v. Taussig hat kürzlich den Prioritären der Nordwestbahn freigestellt, statt 5 Procent künftig nur mehr 3½ Procent Zinsen zu beziehen oder sich den Nominalbetrag der Prioritäten ausbezahlen zu lassen und dabei zehn Procent vom Tagescurs zu verlieren. Man nennt diese moderne Form einer »Seisachtheia« bekanntlich Conversion, und alle Freunde des arbeitslosen Einkommens behaupten, sie sei im Grunde nichts anderes als eine Beraubung. Herr v. Taussig aber vertritt das Capitalisteninteresse nur so lang, als an seiner Verletzung nichts zu verdienen ist. Conversionen sind einträgliche Geschäfte, und er schwärmt für Conversionen. Diejenigen täuschen sich, die diesen Ritter für einen tiefgläubigen Verehrer des goldenen Kalbs halten. In Wahrheit mästet er das goldene Kalb bloß, um es nachher zu schlachten und dabei — »der Priester ist ein Beefsteak-Fresser«, sagt Nietzsche — das beste Stück zu erwischen. Um so eifervoller vertritt Herr v. Taussig capitalistische Interessen, wo sie nicht mit den Interessen anderer Capitalisten, sondern mit denen des Staats in Conflict kommen, und er hat es sich nicht nehmen lassen, in den Process, welchen die Nordwestbahn wegen der Deckung der Kosten des zweiten Geleises gegen das Eisenbahnministerium führt, persönlich einzugreifen und vor dem Verwaltungsgerichtshof zu plaidieren. Man denke: den Actionären der Nordwestbahn könnte, wenn die Ansicht des Eisenbahnministeriums siegt, das Zinsenerträgnis gekürzt werden, und die Aermsten stünden vor der Wahl, statt mit 5 Procent sich künftig mit 4 oder gar nur 3½ Procent Zinsen zu begnügen oder ihre Actien zu verkaufen und dabei zehn bis fünfzehn Procent am Tagescurs zu gewinnen. Das verletzt alle moralischen Empfindungen des Herrn Taussig: ein Staat, in dem die fünfpercentigen Zinsen der Actionäre nicht mehr heilig sind, ruft er aus, ist kein Rechtsstaat; er fordert »nur Schutz vor Willkür und unser gutes Recht«.

Und in flammenden Worten sprach er vor dem Verwaltungsgerichtshof über unsere wirtschaftliche Rückständigkeit, über die Drangsale, die in Oesterreich den Actiengesellschaften bereitet werden, über die Anfeindung der Personen, »welchen die dornenvolle Pflicht obliegt, die Rechte einer Actiengesellschaft in der Oeffentlichkeit zu vertreten«. Der Staat will nicht die Zinsen der Actionäre, sondern nur das Reinerträgnis der Bahn garantieren, er will bloß, daß die Bahn prosperiere, und kümmert sich nicht darum, ob es auch den Actionären dabei wohlergeht? Dann müßte, erklärt Herr v. Taussig, das Vertrauen in die Unternehmung erschüttert werden, das hieße »den Unternehmungsgeist erschlagen«. Denn der Unternehmungsgeist fordert immer garantierte 5 Procent Zinsen. Herr v. Taussig verkündete es vor dem Verwaltungsgerichtshof, und die Wiener liberale Presse hat sich beeilt, die Heilsbotschaft vom garantierten Unternehmungsgeist in die Welt hinauszutragen. So ist Oesterreich doch endlich einmal der übrigen Welt um eine Idee voraus, und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck werden wir, wenn die Zeit des Taussig'schen wirtschaftlichen Aufschwungs kommt, emporblühen sehen: Die Unternehmer geben zu ihnen den Geist her, und der Staat hat das Geld zu geben.

†

* * *

Ein Inseratenagent hat von dem großen Fischzug, den die österreichische Presse bei der Rentenconversion machte, profitieren wollen, und der Finanzminister, über seine Beziehungen zu jenem Agenten befragt, benützte die Gelegenheit, das Abgeordnetenhaus über den Nutzen von Inseraten aufzuklären. Er erzählte, das Finanzministerium habe sich »geradezu für verpflichtet« gehalten, »auch im Wege der Presse für eine möglichst ausgebreitete und sachgemäße

Information des Publicums Sorge zu tragen«, und »daher« sei es erfreut gewesen, »daß sich zahlreiche in- und ausländische Blätter um den Insertions-Auftrag für die bezeichneten Kundmachungen (die Conversionsinserate) bewarben«. Man kann Herrn v. Boehm gewiss nicht zumuthen, daß er unter der »sachgemäßen Information« des Publicums die durch Inserate ertheilte Belehrung versteht. Und man könnte darum auf den Gedanken verfallen, der Finanzminister sei ein gründlicher Kenner der Preßsitten und habe sich, wohl wissend, daß er eine sachliche Behandlung der Conversion im redactionellen Theil der Zeitungen nur erwarten dürfe, wenn er die Zeitungen mit Inseraten besteche, über die allgemeine Bestechlichkeit der Zeitungen gefreut. Aber Herr v. Boehm widerspricht energisch der Annahme, daß es sich um eine Bestechung der Presse gehandelt habe: nicht von der Moral der Presse, sondern nur von ihrer »Mission« denkt er niedrig; er schreibt dem Journalisten nicht ein munus publicum, nicht die ethische Pflicht zu, staatliche Interessen zu vertreten, sondern meint, die Vertretung öffentlicher Interessen sei eine freiwillige und ungewöhnliche Leistung, für welche die Presse eigens bezahlt werden muß. Nach der Ungewöhnlichkeit der geforderten Leistung scheint Herr v. Boehm, der ja über das Werthproblem tief nachgedacht hat, auch ihren Werth und folglich den Preis der Inserate bemessen zu haben. Denn er versichert, daß das Finanzministerium für die Conversionsinserate durchwegs bloß angemessene Preise gezahlt habe, wiewohl es erwiesen ist, daß die ‚Neuen Tiroler Stimmen‘ 800 Kronen für ein Inserat erhielten, das nach dem Normaltarif des Blattes nicht mehr als 50 Kronen gekostet hätte. Was muß erst die ‚Neue Freie Presse‘ erhalten haben! Man hat von 25.000 Kronen gesprochen. Der Finanzminister sagt, das sei eine »Phantasiesumme«. Aber ohne sich so hoch zu versteigen, sucht sich die Phantasie des Zeitungskenners

die Möglichkeiten auszumalen, die sich der großen Wiener Presse boten, um den Staat recht tüchtig zu schröpfen. Es ist bekannt, daß die ‚Neue Freie Presse‘ einen besonderen, erhöhten Tarif für die Inserate von Banken, Bahnen und Actiengesellschaften hat. Betrachtet Herr Benedikt den Staat einfach als eine große Actiengesellschaft oder schätzt er ihn noch höher? Und läßt sich die ‚Zeit‘ staatliche Kundmachungen vielleicht nach dem erhöhten Tarif für »Private Mittheilungen« bezahlen? Man hat in der Wiener Presse, da einmal eine Corruptionsaffaire in Innsbruck aufgedeckt ward, starke Dosen von Anticorruptionismus vorgesetzt bekommen, aber kein einziges Wiener Blatt ist dem Beispiel der Innsbrucker Blätter gefolgt und hat die Summe genannt, die es für die Conversionsinserate erhielt. Der Finanzminister erklärt: »Was die Höhe der Kostenvergütung anbelangt, so ist es doch nur selbstverständlich, daß das Finanzministerium die Insertionsrechnungen liquidierte und nur jene beanständete, welche auf einen offenbar unangemessenen Betrag lauteten«. Interessant wäre es indes lediglich, — weil Herrn v. Boehms Princip, wenn überhaupt die Sachlichkeit der Zeitungen durch Inserate erkauft werden mußte, wirklich selbstverständlich ist — zu erfahren, welche Beträge anstandslos liquidiert wurden und welche Zeitungen dem Finanzministerium Rechnungen vorgelegt haben, die »offenbar unangemessen« waren. Erlaubt Herrn v. Boehm die Verehrung, die er für die ‚Neue Freie Presse‘ empfindet und die er bei der Conversion durch die Einholung von Rathschlägen bei Herrn Benedikt bewies, irgendeinen Betrag, mit dem die ‚Neue Freie Presse‘ ihre Leistung einschätzt, für zu hoch zu halten, und hat Herr Benedikt die 25.000 Kronen wirklich nicht bekommen oder bloß nicht gefordert?

*

Der Finanzminister sprach auch von der »dankens-

werthen Unterstützung« der Presse, der zum großen Theil der günstige Erfolg der Conversions-Operation zuzuschreiben sei. Sonderbarer Staat! Seine Minister sind dankbar, wenn sich seine Presse bestechen lässt . . .

* * *

Der Reichsrathsabgeordnete Tavcar ist verantwortlicher Redacteur eines slovenischen Blattes. Natürlich nimmt das Blatt keine Berichtigungen auf, und da Herr Tavcar wegen Verweigerung der Aufnahme einer Berichtigung geklagt wurde, hat das Abgeordnetenhaus es abgelehnt, ihn auszuliefern. Unsere pressfreundlichen Parlamentarier sind der Meinung, es sei ein Glück, daß wenigstens einzelnen Redacteuren die allzu schwere Verantwortlichkeit durch die Immunität erleichtert wird. Die russische Verfassung hat man definiert als den Absolutismus des Czars, gemildert durch die Bestechlichkeit der Beamten. Die Verfassung des österreichischen Rechtsstaates könnte definiert werden als der Absolutismus des Gesetzes, gemildert durch die Corruption des Parlaments... Zur Debatte über den Fall Tavcar schrieb am 20. Mai die ‚Arbeiter-Zeitung': »Die Auslieferung des Abgeordneten Tavcar wegen Uebertretung des § 21 des Pressgesetzes wurde abgelehnt. Die Uebertretung des § 21 des Pressgesetzes (Nichtaufnahme einer Berichtigung) kann nur ein verantwortlicher Redacteur begehen. Herr Tavcar sollte also in jedem Falle ausgeliefert werden. Denn daß ein Abgeordneter als verantwortlicher Redacteur auftritt, ist an sich ein grauslicher Unfug«. Und am 23. Mai: »Das Haus hatte es mit einem Abgeordneten zu thun, der bei einem Tagblatt verantwortlicher Redacteur ist, und es erlaubte nicht, daß der Mann dem Gerichte Rede stehe, warum er eine Berichtigung nicht angenommen hat! Ja, gibt es denn in diesem Hause nichts, was Ehr-

gefühl heißt!, rief heute Pernerstorfer aus, und mit ihm wird es so ziemlich ganz Oesterreich rufen.«... Neben dem Centralorgan der österreichischen Socialdemokratie erscheint in Wien, als Organ der Wiener Socialdemokraten, die ‚Volkstribüne‘. Verantwortlicher Redacteur: Reichsrathsabgeordneter Schuhmeier, der im Vorjahr wegen Verweigerung der Aufnahme einer Berichtigung nicht angeklagt werden konnte.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Hans Georg Paetz ist pervers, hat an Epilepsie gelitten, ist zeitweise von religiösen Wahnvorstellungen beherrscht und größenwahnsinnig. Aber sonst fehlt ihm nichts, erklärt Herr Regierungsrath Hinterstoißer. Paetz hat nur eine durchaus unzulässige Passion: er füllt nämlich die lucida intervalla seiner Geistesgestörtheit mit Schwindeleien aus, und die Geschicklichkeit, mit der er schwindelt, nöthigt Herrn Hinterstoißer die Anerkennung ab, Paetz sei intellectuell hochbegabt und sehr raffiniert und müsse unbedingt eingesperrt werden. Zwar haben Forel in Zürich, Tumler in Leipzig und die Leipziger Universitätsklinik vor Jahren festgestellt, daß Hans Georg Paetz unzurechnungsfähig, schwachsinnig zumal in ethischer Beziehung sei, und das außerordentliche intellectuelle Raffinement gewisser Geisteskranker ist wissenschaftlichen Psychiatern und Psychologen seit langem als ein charakteristisches Symptom ihrer Geisteskrankheit bekannt. Aber Herrn Hinterstoißer imponieren die Erfahrungen einer Wissenschaft nicht, die er nicht kennt. Von den terminis technicis für die einzelnen Arten geistiger Störungen, die unser hundertjähriges Strafgesetz enthält, passt nach seiner Ueberzeugung keiner für Paetz, und daher ist dessen »strafrechtliche

Verantwortlichkeit nicht aufgehoben«. Ein Dutzend von Wiener Geschwornen hat das Gutachten des Regierungsrathes Hinterstoißer approbiert, Paetz ward schuldig gesprochen. Aber für die Schmach, die dieser Schuldspruch der österreichischen Strafrechtspflege angethan hat, darf man nicht die kleinen Gewerbsleute verantwortlich machen, die, zu Schiedsrichtern zwischen der wissenschaftlichen Psychiatrie und Herrn Hinterstoißer gemacht, sich für den Mann entscheiden mußten, dessen Psychologie sich in gleichen Bahnen bewegt wie die ihre. Und nutzlos wäre es auch, heute Herrn Hinterstoißer anzuklagen. Er ist in der ‚Fackel' vor Jahr und Tag geschildert worden, an einer Serie von Beispielen, deren jedes einzelne Vernunft und Moral zur Empörung aufstachelt, ward gezeigt, welches Meer von Leiden die Rückständigkeit eines Menschen verschuldet hat, der seit dreißig Jahren beim Wiener Landesgericht als »sachverständig« in den schwierigsten Fragen des entarteten Geisteslebens gilt. Das Landesgericht schien damals zu begreifen, wie ungeheuerlich es sich von Herrn Hinterstoißer seit Decennien hat missbrauchen lassen: zu Processen, die man wegen der Demenz der Angeklagten und wegen der Amenz ihrer Verfolger in künftigen Zeiten wohl mit den Hexenprocessen vergleichen wird. Herr Hinterstoißer ward nicht durch Decret, aber thatsächlich in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Soll man ihn beschuldigen, weil er, neuerlich aus dem Ruhestande hervorgezogen, neues Unheil stiftet und die Männer der Wissenschaft im Ausland zu Protesten gegen Austrian atrocities treibt? Dem Psychiater obliegt es, zu erklären, daß nicht bloß die moralische, sondern auch die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Herrn Hinterstoißer für sein jüngstes Gutachten aufgehoben ist. Wenn Hans Georg Paetz die mit den Jahren progressive Verfolgungswuth des sachverständigen Regierungsraths mit sechs Jahren schweren Kerkers büßen muß, so trägt einzig und allein das

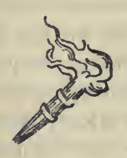
Landesgericht die Schuld, das von Herrn Hinterstoißer nur noch ein einziges Gutachten hätte entgegennehmen dürfen: die Begründung seines Pensionsgesuchs.

J. F.

*

Ich kann trotzalledem an die Geistesgestörtheit des Paetz nicht glauben. Ein Brief, den er an den Polizeirath Stukart geschrieben hatte und den der Vorsitzende zur Verlesung brachte, beweist besser als alle Gutachten des Herrn Hinterstoißer, wie normal der Mann gedacht hat. Der Brief lautet:

»Euer Hochwohlgeboren! (Privat.) Ich bitte mir ohne jedes äußere Kennzeichen mitzutheilen, wo ich, ungesehen von Anderen, längere Zeit mit Ihnen sprechen kann. Ich glaube Ihnen ein großes Verbrechen gegen das Vermögen aufdecken zu können und Ihnen sowohl das Geld als auch den Dieb in kurzer Zeit ausliefern zu können. Ich traf hiezu alle Vorbereitungen auf eigene Faust, möchte mir aber Ihre Mitwirkung zum Schlussact sichern. Vor Allem muß mir meine Ergreiferprämie sichergestellt werden. Ich überlasse Ihnen allen Ruhm dafür ganz allein. Nur meine Belohnung helfen Sie mir sicherstellen. — — —«



‚Neue Freie Presse‘ und ‚Illustriertes Wiener Extrablatt‘ theilen sich jetzt in die mazedonischen Erlebnisse Julius Löwy's. Getheilte Freude ist doppelte Freude, und jedes der beiden Blätter braucht nur die Hälfte der Kosten zu tragen. Dafür kann dann der Wiener Kaffeehausgast an einem Tage zweimal Herrn Julius Löwy genießen. In der ‚Neuen Freien Presse‘ erzählt er von einem »Besuch bei den bulgarischen Gefangenen im weißen Thurm«, im ‚Extrablatt‘ lautet der Titel des Berichts »Der blutige Thurm«; so nämlich hieß ehedem der weiße Thurm von Salonich, und wollüstige

Schauer rinnen den Lesern des ‚Extrablatt' durch die Glieder, wenn Herr Löwy schildert, wie »mit Todesschweiß, Thränen und Blut die Ziegel zusammengeklebt« sind. Aber, oh Enttäuschung, nachdem die ‚Extrablatt'-Leser Blut geleckt haben und während sie nach türkischen Greuelthaten dürsten, setzt ihnen Julius Löwy unschuldsvollen weißen Brei vor. Nun, schließlich ist auch die gemüthliche Kost nicht zu verachten, und gern lesen es die Kinder, wie Herr Löwy den Stößer mit dem Fez vertauschte und »mit dem schönsten ‚Zeugl', das Salonichi besitzt,« zum Polizeichef fuhr, um den Erlaubnisschein zum Gefangenenbesuch zu erhalten. In der Neuen Freien Presse' fehlen alle diese neckischen Details; dort tritt Herr Julius Löwy feierlich als der Vertreter des »Weltblattes« auf. Alle Thüren öffnen sich vor ihm, und da er »Sr. Excellenz dem Generalgouverneur mit Rücksicht auf die Gerüchte und die in englischen und französischen Blättern verbreiteten Nachrichten, daß die Gefangenen Martern und Torturen ausgesetzt sind, den Werth eines Besuches durch einen unparteiischen Journalisten nahelegte«, erhält er sogleich die gewünschte Erlaubnis. Natürlich mußte ein »unparteiischer Journalist«, noch ehe er den Gefängnisthurm gesehen hatte, überzeugt sein, daß die englischen und französischen Blätter gelogen hätten, und daß er von »Martern und Torturen« nichts zu sehen bekommen würde, war ja in der That gewiss. Der Generalgouverneur und Herr Löwy verstanden einander. Im ‚Extrablatt' wird freilich die Sache complicierter dargestellt, aber es ist bloß Herrn Löwy's Phantasie, die er dort frei schalten lässt und die romantische Verwicklungen schafft; für einen »schreibenden Giaur aus Wien«, versichert Herr Löwy den ‚Extrablatt'-Lesern, habe ihn der Generalgouverneur gehalten. In Wahrheit hatte sich Herr Löwy als Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' beglaubigt, und der Generalgouverneur konnte ihn so wenig für einen »Giaur« halten, wie etwa Herr Löwy einen Muselmann für einen »Goi« halten würde; denn »Giaur« bedeutet zwar, ebenso wie »Goi«, dem Wortsinn nach einfach »Ungläubiger« oder »Andersgläubiger«, aber nur die slavisch-christlichen Unterthanen der Türkei wurden früher Giaurs genannt, und von dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' hätte der Generalgouverneur überdies schon deshalb nicht einmal zu denken gewagt, daß er ein Giaur sei, weil das Wort durch einen Erlass des Sultans vom

Jahre 1856 als beleidigend erklärt und sein Gebrauch verboten ist, die ‚Neue Freie Presse' aber bei den türkischen Behörden bekanntlich in hoher Achtung steht, wie aus ihren eigenen Versicherungen und aus ihrer hohen Bezahlung hervorgeht. Kurz und gut, Herr Julius Löwy bekam Einlass in den weißen Thurm, und der Commandant des Gefängnisses begleitete ihn selbst. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich. Räthselhaft bleibt den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' nur, in welcher der beiden Sprachen, die Herr Löwy spricht, der Commandant sich mit ihm unterhalten haben mag, ob im Idiom der »entern Gründe« oder im Jargon des Schottenring. Da bringt zum Glück das ‚Extrablatt' Aufklärung: »Suleiman, der Commandant«, berichtet dort Herr Julius Löwy, »macht ein freundliches Gesicht, da er hört, daß ich aus Wien sei, und sagt mir, daß er in Triest, Fiume und Budapest gewesen sei. Soviel ich aus ihm herausbringen konnte, ist der Commandant des weißen Thurmes in diesen Städten mit Halwa, Rahat-Lukum und ähnlichen orientalischen Süßigkeiten hausieren gegangen«. Nun wurden Suleiman und Löwy rasch intim; gemeinsame Budapester Erinnerungen konnten aufgefrischt werden. Gern hätte Herr Löwy im gemüthlichen Plausch verweilt; er besann sich jedoch alsbald, daß er nicht mehr das ‚Extrablatt' repräsentiere, sondern als Repräsentant der ‚Neuen Freien Presse' aufzutreten habe, und eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Er ward wieder ganz Vertreter des »Weltblatts«, und als er Abschied nahm, da zeigte es sich, wie Hoch und Niedrig in der Türkei die ‚Neue Freie Presse' kennt und ehrt: »Die Leute weigerten sich beharrlich, von mir irgendwelchen Bakschisch zu nehmen«. Sie wussten natürlich, wie es mit den Bakschisch-Sitten der ‚Neuen Freien Presse' steht, und die orientalische Höflichkeit, die sich stets den Sitten des Gastes anbequemt, siegte über die eingewurzelte Gewohnheit: Wenn es sich um Bakschisch handelt, dann gibt die ‚Neue Freie Presse' nicht, sondern sie nimmt.

†

* * *

Culturactuelles.

20. Mai: Die ‚Zeit' hat bereits den Trousseau der Erzherzogin Maria Anna beschnüffelt. Wo alles liebt . . .

* * *

Der schier gewaltthätigen Agitation für die Wiener Secession ist das Publicum längst überdrüssig geworden. Die Snobs warten den Herbst ab, um pünktlich in einen neuen, von Herrn Bahr bereits angesagten Klimt-Taumel zu verfallen, und gehen in der Pause zwischen zwei Ekstasen mit stumpfer Gleichgiltigkeit an den Werken trefflicher Künstler vorüber, welche die Cabinete der Frühjahrsausstellung füllen. Ruhevoll Genießende — wie wenige gibt es ihrer in der Kunstlärmstadt! — mögen sich an Molls Bildern und Orliks Radierungen erfreuen, ohne zu besorgen, daß eine machtvolle Persönlichkeit die Enge der Ausstellungszellen sprengt. Aber die Kritikerpolitik hat, da sich nun einmal die ehrliche Tüchtigkeit braver heimischer Kunstbeflissener nicht zum Grandiosen emporstapeln läßt, ein neues Mittel gefunden, die säculare Bedeutung der Wiener Moderne zu erweisen: geht es nicht mehr mit der Erhöhung der Wiener Secession, so versucht man es mit der Herabsetzung der Berliner Secession. Herr Paul Goldmann übernimmt es, in der ‚Neuen Freien Presse' (20. Mai) die Berliner Secession zu Ehren ihrer Wiener Schwester zu erniedrigen, und wir lesen: »In ihrem Schaffen haben die Berliner Künstler, die sich Secessionisten nennen, der Kunst wohl kaum neue Wege erschlossen. Sicherlich haben diese Künstler keinen Einfluss auf die künstlerische Production im übrigen Deutschland gehabt. Sie sind im Gegentheil von draußen, von Deutschland und vom Auslande, inspiriert worden« . . . »Man darf vielleicht eine Verkörperung der Berliner in ihrem Führer Max Liebermann erblicken, der ein Eklektiker von hoher Begabung und sicherem Kunstsinn ist, der von den großen Malern unserer Zeit das Beste zu nehmen bemüht ist« . . . »Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Berliner Secessionisten mehr verwerthen als erfinden«. Und dem malenden modernen Berlinerthum wird die herrliche Originalität der Wiener entgegengehalten. Aber dem allzeit der Technik sicheren Eklekticismus Klimt's kann alles eher als der »sichere Kunstsinn«, den immerhin Herr Goldmann gnädig dem Führer der Berliner Secession zuerkennt, nachgerühmt werden, und Herr Moll, der reif gewordene Schüler Kuehl'scher Intérieurmalerei, hat sicherlich mehr verwerthet als gefunden. Grotesk ist es, wenn ein Vergleich mit der Wiener Secession, in der die Maler neben den Decorateuren, die sie zur Geltung bringen sollen, fast verschwinden, zu Ungunsten

einer Kunst ausfällt, die durch die Namen Liebermann, Leistikow, Ludwig von Hofmann, Slevogt, Skarbina und — in gebührendem Abstand — Corinth und Lesser Ury repräsentiert wird. An Sicherheit und satirischer Schärfe des Blicks wie an technischem Können ist die Darstellung, die Balluschek dem Berlinerthum gibt, dem von Engelhardt gemalten Wienerthum weit überlegen. Und wenn man die Größe des Abstands zwischen der modernen Kunst in Berlin und Wien ganz ermessen will, braucht man sie nur nach dem Rangunterschied der beiden Greise zu schätzen, die dort und hier sich zu den Jungen gestellt haben: Berlin verhält sich zu Wien wie Adolf Menzel zu Rudolf Alt. □

* * *

Eine kleine Meinungsverschiedenheit.

,Neue Freie Presse', 15. April (»Berliner Theater« von Paul Goldmann):

»— — Es gibt in dem Stücke nur noch wenige Partien von so starkem dramatischen Gehalt. Zu ihnen gehört die Scene zwischen Goland und dem kleinen Yniold, seinem Söhnchen aus erster Ehe. Goland, der, wie es zumeist das Los des vom Argwohn der Eifersucht gequälten Mannes ist, vergeblich nach Wahrheit sucht, entschließt sich in seiner Verzweiflung, den kleinen Yniold auszuforschen, der ja oft im Zimmer seiner Stiefmutter Melisande weilt, wenn Pelleas sie besucht. Das Gespräch zwischen dem Sohne und dem Vater, der aus dem arglosen Geplauder des Kindes zu ergründen sich bemüht, ob die Mutter eine Ehebrecherin ist, zählt zum Ergreifendsten, das man in unserer Zeit auf der Bühne gehört hat«.

,Neue Freie Presse', 9. Mai (»Berliner Schauspielgäste« von F. Schütz):

»Melisande findet zwei Männer am Brunnen; den grob-leidenschaftlichen Goland heiratet sie, der junge Pelleas gewinnt ihr Herz. Das trübselige Missverhältnis der Ehegatten führt zur herkömmlichen Katastrophe. Goland wird eifersüchtig, macht sein Kind aus erster Ehe, Yniold, zum Spion in den Liebeständeleien seiner Frau, belauscht das treulose junge Paar und tödtet bei der Entdeckung von dessen Schuld den armen Pelleas ... In der bezeichnendsten Scene dieses Stückes wird Yniold zum Verräther seiner Mutter (folgt Citat) ... Und dies frivol gemeine Spiel soll die naiven Naturlaute der Volkspoesie darstellen? Nein; wenn Pelleas und Melisande ein Märchen ist, dann ist es eines für senile Leute.«

* * *

Zur Männer-»Schönheits«-Concurrenz.

Von Peter Altenberg.

Weshalb zeigst du das mühselig in endeloser Arbeit dem Leben Abgerungene als dein Schönstes?!? Siehe, deine übertriebenen Muskeln machen dich nur schwer und gewichtig und sind bestimmt, zu Fett zu werden, wenn deine Urkräfte im Lauf der Tage nachlassen! Im Sarge deiner Muskeln wirst du dann erstarren! Aber das von Anfang an dir Verliehene, die Gnadengeschenke eines gütigen milden Schicksals, das ist dein Schönstes, dieses weise nach! Was dir an Gott-Aehnlichkeit anhaftet von Eltern und Ureltern her, das weise nach!

Deine Beweglichkeit aus dem Edelbau heraus erweise, die an den Flug der Engel mahnt, an das Schweben überirdischer Gebilde!

Zeige die adelige Zartheit deiner Hand- und Fußgelenke, das edle Gerüste deiner Hände und Füße, die feine Beweglichkeit deiner langen, mageren Finger, die Wohlgeordnetheit deiner feinen Zehen; zeige, daß dein fettloser Hals wie ein bewegliches Stahl-Scharnier ist, zeige, daß deine Rumpfbeuge nach vorn und rückwärts ist wie windbewegtes Schilf!

Zeige, daß dein Schädel als ein geräumiges adeliges Gefäß für ein Welt-Gehirn intendiert war vom Schicksal und daß dein Antlitz durch die Nase nicht zu einem bekümmert zu Boden gerichteten, sondern zu einem geradeaus in das Leben oder ein wenig in die Sterne blickenden werde!

Zeige, daß du weit und nobel dahinwandeln, dahinschreiten kannst, daß du federnd auf einem Sessel dich niederlassen, federnd dich erheben kannst! Zeige, daß die Schwere, dieses vom Tode Herkommende, keine Macht mehr über dich hat und daß du leicht und schwebend geworden bist, wie ein erster Entwurf zum künftigen Flieger! Zeige deine einfachen Mühelosigkeiten; wie der Vogel mühelos

ist und die Gazelle. Zeige einen Brustkasten, der schon in der Wiege vom Schicksal aus zur Hochwölbung bestimmt war! Zeige, daß die Gnade der Natur werthvoller ist als der Schweiß des Menschen!

Zeige, wie die edle Beweglichkeit deines Leibes die ewige Quelle edler geistiger Beweglichkeit ist, gleichsam der Jugend-Brunnen, in dem der schwer und stagnierend werdende Geist sich immer wieder zu Beweglichkeit und Frische badet!

Zu einer solchen Männer-Schönheits-Concurrenz werden dann auch edle Frauen in Menge eilen: denn ihrem oft betrübten Auge wird sich das Bildnis von Organisationen bieten wie von altenglischen Königsprinzen, und sie werden die adeligste Hülle, ja die untrügliche Bestätigung erblicken von Geistig-Seelischem im Menschen, von zarter Kraft, von Maß und innerer Würde!

Ich gliedere hier einige recht unliebsame Aphorismen an, die nicht gerade geeignet erscheinen, den Kreis meiner Freunde um ein Beträchtliches zu vermehren:

Es gibt keine »plastische Schönheit«. Es gibt nur eine Schönheit in der Bewegung. Die »plastische Schönheit« ist das, was als überflüssig überwunden werden muß!

*

Nur das Skelett am Menschen ist schön. Das Fleisch ist das, was man sich schleunigst abgewöhnen muß!

*

Heilige Magerkeit, getreueste Beschützerin unserer Beweglichkeiten! Werde das Ziel kommender Generationen!

*

Junge, edle Mädchen sollten die, denen sie ihr Schicksal anzuvertrauen beabsichtigen, fragen: »Wie oft können Sie die tiefe Kniebeuge machen, mein Herr?!?«

*

»Wadeln« sind ein moralischer Defect.

*

Der David des Donatello ist männlich-schöner als ein Goliath, den er erschlagen wird.

*

Die Parole des Jahrhunderts laute: Auf »Muschkeln« wird verzichtet!

*

»Ich habe meinen ‚Biceps' im Kopf«, sagte der Weise.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Telegraphendirection. Am 22. Mai stand in der ‚Neuen Freien Presse' ein Telegramm unter der Aufschrift: »Fürsterzbischof Dr. Kohn und die päpstliche Curie«. Datiert ist es in Rom, aufgegeben in Wien und bezahlt in Olmütz. Wie kommt das?

Musiker. Die Musikstadt Wien hat jetzt wichtigeres zu thun. Sie bereitet sich darauf vor, nach dem 39 jährigen im kommenden Herbst das wirklich 40 jährige Kapellmeisterjubiläum des Herrn Ziehrer würdig zu feiern. Und so hat man ganz vergessen, daß der 22. Mai der neunzigste Geburtstag Richard Wagner's war. Die gebildete Welt hat den Gedenktag in Opern- und Concerthäusern geehrt. Bei uns gab's bloß im Prater, im dritten Caféhaus, ein Concert zweier Musikkapellen, bei dem unter etwa 20 Programm-Nummern auch eine Lohengrin-Phantasie vorgetragen wurde. Der Beifall war schwach. Der Kapellmeister bereute seine schlechte Programmwahl und entschädigte das Publicum durch eine Zugabe: »Das Tischerl im Nischerl«, Lied aus der Posse »Der Burengeneral«. Das Lied hatte einen brausenden Erfolg.

Habitué. Das Ende der Saison hat uns allerorten eine Buchbinder-Renaissance beschert. Dagegen ist schließlich auch vom rigorosesten Standpunkt aus nichts einzuwenden. Beim Stückeschreiben tritt die Ethik des Individuums nicht in unmittelbaren Contact mit dem Publicum, und wenn Wiens Vorstadttheaterdirectoren der Ansicht sind, daß Girardis genialer Stegreifhumor sich nicht entfalten könne, falls ihm ein Textsudler nicht das Stichwort bringt, so ist Herrn Buchbinder nichts vorzuwerfen. Nur eine Wiederaufnahme der kritischen und der Schnüfflerthätigkeit könnte ernstlich beanständet werden. Aber Herr Buchbinder weiß ganz gut, daß er in dem Areopag derer, die dreist über andere richten und mit Schauspielerexistenzen spielen, nichts mehr zu suchen hat. Freilich, die noch in Amt und Würden sind, lassen ihn seine Entfernung büßen. Sie schreiben nach wie vor Stücke u n d Kritiken und wissen es zu würdigen, wie ungefährlich der Mann geworden ist, der bloß mehr Stücke schreibt. Einen erbärmlicheren Anblick hat die

Clique dem Kenner ihrer Schliche nie geboten als am Ausgang dieser Theatersaison. Mit der Gier der durch Jahre zum Lob Gezwungenen fallen sie über den früheren Genossen, der sich nicht mehr rächen kann, her, und der Weihrauch, den sie dem schlimmsten Schänder der Vorstadtbühne gestreut, soll jetzt die Luft desinficieren, die seine Talentlosigkeit verpestet. Auch den abgehärtetsten Zeitungsleser muß ein Brechreiz überkommen, wenn er das dicke Lob, das einst dem »Unverwüstlichen« gespendet wurde, mit dem wortkargen Hohn vergleicht, der neulich zwei Stücke des Buchbinder vom Repertoire blies. Und doch ist er heute der einzige Theaterlieferant, der von sich sagen kann, daß er nicht mehr durch kritischen Amtsmissbrauch zu Tantièmen gelange, daß er um seiner selbst willen von Wiens Bühnenleitern geliebt werde. Ein sonderbarer Geschmack, gewiss. Vielleicht fürchten sie auch bloß, der Mann habe den Revolver nicht definitiv ins Korn geworfen und werde eines Tages in irgend einer Redaction wieder auftauchen, vielleicht wähnt Herr Müller vom Carltheater, daß Herr Buchbinder, der ihn einst — welche Selbstentäußerung! — der schlimmsten Vergehungen beschuldigte, noch mehr wisse. Immerhin, er wird aufgeführt, wiewohl er nicht Recensent ist. Und steht sittlich thurmhoch über jenen, die es noch sind und mit denselben Federn, die einst von Honig troffen, den Unbewehrten aus dem Tantièmenparadies stoßen möchten. Welch ein Gesindel!

,Zeit'-Genosse. Haben Sie nicht den kleinen Kohn geseh'n? Er ist am 25. Mai plötzlich wieder aufgetaucht. Mir zum Trotz, combinierte ich und suchte ihn in der Nummer vom 26. Aber da war er wieder weg, und statt seiner sah mich das dummpfiffige Gesicht des kleinen Wenzel an . . Zu dem in Nr. 138 abgedruckten Circular, in welchem von aufgelassenen Abonnements die Rede war, bemerken Sie tadelnd, daß ich nicht den Eindruck hätte wecken sollen, als ob der Besitz eines solchen Schriftstücks etwas gar so Außerordentliches wäre. Es sei doch — massenhaft versendet worden . . . Nur keine Uebertreibung! Die ,Zeit' wird stets das Glück haben, daß nur wenige das Abonnement auflassen . . . Jedenfalls war der Entschluss jener, die's schon gethan, übereilt: sie hätten mindestens das Abendblatt vom 22. Mai abwarten sollen. Da ward über einen Raufhandel berichtet, der damit endete, daß ein Soldat einem Arbeiter »mit dem Faschinmesser mehrere Hiebe über den Kopf versetzte, so daß dieser mit einem esslöffelgroßen Loch im Schädel blutüberströmt zusammenstürzte«.

Clericaler. Vom verstorbenen Beichtvater der Kaiserin Eugenie, dem Abbé Bauer, wird jetzt allerlei Anekdotisches und Schlimmes erzählt. Er sei ursprünglich Financier gewesen und nach einem leichtfertigen Leben als Bischof wieder in die Börsenhallen eingekehrt. Kein Grund zur Aufregung für unsere antisemitischen Blätter! Ein Bischof, der erst später wieder Börseaner wird, ist so unsympathisch nicht. Es soll auch Geistliche geben, die Börseaner sind. Und was des Monsignore Verhältnis mit einer Ballettänzerin anlangt, nun — es muß nicht immer eine Tänzerin sein! Aber ernstlich: Traktätchen und Börsenbüchel sollten nie verwechselt werden, und wer so schwach ist, aus Sprüchen wie »Der Herr hat's ge-

geben, der Herr hat's genommen« und »Geben ist seliger denn Nehmen« immer nur das »Geben« und »Nehmen« herauszuhören, hat nie zum Priesteramt getaugt.

Lebemann. Daß die ‚Zeit', wenn es Eingriffe in die Geschlechtssphäre namhafter Persönlichkeiten gilt, tief unter dem ordinären Klatschblatt des Lippowitz zu stehen kommt, ist bekannt. Wahrlich, es hat der Gründung eines »reinen, großen Tagesblattes« bedurft, damit die Wiener Oeffentlichkeit Geschichten in der Art jener erfahre, die am 19. Mai unter dem Titel »Liane und ihr Collier« erzählt ward. Da wird — in einem Pariser »Originalartikel« — an die Thatsache, daß Frau Liane de Pougy ihr Perlenhalsband verloren hat, ein Commentar geknüpft, dessen wohlfeiler Hohn an die schäbigsten Orgien der Wiener Witzblattpresse erinnert. »Wenn einer auf den öffentlichen Ruhm angewiesenen Dame der Schmuck gestohlen wird, so weiß man schon, was das zu bedeuten hat: die Kundschaft fängt an, sich zurückzuziehen, und die Dame hat Reclame nöthig«. Was aber ist's denn mit den Zuhältern der Presse, die die Reclame machen? Die Perlen, höhnt das Culturblatt, habe Liane nicht für sich, sondern — »wie rührend ist diese Mutterliebe« — für ihren Sohn gesammelt, der die Rechte studieren und von dem Halsband der Mutter ein Notariat kaufen sollte. »Der Notar, Sohn Lianens, ist köstlich«. Aber Herr Isidor Singer als Universitätsprofessor und Culturverbreiter ist auch köstlich! »Es ist kein Zweifel, daß es stark mit ihr abwärts geht. Zwanzig Jahre ist sie die schöne Liane aller Millionäre gewesen. Es wird Zeit, daß sie sich zur Ruhe setzt«. Abgesehen von dem Wunsch, dem neckischen Plauderer eine Maulschelle zu geben, ist hier das folgende zu sagen: Es ist kein Zweifel, daß es auch mit der ‚Zeit' stark abwärts geht, wiewohl sie nicht zwanzig Jahre, sondern erst ein halbes das Blatt aller Millionäre gewesen ist. Und noch einen andern, einen grundlegenden Unterschied muß man feststellen: Liane de Pougy wird nämlich, wenn sie sich »zur Ruhe setzt«, der Welt wenigstens eine ästhetische Erinnerung hinterlassen. Was man von Isidor Singer nicht behaupten kann.

Rechtsfreund. Das ‚Neue Wiener Journal' meldet: »Ein Gerücht besagte gestern, daß Herr Wilhelm Karczag aus der Direction des Theaters an der Wien auszuscheiden beabsichtige. In einer uns zugegangenen Zuschrift erklärt Herr Karczag das Gerücht als vollständig aus der Luft gegriffen und kündigt gegen die Urheber gerichtliche Schritte an.« Da eine Ehrenbeleidigung nicht vorliegt, Creditgefährdung dem österreichischen Strafgesetz unbekannt ist und der Paragraph des Hochverraths sich nur bei künstlichster Interpretation auf das vorliegende Delict anwenden ließe, so glaubt Herr Karczag jedenfalls, seine Feinde wegen »Verbreitung beunruhigender Gerüchte« fassen zu können. Ich bin sehr neugierig, ob das halten wird. Aber an diesem Fall sieht man wieder, wie lückenhaft unser Strafgesetz ist. Wäre ich Gesetzgeber, so würde ich einen Paragraph einführen, der die Erweckung trügerischer Hoffnungen verbietet, und die Feinde des Herrn Karczag wären unschädlich gemacht.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 138, Mitte Mai): Die Reden des Herrn v. Koerber. — Causa Commune contra Elektricitätsgesellschaften. — Aus Mazedonien. — Eine Vertheidigungsschrift des Disciplinarrathes der Advocatenkammer. — Lupus und Reclamesucht. — Vom Gastspiel des »Kleinen Theaters«. — Kunstkritik. — Ein Zeitungsjubiläum. — Wieder ein Circular. — Antworten des Herausgebers (Der Antrag Hervog; Militärisches aus der ‚Zeit'; »Auf einen Glückwunsch des ‚Berliner Börsencourier'«; Noch ein Märchen; Ein Humorist; Die Affaire der Frau Sorma; Der taktlose Mensch; »Spiel und Wette eines Componisten«; Vom Conservatorium; Die letzten Worte Schönekl's). — Mittheilung des Verlages.

Nr. 140 Erschienen am 10. Juni 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. . K	7.—
« «	18	« «	. . «	3.60
« das Deutsche Reich,	36	« «	. . M.	7.—
« « « «	18	« «	. . «	3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	«	8.20
« « « « «	18	« «	«	4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 140 WIEN, ANFANG JUNI 1903 V. JAHR

Seit etwa dreißig Jahren haben wir in Wien einen Verein »für Stadtinteressen und Fremdenverkehr«. Einige liberale Größen, gegenwärtig der Freiherr von Pirquet und der Commerzialrath Gerhardus, standen stets an seiner Spitze, und die Wiener liberale Presse hat sein Wirken allzeit liebevoll gewürdigt. Nur in der Fremde hat man von dem Verein nichts erfahren; der Verein war da, aber die Fremden blieben aus. Und so scheint man schließlich auf die Mitwirkung der Fremden bei der Hebung des Fremdenverkehrs verzichtet zu haben: im Wiener Gemeinderath ward wenigstens jüngst erzählt, daß die Angaben des verbreitetsten Reisehandbuchs der Welt, des »Murray«, über Wien seit einem halben Jahrhundert nicht berichtigt worden sind, daß die englisch sprechende Menschheit von allem Wiener »Fortschritt«, dessen Blütezeit bekanntlich in das letzte halbe Jahrhundert fiel, nicht Kenntnis erhalten hat und allen Ernstes glauben muß, die Wiener Gemüthlichkeit tummle sich unentwegt auf den »Glacis«. Die liberale Presse hat wenig Wesens von dieser Entdeckung gemacht, die ihrer Meinung nach zu spät kommt; denn der Fortschritt ist ja in Wien seit geraumer Zeit vom Antisemitismus abgelöst worden, und die Concordiapresse brauchte die Frage, was ein fortschrittlicher Verein denn eigentlich während aller der Jahre vorher für den Fremdenverkehr gethan hat, nicht mehr aufzuwerfen, da sie selbst seither die Nutzlosigkeit aller Bemühungen, den Fremdenverkehr zu heben,

erkannt und die Parole »Zuzug fernzuhalten!« ausgegeben hat. In den schwärzesten Farben malt sie unaufhörlich die Gefahren, die dem Fremden im Wien des Herrn Dr. Lueger drohen, und das Wort des Bürgermeisters, der kürzlich Wien als eine »Insel« bezeichnet hat, möchte sie am liebsten in dem Sinne erfüllt sehen, daß die Stadt von allen Ländern ringsum abgeschnitten würde. Die »Concordia« bethätigt sich als ein Verein zur Behebung des Fremdenverkehrs, und der in stereotypen Vorstellungen vom Wienerthum befangene Berliner fragt nicht mehr, wenn er auf dem Nordbahnhof ankommt, wo denn die berühmten »Wäschermadeln« seien, sondern wo man am bequemsten einer Judenverfolgung beiwohnen könne ... Allmählich dämmert indes auch den eifrigsten Anhängern des Freisinns die Erkenntnis, daß die von der liberalen Journalistik planmäßig betriebene Discreditierung Wiens vor dem Auslande viel weniger dem politischen Credit des Herrn Dr. Lueger als den Wiener Geschäftsleuten schadet: Vor kurzem wurde eine Sitzung abgehalten, in der Vertreter des Wiener Geschäftslebens die Gründe erörterten, aus denen das vermögende Reisepublicum Wien meidet; man kam zur Ueberzeugung, daß hauptsächlich das wüste Schimpfen unserer großen Zeitungen über die städtischen Verhältnisse daran Schuld trägt, und besonders ward über die ‚Neue Freie Presse‘ geklagt. Die Herren Bacher & Benedikt müssen wohl diese Klagen vernommen haben; die ‚Neue Freie Presse‘ hat sich rasch und gründlich gebessert. Mit Erstaunen las man, nachdem sie jahrelang über den heillosen Verfall Wiens gejammert, in ihrer Pfingstnummer: »Wien, die reizendste Stadt der Welt, ist wieder im Aufschwung begriffen«. Was ist geschehen, daß die Ueberzeugung der Herren so plötzlich geändert ward? Nichts geringeres, als daß »das Weltschuhwarenhaus Paprika-Schlesinger« — längst bekannt durch seine Mildthätigkeit, da es armen

Müttern von Drillingen regelmäßig drei Paar Lackstiefel und drei Kilo echten Königspaprikas schenkt — »seine Verkaufsräume und Schaufenster auf das allermodernste und eleganteste umgestalten ließ«. Gott sei Dank, wir sind also noch nicht verloren. Ein paar Paprika-Schlesinger mehr, und Wien wird bei den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' im Inland und im Ausland rehabilitiert sein.

*

Sie hat in ihrem neuen Localpatriotismus so weit sich selbst und all ihre Vergangenheit vergessen, daß sie am 7. Juni sogar einen Artikel zum Preise des Wienerwalds — ein Preis, der ihr noch dazu von keinem Inserenten bezahlt wird — brachte. Zwar hatte sie schon vor zwei Sommern ihr Herz für Wiens Naturpark entdeckt, aber damals noch nicht die Schamlosigkeit besessen, die Erinnerung jener Zeit zu beschwören, da sie selbst für die Verwüstung des Waldlandes begeistert eintrat. Seit Gründung der ‚Zeit' durfte sie ungeniert den Pegel der Gemeinheit überschreiten. Mit wachsendem Staunen las man: »Glückliche Umstände haben zusammengewirkt, Wien dieses Kleinod zu bewahren«, und in der zweiten Spalte ward in beweglicher Klage die Leidensgeschichte des Forstes geschildert. Freunden amerikanischen Humors — sie werden plötzlich den Wienerwald für einen Yellowstonepark zu halten beginnen — sei die folgende Contrastwirkung geboten:

Die ‚Neue Freie Presse' schreibt am 3. Juni 1903:

». . . Und so kam es denn, daß er etwa hundert Jahre später einen namhaften Ueberschuss von Althölzern barg, der seine damalige, selbstverständlich rechnerisch veranlagte Verwaltungsstelle — das Finanzministerium — bestimmte, einen tieferen Griff in diese wohlgefüllte grüne Tasche zu thun. Der Griff war ein doppelter, es handelte sich nicht nur um Titres, sondern auch um einen ansehnlichen längst fälligen Talon. Man plante 1870 den Verkauf eines verhältnismäßig kleinen, aber vermöge seiner Lage im Brühler Kalkgebiet sehr charakteristischen Theiles

des Wienerwaldes, des allen Wienern wohlbekannten ‚Anninger‘. Schon früher, zu Ende der Sechziger-Jahre, hatte man einen Abstockungsvertrag geschlossen, welcher bestimmt war, die seit mehr als einem Jahrhundert angesammelten Altholzüberschüsse der Wienthalforste — flüssig zu machen. Nun aber gieng der Sturm los. Um keinen Forst in unserm weiten Vaterland ist mit so viel flammendem Zorn, aber auch mit so viel Innigkeit und Liebe gestritten worden, wie vor nun einem Menschenalter, 1870 und die zwei folgenden Jahre, um den Wienerwald . . . Wir wollen heute nicht zu Gericht sitzen über diesen ‚Streit um den Wienerwald‘, aber gedenken wollen wir seiner als eines Marksteines in der nach dem Schutze der Natur und des Waldes ringenden großen Bewegung der Zeit. So volksthümlich war der Wienerwaldstreit geworden, daß man seine sieghaften Rufer und Kämpen, Joseph Schöffel, Ferdinand Kürnberger und Andere, zu ‚Rittern des Wienerwaldes‘ erhob und auf den Händen der Menge trug . . .«

Joseph Schöffel schrieb am 10. Juni 1901 (vgl. ‚Fackel‘ Nr. 81) an den Herausgeber der ‚Fackel‘:

». . . Ihr Kampf gegen das terroristische, schamlose Treiben der modernen Presspiraten ist mir sympathisch, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg! Leider stehen Sie, so wie ich, einsam und verlassen einem übermächtigen, in der Wahl der Mittel gewissen- und ehrlosen Gegner gegenüber. — Ich bin ein alter Mann, dessen letzte Kräfte durch die Thätigkeit in einem öffentlichen Amte absorbiert werden, — sonst würde mich nichts abhalten, an Ihre Seite zu treten und Ihnen in Ihrem Kampfe zu secundieren, wie dies einst mein unvergesslicher Freund Ferdinand Kürnberger in meinem Kampfe um den Wienerwald gethan hat. Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die ‚Neue Freie Presse‘, diese Missgeburt August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung concessionierte Kupplerin jeglicher Corruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, 30 Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu

schlagen. Die ‚Neue Freie Presse‘ als Vertheidigerin des Wienerwaldes, die den Staatsgüterverschleiß in Scene setzte, die den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine finanzielle Nothwendigkeit patronisierte, die, als der Sturm begann, zuerst meinen Kampf todtschwieg, dann mich verhöhnte und als von Größenwahn befallen mich erklärte, weil ich die Kühnheit hatte, meine Artikel mit vollem Namen zu unterzeichnen, — diese ‚Neue Freie Presse‘ erwartet von einer künftigen liberalen Majorität im niederösterreichischen Landtag ein Gesetz zum Schutze des Wienerwaldes! Risum teneatis amici! . . .«

* * *

Der Kampf gegen die Tuberculose.

Das große Reinemachen, das die Technik vor Jahrzehnten in Wien begonnen hat, wird in einigen Jahren vollendet sein und damit die Sterblichkeit der Bevölkerung und die Gefahr infectiöser Erkrankungen soweit herabgedrückt werden, als es überhaupt der heutige Stand der technischen Hilfsmittel gestattet. Die Wasserversorgung durch Zuleitung von Gebirgsquellen, die Wasserenthaltung durch die Donauregulierung, die Entjauchung des Wienflusses in Verbindung mit den Canalbauten haben bereits eindringlich gewirkt, und man darf noch Manches von den Studien über die Bewegung des Grundwassers, von der ausgebreiteten Anwendung der fugenlosen Straßendecke und von anderen hygienetechnischen Maßnahmen erwarten. Dem technischen Reinemachen ist nicht immer das Reinemachen durch die Sanitätsbehörde gebührend gefolgt; darum ist es zu begrüßen, daß unser sanitäres Oberhaupt, Graf Kielmansegg, vor Kurzem in der ‚Wiener Zeitung‘ einen Erlass gegen die heimische Tuberculose gerichtet hat. Dieses am Leibe der Stadt fressende Uebel ist also vorläufig durch ein Verordnungspapier bedroht, und man muß demnach erst die Zeit nach dem ersten Juli, mit welchem Tag die Befolgungspflicht eintritt, abwarten, um zu ermessen, wie sich die Tuberculose, die Bevölkerung und die Regierung verhalten werden. Es ist klar, daß die Tuberculose und die Bevölkerung der Verordnung feindlich

gegenüberstehen, da es doch vererbten Besitz und übernommene Trägheit zu behaupten gilt. Es kann uns also nur die Kraftprobe der Regierung interessieren, die zu zeigen hat, wie weit sie gesonnen ist, ihrem Papierstück Respekt zu verschaffen. Es ist durch Beispiele nur zu sehr erhärtet, wie schwach in Oesterreich Verordnungen sind, welche nicht freiwillig befolgt werden. Die Landes- und Localbehörden sind in kleinlichen Reibereien und Gesetzesauslegungen verwickelt, und das höfliche Europa kann mitunter das Lachen kaum verbeißen, wenn die Entscheidung schwankt, wer Faschingskrapfen verschleißen dürfe und wer nicht.

Sollen die 41 Paragraphe Kielmanseggs wirksam werden, so bedarf es der Errichtung eines vollziehenden, speciell diesem Zwecke dienenden Sanitätspolizeicorps und der Handhabung des Korporalstocks, damit den Saumseligen auf die Finger geklopft werde. Niederösterreich ist groß und Wien voll dunkler Winkel, in denen Ungewaschenes sich verschlüpft. Und deshalb wäre es so schön gewesen, wenn im Anschluß an die Verordnung sogleich auch die Errichtung einer Desinfectionscompagnie unter dem Commando einer größeren Zahl von — ohnedies beschäftigungslosen — Aerzten verfügt worden wäre.

Die künftige Lässigkeit spiegelt sich schon im Voraus in der Haltung der Presse. Sie war diesmal schwerhörig, denn Graf Kielmansegg rief in jedem Absatze: Seid reinlich, reinlich, reinlich! Darum brachte auch keines von den Commerzblättern den ganzen Wortlaut der Verordnung, obgleich die Nothwendigkeit, dies wichtige Document genau zu lesen, für Jedermann dringend ist. Die Blätter aber, die Aufklärung und Humanität geschäftlich behandeln, giengen offenbar von der Voraussetzung aus, daß es Pflicht der Regierung sei, die Verordnung zu publicieren und die Veröffentlichung entweder den Blättern zu bezahlen, oder sich auf die Veröffentlichung in der Form von Placaten zu beschränken, die an der finsteren Rückseite der Hausthore angeschlagen werden, wo sie ohnedies, gleich den Mahnungen der Steuerbehörde und der Aufforderung, Wasser zu sparen, zuverlässig ungelesen bleiben. Die Bezahlung der Veröffentlichung hätte auch deshalb gefordert werden müssen, weil die Commerzblätter sich ja der Gefahr aussetzen mußten, ihre besten Inserenten unangenehm zu berühren. Sie hätten Curverwaltungen und Hôteliers — gerade in

der Saison —, dann Fabriksbesitzer und Vergnügungsdirectoren an ihre Pflicht erinnern, ihnen die bisherige Nachlässigkeit vorhalten müssen. Interessant ist es auch, wie die parteipolitische Auffassung Einzelnes aus der Verordnung unterstrich. Die rothen Blätter mahnten die Fabriksbesitzer und die gewichtigsten Spießbürger, unsere Hausherren, an ihre Schuldigkeit, für staubfreie, lüftige Arbeitsräume vorzusorgen und statt verschweinter, reine Wohnungen ihren Mietern zu übergeben, und die ,Neue Freie Presse' hob bloß mit Nachdruck den § 12 hervor, der dem Bürgermeister Lueger unter die Nase gehalten wurde, damit er erkenne, wie weit vortheilhafter für ihn das Straßenkehren und die Staub- und Kehrichtabfuhr wäre, als das ewige Communalpolitisieren gegen die ,Neue Freie Presse' . . . Doch halt! Ich habe ihr in meinem Eifer Unrecht gethan! Unter den 41 Paragraphen, von denen sie einen betont hat, befinden sich 14, die allein die Beseitigung des Sputums behandeln. Dieser Apotheose des wassergefüllten Spucknapfs hat sich denn doch die ,Neue Freie Presse' nicht entziehen können — sie brachte schon nach wenigen Tagen ein großes Inserat, in dem ein Fabrikant seine hygienischen Spucknäpfe empfahl. Wenn also das erste Blatt Oesterreichs sich derart patriotisch in den Tuberculosekampf stürzt, so kann der glänzende Erfolg nicht ausbleiben!

Professor Victor Loos.

* * *

Was war das für eine Aufregung in unserer liberalen Presse, als die Dominikaner die letzten Reste der Lehrfreiheit an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz vernichteten und die aus Deutschland berufenen Professoren jener Universität auf ihre Lehrkanzeln verzichteten! Da hat sich die Concordiajournalistik einmal als Schützerin des freien Denkens bewähren können. Ein Gelehrter, der unter dem neuen Freiburger Statut dem Ruf nach Freiburg folgen würde, declamierte man, scheide für immer aus der deutschen Gelehrtenrepublik aus. Damals waren es bekanntlich größtentheils österreichische Gelehrte, die nach Freiburg giengen, um die nackensteiferen Deutschen zu ersetzen; ein paar tüchtige Leute darunter. Aber wo bleibt die Wiener liberale Presse jetzt? Es zeigt sich immer deutlicher, daß die Annahme einer

Berufung nach dem katholischen Freiburg das beste Mittel ist, an österreichischen Universitäten Carrière zu machen. Oesterreich bemüht sich sonst nur selten, seine tüchtigsten Männer, die ihm von deutschen Universitäten weggenommen wurden, zu reimpatriieren. Aber wer nach Freiburg geht, ist sicher, bald nach Oesterreich zurückzukehren und es weiter zu bringen, als wenn er in der Heimat eine Lehrkanzel-Vacanz abgewartet hätte. Der Sprachforscher Detter ist bereits wieder in Wien, der Strafrechtler Lenz in Czernowitz, und soeben ist Zycha (Professor des deutschen Rechts) nach Prag verpflanzt worden. Doch in unserer liberalen Presse bleibt es still. Wenn ein Zögling einer clericalen Lehrerbildungsanstalt eine Unterlehrerstelle an einer Wiener Volksschule erhält, zetert man über Clericalisierung der Schule. Eine Clericalisierung der Hochschulen ist indes offenbar nicht zu befürchten, solang der liberale Herr v. Hartel Unterrichtsminister ist. Und die Wiener Presse darf überzeugt sein, daß ihr Herr v. Hartel noch lang erhalten bleiben wird. Denn der Liberalismus ist eine Tugend, die gerade dann n i c h t fällt, wenn sie sich prostituiert.

+

* * *

Das dümmste Blatt Wiens nahm am 31. Mai von der »Klosteraffaire«, die die ‚Arbeiter-Zeitung‘ aufgerollt hat, in seiner Weise Notiz. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hatte das ganze Thatsachenmaterial geboten. So wäre eigentlich der ‚Z e i t‘ gar nichts übrig geblieben, als den Bericht trocken zu citieren oder den eigenen Senf dazuzugeben. Aber sie wäre nicht jene aus gottgeschlagener Talentlosigkeit und grotesker Anmaßung componierte Meinungsmacherin, als die sie in der ‚Fackel‘ so oft entlarvt wurde, wenn sie nicht auch hier bemüht gewesen wäre, »etwas Besonderes« zu bieten. Sie schickte — einen Interviewer ins Kloster. »Einer unserer Mitarbeiter begab sich gestern an Ort und Stelle, um über den Fall Erkundigungen einzuziehen«. Er hoffte offenbar, daß die Oberin ihm sagen werde: »Was in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ steht, ist noch gar

nichts. Die Corrigendinnen werden bei uns nicht nur in Zwangsjacken gesteckt, sondern auch geröstet«. Aber man muß nur sehen, wie sich das aufspielt, wie sich's trotz aller Enttäuschung in »Informiertheit« bläht! »Unser Mitarbeiter wurde von der Oberin der Anstalt empfangen« und nicht — wie man, da er doch in feindlicher Absicht kam, wähnen könnte — hinausgeworfen. Er hielt der Oberin die ‚Arbeiter-Zeitung' hin und hub an: »Unter den Corrigendinnen, die Ihrer Obhut anvertraut sind, soll sich, Frau Oberin, ein 16jähriges Mädchen befinden, das die Anstalt verlassen möchte, aber zurückgehalten wird. Möchten Sie mir vielleicht etwas darüber sagen?« Und sie sagte ihm zu seinem größten Erstaunen, daß alles unwahr sei. »Die Auskunft, die ich erhalten hatte, war etwas knapp« . . . Stünde die Oberin als Angeklagte vor dem Untersuchungsrichter, sie dürfte lügen oder die Auskunft verweigern; die Schmockjustiz, die sich — nicht in der Absicht, Schäden zu beseitigen, sondern um Sensationen zu gewinnen — in alle Lebensverhältnisse mengt, läßt keinem Beschuldigten die Rechtswohlthat angedeihen . . . Die ‚Zeit' hat — das müssen ihre Todfeinde zugeben — den ungeheueren Werth, daß sie alle Missbräuche der Tagespresse durch die besondere Dummheit der Anwendung ad absurdum führt. So das Interview. Gerade hier vermag geistige Beschränktheit, vereinigt mit krankhafter Effecthascherei, wahre Wunder zu wirken. Nächstens werden die Macher der ‚Zeit' einen ihrer schlecht bezahlten Laufburschen zu einem Bankdirector schicken, der sein Institut um ein paar Millionen geschädigt hat. »Es wird erzählt«, fragte unser Mitarbeiter, »daß Sie in der unerhörtesten Weise mit Actionärgeldern wirtschaften. Möchten Sie mir vielleicht etwas darüber sagen?« . . . Dann würde wohl auch dem langmüthigsten Leser die Geduld reißen, und der Interviewplage wäre ein heiteres Ende bereitet.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Z. 13/03.

Herrn

Karl Kraus

Herausgeber und verantwortlichen Redacteur der ,Fackel'

Wien.

Bezugnehmend auf den in Nr. 138 der ,Fackel' S. 7 ff. erschienenen Artikel betreffend die Disciplinarsache des Herrn Dr. Adolf Bachrach ersuche ich in die genannte Zeitschrift nachstehende Berichtigung entsprechend den Bestimmungen des Pressgesetzes aufzunehmen:

Es ist unrichtig, daß der Disciplinarrath das Disciplinarerkenntnis dem Leiter des Justizministeriums übermittelte. Ebenso ist unrichtig, daß der Disciplinarrath den Zeitungen ein Urtheil sammt Begründung zusandte.

Richtig ist vielmehr, daß der Disciplinarrath von seiner Entscheidung lediglich diejenigen Personen verständigt hat, deren Verständigung ihm nach dem Gesetze oblag. Richtig ist ferner, daß derselbe der Veröffentlichung seiner Entscheidung in den Tagesblättern gänzlich fernesteht.

Wien, am 25. Mai 1903.

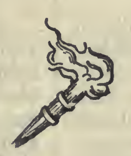
Der Präsident des Disciplinarrathes
der n. ö. Advocatenkammer
Dr. Karl R. von Koppler.

* * *

Ueber die Reden Chamberlains und Balfours in der denkwürdigen Sitzung des englischen Unterhauses sind die Meinungen getheilt. Sogar unter den Lesern der ,Neuen Freien Presse'. Die Einen stimmen dem Leitartikler zu, der am 30. Mai schrieb: »Die beiden leitenden Minister saßen nebeneinander, aber sie sprachen gegeneinander« . . . »Man erlebte das unerhörte Schauspiel, daß

Balfour, der Premier, mit dem ruhelosen Collegen vom Colonialamt ins Gericht gieng« ... »In der ganzen englischen Parlamentsgeschichte wird sich schwer ein Beispiel für diese Scene finden lassen, die einem auf der Ministerbank ausgefochtenen Duell gleicht«. Aber die Mehrzahl der Leser der ‚Neuen Freien Presse' hält es mit dem Economisten, der am selben Tage versicherte: »Zwei Momente springen aus der Debatte sofort ins Auge. Zunächst, daß das englische Cabinet einig ist und daß der gefürchtete Riss zwischen Balfour und Chamberlain nicht zum Ausbruch kommt. Der Premierminister Arthur Balfour, vor Kurzem noch ein überzeugter Freihändler, hat vor der Schutzzollpolitik Chamberlains die Segel gestrichen« ... Die ‚Zeit' fasste ihre Meinung in dem lapidaren Satz zusammen: »Balfours Zeit ist dahin, und der Abkomme des stolzen Cecilgeschlechtes wird bald genug Gelegenheit haben, ‚fern der Geschäfte' sich dem Studium der geliebten Philosophie zu widmen«. »Fern der Geschäfte« steht zwischen Anführungszeichen. Der gebildete Redacteur eines Culturblattes wusste natürlich, daß das procul negotiis bei Horaz von einem Wucherer gesprochen wird, und übersetzt es deshalb in das Idiom, das gegenwärtig den Wucherern geläufig ist.

+



Ein Herr Paul Heinze aus Blasewitz bei Dresden hat eine »Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tod bis zur Gegenwart« geschrieben, die sich, da sie bereits in zweiter Auflage erschienen ist, in Deutschland großer Beliebtheit zu erfreuen scheint. Für Mk. 7.— erhält man hier in der That die schnurrigsten Aufklärungen über die österreichische Literatur, vor allen anderen die, daß Herr Heinze fast in jeder Wiener Redaction, der sein Buch behufs Recensierung zugeschickt wird, einen bedeutenden Dichter gelten läßt. Um die Pflege des Wiener Feuilletons hat sich nach der Anschauung des Herrn Heinze in erster Linie »der geistvolle

Kritiker der ‚Neuen Freien Presse', Karl v. Thaler« verdient gemacht, neben dem — in einigem Abstand — der »ästhetisch nicht minder fein gebildete College Ludwig Speidel« genannt wird. Daniel Spitzer und Ferdinand Kürnberger kommen mit je einer glimpflichen Zeile davon. Für eine selbst Karl v. Thaler überragende Erscheinung scheint unser Literaturforscher den Balduin Groller vom ‚Neuen Wiener Journal' zu halten. Während ein armer Schlucker wie Ferdinand Raimund, dessen Herr Heinze hinter Johann Ludwig Deinhardstein als »Wiener Lustspieldichters« gedenkt, sich mit 8 Zeilen begnügen muß, sind Herrn Balduin Groller nicht weniger als 20 gewidmet. Was aber bedeutet selbst dieser neben dem mit 22 Zeilen bedachten Genius eines Max Kalbeck! Von ihm weiß Herr Heinze zu berichten, daß er das Wiener Feuilleton »künstlerisch zu gestalten und dessen Ausbildung zu fördern« wusste. (Trotz einem Speidel, der seit zwei Jahrzehnten ein reifer Künstler war, als Herrn Kalbeck's erste Arbeit im ‚Neuen Wiener Tagblatt' erschien.) Und dann der Dichter Kalbeck! Man wird Herrn Heinze's Werk all in seiner Pracht erst begreifen, wenn man erfährt, wie er im Vergleich zu der dichterischen Potenz Max Kalbeck's über die eines Richard Wagner urtheilt. Also gehen wir's an:

Max Kalbeck.	Richard Wagner.
» . . . In seinen drei größeren Gedichtsammlungen ‚Nächte' (1880), ‚Zur Dämmerzeit' (1881) und ‚Aus alter und neuer Zeit' (1890) erweist sich Kalbeck vorzugsweise als Stimmungslyriker; über seiner Dichtung ruht es wie der feuchte Sternenschimmer einer schönen Sommernacht. Es wiegt darin der Ton milder Trauer vor, jedoch ohne den Anhauch eines krankhaften Weltschmerzes, denn so unzulänglich ihm auch das irdische Sein erscheint, stets schwebt ihm die Liebe als erlösende Macht vor Augen. Kalbecks Stimmungsbilder werden dadurch in hohem Grade lebenswahr, daß er sie fast stets in die Beleuchtung	» . . . Richard Wagner, soweit er als Dichter in Betracht kommt, ist gleichfalls an dieser Stelle zu würdigen . . . Da kann das Urtheil denn nicht anders ausfallen, als daß die Libretti als Poesie betrachtet auf einer ziemlich niedrigen Stufe stehen; wohl sind einige der Lieder recht anmuthig, wenn auch unbedeutend, und die Texte bezeichnen . . . allerdings einen Fortschritt, aber den Maßstab einer ernsten Kritik können sie nicht vertragen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Wagner die Sprache durch geschmacklose Anwendung des Stabreimes wie durch verfehlte Neubildungen gemisshandelt hat, und daß seine Texte

bestimmter Verhältnisse rückt, so daß ein besonderer Zustand des inneren Lebens dichterisch offenbar wird . . .«

im großen und ganzen nichts weiter sind als mit Geschick in Reime gefügte Prosa . . .«

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Herr Regierungsrath Hinterstoißer hat einen Vertheidiger gefunden: Professor Moriz Benedikt, einer der wirrsten Köpfe, die je in Psychologie und Psychiatrie ihr Unwesen getrieben, billigt das Hinterstoißer'sche Gutachten im Process gegen Hans Georg Paetz. So hat er einem Redacteur der Wochenschrift ‚Die Wage' versichert, in deren Nummer 23 vom 30. Mai 1903 die Ansichten des Psychiaters Moriz Benedikt über psychiatrische Gutachten zu lesen sind. Ich glaubte, da ich den Artikel »Zuchthaus oder Irrenhaus« zu lesen begann, anfänglich an eine Verwechslung: den Redacteuren der ‚Wage' ist der Weg zu einem andern Moriz Benedikt sicherlich der gewohntere, und wie leicht konnte ein Irrthum passieren und über eine Frage der Psychiatrie der Economist ausgeholt werden. Weiterlesend erkannte ich aber bald, daß wirklich ein Universitätsprofessor und nicht der Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' interviewt worden war. Der Börsenmann pflegt nur Mein und Dein, aber nicht die geläufigsten Grundbegriffe der Philosophie zu verwechseln, und die Aeußerungen seines Namensvetters über Determinismus können ihm unmöglich zugetraut werden. Nach der Meinung des Professors Moriz Benedikt gehört ein Mensch, »der eine objectiv als verbrecherisch zu bezeichnende That verübt hat«, ins Zuchthaus, »wenn festgestellt wird, daß er nicht anders handeln konnte, weil sein sittliches Gefühl keine Hemmungen enthält«. Aber ein Kind begreift, daß, wenn das richtig wäre, unterschiedslos alle, die Verbrechen begangen haben, ins

Zuchthaus — und womöglich auf Lebenszeit — gehören würden. Immer fehlen Hemmungen — genauer gesagt, sociale Hemmungen — des sittlichen Gefühls, wenn ein Verbrechen begangen wird, und nicht nur beim Verbrechen, sondern auch bei jedem Verstoß gegen die gute Sitte, bei jeder Tactlosigkeit, wenn jemand in Gesellschaft rülpst oder auch nur gähnt. Wer eine Semmel stiehlt, müßte in Consequenz der Ansichten des Herrn Benedikt lebenslänglich ins Zuchthaus eingeschlossen, wer gähnt, wenigstens für ewig aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. In Wahrheit verhält es sich natürlich so: Wenn ein Individuum ein Verbrechen begangen hat, so ist zu untersuchen, ob die socialen Hemmungen bei ihm gänzlich fehlen oder bloß im Augenblick der That beseitigt waren. Ist letzteres der Fall, waren die Hemmungen — sei es durch Noth, sei es durch Sinnesverwirrung oder (wie bei den meisten Kindesmörderinnen) durch beides — aufgehoben, so sagt das Strafgesetz klar, was zu geschehen hat: es wird gestraft unter Berücksichtigung mildernder Umstände, die bald — z. B., dem unsocialistischen Charakter unserer Gesetzgebung gemäß, in den Fällen der Noth — der Willkür des Richters überlassen ist, bald — z. B. bei Trunkenheit, einem Zustand, in den auch elegante Leute gerathen — im Gesetze selbst enthalten ist. Fehlen jedoch dem Individuum die socialen Hemmungen gänzlich, so ist jedesmal die Frage aufzuwerfen, ob sie bei ihm hervorgerufen werden können. Der geisteskranke Mensch ist jener, bei dem nach seiner Veranlagung die Erzeugung der Hemmungen unmöglich ist. Dies zu beurtheilen und demnach zu entscheiden, ob strafrechtliche Ahndung oder Abgabe an eine Irrenanstalt (Heilanstalt für psychisch Minderwerthige) platzzugreifen hat, ist Sache des Richters. Und damit ist die Stellung des Psychiaters gegenüber dem Verbrechen klar bestimmt. Sein Gutachten hat nichts zu enthalten, als eine psychiatrische Anamnese und

Diagnose, wobei er Ausdrücke wie »zurechnungsfähig« lediglich im Sinne der medicinischen Wissenschaft gebrauchen darf. Die Anwendung eines strafrechtlichen Begriffs bleibt dem Richter überlassen, so wie etwa im Falle einer verschuldeten Crida ein Buchsachverständiger ausschließlich darüber auszusagen hat, ob der Angeklagte im Augenblick, in dem er dies und jenes that, bereits passiv war, während die Frage, ob der Angeklagte damals wusste (wissen konnte oder wissen mußte), daß er passiv sei, der Beurtheilung des Sachverständigen zu entziehen und einzig und allein vom Richter zu entscheiden ist. Im Process gegen Hans Georg Paetz ward Forel's Gutachten erwähnt, und Herr Benedikt erklärt, dieses Gutachten bedeute einen Eingriff in die Sphäre des Richters. Aber vielmehr Herr Hinterstoißer hat einen solchen Eingriff begangen, da er aussagte, bei Paetz sei die »strafrechtliche Verantwortlichkeit nicht aufgehoben«. Darf der Psychiater diesen Ausspruch thun, dann ist er es, der das gerichtliche Urtheil fällt, und der Richter hat nur noch das Strafausmaß zu bestimmen. Zum Richter aber wird sich Herr Hinterstoißer selbst schwerlich als qualificiert erachten. Bisher wenigstens hat er sich stets begnügt, sich für den Staatsanwalt zu halten.

J. F.

* * *

Zu Pfingsten ward den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' eine hohe Erleuchtung; Cesare Lombroso hat sie in die »Psychologie der Milliardäre« eingeweiht. Man wusste längst: es gibt erworbene und angeborene (vererbte) Reichthümer. Aber die große Frage lautete: Ist das Erwerben von Reichthümern angeboren (vererbt)? Oder erwirbt man die Fähigkeit, zu erwerben? Wie eigentlich die Shakespeares und Beethovens zustandekommen, das ist uns, dank dem Professor Cesare Lombroso, ganz genau bekannt; wenn nur der Stammbaum in der richtigen Unordnung ist, gibt's in der soundsovielten Degeneration gewiss ein Genie. Aber wie kommen

die Milliarden zustande? Der Economist hat ein Leben damit zugebracht, zu Hausse und Baisse zu rathen; hier war er rathlos. Und seine Gläubigen murrten, die vielgepriesene »Flüssigkeit« des Capitals führe immer nur dazu, daß es einem in den Händen zerrinnt. Da setzte sich Herr Moriz Benedikt hin und sandte dem Professor Lombroso einen Brief: Sie haben den »Uomo di genio« geschrieben. Aber Ihr Werk ist ein halbes. Die Genies, von denen Sie schrieben, sind todt. Wir indes wollen von den lebenden Genies erfahren. Sprechen Sie zu den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' über die Finanzgenies. Wie wird man ein Astor? . . . Bereitwillig gab Lombroso am Pfingstsonntag Antwort, und es ergieng an den Schottenring die tröstliche Botschaft: man braucht kein Genie, um ein Finanzgenie zu werden. »Indem ich bei diesen großen Milliardären mit der physischen Beschaffenheit beginne, finde ich bei ihnen keines der eigenartigen, vom Durchschnitt abweichenden Kennzeichen des Genies« . . . »Auch die ganz eigenartigen Geistesgaben der Milliardäre sind diejenigen, welche wir bei Menschen von großem Verstand, bei den Uebertreibungen des Durchschnittsmenschen vorfinden, niemals die, welche zum Ausnahmstypus des Genies gehören«. Von solchen eigenartigen Geistesgaben der Milliardäre werden angeführt: »Die Intuition — der Blick« (Astor z. B. erkannte intuitiv, daß New-York wachsen müsse, und kaufte Gründe zusammen, die er mit colossalem Gewinn wieder verkaufte), dann »die Habsucht« (Astor sammelte, obschon längst reich, immer noch neue Reichthümer, nicht des Gewinnes halber, sondern aus Vergnügen am Erfolg von Unternehmungen), und endlich die »relative Ehrenhaftigkeit« (im Gegensatz zur absoluten; Astor hat zwar erklärt, der Milliardär müsse ehrenhaft sein, aber er meint bloß, man dürfe nicht in der Jugend silberne Löffel stehlen, weil einem sonst die Carrière abgeschnitten wird und man nicht dazu gelangt, im Alter Millionen zu stehlen). Die Leser vom Schottenring erkannten mit Vergnügen, daß ihnen bloß noch die Milliarden, aber nicht die Eigenschaften fehlen, die nothwendig sind, um Milliarden zu erwerben. Und zweifelhaft war nur eins: wenn die natürlichen Voraussetzungen da sind, was lässt man einen Buben studieren, um einen Milliardär aus ihm zu machen? Lombrosos Antwort lautet: »Eine charakteristische Eigenschaft, welche einen schreienden Widerspruch bildet zu dem, was wenigstens

bei literarischen und wissenschaftlichen Genies der Fall ist, besteht in gänzlichem Mangel an Bildung bei den Milliardären«. Lombroso als Erzieher! Der Mann hat uns das Genie und den Verbrecher enthüllt, und seine wissenschaftliche Größe ist unantastbar, seitdem er den Beweis geführt hat, daß der Antisemitismus eine Geisteskrankheit ist. Aber jetzt erst hat er das größte seiner Werke gethan; es kann nicht fehlen, daß bald am Schottenring die Milliardäre wild wachsen. Alle Vorbedingungen sind erfüllt, und den erforderlichen gänzlichen Mangel an Bildung kann man leicht durch die Lectüre der ,Neuen Freien Presse' erwerben.

* * *

Unter dem bekannten Pseudonym Rudolph Lothar erschien unlängst in der ,Neuen Freien Presse' ein Feuilleton über das Hamburger Deutsche Schauspielhaus. Da ich es viel leichter ertrage, mit meinen Feinden eine Sympathie als einen Hass gemeinsam zu haben — beides ist bei der großen Menge der Schmöcke und bei der geringen Auswahl der Empfindungen unvermeidlich —, so kann ich unumwunden erklären, daß ich mit dem dem Deutschen Schauspielhaus gezollten Lob einverstanden bin und nur bedaure, daß die Würdigung einer alle Berlinerei überragenden Bühnenkunst, die ein Wiener in Deutschlands Norden zu echten Erfolgen geführt hat, in Wiener Blättern entweder einem compromittierenden Schwätzer überlassen bleibt oder gehässigen Verbreitern erlogener Unheilsbotschaft. Aber einer Stelle in dem Feuilleton muß ich ausdrücklich widersprechen. Von dem in Hamburg thatsächlich zu einem ernsten Schauspieler erwachsenen Herrn Schildkraut behauptet der unglaubwürdige Thomas, er habe ihn theils an Laroche, theils — in der Rolle des Lear — an Anschütz »erinnert«. Herr Lothar übertreibt — sein Alter. Laroche mag er ja als Bub noch gesehen haben, wiewohl die ersten Eindrücke des Knaben Spitzer für die Beurtheilung von lebenden Schauspielern in einem großen Blatt nicht maßgebend sein sollten. Aber Anschütz? Der ist am 29. December 1865 in Wien gestorben. Und Lothar? Der ist am 23. Februar 1865 in Budapest geboren. Die Reise von Budapest nach Wien wäre damals für ein Kind von ein paar

Monaten, das noch den großen Anschütz sehen will — vorausgesetzt, daß er bis zu seinem Ende im Burgtheater auftrat und im Todesjahr den Lear spielte —, denn doch etwas beschwerlich gewesen. Und mochte er auch in einem Interview mit der Amme die Erlaubnis erwirkt haben! Zum Schriftsteller hat ihm damals noch manches gefehlt. Er konnte z. B. nicht laufen, während die Fähigkeit, zu lallen und fremde Stoffe zu verunreinigen, schon in frühester Zeit an ihm bemerkt wurde. Wie dem auch sei, es ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß sich der rastlose Mann an den Lear des Anschütz eigentlich nicht erinnert. Also ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß er eigentlich ein Schwätzer ist?

* * *

Und noch ein Circular.

(An die Gastwirte.)

»Euer Wohlgeboren!

Mit gleicher Post erhalten Sie eine Nummer der Tageszeitung ‚Die Zeit', damit Sie in die Lage kommen, die Ausstattung und Bedeutung dieses Blattes kennen zu lernen. Ein beigefügter Prospect wird Sie außerdem über das Programm und die gesammte Tendenz ausführlich informieren. ‚Die Zeit' bietet namentlich dem Gastgewerbe dadurch sehr viel, daß es mit seinen Beilagen eigentlich fünf Zeitungen darstellt, darunter ein Lesematerial, das die ganze Woche über seinen Werth behält und den Gast zu beschäftigen vermag. Wenn Sie beiliegende Postkarte ausgefüllt an uns zurückgelangen lassen, erhalten Sie das Blatt durch längere Zeit gratis zugesendet, damit Sie auch die Stimmung Ihrer Gäste kennen lernen.

Hochachtungsvoll
‚Die Zeit'
Administration.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Patriot. Ob ich, wenn ich die elektrische Tramway besteige, größeren Werth darauf lege, daß der Conducteur höflich oder daß er kaisertreu ist? Ob mich, wenn ich das Unglück hätte, »unter die Schutzvorrichtung« zu gerathen, die an mein Sterbebett dringende Mittheilung

versöhnen würde, daß der schuldige Motorführer wenigstens kein Republikaner war? Geschmackssache, mein Herr! Auch der Bürgermeister legt vielleicht auf Pflichterfüllung und Höflichkeit bei den Straßenbahnbediensteten einigen Werth. Aber er pfeift auf derartige Tugenden, wenn ihm nicht die Garantie jener Fähigkeiten geboten wird, die das wahre Wesen eines Tramwayconducteurs ausmachen: dem Kaiser Franz Josef und auch dessen »Nachfolgern aus dem Hause Habsburg-Lothringen treu und gehorsam« zu sein. Ich bin überzeugt, daß der Kaiser selbst auf die Bethätigung solcher Gesinnung bei den Angestellten der Elektrischen keinen so großen Werth legt wie Herr Dr. Lueger. Und dann — was nützt die schönste Gesinnung der Motorführer und Conducteure, wenn die Laternanzünder, Gewölbwächter und Canalräumer nach Herzenslust Republikaner sein dürfen? Hier ist noch viel zu thun übrig; man erkläre den Leuten endlich, was ein Republikaner ist, und lasse sie geloben, daß sie's nie sein werden. Die Tramwaymänner, von denen man bisher bloß wusste, daß sie Amtspersonen sind und Trinkgelder nehmen, sind mit einemmal in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt: als verhinderte Republikaner . . . Es gibt specifisch österreichische Sorgen, die das herzlose Europa immerzu heiter stimmen. Aber hoffentlich bewährt sich wenigstens die dynastische Schutzvorrichtung des Herrn Dr. Lueger besser als die andere!

Scherenschleifer. Die Pfingstnummer des ‚Neuen Wiener Journal' hatte einen reichen Inhalt: Erlebtes, Erlauschtes, Gestohlenes. Der Berliner Correspondent hatte den Herausgeber der ‚Zukunft' heimgesucht und sich durch Harden's Ansichten über die Presse enttäuschen lassen. Da las man: »Bei uns (in Berlin) ist's mit der eigentlichen Corruption nicht so schlimm. Mancher wartet Jahre lang vergebens auf den ersten Bestechungsversuch.« Harden sprach von den »feineren Formen der Corruption«, die die beliebteren sind. »Wir sind mit allen Erfolgfängern sehr gut, und Leute, mit denen wir sehr gut sind, dürfen nicht angetastet werden. Da ist ein Verleger, der einen höheren Orden will und den Ehrgeiz hat, mit seinem Massenblatt in der Hofsphäre heimisch zu werden. Folge: kein Wort gegen den Kaiser, den Kanzler, die Regierung darf in die Zeitung, deren Lesern täglich erzählt wird, wie über alle Begriffe herrlich es ums Deutsche Reich bestellt sei. Ein anderer Verleger, der auf Titel und Orden nach schweren Seelenkämpfen verzichtet hat, will um jeden Preis — nur nicht etwa gegen bares Geld, denn er zahlt seinen Mitarbeitern nicht gar viel und knickert an jedem Reporterhonorar — die besten Nachrichten haben. Folge: das Blatt, das sich immer noch für demokratisch ausgibt, bewundert jede Leistung unserer internationalen Politik; denn im Auswärtigen Amt sprudelt der Nachrichtenborn . . . Da ist ein Theaterkritiker, der Stücke schreibt oder übersetzt; ist er's nicht, so ist's ein netter College, auf den er Rücksicht nehmen muß; oder er braucht auch nur ungewöhnlich viele Freibillets, um seinen Schneider zu beschwichtigen oder seines Liebchens Mama günstig zu

stimmen. Folge: das Theater, dem das Stück zugedacht ist, oder das ad libitum Eintrittskarten gewährt, wird immer gelobt; wehe aber dem Director, der sich spröde zeigt. Und so weiter. Nehmen Sie dazu die Corruption durch das Inserat und durch den Parteidrill. Ein großer Inserent darf nicht geärgert werden; selbst Rudolf Hertzog, der Antisemit, kam in jüdischen Blättern glimpflich weg, weil er ganzseitige Inserate gab.« All dies hörte und notierte der Vertreter des Herrn Lippowitz ohn' Erröthen. Nur einmal, da der Interviewte einen crassen Fall von Corruption erwähnte, scheint er einen Einwand gewagt zu haben. In Harden's Ausführungen heißt es nämlich an jener Stelle: »Solche Dinge sind leider unvermeidlich, sagen Sie. Mag sein«. Nun ja, in der deutschen Presse sind sie »leider unvermeidlich« und in der österrcichischen — gottseidank unmöglich!

'Zeit'-Genosse. Man weiß, welchen Aufschwung die Inseratenmoral seit der Gründung der 'Zeit' genommen hat. Die 'Zeit' weist, wie neulich wieder in einem Specialheft, der 'Familien-Zeit', zu lesen war, »alle Inserate ab, deren unreelle Absicht ersichtlich ist«. Sie thut noch mehr, sie läßt sogar in Inseraten die Unmoral bekämpfen. Aber da kommt es bisweilen zu heiteren Widersprüchen wie dem folgenden: Inserat der »Singer Co., Nähmaschinen - Actiengesellschaft«: »Von Seite des Stadtrathes zu Waidhofen an der Ybbs wurde dieser Tage die missbräuchliche Benützung des Namens Singer bei Nähmaschinen verurtheilt und bestraft . . . Käufer von Singer-Nähmaschinen, welche sich vor solchen unlauteren Mitteln schützen wollen, mögen sich stets versichern, daß sie an der richtigen Stelle, das heißt in einer Niederlage der Singer Co. Nähmaschinen-Actiengesellschaft ihren Kauf vornehmen, welche sich an jedem größeren Platze befinden. Nur hiedurch können sie sich vor unangenehmen Täuschungen bewahren«. In derselben Nummer der 'Zeit': Inserat eines Fahrrad- und Nähmaschinenhändlers in der Berggasse: »Um 50 Percent billiger als Abzahlungshändler verkaufe ich gegen bar Singer-Nähmaschinen, . . . Singer-Ringschiff statt 140 K nur 75 K«. In derselben Nummer der 'Zeit': Inserat eines Mechanikers in der Lerchenfelderstraße: »Original-Ringschiffchen von 24 fl., Singer von 10 fl. an. Neue Ringschiff 40 fl., neue Singer 24 fl.« — Die 'Familien-Zeit', die neulich vor die Wohnungsthüren der Wiener gelegt wurde und in den meisten Fällen dort liegen blieb, ist ein Inseratenunternehmen, das dem anticorruptionistischen Geiste alle Ehre macht. Eine Wiener Dame theilt mir mit, daß sie seinerzeit Herrn Professor Singer zur Behebung seiner Ideenarmuth den Vorschlag machte, eine hauswirtschaftliche Beilage ins Leben zu rufen, die populäre Belehrungen für Familie und Wirtschaft enthalten und alle auf diesem Gebiet zu verwendenden Neuerungen und Erfindungen besprechen sollte. Durch vergleichende Berechnungen sollte auf den Sparsinn der Hausfrauen gewirkt und manche wichtige, das Familienleben berührende Frage erörtert werden. In dem Exposé, das die Dame auf ausdrücklichen Wunsch des sofort begeisterten Herrn Prof. Singer ausarbeitete und am 28. Jänner absandte, war auch der

Vorschlag enthalten, »Erfinder, Fabrikanten und Händler zur Inserierung in dieser Beilage zu veranlassen, die für die Besprechung ihrer Artikel gern bezahlen und die Clichés liefern würden«. Eine vom zeitungsgeschäftlichen Standpunkt gute, vom Standpunkt corruptionsfeindlicher Neuerer verwerfliche Idee. Was Wunder, daß die Herausgeber der ‚Zeit' sie mit Begeisterung aufgriffen? Natürlich hatte sich die Dame die Redaction der Beilage vorbehalten. Aber sie wusste nicht, daß die Herausgeber der ‚Zeit' für jede neue Idee, die man ihnen zuträgt, so dankbar sind, daß sie sie mit Hintansetzung jedes persönlichen Vortheils ihres Schöpfers sogleich usurpieren, und sie hatte von den Erfahrungen, die ein Wiener Bibliograph mit der ‚Zeit' gemacht hatte, noch nichts vernommen. Auf wiederholte Mahnschreiben bekam sie keine Antwort, bis ihr endlich die fertige ‚Familien-Zeit' — genau nach den Anleitungen ihres Exposé's geschaffen — vor die Wohnungsthür gelegt wurde. Nur in einem Punkt war die Ausführung über die Idee hinausgegangen, und hier wird die Dame gewiss kein Urheberrecht reclamieren. Ein vornehmes Blatt bringt keine Reclameartikel als begleitenden Text zu Annoncen. Die ‚Zeit' gewann wirkliche Schriftsteller und Gelehrte für die Bearbeitung von Themen wie »Die Pflege der Haut«, »Die Schonung des Auges«, »Krankenkost«, »Wäsche- und Brautausstattungen«, »Schulkrankheiten« u. dgl., und der Beitrag, den z. B. ein Universitätsdocent für Augenheilkunde sandte, ward ganz zufällig über den Inseraten zweier Optiker placiert . . . Zweifellos hat man keinen der Herren verständigt, daß sein wissenschaftlicher Beitrag bloß dazu dienen werde, die Preise der in sein Specialfach einschlagenden Inserate in die Höhe zu treiben. Aber es ist zu hoffen, daß jeder einzelne gegen einen Missbrauch seines Namens, wie ihn selbst der schmutzigste Annoncenfänger der alten Wiener Geschäftspresse nicht gewagt hätte, protestieren wird.

Arzt. Vorn die Bildung, rückwärts das Geschäft: so machen sie's alle. Aber wenn ‚Neues Wiener Tagblatt' oder gar ‚Neues Wiener Journal' für die Wissenschaft kämpfen, mag man es als einen Scherz fett gewordener und gut gelaunter Inseratenagenten belächeln. Gefährlich ist bloß die ‚Neue Freie Presse'; reclamesüchtige Gelehrte finden sich immer wieder bereit, zum »Economisten« ein wissenschaftliches Vorwort zu schreiben, und vom Glanz großer Namen gelockt, strömt die Menge Betrügern zu, die darauf ausgehen, sie an Seele und Körper und Vermögen zu ruinieren. Wie oft ward hier schon das Treiben von Mitgliedern unserer medicinischen Facultät beklagt, für die jede Erkrankung hochstehender Personen der willkommene Anlass ist, Artikel in der ‚Neuen Freien Presse' zu veröffentlichen oder sich von ihr interviewen zu lassen. In derselben Nummer, in der das professorale Gutachten durch das dickste Lob des weltberühmten Forschers quittiert wird, unmittelbar hinter den Spalten, aus denen heiß die Liebe zur Wissenschaft quillt, breiten sich die bezahlten Anpreisungen des Curpfuscherthums, die Reclamen für die Feinde der Aerzte wie der Patienten aus. Neulich hat die ‚Neue Freie Presse' als Beilage die Ankündigung der »Neuen Heilmethode« von Platen gebracht, eines Buchs, das von den dümmsten

Angriffen auf die ärztliche Wissenschaft strotzt und dem Publicum Anweisungen ertheilt, wie es seine Krankheiten selbst behandeln solle. Gleichzeitig griff das Blatt in heftigem Ton eine arische Aerzteclique an, die sich zur Boycottierung ihrer jüdischen Collegen organisieren will. Ein »Judenthum in der Medicin« zu bekämpfen, dünkt der ‚Neuen Freien Presse' die verwerflichste Schandthat; sie selbst ist indes für Geld immer bereit, die ganze Medicin im Dienst von inserierenden Curpfuschern zu bekämpfen. Und Wiener Hochschulprofessoren, welche die Bestrebungen antisemitischer Aerzte als standeswidrig verdammen, fühlen sich keiner Verletzung der Standespflichten schuldig, wenn sie der ‚Neuen Freien Presse' die Artikel liefern, mit denen das Publicum geködert wird, damit es schließlich an die Angel eines Herrn Platen beißt und die »Neue Heilmethode« kauft?

Leser. Ja, wenn man nicht in all der Plage sich des Wohlwollens und der Theilnahme verständnisvoller Leser versichert halten könnte, es wäre wahrhaftig nicht zum Aushalten! Da hatte ich in Nr. 135 die Beobachtung gemacht, daß ein Leitartikler des ‚Neuen Wiener Tagblatt' offenbar »Arnauten« mit »Argonauten« verwechsle. Denn in dem Artikel, der schon durch seinen Titel »Der Arnautenzug« auffiel, hieß es von dem Zuge der albanesischen Mohammedaner gegen Mitrowitza wörtlich: »Der jüngste Arnautenzug muthet in unserer modernen Zeit gewiss eigenthümlich an«. Aber nach acht Wochen meldet sich ein gewissenhafter Leser, den's nicht ruhen ließ, zum Rügewort: »Geehrter Herr! Kürzlich glossierten Sie das Wort ‚Arnauten', das angeblich Argonauten heißen soll. Zu Ihrer Belehrung diene, daß Arnauten die türkische Bezeichnung für Albanesen ist. Somit hat das ‚Tagblatt' Recht und Sie Unrecht. Es wäre angezeigt, daß Sie dies in der nächsten Nummer durch eine kurze Notiz richtigstellen«. Der Mann hat mit vollem Namen unterzeichnet; aber Discretion ist Ehrensache. Wenn nun auch »Arnauten« nicht gerade »die türkische Bezeichnung für Albanesen« ist, so vermag ich seinem Gedankengang doch zu folgen. Sein Verlangen nach einer kurzen Notiz habe ich befriedigt, und ich bin ernstlich der Ansicht, daß der Abdruck von Briefen wie des seinen der Tendenz der ‚Fackel' besser als das Citat irgendeiner Zeitungsdummheit dient. Die Schreiber der Wiener Presse wird man am besten an ihren Früchten erkennen: an der geschulten Auffassungskraft ihrer Leser. Ich taxiere den Mann auf zehn Jahre ‚Tagblatt'-Abonnement.

Märchenerzähler. Nach der letzten Gerichtsblamage sind mir, wie ich schon neulich erwähnte, drei — fataler Weise knapp zuvor abgeschickte — Belästigungen, später noch eine vierte, ins Haus gekommen; alle zeichnen sich durch Ungesetzlichkeit und durch den bekannten parasitären Zug aus. Gleichwohl bringe ich eine von den vieren zum Abdruck: »Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redacteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel', Wien IV. Schwindgasse 3. In der am 20. Mai 1903 erschienenen Nummer 138 des V. Jahrganges der periodischen

Druckschrift ‚Die Fackel' veröffentlichen Sie auf Seite 21 unter dem Schlagworte ‚Märchenerzähler' eine Notiz, welche unrichtige thatsächliche Angaben mit Bezug auf die von mir herausgegebene Tageszeitung ‚Die Zeit' enthält. Ich fordere Sie daher unter Berufung auf § 19 des Gesetzes vom 17. December 1862 No. 6 R. G. B. für 1863 auf, in der zunächst erscheinenden oder zweitfolgenden Nummer der ‚Fackel' nachstehende Berichtigung u. z. sowohl bezüglich des Ortes der Einreihung, als auch bezüglich der Schrift ganz in derselben Weise zu veröffentlichen, in welcher der zu berichtigende Artikel zum Abdrucke gebracht war: Sie schreiben: ‚Als Graf Lamsdorf (einen Mann dieses Namens hat es nie gegeben!) nach Wien (unbekannte Stadt) reiste, wurde ihm von der ‚Zeit' (nach Kant bekanntlich nicht real!) ein Journalist mit der Mission entgegengeschickt, ihn zu interviewen. Da jener (sagenhafte) Diplomat sehr wenig Zeit (siehe oben) hatte, so beschied er den Herrn in den rollenden Eisenbahnzug. Das Interview findet statt, und nun kommt — verzeihen Sie das harte Wort — die Spesenrechnung des Journalisten. ‚Für eine Fahrt im Schnellzug erster Classe von — bis — x Kronen'. Singer stürzt — nicht ‚herauf', sondern geht langsam. (Ein für allemal!) ‚Herr Ypsilon, wollen Sie den Ruin des Unternehmens verschulden?! Haben Sie nicht unterschrieben das Gelübde der Keuschheit und Armut? Ist Ihnen nicht bekannt, daß Mitarbeiter der ‚Zeit' nur dritte Classe Personenzug verrechnen dürfen??' Sprach's, strich die Spesenrechnung zusammen und stürzte — pardon, schritt stolz von dannen! . . . . . .'. Es ist jedoch vollkommen unwahr, daß die von dem betreffenden Redacteur der Tageszeitung ‚Die Zeit', welcher das Interview mit dem Grafen Lamsdorf hatte, vorgelegte Spesenrechnung beanständet wurde, und insbesondere unwahr, daß ich dem betreffenden Redacteur gesagt habe: ‚Ist Ihnen nicht bekannt, daß Mitarbeiter der ‚Zeit' nur dritte Classe Personenzug verrechnen dürfen?' Es ist weiters unwahr, daß ich die betreffende Spesenrechnung zusammengestrichen habe. Wahr ist vielmehr, daß sich ein solcher Vorfall bezüglich der Spesenrechnung jenes Redacteurs der ‚Zeit', welcher das Interview mit dem Grafen Lamsdorf hatte, niemals abgespielt hat, und wahr ist, daß die von dem betreffenden Redacteur vorgelegte Spesenrechnung ohne irgendeinen Anstand oder Abstrich zur Gänze liquidiert wurde. Wien, am 25. Mai 1903. Prof. Dr. J. Singer als Herausgeber der ‚Zeit'«. Eine Zuschrift ganz gleichen Inhalts hat ein Herr Dr. Boris Minzes gesendet, der Mann, der angeblich das Interview mit dem Grafen Lamsdorf hatte. Natürlich wäre ich nach dem Sinne und Wortlaut der letzten richterlichen Entscheidung nicht verpflichtet, auch nur einer der beiden Chikanen Raum zu geben. Dennoch that ich's, weil sich mir wieder einmal der Satz zu bewahrheiten schien, den ich in Nr. 137 gelegentlich einer andern Spesenrechnung, die auch nicht mit Valuta, sondern mit dem § 19 berichtigt wurde, ausgesprochen habe: »Die Berichtigungen der ‚Zeit' sind Vexierbilder. Man sieht eine Landschaft, und irgendwo muß eine alte Tante verborgen sein. Man liest eine freche Ableugnung, und irgendwo muß der Punkt sein, von dem aus die Congruenz dessen,

was behauptet ward, mit der Wirklichkeit ins Auge springt.« Wieder gibt mein Gewährsmann einen Irrthum zu: Nicht in die dritte, sondern in die zweite Classe hat Herr Singer seinen Redacteur verwiesen. Bezüglich des Vorfalles selbst erklärt er, daß er seine Darstellung vollinhaltlich aufrechterhalte, und macht mir Mitarbeiter der ‚Zeit' namhaft, die überall das Märchen von der gestrichenen Spesenrechnung colportiert haben.

Genosse. Aus der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 3. Juni:

Im redactionellen Theil:	Im Inseratentheil:
Ein Büglerinnenstreik. In der Wäschefabrik des S . . . L . . ., XVI. Wilhelminenstraße Nr. 84, sind gestern wegen Lohndifferenzen vierzig Büglerinnen in den Ausstand getreten.	**Wäschefabrik.** Hemdenbüglerinnen und Lehrmädchen werden bei gutem Verdienst dauernd beschäftigt bei S . . . L . . ., XVI. Wilhelminenstraße 84.

Ist also »Zuzug fernzuhalten« oder nicht? . . . Vor dem Inseratenmann sind alle Menschen gleich, und nur die Redaction hat gegen Nonnen etwas einzuwenden. Rückwärts druckt die ‚Arbeiter-Zeitung' öfter die Anzeige eines Apothekers ab, der den Nonnenhabit und das Kreuz als Reclame verwendet . . . Ob sie nächstens wohl auch das Programm einer Wallfahrt bringen wird? Die bekannte »Rechtsverwahrung«: für den Inhalt der Inserate etc. erlaubt ihr auch das. Die verpönte Liguori-Moral, ein Dorn im Auge radicaler Journalisten, ist im praktischen Zeitungsbetrieb nicht zu unterschätzen; sie hat allemal noch die Brücke von redactioneller Keuschheit zu administrativer Begehrlichkeit geschlagen.

Bürger. So ist denn Herrn Vergani das Bürgerrecht mit Nachsicht der Taxen verliehen worden. Der Bürgermeister bezeichnete in seiner Ansprache als die wichtigsten Verdienste des Mannes, daß er »in seinem Journal immer dafür eingetreten sei, daß Wien eine deutsche Stadt und die Reichshauptstadt bleiben müsse«. Das ist blutwenig, und so beeilte sich ein Redacteur des Herrn Vergani, noch einige Verdienste nachzutragen und dem Bürgermeister die fortgesetzte Nichtachtung des ‚Deutschen Volksblatt' unter die Nase zu reiben. Herr Dr. Lueger, dessen Innerstes sich trotz aller Parteinothwendigkeit gegen eine Identificierung mit Tendenz und Ton des ‚Deutschen Volksblatt' aufbäumt, erwiderte ganz fein, indem er — die Unabhängigkeit des Publicisten Vergani von der christlich-socialen Partei rühmte . . . Der Bürgermeister hat sich seiner gesunden Pressverachtung nicht begeben, weil neben dem liberalen auch der christlich-sociale Gedanke eine compromittierende journalistische Vertretung fand. Und wenn's auf ihn ankäme, er hätte — die Würde Wiens und das Wesen der Presse besser wahrnehmend — Herrn Vergani lieber die Taxen mit Nachsicht des Bürgerrechts verliehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 139, Ende Mai): Mehr Schwindel! — Das kleine Tuchmacherstädtchen (Nachspiel). — Herr v. Taussig vor dem Verwaltungsgerichtshof. — Ein Inseratenscandal. — Der unverantwortliche Verantwortliche. — Ein Gerichtspsychiater. — Aus Mazedonien. — Culturactuelles. — Wiener und Berliner Secession. — Eine kleine Meinungsverschiedenheit. — Zur Männer-»Schönheits«-Concurrenz. Von Peter Altenberg. — Antworten des Herausgebers (Ein merkwürdiges Telegramm; Wagner-Gedenktag; Eine Buchbinder-Renaissance; ‚Zeit'-genössisches; Bischof und Börseaner; Ein pikanter Schmock; Ein beunruhigendes Gerücht).

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 141 Erschienen am 20. Juni 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 7.—
« « 18 « « . . « 3.60
« das Deutsche Reich, 36 « « . . M. 7.—
« « « « 18 « « . . « 3.60
« die Länder d. Weltpostver., 36 Nummern, portofrei « 8.20
« « « « « 18 « « « 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 141 WIEN, MITTE JUNI 1903 V. JAHR

»... Wir hoffen, daß auch das neue Regime, den Bedürfnissen des eigenen Landes entsprechend, das gleiche freundschaftliche Verhältnis zu unserer Monarchie erhalten und im Sinne des Friedens auf der Balkan-Halbinsel walten werde. Jede serbische Regierung kann überhaupt der allseitigen Sympathien versichert sein, wenn sie in ihrer auswärtigen Politik die friedlichen Dispositionen der europäischen Cabinette auch zu den ihrigen macht.«

Oesterreichs Ministerpräsident Dr. Ernest von Koerber am 12. Juni 1903, nach dem Sieg der serbischen Armee über ein schlafendes Ehepaar.

* * *

Ein Raubmord?

»Belgrad, 16. Juni. Wie aus bester Quelle verlautet, haben in der Nacht vom 10. Juni die Soldaten, die in den Konak gedrungen waren, nicht verabsäumt, kleine Andenken und Erinnerungen an die historische Blutthat mitzunehmen, und sollen darunter recht werthvolle Gegenstände gewesen sein; auch das Geschmeide der Königin Draga soll nicht vollständig erhalten geblieben sein ... Bei Aufnahme des Inventars, die soeben stattfindet, zeigt es sich, daß der Schmuck des Königs, darunter ein kostbares Geschenk des Sultans, gestohlen wurde.«

* * *

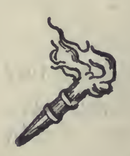
Die Ereignisse im Lichte der ‚Neuen Freien Presse'.

Die Ermordung des serbischen Königspaares:

»Die Firma Herzfeld am Hohen Markt ersucht uns davon Notiz zu nehmen, daß sie erst vor einigen Wochen von der ‚Beschließerin' der Königin Draga, Fräulein Louise Weber, den Auftrag erhielt, eine Auswahl der schönsten, feinstgearbeiteten, sogenannten Gilets, wie man sie unter Boleros und Jaquets trägt, deren Benennung der Königin und der Beschließerin unbekannt war, nach Belgrad mit dem Schnellzug zu senden. Weiß, crêmefarbig und Ivoire seien die von der Königin bevorzugten Farben.«

Das Attentat eines Wahnsinnigen auf den Kaiser von Oesterreich:

»Unter den Personen, die sich an jener Stelle zu beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten, um den Kaiser zu grüßen, befand sich Herr Armin Pollak, Chef der Firma Pollak & Löwenstein in Mariahilf, Millergasse Nr. 33. Als dieser den Vorgang bemerkte, stürzte er im Vereine mit einem Dienstmann und mit noch einigen Personen auf den offenbar wahnsinnigen Mann los und nahm ihn fest, worauf von allen Seiten mit Stöcken und Fäusten auf ihn losgeschlagen wurde.«



Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Anlässlich einer Einladung des Touristenclubs zur feierlichen Eröffnung des neuen Zubaues zum Karl-Ludwighaus auf der Rax bemerkte der Bürgermeister, den Berichten der Blätter zufolge, u. a., daß er es für das beste Werk der Touristenvereine halten würde, wenn sie die Wege halbwegs gangbar machten, welche nach seinen Erfahrungen sich in einem entsetzlichen Zustande befänden. Wenn einer nicht ge-

nagelte Schuhe anhabe, komme er überhaupt nicht weiter. In der Schweiz seien die Uebergänge über viel höhere Pässe dennoch in der Regel tadellos, so daß sie geradezu mit Salonschuhen begangen werden können. Warum dies bei uns nicht möglich sei, wisse er nicht. Er habe einmal den Witz gemacht, daß verschotterte Wege und vernagelte Schuhe immer mit den vernagelten Gehirnen übereinstimmen u. s. w. — Der Bürgermeister von Wien ist ja nicht gerade verpflichtet, alles am besten zu wissen. Da er, was die Verwaltung Wiens betrifft, oft erwiesen hat, daß er gerade genug weiß und zu Weg bringen kann, wird man ohneweiters darauf verzichten, ihn die österreichische Alpinistik vertreten zu sehen. Kein Vernünftiger wird es dem von öffentlichen Sorgen überlasteten Manne verübeln, daß er die Natur lieber vom bequemen Wagen aus oder, muß es schon zu Fuß sein, so doch auf dem leichtesten Kiesweg genießen mag und gerade keine Lust verspürt, ihre schönsten Offenbarungen durch Kühnheit, Anstrengung und Ueberwindung großer Schwierigkeiten auf schmalen Steigen, vielleicht über Gletscher wandernd oder über Felsen kletternd, angeseilt, den Rucksack umgethan, in Lodenrock und Kniehose, schwere genagelte Schuhe an den Füßen, sich mit jedem Schritt zu erobern und voll Schweiß, Mühe, ja Gefahr zu verdienen. Aber darum braucht er, der sonst bequem zum Ziel spazieren will, sich doch nicht in Worten arg zu versteigen. In welches Horn tutet der Bürgermeister, wenn er die Hochtouristik und ihre Pflege lächerlich macht? Das haben bisher die liberalen Blätter bis zum Ueberdruss gethan, welche für Leute schreiben, die allerdings unsere schönste Landschaft mit Salonschuhen und städtischen Eleganzen oder, wenn's darauf ankommt, auch mit bloßen Knieen und Dirndlcostümen verunzieren und ebensowenig für die spröde, aber intensive Schönheit eines mit Anspannung und unter Erhöhung des ganzen Menschen eroberten Natur-

genusses Sinn haben, wie für irgend ein der Heimat und ihrer Art eingeborenes, nicht angelerntes oder gerade zufällig in Mode gekommenes Gefühl. Es ist Sache dieser Leute und ihrer Culturzwischenhändler, den Naturgenuss ebenso wie alle anderen Lebensgenüsse mit aller Bequemlichkeit und ethischer wie physischer Indifferenz möglichst mühelos zu erlangen, ohne ihn durch Anstrengung, Begabung und redlich zu erwerben. Aber der Bürgermeister einer Stadt, die, am Saum der schönsten Berge gelegen, in den Alpen ihre zweite Heimat liebt und unter so vielen Mühen des Lebenskampfes um ein verwirrtes politisches und wirtschaftliches Dasein in einem täglich neu um seine Existenz ringenden Staate doch sich die treue Idealität eines unverwandten, naiven Naturgefühls bewahrt, der Bürgermeister von Wien gerade sollte sich über die Leute nicht lustig machen, die den täglichen Sorgen zum Trotz an jedem freien Tag den schweren Rucksack auf die Schulter laden, den Stock fassen und — zwar mit »vernagelten Schuhen«, aber wahrlich nicht mit vernagelten Sinnen — unter Einsetzung ihres ganzen Wesens und Wollens auf's Gebirge zieh'n, um dort ihr Lebensgefühl zu erneuern und zu kräftigen und die höchste Schönheit ihrer Heimat sich ehrlich zu verdienen. Jeder einfache Tourist würde den Bürgermeister darüber belehren können, daß dieser Genuss sich niemals mit Lackstiefeln und auf bequemen Wegen erwerben lässt, sondern daß vor die Tugend des stärksten Naturgefühls, wie vor jede andere, die Götter den Schweiß gesetzt haben. Was die Zeitungen von den öden Niederungen der Redactionsstube aus und auf dem geduldigen Papier von der Uebertreibung, der muthwillig aufgesuchten Gefahr, von den »Opfern der Berge« mit dem ganzen wohlfeilen Hohn der Stubenhocker schwatzen, beweist nur ihre Unfähigkeit, sich in ein unverbrauchtes, starkes und instinctives Naturgefühl zu versetzen, welches neben der Sehnsucht nach der Natur auch die Anspannung des Körpers

verlangt, ja sogar die Gefahr und Mühsal aufsucht, um darin den Muth und die Energie zu bethätigen, die im gemeinen Leben sich niedergehalten fühlen. Zeitungsschreibern mag allerdings persönlicher Muth, Kühnheit und freiwilliges Bestehen von Gefahren lächerlich erscheinen, während jeder Einsichtige darin die Tüchtigkeit eines noch nicht verbrauchten Menschenschlages liebt und bewundert. Gewiss muß man die Gesammtheit vor vielfachen Gefahren warnen, aber es ist ein anderes, durch gewissenlose Ausbeutung oder Speculation, durch wahnsinnigen Sport die Mitmenschen bedrohen, und ein anderes, für sich allein und auf eigene Verantwortung eine Gefahr auf sich nehmen, die zugleich den höchsten Genuss bedeutet und den Einzelnen erhöht. Gewiss wäre es zu wünschen, daß auch die minder kühnen Naturfreunde für ihre einfacheren Ausflüge gangbarere Wege fänden. Aber der Bürgermeister von Wien müßte wissen, daß diese Sorge nicht die Pflicht der Alpenvereine ist, die mit ihren begrenzten Mitteln ohnehin alles Mögliche thun. Gerade die Gleichgiltigkeit von Stadt und Land trägt Schuld daran, daß die Bestrebungen der Alpenvereine um die Erschließung der schönen Natur unseres Landes so unzulänglich bleiben, weil die Verpflichtung der Gesammtheit auf die Privatinitiative überwälzt wird. Eben jene Schweiz, auf welche der Bürgermeister hinwies, weiß als Fremdenindustriestaat, wenn man so sagen darf, sehr wohl, welchen unverlierbaren Vermögenswerth ihr Gebirge, dessen Straßen und Verkehrsmittel für die Gesammtheit bieten, und so überlässt sie die Sorge dafür nicht den privaten Vereinen, sondern übernimmt sie als öffentliche Verpflichtung. Wie oft hat man in Oesterreich den Mangel solcher Einsicht gerügt! Bei reichlicher und bereitwilliger Anwendung öffentlicher Mittel würden unsere Gebirgsländer in weit höherem Maß die Fremden anlocken, als es heute geschieht. Für den Hochtouristen

wird durch die eifrigen und unermüdlichen Verbände überall auf's beste gesorgt, während der bescheidene Fußwanderer allerdings überall die Unzulänglichkeit der Weg- und Verkehrsverhältnisse spürt, für die zu sorgen eben Sache der Länder und Gemeinden wäre. In anderen Städten, etwa in Salzburg oder Innsbruck, sind es die Begüterten, Professoren, Aerzte, Studenten, welche am eifrigsten das Gebirge aufsuchen, in Wien aber just die ärmeren Leute, die dem Bürgermeister durch ihre Gesinnung am nächsten stehen. Kann er nun diesen Instinct des touristischen Hochgefühls, die Sehnsucht nach Bethätigung der Lebensenergie und Eroberung der großartigen Natur nicht theilen und die Gleichgiltigkeit von Stadt und Land für diese großen Machtquellen der Heimat nicht besiegen, so darf man doch wünschen, daß er sich in diese Gefühle wenigstens hineindenken könne und nicht verspotte, was für die Bevölkerung das Höchste ist: die Erneuerung der Gesundheit, der Kraft und Lebensfreude ihrer Menschen in der innigen Bewerbung um die große Natur.

* * *

Mit der deutschnationalen zetert die Wiener liberale Presse über Reaction, weil Theodor Vernaleken's »Deutsche Sprachrichtigkeiten« aus den Schüler- und Lehrerbibliotheken entfernt worden sind. Natürlich hat keiner der liberalen Herren das verpönte Buch je gesehen. Der Sorgfalt, welche unsere Schulbehörden der Schülerlectüre zuwenden, mag man sich vergewissern, wenn man Vernaleken's Buch durchblättert und erfährt, daß es drei Jahre lang als Erziehungsmittel an österreichischen Schulen geduldet war, ehe ein Zufall an die Pflicht der Erzieher erinnerte, zu lesen, was sie ihren Zöglingen zu lesen geben. Erbärmlicher ist die Verderbnis von Kinder-

seelen, ihre Erziehung zur Heuchelei nie betrieben worden, als da ihnen in der Form eines Wörterbuchs eine Los-von-Rom-Hetzschrift an eben derselben Schule von Lehrern in die Hand gegeben wurde, an der sie im katholischen Glauben unterrichtet werden. Todfeinde des Clericalismus werden, wenn sie nur vollsinnig sind, zugeben, daß die Duldung des Buchs weit unnatürlicher war als seine Entfernung, und wer jedes Wort des altliberalen Querkopfs unterschreibt, wird, wenn er es nur gelesen hat, nicht mehr von einem Martyrium sprechen dürfen. Weit mehr als ein Drittel der »Deutschen Sprachrichtigkeiten« ist der Bekämpfung des Katholicismus gewidmet. Man überzeuge sich, was Vernaleken unter Ablass, Abendmahl, Beichten, Bildlich, Dogma, Glauben, Himmel, Katholisch, Kirche, Kommunion, Messe, Opfer, Papst, Peterspfennig, Priester, Protestantenthum, Religion und bei Dutzenden ähnlicher Wörter als »Sprachrichtigkeit« bietet. »Ablass« ist das zweite Wort in der Vernaleken'schen Wörterfolge. Da lesen wir: »Hauptsächlich steht es für den kirchlichen Erlass der Sünde ums Geld, wider welchen die deutsche Reformation Luthers siegreich eiferte... Dieser Zehnte war eine päpstliche Geldspeculation«. Oder unter »Beichten«: »Um beherrschenden Einfluß auf das Volk zu haben, hat erst die päpstliche Kirche eine geheime Ohrenbeichte eingeführt... Die Ohrenbeichte ist eine Gewohnheitssache geworden, man genügt der Form und sündigt weiter«. Unter »Bildlich«: »Jesus selbst hat sich als Menschensohn bezeichnet, z. B. Matth. 8, 20; ‚der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege'. — Die römischen Prälaten sind reicher geworden«. Unter »Glauben«: »Glauben ist ein schwieriges, kirchlich oft missbrauchtes Wort... Der dogmatische Glaube kann sogar widersinnig sein, z. B. der Glaube an eine conceptio immaculata«. Unter »Himmel«: »Man hat dem Volke von allerlei größern und kleinern Sünden vorgeredet und für ge-

zahlte Messen könne man aus einem zeitweiligen Bußort befreit werden... Die nichtrömischen Christen haben diesen Glauben natürlich verworfen«. Unter »Katholisch«: »Das Wort evangelisch ist gleich christlich... Weder der Papst noch ein anderer Bischof kann sich anmaßen, ein Stellvertreter Christi zu sein«. Unter »Kommunion«: »In der päpstlichen Monarchie gibt's kein Abendmahl im biblischen Sinne«. Unter »Messe«: »Da die Messe ein mystischer (geheimnisvoller) Opferdienst ist, so wird sie auch gelesen in einer dem Volke nicht verständlichen Sprache«. Und so geht es weiter. Aber Vernaleken, so könnte man meinen, hat doch nicht lauter Worte erklärt, bei denen eine Beziehung zum Katholicismus vorhanden ist? Gewiss nicht. Nur hat er, wo die Beziehung fehlte, sie geschaffen. Man blättere — wir blieben bei »Messe« stehen — weiter: »Nachtigall«. Vernaleken schreibt: »Im Jahre 1523, als die Stimme Luther's, die Wittenberger Nachtigall ertönte, schrieb Hans Sachs sein berühmtes Gedicht: Die Wittenbergisch Nachtigall. Das war sein poetisches ‚Los von Rom'«. Oder »Schule«: »Beide, Schule und Messe, haben nicht das Geringste miteinander zu thun. Dazu kommt, daß die Kinder kein Wort von dem verstehen, was der Messleser spricht, und Kinder darf man nie langweilen«. Unter »Versammlung«: »Nur zur Ergänzung des Wortes Kirche ist zu bemerken, daß es mit ecclesia nicht verwechselt werden sollte... Die ersten Gemeinden hatten nichts Lithurgisches, nichts Priesterliches... Als einziger Priester galt Jesus. Wie hat sich im Mittelalter das Alles durch die Hierarchie des Papstes geändert. Für Romanleser hat in dieser Beziehung das Buch von Zola, betitelt ‚Rom' ein Interesse«. Unter »Vertheidiger«: »Eine der berühmtesten Vertheidigungen fand 1521 auf dem Reichstag zu Worms statt« (folgt die ausführliche Erzählung der längst widerlegten Anekdote vom Wormser Reichstag, die

Luther die bekannten Worte in den Mund legt: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.«). — Und nun lese man, was die ‚Neue Freie Presse‘ am 7. Juni entrüstet schrieb: »Er hat vor zwanzig Jahren schon deutlichere Streitschriften erscheinen lassen als seine ‚Sprachrichtigkeiten‘, die durchaus als das zu nehmen sind, was der Verfasser im Titel sagt, als eine alphabetisch geordnete Auswahl zweifelhafter Fälle, nach zuverlässigen Forschungen erläutert«!... Vernaleken begnügt sich aber nicht, den Katholicismus zu entwurzeln. Er hat auch den Ehrgeiz, Oesterreich politisch umzugestalten. Wörter wie Dynastie, Durchlaucht, Habsburg, Ostmark bieten ihm Gelegenheit, in immer neuen Varianten zu versichern, daß »zum Niedergang dieser Dynastie (Habsburg-Lothringen) leider römlingisch-feudale und in neuester Zeit slavische Elemente beitragen«, daß »die Erblande Oesterreichs für die Erhaltung der Habsburgischen Macht ihre Steuer an Gut und Blut reichlich gezahlt« haben — »Möge es ihnen auch niemals ganz vergessen werden« — und daß »das Deutschthum zurückgedrängt wurde von den slavischen Völkerzweigen, den Aristokraten und den Klerikern«. Ist die Wiener Börsenpresse wirklich der Meinung, daß all dies »Sprachrichtigkeiten« sind, von einem »alten Schulmann« zur Belehrung der Jugend gesammelt? Dann möge sie zu ihrer schmerzlichsten Enttäuschung erfahren, daß Vernaleken einmal auch gegen die Zeitungssprache polemisiert und den richtigen Gebrauch des Wortes »Liberal« wie folgt gelehrt hat: »Liberal, ein oft gebrauchtes, aber viel missverstandenes Wort... Viele Mitglieder der sogenannten liberalen Partei vergessen oft das nationale Recht ihres Volksstammes um eines materiellen Gewinnes wegen. Liberal ist ein leeres Schlagwort geworden wie andere Partei-Benennungen«.

†

* * *

Ein Jurist schreibt mir:

»Wieder zeigt es sich deutlich, wie sehr wir auch in Oesterreich eines Gesetzes bedürfen, das die Verleihung von Orden und anderen Auszeichnungen an Richter und ihre Annahme durch Richter ausschließt, wie dies in anderen Staaten bereits der Fall ist. Oberlandesgerichtsrath Baron Dr. Distler und Landesgerichtsrath Hanusch haben beide hohe Ordensauszeichnungen erhalten. Dieser war Untersuchungsrichter, jener war Vorsitzender in dem eminent politischen Process Bartmann. Die beiden richterlichen Beamten haben gewiss nach bestem Wissen und Gewissen ihres Amtes gewaltet, und doch kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Regierung sie erst für diese Pflichterfüllung belohnen zu müssen glaubt. Da die Regierung durch solche ungeschickte Auszeichnungen einen richterlichen Beamten leicht in falsches Licht setzen kann, wäre es besser, wenn ihr von vornherein jede Möglichkeit, der richterlichen Ehrenhaftigkeit nahezutreten, benommen würde und auch wir das eingangs meiner Zeilen erwähnte Gesetz besäßen.«

*

Ich halte die Lockungen der Ordensgunst für überflüssig, wo ohnedies der Avancementsköder seine Wirkung übt. Aber im Fall des Baron Distler, eines taktvollen und gewissenhaften Verhandlungsleiters, hätte niemand an der Auszeichnung, die langjähriger Arbeitsleistung zutheil wird, Anstoß genommen, wenn nicht die gleichzeitige Decorierung des Herrn Hanusch, von dem nichts weiter gesagt werden kann als daß er mit Gerichtsreportern auf dem Corridor des Landesgerichts Arm in Arm spazieren geht — was für ihn nicht ehrenvoll ist und den Reportern Gewinn bringt —, den peinlichen Gedanken an eine Erkenntlichkeit regierender Kreise für die glückliche Erledigung der Sache Bartmann weckte. Der neue Präsident des Landesgerichts, Hofrath Dr. v. Vittorelli, hat eine Programmrede gehalten, die hinter den üblichen Gefäligkeitswendungen einen redlichen Ernst und ein erfreuliches Verständnis für die Aufgaben der Strafgerichtsbarkeit verräth. Sicherlich ist er von der Unziemlichkeit einer Ordensverleihung an Richter so felsenfest überzeugt wie der Jurist, dessen Zuschrift ich oben veröffentlicht habe, aber die unselige Convenienz zwang ihn zu der Versicherung: »Ich begrüße es als günstiges

Omen, daß gerade an dem Tage meines Amtsantrittes die Auszeichnung zweier vortrefflicher Collegen erfolgt ist«. Wenn der neue Präsident nur ein Fünkchen Aberglauben nebst seinem Glauben an die Bedeutung der Strafjustiz hat, so wird er für die fernere Unabhängigkeit seiner richterlichen Collegen aufrichtig besorgt sein müssen. Welch schrille Dissonanzen übrigens ehrliche Absicht und persönliche Höflichkeit ergeben können, zeigte sich, als Herr Hofrath Vittorelli bald nach seiner Erklärung, daß »humane Handhabung der Gesetze, die Fortschritte der Wissenschaft und nicht die Schablone, die Wahrung der richterlichen Stellung über den Processparteien, die gerechte Vertheilung von Licht und Schatten zwischen Anklage und Vertheidigung unsere Leitsterne sein sollen«, den »beiden Herren Vice-Präsidenten, Dr. v. Böhm und Hofrath Dr. Feigl, die meine erste und vornehmste Stütze sind«, und »dem verehrten Hausreferenten, Oberlandesgerichtsrath Dr. Granichstädten für alle ihre bisherige Thätigkeit« dankte. Dem verehrten Hausreferenten hat neulich der Ministerpräsident, als ihm ein Abgeordneter einen crassen Fall von »humaner Handhabung der Gesetze« schilderte, das Zeugnis ausgestellt, daß er in einer Rechtsbelehrung an die Geschwornen, in der er sie bat, die Schuldfrage zu bejahen, seine Befugnisse als Verhandlungsleiter überschritten habe. Und was die »bisherige Thätigkeit« des Herrn Dr. Feigl anlangt, so müßte der neue Präsident wissen, daß dieser Richter von altersher die »Stellung über den Processparteien« als eine rein satirische Stellung gegen den Angeklagten auffasst, den er von der Höhe seines Vorsitzes die ganze Grazie seines Spottes fühlen lässt. Ein norwegischer Criminalist von Ruf hat seinerzeit einer Verhandlung, die Herr Dr. Feigl leitete, beigewohnt und Mühe gehabt, seinem Staunen über die Objectivität dieses Richters nicht in Zwischenrufen Luft zu machen. Und der norwegische Criminalist bekleidete in seiner Heimat das Amt eines Staatsanwaltes!... »Mancher nothwendige Wandel«, erklärte der neue Präsident in seiner Programmrede, »wird in zwangloser collegialer Weise geschafft werden, und Sie können überzeugt sein, daß ich mit dem nöthigen Nachdruck für Abhilfe sorgen werde«. Herr Dr. v. Vittorelli wird hiemit beim Wort genommen.

* * *

Zu einer amtlichen Berichtigung dürfen in der Nummer, die sie enthält, weder Zusätze noch Bemerkungen gemacht werden, So erfährt denn die Zuschrift des Disciplinarrathes der Advocatenkammer, die in Nr. 140 abgedruckt war, erst heute ihre Ergänzung. Sie war mir, wenigstens was das zweite »Unrichtig« anlangt, willkommen. Vom Disciplinarrath haben also die Zeitungen das Urtheil in Sachen Bachrach nicht erhalten. So ist denn erwiesen, daß sie es von Herrn Dr. Bachrach selbst erhalten haben. Dies hätte ich mit der gleichen Sicherheit vor Empfang der Berichtigung nicht behaupten können, und fast mag man mich beschuldigen, daß ich die falsche Behauptung absichtlich aufgestellt habe, um jene glückliche Information zu erlangen. Es macht dem Disciplinarrath alle Ehre, daß er sich gegen die Zumuthung verwahrt, die Presse unterrichtet zu haben. Gegen die andere Zumuthung, daß er das Erkenntnis dem Leiter des Justizministeriums übermittelt habe, hätte er sich nicht verwahren müssen. Aus dem einfachen Grunde, weil ich selbst sie nicht gestellt habe. Der Disciplinarrath berichtigt hier eine Behauptung der ‚Fackel', die in der ‚Fackel' nie gestanden ist. Im Gegentheil: daß der Disciplinarrath das Erkenntnis dem Minister nicht übermittelt hat, war ja in der ‚Fackel' ausdrücklich festgestellt und — bedauert. Herr v. Koerber hatte am 10. Februar seine Antwort auf die Interpellation Pernerstorfer mit dem Satze geschlossen: »Schließlich wolle das Haus zur Kenntnis nehmen, daß ich die Interpellation dem Ausschuss der Advocatenkammer mitgetheilt habe«. Daß der Disciplinarrath nun auch sein Urtheil dem Ministerpräsidenten mittheilen müsse, schien mir selbstverständlich; daß er es nicht that, aber statt dessen die Zeitungen verständigte, bedauerlich. Dieser Theil der Berichtigung ist offenbar nur durch ein stilistisches Missverständnis jener Stelle der ‚Fackel' zu erklären. In Nr. 138, Seite 9 hieß es: »So durfte man sich nicht begnügen, das Disciplinarerkenntnis dem Leiter des Justizministeriums zu übermitteln und abzuwarten, daß Herr v. Koerber die Interpellation des Abgeordneten Pernerstorfer bezüglich Herrn Dr. Bachrachs Intervention bei Fräulein Adamovic beantworten würde; sondern der Disciplinarrath that, was er, seitdem er besteht, noch nie gethan hat: . . . .«. Gemeint war also: der Disciplinarrath habe nicht übermittelt und nicht abgewartet, sondern — sogleich den

Zeitungen das Urtheil gesendet? Nein, das that Herr Dr. Bachrach.

* * *

Von Prof. Dr. August Forel, den ich zu einer Aeußerung über die Affaire Paetz aufgefordert hatte, erhielt ich mit der Erlaubnis, es zu veröffentlichen, das folgende Schreiben:

Chigny près Morges, 9. VI. 1903.

Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen bestens für die Zusendung derjenigen Nummer der ‚Fackel', welche die Angelegenheit Paetz und Regierungsrath Hinterstoißer behandelt. Ich kann mich jedoch nicht dazu entschließen, für die bezügliche Angelegenheit publicistisch aufzutreten. Meine Ansicht habe ich bereits in meinem Brief an den Anwalt des Paetz, Dr. Friedmann, unzweideutig geäußert, und dieser Brief ist in den Wiener Zeitungen in extenso veröffentlicht worden. Wer meine bezüglichen Anschauungen genauer kennen lernen will, kann sie in meinen Veröffentlichungen (Crimes et anomalies mentales constitutionelles, Genf bei Henry Kündig 1902; Ueber die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen, München 1901, Ernst Reinhardt, Karlsstraße; etc.; sowie auch: Die verminderte Zurechnungsfähigkeit, in der ‚Zukunft' von Maximilian Harden vom 7. Januar 1899) nachlesen. Ich habe gegenwärtig nichts Neues zu sagen.

Ich füge nur noch hinzu, daß die moderne Richtung des Strafrechts mit Herrn Geheimrath Prof. Dr. Liszt in Berlin an der Spitze unseren naturwissenschaftlichen Anschauungen immer näher tritt. Jene neueren Anschauungen derjenigen Juristen und Psychiater, welche die Fortschritte der Wissenschaft, d. h. der menschlichen Erkenntnis anerkennen wollen, statt an alten, starren Dogmen festzuhalten, lassen sich meines Erachtens in dem folgenden Satz zusammenfassen:

»Die Gesetzesparagraphen haben sich der normalen und pathologischen menschlichen Natur und

nicht die normale und pathologische menschliche Natur den Gesetzesparagraphen anzupassen.«

Mit vorzüglichster Hochachtung

Dr. A. Forel.



Noch einmal haben die Musikanten über die Musiker gesiegt: Herr Hellmesberger ward noch einmal zum Dirigenten der Wiener Philharmoniker gewählt. Aeußerlich lief dabei alles glatt ab. Das Comité, dem die Inscenierung oblag, hatte Herrn Hellmesberger eingeladen, der Versammlung, in der die Wahl vorherbesprochen und vollzogen wurde, beizuwohnen, und weil Anträge, die sich gegen Herrn Hellmesberger richteten, in seiner Anwesenheit begründet und erörtert werden mußten, wurden sie von der eingeschüchterten Opposition nicht erst gestellt. In seiner wohlgepflegten Körperlichkeit saß der Candidat der Vielen da, den Geist seines Rivalen wagten die Wenigen nicht zu citieren. So wurde über die Frage, die durch die Wahl entschieden werden sollte, kein Wort gesprochen. Statt dessen rühmte man die Tradition der Philharmoniker, berief sich auf ihre Glanzperiode unter Hans Richter und klagte über schlechte Zeiten.

Aber nicht die Zeiten sind schlechter geworden, seitdem es in Wien statt jährlicher acht philharmonischer Concerte deren zwei Dutzend gibt. Das Interesse des Wiener Publicums an philharmonischen Concerten ist ebenso gewachsen, wie jenes an den Concerten der Philharmoniker gesunken ist. Und gegenüber der Concurrenz der Symphonieconcerte

des Concertvereins kann man nicht durch die Pose einer Vornehmheit wirken, die ihre Lässigkeit für Gelassenheit, ihre Unzulänglichkeit für Unzugänglichkeit ausgeben möchte. Jene Concurrenz hat mit ihrem Bienenfleiß und mit einem Dirigenten, der es verstand, sich an die Spitze der Brahms- und zugleich der Bruckner-Partei zu stellen, in kurzer Zeit den ganzen Boden des Wiener Symphonie-Concertwesens occupiert. Indessen blieben die Philharmoniker ihrem alten Brauch getreu, um ein großes Werk — einen »Schlager«, und womöglich, damit das Einstudieren nicht zu viel Mühe mache, recht häufig den gleichen — ein Programm von allerlei musikalischem Flitterkram zu gruppieren. Programme, über welche die Kritiker verschiedener Richtung mit einander erbittert gestritten hätten, Programme, denen ein historischer oder ein propagandistischer Plan zugrunde gelegen wäre — nichts dergleichen hat es bei den Philharmonikern gegeben. Einer Körperschaft, der nicht wenige kunstbegeisterte Musiker angehören, haben jene Mitglieder ihren Geist einzuflößen gewusst, die im Besitz einer, zwar gegenwärtig reducierten, aber noch immer befriedigenden Bonification der Hofkapelle auf Arbeit, zu der kein innerer Drang sie führt, verzichten können. Und der Herr Hofkapellmeister, der Candidat der Mitglieder der Hofkapelle für den philharmonischen Dirigentenposten, ist auch der großen Masse der Musikantenseelen genehm, die von Verpflichtungen gegen einen »lieben, netten Menschen« sprechen, wo es sich um die Sache der Kunst handelt, jenen Gemüthlichen und Behäbigen, die immer lieber unter einem Kapellmeister forttrotten als sich von einem Dirigenten fortreißen lassen wollen. Liszt hat einmal gesagt, der Dirigent soll nicht Ruderknecht sein, sondern Steuermann. Aber Herr Hellmesberger hat nie das Steuer zu führen verstanden; er patscht mit dem weichen Händchen bloß seelenvergnügt ins Wasser, während das Schiff vorwärts treibt.

Die handwerksmäßige Geschicklichkeit des Herrn Hellmesberger soll keineswegs bestritten werden. Er kann alles und macht alles, was sich nur können und machen lässt. Aber eben weil Kunst von Können kommt, ist Können noch nicht Kunst, und alles, was einer macht, bedeutet nichts, Bedeutung hat bloß, was einer *ist*. Herr Hellmesberger gehört zu den Leuten, die immer etwas werden, nie etwas sind. Seine Wahl zum Dirigenten der Philharmoniker sucht man vergebens durch den Hinweis auf seine Arbeitstüchtigkeit zu rechtfertigen; sie war eine reine Personalangelegenheit, keine Kunstangelegenheit. Aber wenn gegen Gustav Mahler's Wahl persönliche Antipathien geltend gemacht werden, wenn die Musikanten seine Ablehnung trotz geheuchelter Anerkennung seiner musikalischen Höhe als in seiner Person begründet hinstellen, so verbergen sie hinter den vorgeschützten persönlichen Motiven ihre wahren sachlichen Gründe: den tiefen Gegensatz zwischen den Unkünstlern und dem starken Künstler, die Furcht vor der Störung ihrer Bequemlichkeit, vor der Aufrüttelung ihres Philisterthums durch den Schaffensdrang eines wirklichen Musikers. Gewiss ist Mahler nicht der einzige, der Dirigent der Philharmoniker sein könnte; aber heute ist in Wien kein anderer, der es sein könnte. Und da er es nicht wird, leidet das Musikleben Wiens doppelt: weil Mahler in seiner Wirksamkeit als Dirigent, in seiner Musikerthätigkeit, in der er Großes zu leisten vermag und auf die er sich concentrieren sollte, beschränkt wird, und weil er *nicht* im andern Gebiet seiner Thätigkeit, in der Führung der Operndirection beschränkt oder ihrer unter Vermehrung seiner Dirigententhätigkeit enthoben wird. Die persönlichen Eigenschaften, die beim Dirigenten nicht in Betracht kommen, entscheiden über die Befähigung des Operndirectors. Daß dem Naturell Mahler's das Diplomatengeschäft einer Theaterführung nicht organisch ist, steht heute für jeden seiner Anhänger außer

Zweifel, offen geben es auch jene zu, die bisher Bedenken trugen, mit einer Parteikritik, die einer starken künstlerischen Persönlichkeit mit confessionellen Albernheiten beikommen möchte, in ein und dasselbe Horn zu stoßen: wenn sie den administrativen Fehlgriffen des Mannes lange genug zusahen, so haben sie an dem Tage ihr Urtheil gesprochen, an dem Mahler's Laune die Verbitterung einer wahrhaft vornehmen Künstlerin bewirkte, die Wiener Hofoper mit dem Verlust des Fräuleins Walker bedrohte. Kein einsichtiger Schätzer eines Temperamentes, das sich heute in falschen Explosionen verbrauchen muß, zweifelt mehr, wo — die Tüchtigkeit des Herrn Hellmesberger in Ehren — Mahler's Platz im Wiener Musikleben ist.

* * *

Die Wiener Journalisten können nicht — lesen. Das hat sich jüngst an einem netten Aufsitzer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' und der ‚Zeit' gezeigt. Im ersten Juniheft der Halbmonatschrift ‚Deutsche Dichtung' erschien ein literarhistorischer Aufsatz Ludwig Geiger's über Heine's Vorrede zu den »Französischen Zuständen«. Diese Vorrede war bisher in vier Fassungen bekannt: Die erste, von der Hamburger Censur bis zur Sinnlosigkeit verstümmelte, von Heine in energischen Protesten verleugnete, findet sich in der ersten Ausgabe der »Französischen Zustände« (Hamburg, 1833, bei Hoffmann & Campe); von den weiteren, wenig von einander abweichenden, sollte die zweite ursprünglich als Separatabdruck bei Hoffmann & Campe erscheinen; der Plan des Sonderabdrucks ward später fallen gelassen, der Text dieser zweiten Fassung ist in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke von Adolf Strodtmann (Hamburg, 1861—1866) mitgetheilt; eine dritte Fassung enthält ein Sonderabdruck, welcher bei Heideloff & Campe (Leipzig, 1833) erschien; eine vierte Fassung endlich ist in den späteren, bei Heine's

Lebzeiten veröffentlichten Auflagen der »Französischen Zustände« geboten. Bei seinen Studien über den Kampf der Censur gegen das »Junge Deutschland« hat nun Professor Geiger das Manuscript der ersten Fassung mit den Censurstrichen im Hamburger Polizei-Archiv entdeckt und gibt in der ‚Deutschen Dichtung' eine interessante Darstellung der Verhandlungen zwischen der Hamburger Censur und dem Verleger Campe, sowie einen Textabdruck, in dem die Censurstriche kenntlich gemacht sind. Da aber die Aushängebogen des Juniheftes der ‚Deutschen Dichtung' durch die Gefälligkeit ihres Verlags in der Redaction des ‚Neuen Wiener Tagblatt' eintrafen, entstand hier mächtige Aufregung, als ob es sich nicht um ein amusantes Censurstückchen und ein Detail der Heine-Biographie, sondern um eine literarisch-politische Sensation gehandelt hätte. Am 27. Mai brachte das ‚Neue Wiener Tagblatt' unter dem Titel »Ein unterdrücktes Manuscript Heinrich Heine's« auf vollen drei Seiten des Morgenblatts einen ausführlichen Auszug aus der Geiger'schen Abhandlung und den Abdruck des Textes der ersten Heine'schen Fassung der Vorrede im vollen Wortlaut. Ueberwältigend drollig ist, daß das ‚Neue Wiener Tagblatt' ausdrücklich auf die Veröffentlichung der Vorrede im Verlag Heideloff & Campe (1833) hinweist, gleich darauf aber behauptet, Heine habe den Verlust des Manuscripts, das er Hoffmann & Campe übergeben, schmerzlich beklagt. So viel Dummheit konnte die ‚Zeit' nicht schweigend gewähren lassen; sie beschloss, ihrerseits das ‚Neue Wiener Tagblatt' zu übertrumpfen: noch am selben Abend verkündete sie unter dem Titel »Ein längst gedrucktes Manuscript Heinrich Heine's« triumphierend, daß auch sie nicht lesen kann und den Unterschied zwischen einem »unterdrückten Manuscript« und einer »ungedruckten Vorrede« nicht begreift: »Das angeblich ‚bisher unveröffentlichte' Manuscript mit allen jenen Stellen, die einst die Censur unter-

drückt hatte, findet sich in sämmtlichen Heine-Ausgaben, die uns im Augenblick vorliegen. Es steht in extenso in den ‚Sämmtlichen Werken' bei Hoffmann & Campe, 1867 und 1876«. Eine tollere Verwirrung könnte ein Satiriker nicht ersinnen: Das ‚Neue Wiener Tagblatt' glaubt, da Professor Geiger die von der Censur gestrichenen Stellen im Druck hervorhebt, eine Sensation für Leser, die sich um Literarhistorie keinen Pfifferling kümmern, entdeckt zu haben, und die ‚Zeit' antwortet auf die Mittheilung, daß vor siebzig Jahren Theile eines Manuscripts von der Censur unterdrückt wurden, das sei nicht wahr, denn die unterdrückten Stellen seien vor 35 Jahren gedruckt worden . . . Ein Leser theilt mir mit, er habe dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' eine Darstellung des richtigen Sachverhaltes geschickt; die Redaction habe ihm geantwortet: »Der Aufsatz ist auf ganz richtiger Grundlage geschrieben: allein wir wollen auf dieses Thema nicht weiter zurückkommen«. Die ‚Zeit' indes gieng, statt auf ihren Lorbeeren zu ruhen, unverdrossen daran, für ihre Unfähigkeit zu lesen neue Beweise zu liefern: Am 8. Juni war der FZM. Franz Freiherr Philippovic de Philippsberg gestorben; im Morgenblatt der ‚Zeit' vom 9. Juni erschien eine anderthalb Spalten lange Biographie — des FZM. Josef Freiherrn Philippovic von Philippsberg, der am 6. August 1889 in Prag gestorben ist. Was nützt das schönste Nachschlagewerk, wenn man zu talentlos ist, es richtig abzuschreiben? Die ‚Neue Freie Presse' hat einmal in der Familie der Barone d'Elvert eine ähnliche Verwirrung gestiftet. Aber für die Verwechslung des Eroberers von Bosnien mit seinem bescheidenen Bruder mußte eigens ein Blatt gegründet werden. Es ist nur löblich, daß mit der Verbesserung der österreichischen Zustände, welche uns die Firma Singer & Kanner verheißen hat, auch eine Correctur unserer Heeresgeschichte Hand in Hand geht.

\+

* * *

Die Verfasser von Utopien haben sich bisher stets damit begnügt, die Gesetze der Psyche umzustoßen. Aber Herr Theodor Herzl, der in dem Roman »Altneuland« den in zwanzig Jahren vollendeten neuen Zionsstaat schildert, hat nicht bloß seinen Juden ein neues Gefühlsleben angedichtet, sondern er muthet ihnen — offenbar in Erinnerung an ähnliche Leistungen, die den Redacteuren der ‚Neuen Freien Presse' gelangen — auch zu, die Gesetze der Physik gründlich abzuändern. Man höre, wie's den Bewohnern des Zionsstaats gelang.

Der Besucher des neuen Palästina lernt als großartigstes der dort errichteten Werke den »Toten-Meer-Kanal« kennen, und man erklärt ihm: »Das Tote Meer war bekanntlich der tiefste Punkt der Erdoberfläche, sein Spiegel lag 394 Meter unter dem Niveau des Mittelmeeres. Es war der einfachste Gedanke von der Welt, diesen gewaltigen Niveauunterschied zu einer Kraftquelle zu machen. Der Gefällverlust im Laufe des Kanals von der Küste bis ans Tote Meer betrug nur einige achtzig Meter. Es blieben also noch über dreihundert Meter Fallhöhe. Bei einer Breite von zehn und einer Tiefe von drei Metern lieferte der Kanal etwa fünfzigtausend Pferdekräfte . . . Ich denke, es ist ganz hübsch, daß wir in den verschiedenen Kraftstationen im Jordangebiete und am Toten Meer insgesammt eine halbe Million Pferdekräfte erzeugen«.

Auf die Frage des Besuchers, was denn, da das Becken des Toten Meeres keinen Abfluß hat, mit dem einströmenden Wasser geschehe, erfolgt die Anwort: W i r p u m p e n e s i n R e s e r v o i r s h i n a u f und benützen es dann zur Bewässerung des Bodens dort, wo es ebenso nöthig wie hier überflüssig ist«. Ueberwältigt ruft der Besucher aus: »Verdammt schlaue Jungens seid ihr, das muß euch der Neid lassen«.

So ward im Staate Zion das Gesetz der Erhaltung der Energie abgeschafft: Da man das Wasser herabstürzen ließ, leistete es nicht etwa weniger Arbeit als nachher erforderlich war, um es wieder in die Höhe zu pumpen, sondern es erzeugte eine halbe Million Pferdekräfte, die »rein geschenkt« waren.

Aber wenn auch alles im alten Neuland seine Natur verändert, die Zeitung — dessen ist Herr Herzl gewiß — wird bleiben, was sie war. Der Feuilletonredacteur der ‚Neuen Freien Presse' glaubt sogar an Fortschritte der Corruption, welche die

Zeitung ganz den Geboten von Abonnenten und Inserenten unterthänig machen würden. Die Journale im Zionsstaat, so wird erzählt, sind »genossenschaftliche Blätter«; auch in Europa »gab es Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften aller Art«. Neu ist, daß in Zion nicht die Redacteure, sondern die Abonnenten die Genossenschafter sind: »Je größer der Leserkreis, umso bedeutender sind die Einnahmen aus Inseraten und Ankündigungen aller Art . . . Dieser Gewinn wird zum Jahresschluß den Abonnenten zurückerstattet, so daß in besonders günstigen Fällen die Abonnenten schließlich ihre Einlage wiedererhalten. Es ist auch schon vorgekommen, daß sie mehr als die Einlage erhielten«. Die Abonnenten leiten auch durch ihre Vertrauensmänner die Zeitung. Und nun mag man sich den Zustand vorstellen, daß nicht mehr bloß die Zeitungs-Administration, sondern Zehntausende von Abonnenten, die am Ertrag der Zeitung interessiert sind, Inserate erpressen. Das Inseratengeschäft muß einen unheimlichen Aufschwung nehmen, besonders da Herr Herzl — er hat auch nicht die kleinste Kleinigkeit vergessen — ausdrücklich erwähnt, daß das Inserat »oft auf eine witzige Weise gemacht ist, daß der Leser nicht merkt, es werde auf eine Reclame hinauslaufen«. Schließlich aber gewinnen die Inserenten die ganze Macht über das Blatt. Um als Vertrauensmann in die Leitung gewählt zu werden, muß man inserieren, welchen Standpunkt man einzunehmen gedenkt. Und zweifellos wird gewählt, wer das Interesse der Leser durch die ausgiebigsten Inserate zu fördern verspricht.

\+

* * *

Liebe Fackel!

Die ‚Neue Freie Presse' (16. Juni) schreibt: »Auch wenn Gendarmeriebewachung des Parkes und der Villa nicht angeordnet worden wäre, hätte sich Prinzessin Louise ihrer Zurückgezogenheit unbehelligt hingeben können.« — Und die Reporter?

Zwei Zeilen tiefer: »Ueber das erste Wiedersehen des Großherzogs mit seiner Tochter ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.« — Ja, die Gendarmen!

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Colporteur. Am 17. Juni las man: »Eine Extraausgabe. betitelt: ‚Der König ist hier‘ wurde gestern vom Café M. . . ., PraterstraßeNr. . . . ausgegeben und fand im Publicum reichlichen Absatz, womit sich die Verkäufer ein schönes Stück Geld verdienten. Die Käufer waren aber nicht wenig enttäuscht, als sie anstatt einer Mittheilung über den neugewählten Serbenkönig zu lesen bekamen: ‚Der König ist hier‘, aber nicht der serbische, sondern der sogenannte Zigeunerkönig Munczy Lajos sammt Gefolge im Café M . . ., II., Praterstraße Nr. . . .« Lieblich, nicht wahr? Aber in dieser durch eine geschäftswüthige Journaille aufgeregten Zeit ist der parodistische Betrug harmlos neben der speculativen Beunruhigung des Publicums, die neulich die Segnungen der freien Colportage anticipiert hat. Königsmord, »Attentat« des Jacob Reich, Keine Agonie des Papstes . . . Und alle Tabaktrafiken trugen Anzeigen: »‚Die Zeit‘, Abendausgabe: Attentatsversuch auf Kaiser Franz Josef«! Aber es gab noch wichtigere Ereignisse: In Extraausgaben ward verkündet, daß ein Erzherzog an »unserem Depeschensaal« vorübergegangen ist, und die Ermordung des serbischen Königspaares trat hinter der Meldung zurück, daß wir unser Blatt auch in die Sommerfrische zustellen . . . Tarnopolitik!

Dialectforscher. Unter dem Eindruck großer Ereignisse finden auch Journalisten echte Naturlaute. Der Börsenwöchner schrie: »Ein neuer König wird sich auf den blutbefleckten Thron von Belgrad setzen. Monarchen werden ihn Bruder und Vetter nennen, in der Hofburg, im Winterpalast und im Berliner Schloss wird er wohnen, von fürstlichen Tafeln in hohen Prunksälen speisen . . . Anerkennen werden ihn die Fürsten und die Staaten . . . Dieser letzte Abend ist einfach großartig. König Alexander und Königin Draga speisen zur Nacht . . . Niemals hat irgend eine Dynastie feste Wurzeln in der serbischen Nation schlagen können. Was sind die Karageorgiewitsch? . . . Er soll ein König der Armee sein, abhängig und geleitet von militärischen Verschwörern . . . Man kann in einer serbischen Vesper den König umbringen, aber es ist unmöglich, sich telegraphisch einen andern zu bestellen . . . Sie haben gelacht wie die Pikenmänner von Versailles und die Damen der Halle vor dem abgeschnittenen Kopfe des französischen Königs . . .« Das sind wörtliche Citate aus dem Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 13. Juni. Der Genfer Correspondent der ‚Zeit‘ berichtete am 12. Juni: »Der Kronprätendent Peter Karageorgiewitsch empfieng mich heute auf das Freundlichste. ‚Was soll ich Ihnen sagen‘, meinte er . . .«

Sammler. Das bilderreichste Feuilleton über den Fall Draga habe ich in der ‚Sonn- und Montags-Zeitung‘ gefunden, deren Herausgeber neidlos die Treffsicherheit fremder Revolver anerkennt. Die Verfasserin des Feuilletons, Fräulein Camilla Theimer, hat sich als Bekämpferin der Frauenemancipation, der socialen wie der sexuellen, einen Namen gemacht, und als unerbittliche Richterin über Louise und Draga redet sie in dem Blatte des Herrn Scharf höchstens einem Fortschritt

das Wort: der Emancipation der Frauen von den Gesetzen der deutschen Grammatik. In stilistischen Kühnheiten geht sie weiter über das Maß des gesellschaftlich Erlaubten hinaus, und ihre Entgleisungen sind insofern sträflicher als die Eheirrung der sächsischen Prinzessin, als diese nur einmal sündigte, während Fräulein Camilla Theimer nicht weiß, wann der dritte oder der vierte Fall kommt. Ihr Urtheil über Draga ist vernichtend. Alexander, höhnt sie, habe es nicht glauben wollen, »daß die Angebetete seines Herzens vor ihm schon so Vielen ihre Gunst zugewendet habe«, und sie findet für seine Ungläubigkeit das folgende gelungene Gleichnis: er »verhüllte sich die Augen und verstopfte sich die Ohren vor dem hereinbrechenden Licht«. Aber unerschöpflich ist ihr Bilderreichthum, wenn sie die Zauberwirkung Dragas auf Alexander schildert. Vor allem ist die serbische Ingenieurswitwe eine »Eva«, die ihren Adam bethörte. Dann ist sie der »Herbst«, dem sich der Frühling vermählte. Dann aber heißt es: »Lenker oder Ross müssen wissen, wohin die Straße führt, die sie ziehen, soll das Gefährt nicht Schaden leiden. Frau Draga wusste es, wenn sie sich über das allerletzte Ziel auch augenscheinlich nicht ganz im Klaren war. Langsam, vorsichtig warf die Circe ihre Netze aus. Sie zog die tödliche Schlinge erst dann zu, als der Vogel bereits so fest im Garn saß, daß er nicht mehr entfliehen wollte, hätte er es auch noch können. Und jetzt machte er nach ihrer Pfeife die tollsten Sprünge, wenn er sich höchstwahrscheinlich auch einbildete, daß er es sei, der die lustigen Liedlein pfeife. Wenn ein schönes Weib die Flöte an ihre Lippen setzt, so voltigiert es sich leicht auch über die tiefsten Abgründe. Kindesliebe, Dankbarkeit, der Fuß tanzt sie in den Staub! Ehre, Pflicht, Gewissen, ein leerer Schall, den der Lockruf aus dem Mund der Sirene übertäubt! Vaterlandsliebe, ein gegebenes Wort? Was bedeuten sie, wenn süßester Lohn für Treubruch winkt? In den Armen Frau Draga's vergaß Alexander, daß er Sohn, König und Ehrenmann sei«. Dafür wurde er: Adam, Frühling, Ross, Schwein (vgl. Circe), Vogel, Springer u. s. w. Mehr kann man nicht verlangen.

Commis voyageur. Herr Julius Löwy hat sich auf seiner gefahrvollen Tournée bis nach Konstantinopel vorgedrängt und wurde allsogleich vom Großvezier empfangen. Er berichtet darüber (‚Neue Freie Presse‘, 14. Juni): »Der Großvezier erkundigte sich bei mir, wielange ich im Lande sei und wann ich abfahre«.

Tuchmacher in Brünn. Gegen das mich freisprechende Urtheil des Bezirksgerichtes, in dessen Begründung ausdrücklich die »vexatorische« Berichtigungsmethode verurtheilt wird, hatte Herr Professor Singer Berufung eingelegt. Das Landesgericht hat am 12. Juni nach zweistündiger Verhandlung die Berufung zurückgewiesen und dem Kläger die Gesammtkosten des Verfahrens auferlegt. Da sage noch einer, daß bei der ‚Zeit‘ ein unwürdiges Sparsystem platzgegriffen hat. Die Spesenrechnungen der Mitarbeiter werden zwar bloß mit dem § 19 berichtigt, aber gerade diese Methode — kostet Geld.

Ausbeuter. Die folgende Mittheilung ist selbstverständlich unwahr: In ihrer Pfingstnummer hat die ‚Zeit' das Los eines armen Piccolo beklagt, der in den Tod gieng, weil ihm sein Principal keinen Schlaf gönnte. Wie menschlich behandeln dagegen die Socialpolitiker Singer & Kanner ihre Angestellten! Die Filialbeamten der ‚Zeit' — also Organe ihrer Administration — haben zwar aller Socialpolitik zum Trotz eine vierzehnstündige Arbeitszeit (von 5 Uhr früh bis 7 oder 8 Uhr abends), aber für Schlaf ist ausreichend gesorgt: sie dürfen im Dienst und gratis die ‚Zeit' lesen. Wie leicht könnten die Herren Singer & Kanner einen unglücklichen Piccolo vor dem Selbstmord bewahren! Sie brauchten ihm bloß ein Gratisabonnement auf die ‚Zeit' zu gewähren, und der arme Bursch hätte ein unfehlbares Narkotikum in der Tasche, das ihm in jedem freien Viertelstündchen den Schlaf herbeizaubert.

Sprachforscher. »Der Actionär soll die intensive Schmälerung der Einnahmen durch die Legung des zweiten Geleises erst tragen, bis der Rohertrag ein verhältnismäßig hoher ist«. Das ist nicht etwa die Redewendung eines Börseaners, sondern so heißt es wörtlich in der sorgfältig concipierten Begründung eines Aufsehen erregenden verwaltungsgerichtlichen Urtheils. Der Sinn des Satzes scheint die Ersetzung des Wortes »erst« durch »nicht« oder jene des Wortes »bis« durch »sobald« zu fordern. Schöne Zeiten waren es, da die Sprache der Gerichtshöfe das Juristendeutsch war: das war bloß unverständlich, nicht unverständig.

‚Zeit'-Genosse. In einem Process ward jüngst erwähnt, daß der Pariser Kunstreferent der ‚Zeit' seinem früheren Beruf nach Seifensieder ist. Darauf erwiderte der »Seifensieder a. D.« im Morgenblatt der ‚Zeit' vom 16. Juni: »Ich bin stolz auf meine seifensiederliche Vorzeit, und es freut mich sehr, wenn das Publicum erfährt, daß ich jahrelang ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen bin.« Gegenwärtig ist der Herr, wie gesagt, bloß Mitarbeiter der ‚Zeit'; aus dem »gewesen« spricht deutlich die Erkenntnis, daß die Cultur durch die Erzeugung von Seife, deren Verbrauch bekanntlich ein Culturmaßstab ist, besser gefördert wird als durch Artikel in der ‚Zeit', die bekanntlich eine Culturplage ist.

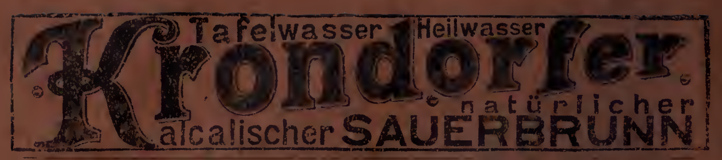
Musiker. Ich kann doch nicht alle Bücher anführen, die Herr Hofrath Hanslick im Lauf der Jahre zum Antiquar getragen hat! Daß auch der Musikprofessor Guido Adler, der sich erst neulich im Sinne des Altmeisters und in dessen Blatt blamierte, den Hingang seiner Widmungsexemplare beklagen muß, ist wirklich tragikomisch. Aber wenn Herr Hanslick die ihm persönlich dedicierten Bücher seiner Freunde verklopft, wie mag er in einem an gehässigen Kritiken reichen Leben gar mit den Werken der musikalischen Gegner gewirtschaftet haben, die ihm die Verleger ins Haus sandten? Erst ward ihr Werth, dann ihr Preis herabgesetzt. Indes, mag sein Urtheil sie hart getroffen haben: der Gang zu A. Meystrik — sie erleben den Tag — ward sein Canossagang. Wer schimpft, der verkauft.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 140, Anfang Juni): Die ‚Neue Freie Presse' für Wien. — Der Kampf gegen die Tuberculose. Von Professor Victor Loos. — Die Universität Freiburg. — Das dümmste Blatt Wiens. — Zuschrift des Disciplinarrathes. — Chamberlain und Balfour. — Eine interessante Literaturgeschichte. — Von der Gerichtspsychiatrie. — Lombroso über das Finanzgenie. — Er kann sich an Anschütz erinnern. — Und noch ein Circular! — Antworten des Herausgebers (Die dynastische Schutzvorrichtung; Die leider unvermeidliche Presscorruption; Von der Familien-‚Zeit'; Aerzte und Presse; Die Auffassungskraft der Leser; Vom Märchenerzähler; Administrative Liguorimoral; Bürgermeister und Bürger).



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus

Nr. 142 Erschienen am 3. Juli 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint dreimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 20 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
« «	18	« « . .	« 3.60
« das Deutsche Reich,	36	« « . .	M. 7.—
« « « «	18	« « . .	« 3.60
« die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	« 8.20
« « « « «	18	« «	« 4.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei allen Postämtern des Auslandes unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post oder bei dem

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.
Telephon 7857.

Postsparcassen-Conto Nr. 857.884.

Commissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstrasse Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 142 WIEN, ENDE JUNI 1903 V. JAHR

Bismarck und Presse.*)

Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abstumpfen können, und das ist namentlich seit 1848 gelungen; bis dahin hatte für einen großen Theil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung; jeder, der auf dem Lande nur ein Amtsblatt las, von der Bibel und dem Gesangbuche nicht zu reden, hielt das Gedruckte für wahr, weil es gedruckt war, ungeachtet des üblichen Sprichworts: er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen, zu sagen: er lügt wie telegraphiert, denn gegen den Missbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut; sie denken nicht an den Reichthum von Geldmitteln, der es jemandem möglich macht, zum Telegraphieren aller in drei bis vier Sprachen übersetzten Tendenzlügen in verschiedenen Weltstädten Lectoren zu bezahlen, die nur damit beschäftigt sind, Zeitungen durchzulesen und zu sehen, ob sich eine Alarmnachricht findet; findet er keine, so hat er sie zu machen und telegraphiert sie nun als aufregendes Symptom an verschiedene ausländische Blätter.

Herrenhaus 13. 2. 69.

*

Es wird in unseren Zeitungen zu viel auf Sensationelles gesehen, als ob alle Tage so etwas passieren müßte. Jede Nummer muß womöglich etwas Neues bringen, etwas Bedeutendes, Außerordentliches. So verwöhnen sie das Publicum, das nun solche Dinge erwartet und verlangt von seinen Blättern, und die verlangen es dann von ihrem Correspondenten, der kommt dann in eine schlimme Lage. Er soll in all seinen Berichten etwas Neues

*) Zusammengestellt aus »Fürst Bismarcks Reden«, 13 Bde., Leipzig, und Paul Dehn, »Bismarck als Erzieher«, München 1903.

schreiben, wichtige Nachrichten, und geschieht das nicht, so hält ihn seine Redaction entweder für nachlässig und zu bequem, um sich ordentlich umzusehen in seinem Revier, oder sie denkt, er hat keine guten Verbindungen. Da setzt er sich dann hin und beräth sich mit seiner Phantasie oder er macht sich an auswärtige Gesandtschaften, die ihn natürlich gern mit Nachrichten versehen, welche ihren Zwecken entsprechen.

Poschinger »Bismarck und die Parlamentarier«, I 76. (11. 12. 75).

*

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von principienlosen gebildeten Männern, die den Werth der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren.

Zu dem englischen Maler Richmond 11. 87.

*

, In ihrem gegenwärtigen Zustande gewähre die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegentheil. Die Zeitungen wären gegenwärtig kein Bildungs-, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdiene. Durch eine Aufhebung der Steuer würde der Zustand der Presse nicht besser werden, vielmehr sei der entgegengesetzte Erfolg zu erwarten; es würde eine Menge neuer kleiner Winkelblätter entstehen und dadurch die Presse noch mehr herabkommen. Die Aufhebung führe zu größerer Bereicherung ihrer Besitzer, die größere Wohlfeilheit würde nur noch die Confusion vermehren.

Aus einer Begründung gegen die Aufhebung des Zeitungsstempels. 4. 3. 73.

*

(Zu einem Antrag, das Pressgesetz auf die Tagesordnung zu setzen:) Bei sehr wenigen Gemeinden möchte sich das Bedürfnis einer augenblicklichen Einführung der neuen Gemeindesteuer herausstellen, dagegen aber dürfte es in der ganzen Monarchie allen denen, welchen an Beibehaltung der Verfassung liegt, . . . von der höchsten Wichtigkeit sein, unsere Mitbürger so schleunig als mög-

lich vor dieser moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse zu schützen.

Preußischer Landtag, 18. 2. 1850.

*

Die oppositionelle Presse wirke dem Streben der Regierung, sich mit dem Abgeordnetenhaus zu verständigen, zu sehr entgegen, sie befinde sich zum großen Theil in den Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten.

Zu einer Abordnung aus Rügen 10. 11. 1862.

*

Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es »Freiheit der Presse«, für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will!

Reichstag 1. 5. 1885.

*

Muth hat eigentlich nur die socialistische Presse. Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.

Poschinger, Tischgespräch I. 329 (9. 7. 1890).

*

Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgiltig. Ich lege nur Werth auf die Geschichte, was die später über mich sprechen wird.

Poschinger, Tischgespräche I. 180 (23. 8. 90).

*

Druckerschwärze auf Papier.

Reichstag 6. 2. 1888.

*

Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes.

Reichstag 6. 2. 1888.

*

(Dann sprach er von der Macht der Presse, die viel Schaden angerichtet habe.) Sie hat die drei letzten Kriege veranlasst. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, und die österreichische und die süddeutsche hetzte

gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzuges beigetragen.

Busch, Tagebuchblätter II. 487. (21. 10. 1877).

*

Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens viele von uns, selber nicht wie. Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.

Reichstag 28. 11. 1881.

*

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre, zum großen Theil in der ohne Zweifel patriotischen Absicht, das Ausland auf die Abwege der Regierung aufmerksam zu machen und dasselbe zu avertieren, daß es Grund hätte, der preußischen Regierung in irgend einer Weise zu zürnen.

Preußischer Landtag, Abgeordnetenhaus 26. 2. 1863.

*

Diese letztere (Presse) ist hier in Wien schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und in der That noch übler und von böserer Wirkung als die preußische.

Immediatbericht aus Gastein 3. 8. 1864.

*

Denn manches, was in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr, wenn auch nicht alles.

Abgeordnetenhaus 29. 1. 1869.

* * *

Gussenbauer ist todt. Als er nach Wien kam, hatten Czerny und Mikulicz die Berufung abgelehnt. Jetzt wird man klüger sein und nachgeben, sich nicht erst beschämende Absagen bei den Großen der Billroth-Schule holen und sich vermuthlich zufriedenstellen, wenn Narath aus Utrecht nach Wien übersiedelt, das seine Chirurgen für den Mangel einer wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Klinik

immerhin durch eine Privatpraxis, die fünfzig- bis hunderttausend Gulden trägt, zu entschädigen vermag. Gussenbauer gewonnen, Zeit gewonnen, hat Herr v. Hartel vor sechs Jahren gedacht; nicht das Geringste ward in all der Zeit gethan, um die kläglichen Zustände an einer Klinik, bei deren Anblick Czerny den kaum geöffneten Koffer wieder verschloss und eilends von Wien abreiste, zu verbessern. Ein Trost bleibt freilich noch: Herr v. Hartel wird nicht ewig Unterrichtsminister sein, und anstatt immerzu die Spitalsfrage zu lösen, wird man schließlich, so lang es auch noch dauern mag, ganz gewiß neue Kliniken bauen. Wenn's nur nicht zu spät sein wird! Heute fehlen den bedeutenden Forschern, die gern nach Wien kommen möchten, die modernen Institute, aber es könnte leicht geschehen, daß, wenn einmal die Mittelmäßigkeiten sich hier festgesetzt haben, den endlich erbauten modernen Instituten die bedeutenden Forscher fehlen. Herr v. Hartel kann die Verdienste noch vermehren, die er sich um den Betrieb der Physiologie erworben hat: Wir mußten Ewald Hering aus Prag nach Deutschland ziehen lassen, weil wir ihm in Wien kein würdiges Institut zu bieten hatten; seither haben wir es für Herrn Sigmund Exner erbaut, und — er weiß damit nichts anzufangen. Herr v. Hartel aber kann gegenüber den Vorwürfen, die ihm wegen der Verkommenheit der medicinischen Institute gemacht werden, wenigstens darauf hinweisen, daß auch die besten Institute nicht immer nützen.

Und was wird es mit dem hygienischen Institut werden? Vor Jahr und Tag hat die ‚Fackel' erzählt, daß die Mittel für seinen Bau längst bewilligt sind. Und selbst wer das nicht wußte, konnte die Ausrede der Hartel-Officiösen, daß die § 14-Aera alle Investitionspläne des Unterrichtsministeriums jahrelang vereitelt habe, nicht ernst nehmen: hat doch Herr v. Hartel mitten in den Obstructionszeiten seinem Freunde Benndorf für das Wiener archäologische Institut eine Dotation bewilligt, wie sie kein anderer

Archäologe in Deutschland bezieht. Gleicht ein Staat, der für den Luxus ephesischer Funde 90.000 Gulden jährlich auszugeben imstande ist, aber für ein hygienisches Institut kein Geld hat, nicht dem Neger, der nackt, aber mit einem glänzend gebügelten Cylinderhut auf dem Kopf herumstolziert? Gruber hat' seitdem die ,Fackel' dem Schicksal der lang beschlossenen' niemals ausgeführten medicinischen Neubauten nachgeforscht, Wien verlassen; er wollte sich nicht länger mit Versprechungen hinhalten lassen. Man berief Flügge. Und triumphierend ward gemeldet, er habe zugesagt. Aber alsbald ergab sich, daß er eine Bedingung gestellt hatte; und wieder wußte die ,Neue Freie Presse' zu melden, die Bedingung sei erfüllt: »Man hofft, ein derartiges – modernes — Institut bis zum Wintersemester 1904 . . . unter Dach zu bringen«. Zweifellos werde Flügge nach Wien kommen. Er kam nicht, lehnte endgiltig die Berufung ab und schrieb — ,Neue Freie Presse', 21. Mai —, in Wien wolle man zwar alle seine Wünsche erfüllen, »aber darüber werden i m m e r h i n J a h r e vergehen.« Natürlich ist von der Fertigstellung des Baus bis zum Wintersemester 1904 keine Rede mehr. Und die Berufung eines Hygienikers? Die hygienische Lehrkanzel wird »vorläufig« von dem außerordentlichen Professor S c h a t t e n f r o h verwaltet. Soll der Erfahrungssatz, daß in Oesterreich das Dauerndste das Provisorium ist, gerade in diesem Fall widerlegt werden? Schon um des ominösen Namens willen möchte man wünschen, daß keine Ueberraschung erfolgt. Es ist so schön, stolz sagen zu können: In Deutschland sucht die Wissenschaft ihren Platz an der Sonne; wir aber sind im Schatten froh.

†

* * *

Der Universität Freiburg in der Schweiz und den an ihr wirkenden Gelehrten, so schreibt ein Schweizer Universitätslehrer, hat die ,Fackel' neulich Unrecht gethan. Katholisch war

diese Universität nach dem alten Statut insofern, als die Professoren das Tridentinum unterschreiben mußten; im neuen Statut ist diese Verpflichtung aufgehoben. Ihrem rechtlichen Charakter nach ist daher die Universität Freiburg — eine cantonale Anstalt wie alle anderen Universitäten der Schweiz — überhaupt nicht mehr katholisch. Daß aber die Regierung und die Mehrheit der Bevölkerung von Freiburg streng katholisch gesinnt sind, äußert sich in den thatsächlichen Zuständen wie folgt: Die theologische Facultät ist in den Händen der Dominikaner; gewisse heikle Disciplinen, wie Philosophie und neuere Geschichte, — bei denen auch an mehreren reichsdeutschen Universitäten das confessionelle Moment berücksichtigt wird — werden ausschließlich Männern von katholischer Gesinnung anvertraut; für alle anderen Fächer wird in der Regel die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche verlangt. (Von dieser Regel wurde bisher eine Ausnahme gemacht, da für Nationalökonomie ein Protestant berufen wurde.) Die in der ‚Fackel' genannten Herren Detter, Lenz, Zycha haben, solang sie in Freiburg docierten, keinerlei gesinnungskatholische Velleitäten gezeigt. Für die Berufung an die Universität Freiburg, deren spiritus rector, der Nationalrath Decurtius — der bekannte Führer der Schweizer Christlichsocialen —, ein Mann von weitestem Blick ist, sind lediglich wissenschaftliche Qualitäten maßgebend. Begreiflicherweise sind die Berufungen aus dem katholischen Oesterreich zahlreich; man empfiehlt dabei Männer, die man in Oesterreich selbst gern anstellen möchte, und die man, sobald sich zu ihrer Anstellung die Gelegenheit ergibt, zurückberuft.

+

* * *

Mit Recht brachte die ‚Arbeiter-Zeitung' die Programmrede des Hofraths Vittorelli mit ihrer Weisung an die Richter, über den Parteien zu stehen, in Contrast zu dem Vorgehen, das neulich dem Landesgerichtsrath Dr. v. Grohmann beliebt hat. Das Gesetz sagt: »Fragen, durch die dem Zeugen Thatumstände vorgehalten werden, die erst durch seine Antwort festgestellt werden sollen, sind möglichst zu

vermeiden und, wenn sie schon gestellt werden müssen, im Protocoll ersichtlich zu machen.« Ein Kutscher ist beschuldigt, daß er durch gewaltsame Handanlegung seine Arretierung vereiteln wollte. Der Wachmann sagt als Zeuge aus, daß er von dem Angeklagten einen Stoß bekommen habe. Vorsitzender: »Was war der Zweck des Stoßes?« — Zeuge kann keine Antwort geben. — Vorsitzender (aufgeregt): »Doch nur, die Amtshandlung zu vereiteln! Was soll er denn sonst wollen? Sie sind doch schon oft einvernommen worden in solchen Sachen. Das sollte Ihnen doch schon geläufiger sein!« — Zeuge: »Er wollte die Arretierung vereiteln« . . . Der Vorsitzende kann sich aber über die Zimperlichkeit des Wachmanns noch immer nicht beruhigen und sagt behufs definitiver Feststellung des Thatbestandes zum Schluss des Verhörs: »Sie können wiederholen, daß er die Handlung verübt hat, um Ihre Amtshandlung zu vereiteln«? Antwort: »Ja«. — Ob den Kutscher die Strafe bessern wird, mag fraglich sein; sicher ist, daß den Zeugen das Verhör bessern wird . . . Aber sonst wissen die Wiener Wachmänner genauer, wie sie auszusagen haben. Prompt liefern sie den fertigen Thatbestand dem Richter, der oft genug das Verhandeln als eine störende und unerwünschte Nebenbeschäftigung beim Verurtheilen zu betrachten scheint. Typisch ist die Aussage: »Er war zwar angeheitert, aber nicht volltrunken« und die andere: »Er hat mir activen und passiven Widerstand geleistet«. Ein vernünftiger Richter, der den drolligen Widerspruch zwischen der auswendig gelernten Formel und der Heiligkeit des »Amtseides« fühlte, machte sich neulich den Scherz, den Wachmann zu fragen: »Wie war denn das, als er Ihnen activen und passiven Widerstand leistete? Was hat der Angeklagte gethan?« Antwort: »No, davong'laufen is er halt, wie ich ihn hab' anrühren wollen« . . . Hundert Verurtheilungen wegen Gewaltthätigkeit wären in jedem Jahr erspart, wenn jeder Richter den

Muth hätte, jene Frage zu stellen. Den Polizeimännern muß eingebläut werden, daß sie keine Juristen zu sein haben. Das ist das Mindeste, was verlangt werden kann, wenn man sich schon nicht entschließen will, die österreichische Menschheit von den Segnungen des »Amtseides« zu befreien.

* * *

In Breslau wurde neulich ein Curpfuscher verurtheilt, der durch Inserate die Dummen angelockt, sein »eigenes combiniertes Naturheilverfahren« angepriesen und seine mäßigen Honorare gerühmt hatte. »Weit interessanter ist«, so meldet die ‚Zeit‘, »die Verurtheilung des wegen Beihilfe zum unlautern Wettbewerb angeklagten Redacteurs des ‚Breslauer Generalanzeigers‘ zu einer erheblichen Geldstrafe. Außerdem wurde die Publication in den Breslauer Tageszeitungen verfügt.« Das Breslauer Gericht hat zu Recht erkannt, was immer wieder in der ‚Fackel‘ dargelegt wurde: zeigt es sich, daß ein Inserat eine vorbereitende Handlung war, welche die Ausführung eines Delicts ermöglichte, so hat sich die Zeitung durch die Aufnahme des Inserats der Vorschubleistung oder Beihilfe bei dem Delict schuldig gemacht. Das gilt, wenn sie durch Anpreisung von schwindelhaften Ratenabzahlungsgeschäften, Börsencomptoirs etc. die Bewucherung des Publicums fördert, ebenso, wie wenn sie bei der Schädigung der Gesundheit mitwirkt. Und die Durchführung dieses von keinem Strafrechtler der Welt geleugneten Grundsatzes in der Praxis würde ein Dutzend Pressreformen aufwiegen, sie würde den Inseratentheil des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ auf eine anständige Magerkeit und jenen der ‚Zeit‘ auf nichts reducieren. Aber die ‚Zeit‘ hatte wahrhaftig die Unverfrorenheit, ihren Bericht über den Breslauer Process mit den Worten zu schließen: »Es wäre angezeigt,

daß auch anderwärts gegen diese Art medicinischer Schwindelinserate gleich wirkungsvoll zu Felde gezogen würde«. Anderwärts, nur beileibe nicht in Wien! Und nur gegen diese Art, die Curpfuscher-Inserate, die es bei uns nicht gibt, — weil ein Nichtarzt, der die Ausübung der ärztlichen Praxis in Inseraten ankündigen würde, sofort mit dem Staatsanwalt zu thun bekäme — aber ja nicht gegen die Inserate von Apothekern und von Händlern mit kosmetischen Mitteln, die bei uns ungleich ärgeren Schaden an der Gesundheit anrichten, als in Deutschland alle Anpreisungen eines nicht wie in Oesterreich gesetzlich verbotenen Curpfuscherthums. Herr Singer will es deutschen Redacteuren zur Pflicht machen, daß sie sich überzeugen, ob ein inserierender Naturheilkundiger seine Patienten betrügt oder nicht, aber unbedenklich bringt die ‚Zeit' das Inserat der Csillag'schen Haarpomade — obwohl Herr Singer niemals jene Pomade an seinem eigenen Haarwuchs erprobt hat und obwohl der Einfältigste wissen muß, daß sie zu einem Schwindelpreis verkauft wird —, anstandslos empfiehlt die ‚Zeit' ein Haarpetroleum und sogenannte Hautpflegemittel, die entweder nichts sind als parfümierte und um den zehnfachen Preis verkaufte Vaseline oder Ingredienzien enthalten, welche allerlei Hautkrankheiten hervorrufen. Auf die gewinnbringende Möglichkeit, die Gesundheit des Publicums zu gefährden, wird kein Wiener Tagesblatt je freiwillig verzichten, und solang nicht jedesmal den Attesten, die im Inseratentheil die Heilerfolge medicinischer und kosmetischer Präparate bezeugen, der Abdruck von Strafurtheilen folgt, sind alle Bemühungen unserer Aerzte und Sanitätsbehörden, das Publicum aufzuklären, vergeblich. +

* * *

Herr Szczepanik hat sich wieder einmal gemeldet. Er schrieb in der ‚Zeit' über die »Photographie in der Weberei«. Darüber wäre allerdings Interessanteres zu berichten, als man aus der ‚Zeit' erfährt, nämlich: Die Barmener Patronieranstalt System Szczepanik ist im vorigen Jahre eingegangen; die Société franco-belge Szczepanik in Roubaix und Brüssel hat seit ihrer Gründung nicht gearbeitet und befindet sich in Liquidation; und die Actiengesellschaft für Szczepanik's Textilindustrie in Wien und Krakau hat noch keine brauchbare Patrone nach Szczepanik's Verfahren zu erzeugen vermocht und soll demnächst eingehen, wenn sich nicht abermals durch Zeitungsreclame Geld auftreiben lässt . . . Im vorigen Jahre hat Herr Szczepanik dem Kriegsministerium seine Apparate für drahtlose Telegraphie angeboten. Nach gründlicher Erprobung der Szczepanik'schen Apparate wurden soeben diejenigen nach dem System Slaby-Arco in Berlin bestellt.

* * *

Parteiverblödung.

‚Neue Freie Presse':

»Der russische Kriegsminister hat an die commandierenden Generale ein Rundschreiben gerichtet, worin sie aufgefordert werden, schärfere Vorsichtsmaßnahmen gegen die revolutionäre Propaganda im Heere zu ergreifen. Es wird ihnen vorgeschrieben: 1. Darauf zu achten, daß revolutionäre Schriften, die bei Angehörigen des Armeeverbandes gefunden werden, von den Vorgesetzten nicht eigenmächtig vernichtet oder von dem Commando verheimlicht werden; 2. von jeder Beschlagnahme der revolutionären Schrif-

‚Deutsche Zeitung':

»Der russische Kriegsminister hat an die commandierenden Generale ein Rundschreiben gerichtet, worin sie aufgefordert werden, schärfere Vorsichtsmaßnahmen gegen die revolutionäre Propaganda im Heere zu ergreifen: Es wird ihnen vorgeschrieben: 1. darauf zu achten, daß revolutionäre Schriften, die bei Angehörigen des Armeeverbandes gefunden werden, von den Vorgesetzten nicht eigenmächtig vernichtet oder von dem Commando verheimlicht werden; 2. von jeder Beschlagnahme der revolutionären Schrif-

ten unverzüglich Mittheilung an die Gendarmerie zu machen, der die Pflicht obliegt, die weiteren Schritte vorzunehmen; 3. den Soldaten auf das deutlichste einzuschärfen, daß sie alle unerlaubten Schriften sofort an ihre Vorgesetzten übergeben sollen; 4. an Eingängen in die Kasernen Wachen aufzustellen, die auf alle hineingehenden Personen aufpassen und ihre Namen unter Angabe des Besuchszweckes und der Besuchszeit in ein besonderes Buch eintragen müssen.«

ten unverzüglich Mittheilung an die Gendarmerie zu machen, der die Pflicht obliegt, die weiteren Schritte vorzunehmen; 3. den Soldaten auf das deutlichste einzuschärfen, daß sie alle unerlaubten Schriften sofort an ihre Vorgesetzten übergeben sollen; 4. an Eingängen in die Kasernen Wachen aufzustellen, die auf alle hineingehenden Personen aufpassen und ihre Namen unter Angabe des Besuchszweckes und der Besuchszeit in ein besonderes Buch eintragen müssen; 5. ganz besonders die jüdischen Soldaten und ihre Sachen zu überwachen, da sie die größte Gefahr für das Heer bilden.«

Jetzt fragt sich's nur, ob das fünfte Gebot unterschlagen oder gefälscht wurde.

* * *

Herr v. Taussig hat's sich selbst zuzuschreiben. Daß nach einem Artikel der ‚Sonn- und Montagszeitung' (15. Juni) über »Taussig's Niederlage, I«, der mit den Worten schloss: »Ein zweiter Artikel folgt«, der zweite Artikel wirklich erschien, — das mußte selbst Herrn Alexander Scharf verblüffen und verbittern. Solches war doch ehemals bei der ‚Sonn- und Montagszeitung' nicht möglich gewesen; da pflegten — man erinnert sich des Falls der Goldminen-Actiengesellschaft »Fortuna« — nicht einmal die ersten Angriffs-Artikel zu erscheinen. Ja, wer ist denn eigentlich dieser Taussig, daß er es wagen darf . . . Welche Präpotenz! Peinlich war auch, daß Herr Scharf, der doch nicht gedacht hatte, daß er die Drohung zur That werde machen müssen, in dem angekündigten Artikel II über Taussig's Niederlage nichts mehr zu sagen hatte.

Er behalf sich schließlich resigniert mit der Erklärung: »Nun bleibt noch die Frage zu erörtern, wieso dieser Mann zu seiner präpotenten Stellung gelangte«. Die einfache Wahrheit hierüber hat Herr Scharf freilich nicht gesagt: die Macht der Taussigs beruht darauf, daß es die Scharfs sind, die sie angreifen.

* * *

Aus Belgrad erhielt die ,Vossische Zeitung' (21. Juni) die Nachricht, »gewisse ausländische Persönlichkeiten« hätten bei der Besichtigung des Konak »Andenken mitgehen lassen«. Zu dieser Besichtigung waren nur ausländische Journalisten zugelassen; die meisten waren aus Wien und Budapest gekommen. Und die Anhänglichkeit, welche die Staatsmänner Oesterreich-Ungarns der Dynastie Obrenovics stets bewiesen, scheint bis über deren Grab bei Oesterreichs und Ungarns Presspolitikern fortzudauern: Mit einem schier religiösen Eifer sollen im Konak Reliquien Alexanders des Kleinen gesammelt worden sein, und man erzählt, einzelne der Wiener und Budapester Herren hätten sich ganze Museen von Werthgegenständen in die Taschen gestopft; »es sind Gegenstände bis zum Einzelwerthe von 500 Frcs. abhanden gekommen«, versichert die ,Vossische Zeitung'. Kurz vorher war im Konak Inventur gemacht worden, und kurz nachher besah man den Schaden. Aber niemand wagte in Belgrad, die fehlenden Stücke zu reclamieren; Serbiens neue Machthaber wollen das — ach, so kostbare — Wohlwollen des Auslands erringen, und wie könnten sie die auswärtige Presse wirksamer von ihrem ernsten Entschlusse, die Vergangenheit zu vergessen, überzeugen, als wenn sie ihr gestatten, möglichst viele Andenken an das Vergangene hinwegzuräumen?

* * *

Ein Brünner Leser schreibt mir:

In dem »kleinen Tuchmacherstädtchen« gibt es für das »große Blatt« nichts mehr zu holen; das mußte Herr Singer, nachdem nicht einmal die Selbstdemüthigung durch die Anheftung eines gelben Zettels geholfen hatte, seufzend bekennen. Die Brünner Filiale am Großen Platz, im Centrum des Geschäftsverkehrs, die

das knapp gewordene Budget der ‚Zeit' unnütz belastete, wurde am 1. Juni aufgelassen. Die Hauptvertretung der ‚Zeit' in Brünn wurde der Zeitungsexpedition des Herrn Friedrich Irrgang übertragen, welcher der Eigenthümer des ‚Tagesboten aus Mähren und Schlesien' ist; das große Blatt hat sich unter den Schutz des kleinen begeben.

* * *

Der erste wirkliche Erfolg der ‚Zeit'.

‚Zeit', 19. Juni:

»Die Schauspielerin am Kaiser-Jubiläums-Stadttheater Frl. Willy Sandrock ersucht uns um Aufnahme folgender Zeilen: ‚Hochlöbliche Redaction! Würden Sie die Güte haben, mir mit einer Notiz in Ihrem geschätzten Blatte einen großen Dienst zu erweisen? Mir ist gestern mein kleiner Hund gestohlen worden von einem Herrn in blauem Anzug mit schwarzem Schnurrbart, wie Augenzeugen erzählen. Ich bin über den Verlust meines treuen Hundes außer mir, halb wahnsinnig, denn ich habe meine Thiere unendlich gern. Der Hund ist sehr kostbar, ein kleiner, weißgelber Affenpintsch mit schwarzen Augen, schwarzen, gestutzten Ohren, bellt heiser, ist sehr mager, hört auf den Namen ‚Putzi'. Bitte, bitte, helfen Sie mir durch eine Notiz im Morgenblatte, womit Sie zum größten Danke verpflichten Willy Sandrock, k. k. Hofschauspielerin i. P. . . . Wien, den 18. Juni 1903. Bitte, bitte, helfen Sie mir, daß ich meinen Hund wieder bekomme. Die polizeiliche Anzeige habe ich bereits erstattet.'«

‚Zeit', 21. Juni:

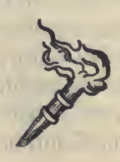
»Wir erhalten nachstehende Zuschrift: ‚Herzlichen Dank für Ihre freundliche Unterstützung. Putzi ist zurückgekommen, ich bin überglücklich und danke vielmals. Willy Sandrock.'«

* * *

Der reichsdeutsche Stimmzettel.

»Und in der Wilhelmsstraße wird man nicht taub sein gegen eine Sprache des Stimmzettels, der sein Mene Tekel so drastisch den Regierenden an die Wand schreibt.«

(‚Neue Freie Presse', 18. Juni.)



Die Frage, wer das dümmste Feuilleton über den »Erdgeist« geschrieben hat, ist schwer zu beantworten. Herzl und Burckhard kommen in die engere Wahl. Zwei Kenner der Frauenseele, wie man sie nicht in jeder Redaction findet. Daß Herrn Burckhard's Seppl-Natur — der lustige Schönaich hat einmal den Ausdruck »sexueller Tiroler« geprägt — mit dem »Erdgeist« nichts anzufangen wußte, ist nicht weiter verwunderlich. Man möchte sich nur gegen die Dreistigkeit verwahren, mit der er den Menschen Wedekind's in »Erdgeist« und dessen Fortsetzung »Die Büchse der Pandora« selbst die »Einfälle« bestreitet. Herr Burckhard bespricht nämlich auch die »Büchse der Pandora«, und so ist es immerhin möglich, daß er sie gelesen hat. Nichts müßte in ihr, die den »Erdgeist« erst verständlich macht und die ihn an dramatischer Kunst und Kühnheit weit übertrifft, enthalten sein als das Wort, das der verkommene Alwa Schön vor einem früheren Bilde der Allzerstörerin spricht: »Diesem Portrait gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen großen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosigweißen strotzenden Körper gegenüber in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns.« Vielleicht erscheint danach auch dem kurzsichtigsten Philisterauge die Tragödie Lulu nicht mehr als »Boulevarddrama«, in dem der Autor Crasses mit Zotigem mengen wollte. Aber der Mannbarkeit des Herrn Burckhard, der der Typus des weiblichen Don Juan ein Gräuel sein muß, ist die Welt Wedekind's nicht entrückter als der geistreichen Borniertheit eines Literaten, der in Frankreich den Bart frisieren und die Feder führen gelernt hat. Herr Herzl löst das Problem »Lulu« mit der philistrischen Zauberformel: »Ein Weib aus

der Gosse«. Die active Sexualität des Erdgeistes, dem alle Männer gehören, scheint er tief erfasst zu haben; denn er klagt, daß Lulu im letzten Act »plötzlich Allen gehört«. Ich könnte Herrn Herzl und allen ethischen Richtern der Frau ihren Irrthum des näheren erklären. Aber alles, was ich über die Erdgeistmoral sagen wollte und sagen könnte, habe ich in dem Artikel eines jungen Kritikers gefunden, der besser als seine ausgewachsenen Collegen des Dramatikers Meinung und den Charakter der Heldin erfasst hat. Herr Alfred Polgar (‚Wiener Allgemeine Zeitung‘, 21. Juni) schreibt in einem Feuilleton, mit dessen das Werk literarisch verurtheilendem Abschnitt ich nicht einverstanden bin: »Eva, Lulu, Mignon, Nelly — jeder nennt sie anders, jedem ist sie eine andere, die, welche sein sexueller Verstand sich aus innerem Zwang construiert... Und wenn diese Construction als morsch sich erweist, bricht der Mann, der sein Leben darauf gebaut, das Genick. Lulu ist Alles und ist nichts, weil sie Alles ist: Geht man den Feind mit großen tragischen Auseinandersetzungen an, so ist sie mit einemmal ein Kind, ein süßes, seiner unbewusstes Wesen, das so unschuldig Menschen frisst, wie ein Frosch Fliegen. Nimmt man sie als Kind, will sie wie ein zartestes Pflänzchen hüten — so stößt man auf einen Satan mit unersättlichen Begierden. Gibt man ihr die Peitsche — will sie Liebe; gibt man ihr Liebe, will sie eine brutale Faust spüren. In ihr ist eigentlich kein Drama — sie ist die Hetäre aus organischer Nothwendigkeit, und wenn sie die Männer als solche nähmen, gäbe es keine Schlaganfälle und keine Rasiermesser ihrethalben. Aber in den beschränkten Männergehirnen vollziehen sich die tragischen Vorgänge. In ihrer Sucht, das Unzubändigende für sich speciell zu bändigen, in ihrem lächerlichen Bemühen, vom Weibe jene Träume verwirklicht zu bekommen, die sich ihnen an der Schönheit

der Frau entzündet haben. Dem Dr. Goll soll sie ein gehorsames Kind, dem Maler Schwarz eine seine Künstlerschaft incitierende Freundin, dem Dr. Schön eine willige und verschwiegene Befriedigerin seiner Gier, der Gräfin Geschwitz ein Freund, dem Prinzen Escerny eine edle Gattin, dem Gymnasiasten ein Idol, das sich andichten lässt, und ein paar anderen Herren eine Geliebte schlechtweg sein. Das Malheur ist nur, daß Lulu, wie sie x Namen hat, auch alle x Rollen in der sexuellen Komödie spielen könnte, aber eben nur alle. Nicht eine allein. Einigermaßen verwunderlich bei einem so consequent verruchten Mann wie Frank Wedekind ist es, daß in seinem Personenverzeichnis ein Hund fehlt. Der könnte in einem fünften Act Lulu den Hals durchbeißen. Einer, der die Eifersuchtstragödie unbeirrt von cerebralen Hindernissen zu einem logischen Ende führt.« .... Das ist erschöpfend. Aber das Verständnis für die polygame Frauennatur fehlt den Gründlingen, die sie erleben, nicht mehr als den Gründlingen im Parquet, die sie objectivieren können. Daher dieses brutale Missverstehen des »Erdgeist«, an dem ich für meine Person auch dem Autor eine gewisse Schuld zuerkenne. Wedekind hat nicht klar genug den Gesichtswinkel gestellt, aus dem seine Realität zu betrachten ist. Der allzu objective Schilderer der »Erdgeist«-Welt könnte am Ende sogar ein Philister sein, einer, der, im Gegensatz zu den Gesinnungsbrüdern, bloß nicht heuchelt, sondern frei heraussagt, worüber man sich entsetzen soll. Da er sich begnügt, sein »So ist es« hinzustellen, verleitet er mindestens zu philiströsen Gedankengängen. Heute entrüstet sich das Publicum bloß über die Vorgänge des »Erdgeist«, vielleicht noch über die Excentrictragik ihrer Gestaltung. Das ist ein Fehler. Es hätte sich auch über die Gesinnung des »Erdgeist«-Dichters entrüsten müssen. Er hätte in unzweideutiger Weise zu erkennen geben müssen, daß ihm Lulu, die ihr eigenes

Leben lebt, noch immer werthvoller scheint als jedes ihrer männlichen Opfer und alle zusammengenommen. Er hätte den Standpunkt einer Weltbetrachtung nicht verlassen dürfen, die die höchste »Sittlichkeit« der Frau in ihrer höchsten ästhetischen Vollendung erblickt und die ethischen Maßstäbe an den Schädeldecken heuchlerischer Herren der Schöpfung zerbricht; die das Virginitätsideal von den Wünschen jener, die entjungfern wollen, ableitet und muthig erklärt, daß in diesem freudenarmen Dasein die »Dirne« den Absichten des Schöpfers näher kommen könne als — das Dirndl. . . .

* * *

Zu Frank Wedekind's „Erdgeist".

Von Peter Altenberg.

Man kann auch eine Kreuzotter so geschickt anfassen, daß sie einen nicht beißen kann.

Aber freilich, Kinder — — — und Männer?!

*

Der Paradiesvogel ist wunderbar — — — nur darf man von ihm nicht erwarten, daß er Clavier spiele. Denn das thut er einmal nicht.

*

»Hättest Du mich besser erzogen!« sagt Lulu zu Dr. Schön.

Auf das Prokrustesbett seiner Bedürfnisse kann man jede Frau legen. Aber was hat man von dem verkrüppelten Rumpfe?!

*

Chinin ist wunderbar gegen Fieber.

Wenn ich aber Fieber brauche?

Da wäre fast der Malaria-Bacillus vortheilhafter!

*

»Nimm mich!« sagt die hundertfache Männer-Mörderin, »Ich bin noch immer schön!«

*

»Das Leben nimmt uns unsere besten Kräfte!« sagte der Schriftsteller pathetisch.

»Was kümmert das aber uns?!« sagte die Frau in ihrer Stube.

»Es ist ethisch, daß es Euch kümmere!« sagte der Schriftsteller pathetisch.

»Dazu müsst Ihr uns erst erziehen!« sagte die Dame.

»Wir haben keine Zeit dazu!«

*

Der Kenner sah ein Kieselsteinchen mit einem Schneeklümpchen behaftet den Tannwald-Abhang herunterrieseln.

»Eine Lawine!« schrie er und stürzte fort.

»Wo?« fragte der Spaziergänger und war bereits begraben.

*

Jedem Vortheil, den ich für mich einem lebendigen Geschöpfe hienieden abringe, entspricht in unentrinnbar gleicher Größe ein Nachtheil. Ein kastriertes Thier wird sanft und lenkbar. Aber es ist ein »kastriertes Thier«!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zierde des Barreaus. »Dem flüchtigen ehemaligen Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Theodor Zinner ist es nun doch gelungen, nach den Vereinigten Staaten zu kommen. Er ist gestern aus der Quarantainestation Elis Island entlassen worden und seiner Ueberfahrt nach dem Festlande wurde von Seite der Behörden kein Hindernis mehr in den Weg gelegt, nachdem der von Dr. Zinner gegen seine Anhaltung an das Weiße Haus nach Washington gerichtete Recurs in günstigem Sinne erledigt wurde. Da Dr. Zinner auch den von den amerikanischen Behörden geforderten Mindestbetrag von 1000 Dollars vorzuweisen in der Lage war, konnte er ungehindert das Territorium von New-York betreten. Ueber seine Ankunft in New-York berichtet Dr. Zinner an

seine Wiener Freunde in einer Kabeldepesche, die von ihm bereits in New-York aufgegeben wurde und gestern hier eintraf. Die Depesche hat folgenden Wortlaut: ,Von New-York via England: Beschwerde günstig erledigt, Friedmann hat Geld zum Vorweisen hergeliehen. Theodor'. Fritz Friedmann, ein gebürtiger Oesterreicher, ist jener in New-York etablierte Cafetier, dessen Intervention von den hiesigen Freunden Dr. Zinner's angerufen wurde. Die Depesche war nicht nach Wien, sondern an eine in der Provinz lebende Verwandte Dr. Zinner's adressiert. Die Verwandte fuhr sofort nach Erhalt des Telegramms nach Wien, um von dem Inhalt der Depesche die hiesigen Freunde Dr. Zinner's in Kenntnis zu setzen. Mittlerweile ist an Dr. Zinner auch ein namhafter Geldbetrag abgegangen. Die von dem Flüchtigen telegraphisch verlangten 1000 Dollars konnten von seinen Wiener Bekannten nicht aufgebracht werden, eine in Deutschland lebende Tante hat jedoch einen ziemlich bedeutenden Geldbetrag zur Verfügung gestellt, der telegraphisch an die von Dr. Zinner angegebene Adresse in New-York angewiesen wurde. Seine Verwandten haben die Absicht, ihn auch weiterhin zu unterstützen, bis es ihm gelungen ist, sich eine Existenz zu gründen.« Hallelujah! . . . So hieß es noch vor wenigen Wochen. Die Notiz war in einem so zuversichtlichen, so warmen Ton der Genugthuung gehalten und so von ehrlicher Freude gesättigt, daß der fernstehende Leser sich unwillkürlich fragen mußte, welches Martyrium es wohl gewesen sein mochte, das dem braven Mann den ferneren Aufenthalt in der Heimat unmöglich gemacht hat. Sicherlich hat er im Dienste einer freiheitlichen Idee sich zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen, die ein veraltetes Gesetz mit Strafe bedroht! Ein Opfer des Clericalismus? . . . Kein Mensch würde nach den sympathischen Notizen der Wiener Blätter auch nur ahnen, daß der arme Zinner defraudiert hat. Eine so selbstverständliche Parteinahme für den Verfolgten spricht aus ihnen, eine so selbstverständliche Abneigung gegen das lauernde Ungeheuer Staat, das den der liberalen Familie Entrissenen zu verschlingen droht. Nie ist die Concordiapresse mehr bei der Sache, als wenn es das Wohl und Wehe eines befreundeten Defraudanten gilt. Nicht als ob sie offene Parteinahme wagte. Lauter als diese spricht die Herzlichkeit, die zwischen den Zeilen nistet und rapid zum Durchbruch kommt, wenn die Freude über einen entwischten Sünder den Schmerz um zehn verfolgte ablöst. Er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht! . . . Nun aber hat es ihn doch behalten, und die erfundene Nachricht der ,Zeit' von der Verhaftung des Dr Zinner hat sich zufällig bestätigt. Da die anderen Blätter jubelten, der Flüchtling sei nicht verhaftet, klagte die ,Zeit', er sei es. Später konnte sie jubeln, daß sie die Nachricht »vor den anderen« hatte. Am 28. Mai betheuerte sie: »In der That ist heute, wie aus New-York nach London gelangte Nachrichten besagen, die ,Oceanic' eingelaufen und Dr. Theodor Zinner wurde durch den bekannten Bundesmarschall Bernhardt für verhaftet erklärt.« Wie gründlich informiert! Schade nur, daß der bekannte Bundesmarschall Bernhardt schon einige Jahre vor dieser Nachricht todt war! Immerhin — was heute Lüge ist, kann morgen Wahrheit werden, und der

Lügner darf triumphieren. Die »anderen«, die um die Sensation gekommen waren, mußten sich begnügen, dem Zinner durch Abdruck der Gedichte, die er angeblich auf seiner Flucht verfasst hatte, Reclame zu machen, wobei auch ein wenig für den Vertheidiger des endlich doch Verhafteten erübrigte. Nunmehr ist »Zinner der Poet«, der die widerliche Sensation eines ganzen Monats gebildet hatte, aus den Spalten der liberalen Presse verschwunden. Es muß immer erst ein »Blutbad im Konak« angerichtet werden, um ihr ihre schlechtesten Sitten abzugewöhnen.

Russe. Das offizielle Organ des Finanzministers Witte hatte kürzlich gemeldet, daß nach Berlin eine Spezialconferenz einberufen sei, welche über die Aufstellung directer internationaler Verbandstarife für Transporte aus dem Ausland transito Russland und Sibirien (sibirische Bahn) nach China berathen soll. Sie machen mich nun darauf aufmerksam, daß diese Nachricht in der ‚Neuen Freien Presse' vom 19. Juni die folgende Fassung erhielt: »Eine neue russisch-chinesische Bahn. Im laufenden Monat findet in Berlin die Zusammenkunft einer Commission statt, die über die Frage der Einführung einer directen internationalen Eisenbahnverbindung zwischen China und dem Auslande über Russland berathen soll.«

Actionär. Herr David Fanto ist jetzt der Nährvater der Wiener Presse, »Petroleum non olet« ihr Wahlspruch. »Das Rohölcartell ist fertig«, »die ‚Petrolea' ist als constituiert zu betrachten«, »die Versammlung der Petroleum-Raffinerien findet in den nächsten Tagen statt« — so geht's nun seit Monaten immer fort. Und jedesmal steigen Petroleumactien, und wenn schließlich das Cartell nicht zustande kommen sollte, wird Herr Fanto wenigstens schlechte Actien zu guten Preisen losgeworden sein.

Politiker. Jetzt haben es sich die Serben endgiltig mit der Wiener Presse verdorben. Der Specialcorrespondent der ‚Neuen Freien Presse', der im Königszug von Genf nach Belgrad mitfahren durfte und die Mitglieder der Skupschtina-Deputation der Reihe nach interviewte, erzählt (24. Juni): »Stunde um Stunde vergeht. Der Speisewagen gilt als Conversationszimmer ... Man sollte doch meinen, daß ein Königszug Gelegenheit gäbe zu festlichem Lautwerden, Anlass zu fröhlichem Trunk! Aber die Herren haben Mineralwasserflaschen vor sich stehen ... ‚Diese Nüchternheit', sagt ein Deputierter, ‚ist serbischer Nationalcharakter'«. Eine schändliche Nation! Der Konak »schwamm in Blut«, und sie ließen nicht wenigstens den Königszug in Champagner schwimmen?

Misstrauischer Leser. Sie lasen in einem Schmockberichte des ‚Neuen Wiener Journal' über die Belgrader Fahrt des Peter Karageorgiewitsch: »Tosende Zivios durchzittern die Luft«, und fragen, ob der Verfasser, der so natürlich schreibt, wie er spricht, nicht »Tausende Zivios« sagen wollte ... Weiß man's denn?

Arzt. Welcher von den Gussenbauer-Nachrufen mir am besten gefallen hat? Jener in der Sonntagsnummer der ‚Zeit' vom 21. Juli: Da wurde in einer eigenen Notiz mitgetheilt, daß ein Herr Dr. Soundso

einen Kranz auf Gussenbauer's Sarg niedergelegt habe. In ihrem Inseratentheil nimmt die ‚Zeit' bekanntlich keine Reclame für Aerzte auf . . . Die ‚Neue Freie Presse' hat, wie Sie mir mittheilen, in ihrem Bericht über den I. österreichischen Mediciner-Congreß (am 10. Juni) Herrn Hofrath Chrobak mit einer Aufsehen erregenden Rede an der Discussion theilnehmen lassen; thatsächlich war Schauta der Sprecher. Der ‚Neuen Freien Presse' ist der Irrthum nicht zu verargen, und es ist immer ehrenvoll für hervorragende Männer, wenn sie den Berichterstattern der Tagespresse unbekannt sind. Nur nicht sich enjournaillieren!

Märchenerzähler. Also — thu'n wir ihm einmal den Gefallen: »Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redacteur der ‚Fackel' in Wien, IV. Schwindgasse 3. Unter Berufung auf § 19 des Pressgesetzes fordere ich Sie auf, die in der Nummer 140 Ihres Blattes vom 10. Juni d. J. unter der Rubrik ‚Antworten des Herausgebers' mit der Spitzmarke ‚Märchenerzähler' veröffentlichte Notiz in der den gesetzlichen Vorschriften entsprechenden Art und Weise berichtigen zu wollen, wie folgt: Es ist unwahr, daß ich den Redacteur, welcher das Interview mit dem Grafen Lamsdorf hatte, nach Vorlage seiner Spesenrechnung in die zweite Classe verwiesen habe. Wahr ist vielmehr, daß ich mit dem betreffenden Redacteur betreffs seiner Spesenrechnung überhaupt in keiner Weise verkehrt habe. Wien, am 16. Juni 1903. Prof. Dr. J. Singer, als Herausgeber der ‚Zeit'.« — Das ist gewiss richtig. Herr Singer verkehrt mit seinen Redacteuren nie betreffs ihrer Spesenrechnungen. Ja, er ist für sie, wenn sie solche einreichen, überhaupt nicht zu sprechen und gibt — wie der Fall Aram bewiesen hat — am liebsten gleich den ganzen Verkehr mit ihnen auf. Und so habe ich denn dem Manne den Gefallen gethan, ihn endlich einmal wieder in der ‚Fackel' zu Worte kommen zu lassen. Ein Nimmersatt gerichtlicher Blamagen, hat er schon die längste Zeit kein Glück mit mir gehabt. Aber ich mach's wie Polykrates und opfere dies Stückchen Raum der Göttergunst. Mit Fug könnte ich, nach sechs Freisprüchen, übermüthig werden. Der Gerichtsbote bringt mir die Vorladung ins Haus, ich unterschreibe, da klingelt der Briefträger und bringt eine Berichtigung. So geht das seit Wochen. Eine Hetzjagd der Freisprüche, eine perverse Lust am Expensenzahlen. In Nr. 141 erwähnte ich den Durchfall des Herrn Singer beim Landesgericht. Am Tage, da jenes Heft gedruckt wurde, am 19. Juni, ließ er sich zur Abwechslung wieder beim Bezirksgericht abweisen, das neuerdings die »offensichtliche Absicht, zu chikanieren« betonte. Und am 24. Juni versuchte Herr Salten, eine Berichtigung des Tuchmacherstädtchens — eine an Haupt und Gliedern reformierte, die ich neuerlich abgelehnt hatte — beim Bezirksgericht durchzusetzen. Wieder abgeblitzt! . . . Es ist herzbrechend. Die Commanditisten sind wegen der unnützen Vergeudung des Actiencapitals für Processzwecke verstimmt. Sie sollen Herrn Singer nahegelegt haben, wenn er schon durchaus klagen müsse, die billigere Methode zu wählen: nach Ablehnung seiner Berichtigungen seitens der ‚Fackel' nicht beim, sondern immer nur über das Bezirksgericht zu klagen, das bezüglich der Anwendbarkeit des § 19 so ganz andere Ansichten hat als er und sein juristischer Berather.

Reisender. Herr Julius Löwy ward von Sr. Hoheit dem Großvezier empfangen. Daß ihn der Großvezier fragte, wann er abreise, wissen die Leser der ‚Fackel' bereits. Aber die türkische Hoheit hat Herrn Löwy auch einen Auftrag auf die Reise mitgegeben. Der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', stolz auf seine vornehmen Verbindungen, hatte dem Großvezier erzählt, er sei jüngst mit Herrn Schwimmer aus Temesvar, »dem bekannten Pferdehändler«, zusammengetroffen. Und Ferid Pascha — so versichert Herr Löwy — antwortete: »Ich höre, daß Herr Schwimmer an Rheuma leidet. Grüßen Sie mir ihn!« Natürlich ist das Geschichtchen wahr; aber natürlich wollte der türkische Diplomat bloß einen lästigen Besucher dorthin schicken, wo der Paprika wächst, nach Temesvar.

Prager. Sie theilen mir mit, daß Sie gelegentlich eines Besuches der Aussiger Ausstellung Gelegenheit hatten, Klagen über das Treiben der Wiener Revolverpresse zu hören, die ihre gewiegtesten Erpresser hinausgeschickt hat, um die Aussteller zu schröpfen. Mit dieser Horde habe natürlich der Vertreter der ‚Zeit' nichts zu schaffen, der in culturvoller Einsamkeit die Firmen bedrängt.

Vater. Das Schuljahr an der Wiener Handelsakademie geht zu Ende. Erziehungsresultat: Diesmal bloß zwei Todte. Sie waren Schüler der Vorbereitungsclasse, und Liebesgram als Selbstmordmotiv hätte allzu unwahrscheinlich geklungen. Also haben sie sich aus »Unvorsichtigkeit« erschossen. Im Munde der Schüler, die das Glück hatten, das Ende ihrer Studienzeit an der Wiener Handelsakademie zu erleben, und die jetzt von ihr scheiden, ist der Abschiedswunsch »vivant sequentes!« wahrhaftig keine Phrase.

Habitué. Allerlei Lehrreiches über die nächste Theatersaison ... In der ‚Zeit' finde ich das ganze Programm 1903/04. Da heißt es: »Theater in der Josephstadt .... Für die literarischen Abende sind in Aussicht genommen: ‚Schöne Seelen' von Felix Salten ...« Das ist recht interessant. Nicht bloß darum, weil die Direction des Josephstädter Theaters, die für die Sündhaftigkeit französischer Possen und ausverkaufter Häuser an einem Tag der Woche literarische Buße thut, zwischen Tschechow und Courteline Herrn Felix Salten in Aussicht genommen hat und weil »Schöne Seelen« ein misslungener Versuch ist, noch einmal im Chambre séparée die psychologischen Speisenreste eines Schnitzler'schen Abschiedssoupers zu servieren. Glaubt Herr Jarno wirklich, daß Herr Salten mit seinem Talent, längst entdeckte Armseligkeiten zu »beobachten«, mit seinem Nuancenstolz und mit seiner journalistischen Geschicklichkeit, die ihm den Ruhm der »guten Feder« eintrug, wo doch in Wahrheit — heiliger Herzl! — höchstens die gute Copiertinte zu loben wäre, »literarischer« ist als die Feydeau und Bisson, deren lustige Possen die Werkeltagsarbeit des Josephstädters sind? Aber die Direction scheint vor den Fähigkeiten des Theaterkritikers, dessen Stück sie zur Aufführung annimmt, größeren Respect zu haben als ich. Herr Salten ist Redacteur der ‚Zeit' und hat bei Antritt seines Amtes den bekannten »Revers« unterschreiben müssen, der es verbietet, ein

Stück an einer Wiener oder österreichischen Bühne »zur allerersten Aufführung« gelangen zu lassen und »auch nach erfolgter auswärtiger Aufführung« selbst oder durch andere einer Wiener Bühne anzubieten. »Schöne Seelen« ist allerdings schon in Berlin gegeben worden, und daß Herr Jarno von selbst darnach gegriffen hat, ist wirklich rührend ... Erfreulicher klingt die Nachricht, daß Rudolf Lothar unter die Librettisten gegangen — nein, gelaufen ist. Wie wir aus dem Programm des Theaters an der Wien ersehen, ist er mit zwei Operetten niedergekommen, die beide in der nächsten Saison herauskommen sollen. Wo der Mann nur die Zeit hernimmt?! Wo er die Einfälle hernimmt, werden wir früher wissen.

Goethe- und Bahrverehrer. Das Feuilleton vom 13. Juni »Erdulin« war ganz in Olympierstimmung getaucht. Zuerst wird ein Brief Goethe's »an die Stein« citiert, und dann heißt es, daß Herr Bahr das Bedürfnis gefühlt habe, in der Sonne zu liegen und das Gras zu riechen, zu schreien, »wie ein wilder Vogel schreit«. Und »das Licht scheint zu verglimmen, rings flimmert's blau, das Auge wird schwer« ... »So bin ich jetzt acht Tage in Edlach gewesen, in der vortrefflichen Anstalt des Herrn Dr. Konried, das unstete Herz und die Gier verstörter Nerven zu lindern.« Folgt eine Beschreibung der schönen Lage der Anstalt ... Man sieht also, Herr Bahr war einmal ganz »Erdulin« und nicht etwa, wie man auf den ersten Blick vermuthen möchte, ganz Inseratenagent. Denn die Anstalt des Herrn Dr. Konried wird im ‚Neuen Wiener Tagblatt' gelobt, weil ihr Besitzer Bruder des Localredacteurs ist. Schlichte Reclamen im Tagesbericht ziehen nicht mehr, und so müssen denn Goethe und die Stein helfen. Erdulin! Herr Bahr betheuert zum Schlusse, er habe bloß »vergessen und langsam verlöschen und sich verlieren, eindämmern und so hinübergleiten« wollen. Ein abgeklärter Inseratenagent!

BÜCHEREINLAUF.

Weininger Dr. Otto, Geschlecht und Charakter. Eine principielle Untersuchung. Wien und Leipzig 1903. Wilhelm Braumüller.

Ulreich Alois, Herr Lehrer! Socialer Roman aus der Gegenwart. Wien 1903. Verlag der »Sammlung moderner Kampfschriften«.

Macasy Gustav, Die Chronik von Dirnau. Geschichte eines Dorfes. Wien 1903. C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner, Verlag).

MITTHEILUNG DES VERLAGES.

Von dem auf der zweiten Umschlagseite ausgesprochenen Vorbehalt der gelegentlichen Unterbrechung macht der Herausgeber für einige Wochen, die er auf ärztlichen Rath gesundheitlicher Erholung widmen soll, Gebrauch. Auf das Abonnement, das sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Zahl von Nummern erstreckt, hat die Unterbrechung keinen Einfluss. Die Verschleißer und Sortimenter werden von dem Zeitpunkt des Wiedererscheinens rechtzeitig verständigt werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 141, Mitte Juni): Oesterreichs Sympathien. — Ein Raubmord? — Die ‚Neue Freie Presse' und die Ereignisse. — Der Bürgermeister über den Bergsport. — Der Fall Vernaleken. — Richter und Orden. — Zur Affaire Bachrach. — Eine Zuschrift Prof. Forel's. — Mahler und Hellmesberger. — Das Heine-Manuscript und Anderes. — Altneuland. — Liebe Fackel! (Reporter und Gendarmen). — Antworten des Herausgebers (Extraausgaben; Naturlaute; Ein bilderreiches Feuilleton; Herr Löwy beim Großvezier; Der Berichtigungskrieg; Die ‚Zeit' als Schlafmittel; Gerichtsdeutsch; Seifensieder a. D.; Ein gutes Geschäft).

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Durch alle Buchhandlungen und den Verlag der ‚Fackel' zu beziehen:
In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS
Preis 80 h, portofrei 90 h.

In DRITTER AUFLAGE erschienen:

EINE KRONE FÜR ZION

SATIRISCHE STREITSCHRIFT
GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Demnächst erscheint **BAND XVI der ‚Fackel'**

(April—Juni 1903)
(Nr. 135 bis 142 sammt Index)

(franco K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Nr. 143 Erschienen am 6. Oktober 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18	»	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 7.—
» » » »	18	«	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	»	»	» 4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 8.60
» »	18	»	» . .	» 4.30
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 8.60
» » » »	18	»	» . .	» 4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 10.40
» » » » »	18	»	»	» 5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Die Fackel

Nr. 143 WIEN, 6. OKTOBER 1903 V. JAHR

Schimpfen.

Ein deutscher Sozialdemokrat sagte mir, er sei erstaunt gewesen, daß die ‚Fackel‘ zu dem Ergebnis der Reichstagswahlen, zu der bedeutungsvollen Machtvermehrung seiner Partei nicht »Stellung genommen« habe. Ich erklärte, die ‚Fackel‘ sei von jeher eine Lokalpatriotin der Korruption gewesen und habe es, wenn nicht ausgezeichnete Mitarbeiter ihre Hilfe boten, vermieden, vor fremden Schwellen zu kehren ... Und heute — nach den glorreichen Tagen von Dresden — könnte ich dem erstaunten Freunde noch eine andere Antwort geben. Wie kräftig hallt im Reich das Echo der Ereignisse? Wie nützen die Sieger ihren Sieg? Welche »Stellung« nehmen sie selbst zu Entwicklungen, die ihr Innerstes berühren? Dresden hat uns Horizonte eröffnet, die wahrlich kleiner sind als der einer Zeitschrift, die in der Beleidigung vaterländischer Spitzbuben und in der Verspottung landsmännischer Dummköpfe eine schöne Aufgabe erblickt. Drei Tage lang wurde von hoffnungslosen Parteiparalytikern über die Frage debattiert, ob ein deutscher Genosse für Harden's ‚Zukunft‘ schreiben dürfe. Das geistige Niveau, das zutagetrat, ist ein so erschreckend niedriges, daß besorgte Anhänger der sozialistischen Idee wirklich nur mehr von den künftigen Unbesonnenheiten Wilhelm's II. eine Förderung des Parteiansehens erhoffen können. Von dem ethischen Niveau will ich schweigen. Das Parteileben verdirbt Charakter und gute Manieren, und es ist nur natürlich,

daß die Klassenkämpfer und ihre ungenießbaren Genossinnen einer sittlichen Verwilderung anheimfallen mußten, die von Jahr zu Jahr, von Parteitag zu Parteitag offenkundiger wird. Umso sympathischer muß aber die Genügsamkeit dieser Revolutionäre berühren, die ihren Zukunftsstaat nur mehr als einen Staat definiert wissen wollen, in welchem die ‚Zukunft‘ verboten sein wird. Der Sklaveneifer, mit dem sie einer Beschränkung der eigenen Meinungsfreiheit zustimmten, enthebt diese kühnsten Geister deutscher Nation der Verantwortung für ihr moralisches Tun. Sonst hat man es an sittlich verwahrlosten Menschen, die einer bestimmten Interessenclique angehören, erlebt, daß sie ihrem Ärger über die Unangreifbarkeit der Isolierten in Ausdrücken Luft machen, die einer tiefen ethischen Entrüstung zu entstammen scheinen. So werde ich jahraus jahrein von Erpressern ein Schuft gescholten. Wenn deutsche Sozialdemokraten den Herausgeber der ‚Zukunft‘ ohne Anführung der bescheidensten Tatsache, die ihm zur Last gelegt werden könnte, drei Tage lang beschimpfen, so ist der Verdacht begründet, daß sie die Wege alles Interessenherdenviehs wandeln. Meinen sie's denn ernst, sie, die jede Regung der Unzufriedenheit über ein Wort des nächsten Parteigenossen in Ausdrücke sittlicher Verdammung kleiden? Auch meine Wenigkeit hat in Dresden ein paar Kotspritzer abbekommen. Aber ich bin, wenn Herr Heinrich Braun die Haltung der ‚Fackel‘ gegenüber der österreichischen Sozialdemokratie »niederträchtig« nennt, nicht beleidigt. Viel heftiger haben die Herren einander selbst beschimpft; und sind doch alle als unbemakelte Ehrenmänner von Dresden heimgekehrt. Der Unterschied zwischen meiner Moral und der Moral des Parteimannes, den der Genosse einen Lumpen hieß, ist nur in dem unverändert freundschaftlichen Verkehr zu erblicken, der den Parteimann mit seinem Beleidiger verbindet. Und der Vorwurf »nieder-

trächtiger« Handlungsweise ist doch wahrhaftig der gelindeste, den in Dresden ein Sozialdemokrat gegen den andern erhoben hat!

Man sollte sich endlich daran gewöhnen, nach Schimpfworten nicht die Ehre des Angegriffenen, sondern den Gemütszustand des Angreifers zu beurteilen. Ich bin ja nur deshalb ein Lump, weil der andere sich ärgert. Und der andere ärgert sich, weil ich kein Lump bin. Das ist das Um und Auf des »Wahrheitsbeweises«, den die meisten der hierzulande gebrauchten Schmähungen vertragen. In ärgerlicher Stimmung ruft ein Wagenlenker den andern, der nicht ausweichen wollte, einen »Räuber«. Den Wahrheitsbeweis für diese Bezeichnung wird ein Richter, der nicht eine ausgesprochene Begabung für Mark Twain-Humor besitzt, dem wegen Beleidigung Angeklagten nicht auftragen. Ich bin so kühn zu behaupten, daß die Insulten, die mir seit viereinhalb Jahren von mosaischen und antisemitischen Federn, auf beschnittenem oder unbeschnittenem Papier geboten werden, nicht meine Ehrenhaftigkeit, sondern höchstens den öffentlichen Anstand verletzt haben, und die stolze Unempfindlichkeit des Ecksteins, den passierende Köter beschmutzen, mag etwa die Grundstimmung bezeichnen, in die ich mich gewöhnte. Wenn's den Herrschaften Bedürfnis ist? Mir ist es keines, die Justiz mit Klagen zu belästigen, die nicht den Vorwurf einer unehrenhaften Handlung, sondern ein leeres Schimpfwort betreffen, durch das ein beliebiger Streber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich und den Seinen Erleichterung schaffen wollte. Ja, ich kann, wenn man mir die Anzahl grausam zerstörter Renommeen, die ich auf dem Gewissen habe, vorrechnet, beruhigt auf die Carrièren hinweisen, die ich großmütigen Sinnes aufbauen half. Noch sind die Lorbeeren nicht verwelkt, die sich bis dahin unbeachtete Anfänger errangen, da sie zu einer Attaque auf die ‚Fackel‘ ausholen durften, und einem

Überfall auf meine leibliche Person haben drei Herren, deren jeder bis dahin sich mit dem Titel eines Zeitgenossen oder Kaffeehausgastes bescheiden mußte, es zu danken, daß die maßgebenden Kreise auf sie aufmerksam wurden. Hat einer glücklich meinen Aufenthalt ausgespäht und die suchenden Kumpane auf gute Spur geleitet, so erhält er — seltsame Causalität! — ein Musikreferat und wird nach Bayreuth entsendet, um für ein gelesenes Blatt gutbezahlte Feuilletons zu schreiben; wer selbst Hand angelegt, kann ein Verlagsgeschäft etablieren, das unter dem Notizensegen protegierender Preßhäuptlinge ein Weilchen gedeiht; wer zugeschaut — müssig zwar, aber doch mit sachlichem Interesse —, findet, seiner unproduktiven Anlage gemäß, als Dramaturg sein Fortkommen... Und mit welcher Gloriole des Überwinders schreitet noch heute jener Theaterreporter einher, der vor Jahresfrist so viel schöne Kraft an den Ehrgeiz verschwendete, von mir wegen Beleidigung geklagt zu werden! Ich setzte damals meiner Bereitwilligkeit, junge Talente zu fördern, eine vernünftige Grenze. Den Opfermut, die Reklame eines vierzehntägigen Prozesses, in dem hundert allgemeine Schmähungen »bewiesen« werden müssen, einem Undankbaren zu verschaffen, konnte mir niemand zumuten, und ich durfte mich mit der Versicherung begnügen, daß mein Ehrgefühl nur auf den konkreten Vorwurf einer schmutzigen Handlung reagiert, während es auf den im § 491 gewährleisteten Schutz freiwillig verzichtet. Können journalistische Neulinge, die sich mit einer Tat einführen wollen, mehr verlangen als meine ausdrückliche Erklärung, daß man mich — in Druckschriften — »ohne Anführung bestimmter Tatsachen« schmähen und beschimpfen darf? Versteht sich, in Österreich, wo Leser und Freunde mein Wirken beurteilen können und am sichtbaren Werk den Vorwurf »verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen« zu prüfen in der Lage sind, in Österreich,

wo die Complicität und Unberechenbarkeit der Geschwornenjustiz die Position des Klägers gefahrvoller gestaltet als die des Geklagten, und wo dem durch die Presse Beleidigten nur im allerdringendsten Falle — des sonst glaublichen Anwurfs bestimmter Tatsachen — der Weg in den Gerichtssaal zu empfehlen ist. Nicht in Deutschland. Und ich schiele bei Pressbeleidigungen gern über die Grenze. Das simple Verfahren vor einem Schöffengericht schien mir zu verlockend, um Herrn Leo Leipziger, den schon vor dem Pommernbankprozess bestens bekannten Herausgeber des Berliner ‚Kleinen Journal' — und Verüber des am Wiener Volkstheater durchgefallenen Stückes »So leben wir« —, laufen zu lassen. Er hatte mich ein »Lümpchen« genannt, also nur ein Teilchen dessen, was mich in meinem Vaterlande Montagscatone und Sonntagshumoristen, Coulissenschnüffler und kolorierte Erpresser täglich und wöchentlich heißen. Aber in Berlin, wo ich nicht zu meinem Publikum spreche, muß ich mir, wenn anders ein paar Leute, die meinen Namen kennen und ihn in so auffallender Verbindung lasen, nicht stutzig werden sollen, den Luxus einer Privatehre leisten, der dort nicht so teuer ist wie in Wien, wo ich, verantwortlicher Redakteur eines ziemlich aggressiven Blattes, Nervenkraft, Zeit und Geld für das Geklagtwerden sparen muß. Und diesmal verband ich dem Prozeßzweck noch eine teuflische Nebenabsicht. Ich hoffte, daß der Bedränger der Berliner Theaterwelt bei den Wiener Konsorten »Material« gegen mich sammeln werde, und wußte, daß er zumal jenem jungen Kämpfer befreundet sei, dessen Dossier brach lag, weil ich das heißeste Werben um ein Rendezvous im Gerichtssaal mit spröder Zurückhaltung beantwortet hatte. Nun konnte er einen Freund retten, einen Feind vernichten. Auf dem Berliner Boden durften wir uns treffen, zwar nicht Kläger und Geklagter, wohl aber Kläger und Zeuge, der unter Eid

all die gravamina hervorholen kann, die mein Schuldkonto belasten und die er doch in Wien mit geringerem Anspruch auf Glaubwürdigkeit vorgebracht hätte. Ich schaffte die schönste Gelegenheit. Und was geschah? Herr Leipziger und sein verantwortlicher Redakteur, der gleichfalls geklagt war, überreichten pünktlich dem Gerichtshof die drei Schimpfartikel des verbündeten Tratschblattes, in welchen mir viel ärgere Worte an den Kopf geworfen würden, als das von ihnen gebrauchte, und auf die ich trotzdem mit keiner Klage reagiert hätte. Dies allein und die Charakterisierung, die mir in jenen Artikeln zuteil werde, seien der Wahrheitsbeweis für die inkriminierte Bezeichnung. Der Gerichtshof lehnte dankend ab und befragte die Angeklagten, ob sie in der Lage seien, auch nur eine einzige entehrende Handlung des Klägers zu nennen, die das im ‚Kleinen Journal' gebrauchte Schimpfwort rechtfertigen und deren Anführung nach deutschem Gesetz zwar nicht exkulpierend, doch strafmildernd wirken würde. Die Angeklagten baten um Vertagung; sie müßten ihre Beweise erst sammeln und bei dem Verfasser jener drei Artikel, dem Materialbewahrer, anfragen. Mein Vertreter ist mit der Vertagung einverstanden. Zwei Monate sind eine lange Frist. Da läßt sich leicht aufstöbern, was einer in vierundeinhalb Jahren verbrochen hat; leichter, wenn man hundert journalistische Freunde in Wien hat, die heißhungerig die Gelegenheit wahrnähmen, zur endlichen Entlarvung des Herausgebers der ‚Fackel' ihr Scherflein beizutragen, auch wenn es nicht die Rettung zweier Berliner Cliquengenossen gälte. Wer weiß etwas? Ist der Cato bestechlich? Hat er gedrucktes Lob für Geld oder Frauengunst verkauft? Unsachlichem Privatinteresse eine Meinung geopfert? Schmeichelt er, um einen Vorteil zu erhaschen, und schmäht er, wer ihm nicht zu Willen war? Hat er mindestens geschäftliche Rücksicht geübt, wenn sein Publikum eine unbequeme Wahrheit (Lieb-

knecht über die »Affaire« u. s. w.) nicht zu Ende hören wollte? Wer weiß etwas? . . . Nicht einmal der junge Freund und Vernichter? Nun ja, der Herausgeber der ‚Fackel‘ hat nicht immer die Anschauungen betätigt, von deren stolzer Höhe er heute die arme Journaille richtet. Auch er hat nämlich einst auf Freisitzen im Theater gesessen. Aber hat er nicht damals noch Ärgeres getan? Für die korruptesten Blätter geschrieben und an die Reinheit der ‚Neuen Freien Presse‘ geglaubt! Und ist nicht die beichtende Erinnerung jener Tage, da er noch im Flügelkleide liberaler Schuld wandelte, freimütig in den ersten Heften seiner Zeitschrift niedergelegt? Ja, wenn die ‚Fackel‘ schon vor dem Erscheinen der ‚Fackel‘ erschienen wäre! Die hätte den Ahnungslosen aufgeklärt und jede weitere Verfehlung zur Sünde gemacht. Seine Gegner, erwachsene Leute, haben's besser: sie lesen die ‚Fackel‘ und — straucheln doch . . . Aber Herr Leipziger kehrt unverrichteter Dinge heim. Er hat einen Freund, und der läßt ihn im Stich. Ich bin ein Lümpchen, und man kann's nicht beweisen. Und so wird denn der große Vernichtungsprozess, der in Wien begann, in Berlin zu Ende geführt. Der Richter, der die Verhandlung wieder aufnimmt, fragt, ob die Geklagten den Wahrheitsbeweis durchführen wollen. Sie legen — die drei Artikel vor. Sonst nichts? Der Richter bemüht sich und fragt unter Hinweis auf die vor ihm liegenden Hefte der ‚Fackel‘, deren Herausgeber sich offensichtlich als Antikorruptionisten aufspiele, die Angeklagten, ob ihnen vielleicht ein Korruptionsfaktum (Bestechung oder dgl.) bekannt geworden sei, das sie dem Kläger zur Last legen könnten. Verneinendes Schweigen. Aber — wir führen Leumundszeugen, die aussagen werden, daß der Kläger die ihm applizierte Bezeichnung verdient: den Grafen Kielmansegg, Moriz Frisch und Hermann Bahr . . . Für den Humor dieser Zusammenstellung konnten die Berliner Schöffen wohl nicht das richtige Verständnis

haben. Aber mein Vertreter meinte, die Vernehmung der drei genannten Zeugen sei überflüssig, da sie nichts anderes auszusagen hätten, als daß sie den Herausgeber der ‚Fackel‘ nicht schmecken können. Die Liste so gewichtiger Leumundszeugen könne er beträchtlich vergrößern, und das sittliche Verdammungsurteil, das der einstimmige Chorus aller durch die ‚Fackel‘ lädierten Persönlichkeiten über deren Herausgeber fällte, wäre ein vernichtendes. Sollte aber das Gericht wirklich statt Tatsachen die Gefühle Befangener für beweiskräftig erachten, so werde er dem Ressentiment eines gefrozzelten Statthalters, eines gegen den abtrünnigen Kunden wütenden Druckers und eines publizistisch und im Gerichtssaal arg gezausten Journalisten die Sympathie eines Dutzends hochgestellter und angesehener, integrer und unbefangener Persönlichkeiten gegenüberstellen. Der Gerichtshof beschließt: Von der von den Angeklagten beantragten Beweisaufnahme wird Abstand genommen, »da es selbstverständlich ist, daß ein im öffentlichen Kampfe stehender Schriftsteller wie der Herausgeber der ‚Fackel‘ Freunde und Feinde hat« ... Die beiden Angeklagten wurden zu Geldstrafen, zur Publikation des Urteils im ‚Kleinen Journal‘ und zur Tragung der Kosten verurteilt. Vor der Berufsverhandlung erklärten sie sich, um der Strafe zu entgehen, bereit, eine öffentliche Abbitte zu leisten. Und so erschien denn am 10. Juni 1903 im ‚Kleinen Journal‘ die folgende Notiz:

Wir, die Unterzeichneten, nehmen die in Nr. 334 des ‚Kleinen Journals‘ vom 13. Dezember 1902 gegen den Schriftsteller Karl Kraus in Wien ausgesprochenen Beleidigungen mit dem Ausdrucke des Bedauerns zurück.

Dr. Pohl. Dr. Leipziger.

So leben wir ... Und so geht's, wenn Schimpfen bloß einen Haß, nicht eine Überzeugung verrät. Ich hätte, da ich andere siegreiche Prozesse totschwieg, den Fall nicht erzählt, wenn er nicht das groteske Resultat eines Wiener Feldzugs bedeutete.

Muß ich von eigenen Angelegenheiten sprechen, so sind es immer solche, in deren Mittelpunkt ich nur wie durch einen Zufall gerückt bin; ich würde sie mit derselben Gründlichkeit bei anderen erörtern, aber ich habe leider einmal das Glück, daß ich die Gemeinheiten, deren Enthüllung dieses Blatt dient, gleichsam ins Haus geliefert bekomme, Versuchsobjekt und Versuchender in einer Person. Ist es übrigens Anmaßung, ein Heim zu fegen, in das man nach langem Fernsein wieder Gäste ladet? So nehme ich den Staub auf eine Schaufel, der aus der Dresdener und der — Leipziger-Richtung kam. Die geringste Strafe, die die Männer der Dreimillionenpartei verdient haben, ist die schlechte Gesellschaft, in die sie hier gebracht werden. Auch sie unterschieden nicht zwischen »bürgerlichen Journalisten«, Prostituierten der Feder — tausendmal verwerflicher als die Prostituierten des Leibes — und freien Schriftstellern, welche die Wollust des Überzeugungsaktes nie verkauft haben. Es war ja vorauszusehen, daß in der weltbewegenden Debatte, ob Sozialdemokraten an »bürgerlichen« Blättern mitarbeiten dürfen, auch des seligen Liebknecht Beziehungen zur ‚Fackel‘ würden herhalten müssen. So wahr aber die ‚Fackel‘ kein »bürgerliches« Blatt ist, so unwahr ist die Behauptung des Genossen Braun, daß sie »niederträchtig gegen die österreichischen Sozialdemokraten« vorgegangen sei. »Im Übrigen, mag Heinrich Braun in Zukunft abermals Anwürfe gegen mich persönlich erheben, welche er will — von einem Heinrich Braun verdächtigt zu werden, halte ich für beneidenswert.« Also sprach — Genosse Arthur Stadthagen im sozialdemokratischen ‚Vorwärts‘ am 29. September. Die Herren erklären einander für ehrlos: soll ein außerhalb ihrer Partei Stehender sich gegen ihre »Anwürfe« verteidigen müssen? So albern, aus der Bemerkung des Herrn Braun Kapital gegen die ‚Fackel‘ zu schlagen, kann wirklich nur die ‚Zeit‘ sein. Sie brauchte bloß »Fackel« und

»niederträchtig« zu hören und log bereits, der Dresdener Redner habe die ‚Fackel‘ »eines der niederträchtigsten Blätter Wiens« genannt. Ich zwang sie, am 20. September zu berichtigen, daß Herr Braun diese Bezeichnung nicht gebraucht, sondern lediglich die Haltung der ‚Fackel‘ gegenüber der österreichischen Sozialdemokratie angegriffen hat. Was antwortet sie?

»Wir bringen diese Berichtigung gern, weil sie un. wieder einmal Gelegenheit gibt, die bekannte Wahrheitsliebe des Herausgebers der ‚Fackel‘ in die richtige Beleuchtung zu setzen. Man vergleiche mit obiger Berichtigung einfach die betreffende Stelle aus der Rede Braun's, welche wir im nachstehenden wörtlich nach dem Berliner ‚Vorwärts‘ zitieren.«

Folgt ein Zitat, das faktisch meine Wahrheitsliebe beleuchtet, die Berechtigung meiner Berichtigung erhärtet und besser als diese selbst die ‚Zeit‘ Lügen straft: Herr Braun nennt die ‚Fackel‘ eines der niederträchtigsten Blätter »in Angriffen auf unsere Partei«. Daß es etwas anderes ist, »eines der niederträchtigsten Blätter Wiens« geschimpft zu werden, capiert das dümmste Blatt Wiens nun einmal nicht. Aber gegen das Missverständnis des Herrn Braun selbst und gegen andere die ‚Fackel‘ berührende Irrtümer, die auf dem Parteitag zwischen die Anpöbelungen der ‚Zukunft‘ eingestreut wurden, habe ich in einer Zuschrift an das Präsidium protestiert. Der Schwager des Genossen Braun, Herr Dr. Victor Adler, hatte die folgende Erklärung abgegeben, die ich hier im Wortlaut wiederhole, weil keines unserer liberalen Ehrenblätter sie auch nur erwähnt hat:

»Ich bedaure es außerordentlich, in dieser Diskussion das Wort nehmen zu müssen. Da aber Braun mich aufgerufen hat, so muß ich sprechen, zumal da es sich um eine Sache handelt, die in Österreich passiert ist. Liebknecht hat wirklich in der ‚Fackel‘ eine Reihe Artikel veröffentlicht, die uns unangenehm waren. Es handelte sich nicht allein um den Dreyfus-Prozess, sondern es war auch ein Artikel über die Obstruktion dabei. Aber ich bin es Liebknecht schuldig, die Kraft des gegen ihn erhobenen Vorwurfes abzuschwächen. Eine so schwere Schädigung, wie Braun sie von diesen Artikeln für die österreichische Partei behauptet hat, war es nicht. Die ‚Fackel‘ ist einfach eines jener Blätter wie die

‚Zukunft', die auf Originalitätshascherei und Sensation basieren und die unter dem Vorgeben, sozialistische Überzeugungen in bürgerlichen Kreisen verbreiten zu wollen, tatsächlich ihre Ware unter sozialistischer Marke in Arbeiterkreise und uns nahestehende Kreise zu bringen hoffen. Es haben für die ‚Fackel' — wir konnten es nicht hindern, es werden uns aber die Vorgänge in Deutschland zur Warnung dienen — österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten. Ich erlaube mir hinzuzufügen: Wenn selbst ein Mann wie Liebknecht einen Fehler begehen konnte, so ist es wohl nicht notwendig, auf den Schluß hinzuweisen, der sich für mich und für Österreich daraus ergibt. Wenn selbst Liebknecht fehlen konnte, so scheint das für uns kein Argument dafür zu sein, daß eine Regel nicht aufzustellen sei. (Sehr richtig!)«

Nicht so ganz richtig! Mein Schreiben an den Parteitag hatte den folgenden Wortlaut:

z. Zt. Ischl, 18. September 1903.

An das löbliche Präsidium des Parteitages der deutschen Sozialdemokratie in Dresden!

Nach dem Bericht der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 16. September 1903 hat Herr Dr. Victor Adler zur Entschuldigung Wilhelm Liebknecht's für seine Mitarbeit an der ‚Fackel' gesagt: »Es haben für die ‚Fackel' österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten.« Diese Entschuldigung Wilhelm Liebknechts ist unzutreffend; ich kann beweisen, daß sie die Tatsachen verkehrt. Vor Liebknecht hat nicht ein einziger österreichischer Sozialdemokrat mit seinem vollen Namen für die ‚Fackel' geschrieben, vielmehr ist der einzige Aufsatz, den ein österreichischer Sozialdemokrat mit seinem Namen für die ‚Fackel' schrieb, der des Herrn Dr. Ellenbogen über die Südbahn, lange nach Publikation der Dreyfus-Aufsätze Liebknecht's erschienen. Daß Liebknecht meinen konnte, die österreichischen Sozialdemokraten hätten gegen die ‚Fackel' keinen Anstand, ist somit unrichtig. Richtig ist vielmehr, daß Liebknecht das Gegentheil gewußt und trotzdem die ‚Fackel' durch seine Mitarbeit geehrt hat. Ich kann aus vielen seiner Briefe nachweisen, daß Liebknecht, der ein ständiger Leser der ‚Fackel' war, mit der Tendenz der ‚Fackel' auch dort übereinstimmte, wo sie den in der österreichischen Parteipresse vertretenen Meinungen zuwiderlief. Somit ist auch die Bemerkung Karl Kautsky's hinfällig, Liebknecht hätte für die ‚Fackel' nicht geschrieben, wenn er sie gekannt hätte. Aber mit aller Entschiedenheit muß ich mich gegen die

Auffassung Dr. Heinrich Braun's wenden, dem es beliebt hat, die Haltung der ,Fackel' »gegenüber der Sozialdemokratie« als eine niederträchtige und gehässige zu bezeichnen. Liebknecht, der die ,Fackel' viel besser als Herr Dr. Braun gekannt hat, wußte nur zu gut, daß die Kritik, die die ,Fackel' hin und wieder an dem Annoncenteil der ,Arbeiter-Zeitung' geübt, den Grundsätzen der Sozialdemokratie verwandter war als die Gewohnheiten, die sie gegeißelt hat.

In vorzüglicher Hochachtung
Karl Kraus,
Herausgeber der ,Fackel'.

Dieses Schreiben wurde, wie ich aus dem ,Vorwärts' vom 22. September ersehe, vom Präsidenten Singer verlesen; die ,Arbeiter-Zeitung' nahm keine Notiz davon. Aus der Fülle von Liebknecht-Briefen, die in meinem Besitz sind, hole ich, ohne lang zu suchen, drei hervor, die vielleicht nicht einmal die bezeichnendsten sind, doch zur Genüge beweisen, daß Liebknecht, da er für die ,Fackel' schrieb und gern schrieb, über die Gegensätze zwischen meinem Blatt und der österreichischen Sozialdemokratie genau unterrichtet war. Nach dem Erscheinen der Nr. 40 der ,Fackel', in deren einleitendem Aufsatz ich die ,Arbeiter-Zeitung' eine »Rächerin des beleidigten Wiener Schmocktums« nannte und der österreichischen Sozialdemokratie nachsagte, sie habe »sich in letzter Zeit an die Seite der für Freiheit kämpfenden Jobber gestellt«, schreibt mir Liebknecht:

Lieber College!

Sie erhalten den Artikel. Ich kann dazu einen Artikel verwenden, den ich für den ,Vorwärts' schrieb, und der schon im Satz war, aber aus pressgesetzlichen Bedenken zurückgezogen werden mußte. — Ihre Nummer mit dem Artikel gegen die ,Arbeiter-Zeitung' habe ich erhalten. Die betreffende Notiz hatte ich nicht gelesen; ich werde mir aber den Spass machen, ihnen das gigantische Pariser Fiasco vor die Nase zu halten. Gruß

18. 5. 1900. W. Liebknecht.

Und Liebknecht sandte den Beitrag, einen Artikel über die Lex Heinze-Obstruktion (»Das Ende einer Komödie«, ,Fackel' Nr. 42). Zugleich den folgenden Brief:

Lieber College!

Da haben Sie das im Wahlkampf hastig Vollendete. Lesen Sie es nur ordentlich durch, und corrigieren Sie nach Belieben, da ich nicht Zeit habe, durchzulesen. — Die ‚Arbeiter-Zeitung' habe ich nicht genannt. Es ist gegen die Parteisitte, eine Polemik mit Parteiblättern in anderen als Parteiblättern zu führen. Und ich selbst habe diese Sitte, glaube ich, auf dem Gewissen. Morgen bin ich in Berlin, wohin eventuell Correctur zu senden. Wo nicht, vertraue ich mich Ihnen an. — In der Ziethensache erhalten Sie gelegentlich einen großen Artikel. Mit herzlichem Gruß Ihr W. L. In Eile! 27. 5. 1900.

Bald darauf ein Brief, der von jenem »gigantischen Pariser Fiasco«, um das sich die ‚Arbeiter-Zeitung' drückte, handelt:

Mein lieber College!

Sie haben mir den Empfang meines aus Nürnberg gesandten Artikels noch nicht angezeigt. Zum Glück war er eingeschrieben. Ich denke aber. er ist angekommen. Es war sehr gemischte Arbeit, wie es bei fahrendem Leben nicht anders möglich. Ich möchte ihn aber vor Augen haben, weil ich Verschiedenes daran anknüpfen will. Namentlich Dreyfuslerisches. Die Affaire-Leute haben so gründlich abgewirtschaftet, daß der letzte Zola'sche Bandwurm glatt auf die Erde gefallen ist .... Die Ziethensache reift jetzt für die öffentliche Agitation, die bisher gefährlich gewesen wäre. Weist jetzt aber auch das obere Gericht unseren Antrag ab, dann fallen alle Bedenken, und die Welt soll sehen, was eine »Affaire« ist! Mit herzlichem Gruß, auch von meiner Frau, der Ihre

2. 6. 1900. W. Liebknecht.

Am 17. Juni sendet er abermals einen Artikel, der in Nr. 44 abgedruckt ist (»Zweierlei Nachträgliches«). Ein paar Wochen später stirbt Liebknecht; die Ziethen-Aktion (siehe Nr. 49) bleibt ein Plan ... Hat der Alte die ‚Fackel' wirklich »nicht gekannt«? Einmal schreibt er:

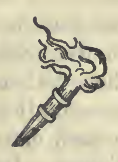
Mein lieber Herr College!

Sie haben lange nicht von mir gehört. Ich war nicht recht wohl und hatte dabei immerfort in der parlamentarischen und journalistischen Tretmühle zu arbeiten .... So kam ich bis jetzt nicht zum Schreiben, habe aber stets Ihr Blatt mit Vergnügen gelesen... (Folgt der Vorschlag eines Artikels für die ‚Fackel' über den »Fall Arons«).

Ich könnte noch viele Briefe zitieren, aber ich fürchte, die Meinung Victor Adler's, die ‚Fackel' sei

»einfach eines jener Blätter, die auf Originalitätshascherei und Sensation basieren«, zu bekräftigen. Ich bedaure diese Meinung und wäre Herrn Dr. Adler zu Dank verpflichtet, wenn er mir die Fälle aufzählte, in denen die ‚Fackel‘ die spekulative Lüge einer kostspieligen Wahrheit vorgezogen hat. Oder drückt auch sein Angriff bloß einen Ärger aus? Immerhin, in tausend deutschen Zeitungen war die Niederträchtigkeit der ‚Fackel‘, ihre Sensationssucht verewigt, und mich zu verteidigen ist hier dringender geboten als gegenüber den Ausbrüchen einer inferioren Wiener Journalistik, aus deren Gallensteinen ich mir ein Denkmal errichte. Darum sage ich, daß nach Liebknecht noch ernste und makellose Leute leben, die freundlicher als Herr Dr. Adler über mein Wirken urteilen und deren Ansicht die Vorstellung zu mildern vermag, die deutsche Zeitungsleser von der ‚Fackel‘ gewonnen haben müssen. Houston Stewart Chamberlain schreibt mir neulich, da ich ihm die arge Unlust, die Riesenlast meiner Arbeit und Verantwortung wieder aufzunehmen, bekenne: »...Ihr Unternehmen ist nach meiner Meinung ein unentbehrliches; wenn Sie es entmuthigt aufgäben, würden die Menschen schon merken, daß in Wien etwas fehlt; das Niveau würde noch tiefer sinken, wie beim Bersten eines Deichs« ... Ich geb's nicht auf! Trotz den Dresdener Schimpfern, die jetzt in ihrem Berliner Zentralorgan Schmutz auf Schmutz häufen, unter den Augen einer frohlockenden Bourgeoisie das Parteiideal zum kleinlichsten Zank erniedrigen und sich geberden, als ob »Klassenkampf« immer nur die zarte Umschreibung für eine Schulbubenrauferei bedeutet hätte. Ich geb's nicht auf trotz der »bürgerlichen« Wiener Journaille, die die Dresdener Verdammung der ‚Fackel‘ still oder hörbar bejubelt hat. Drei Monate Erholung, die ich ihr gegönnt, sind gerade genug. Hoffentlich auch für meine Nerven, deren Weigerung die Arbeitspause verschuldet hat. Ich habe viel ver-

säumt. Aber dem Gebot des Arztes, das mich vom Schreibtisch wies, mußte ich mich fügen. Er hatte mir Enthaltung von geistiger Anstrengung und absolute Langeweile verordnet. So abonnierte ich denn die ‚Zeit' und zog mich aufs Land zurück...



Exercitus Hungaricus.

Es gibt nur ein' Kaiserstaat! Ja, jetzt endlich »ham mir's den Ungarn zagt«! Die österreichische Gemütlichkeit ist seit Chlopy schier wild geworden. Verflixte Magyarember! Wir werden Euch schon heimgeigen! Nach der Melodie der Heilsbotschaft, die da Armeebefehl heißt. Gemeinsam und einheitlich bleiben wir, ob Ihr wollt oder nicht, »eins durch Brüderbande«, und wenn wir Euch die Brüderlichkeit mit den Kolben der Mannlichergewehre in die Schädel bläuen müßten... Stat pro ratione voluntas. Und der Wille, vor dem im Taumel der Begeisterung für das »Reich«, das uns doch bleiben muß, alle österreichische politische Logik schweigt, ist natürlich der Wille des obersten Kriegsherrn. Der Kaiser-König hat gesprochen, — nicht der »Kaiser und König«, der nach einer mystischen Staatsdogmatik die Dreiheit der Wesen in der Einheit der Person ist, sondern der Monarchos, der eins und einig ist und bleibt, wie er's vor 1867 gewesen und als ob fünfunddreißig Jahre der Entwicklung seiner Völker spurlos am Herrscher hätten vorübergehen können; da ward der alte Glaube an »Österreich« — das uns noch immer das ganze Habsburgerreich bedeuten soll und dessen Namen Schmerling's Genossen und Nachkommen nicht für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder mißbrauchen lassen wollten — wieder jung, und aus dem

Munde des Ministerpräsidenten, im Abgeordnetenhause wie im Herrenhause vernahmen wir, durch das Nein und Niemals, das der Monarch den Ungarn zugerufen, sei die Monarchie gerettet und uns bleibe nichts zu tun, als uns einmütig um den Thron zu scharen, zur Verteidigung der »Kronrechte.«

Die Freude darüber, daß der Armeebefehl von Chlopy wenigstens in Österreich den Erfolg gehabt hat, den man in Ungarn hatte erreichen wollen, die Befriedigung über Herrn v. Koerbers staatsmännliches Tun und Reden, — möge künftig ein Historiker, ohne Scheu vor dem Odium des Satirikers, sie schildern. Da es aber heute — weil nicht nur Kossuth und Barabas, sondern auch die Grafen Julius Andrassy und Stefan Tisza den Inhalt von Armeebefehl und königlichem Handschreiben für inkonstitutionell erklären — ausgemacht ist, daß die Ungarn nicht »Vernunft annehmen« wollen, wäre es nicht rathsam, daß wir in Österreich unsere politische Vernunft gebrauchten und einmal prüften, wie es sich mit den berühmten Kronrechten verhält? Staatsrechtliche Mystiker glauben auch noch in unseren Tagen an Rechte der alten Kaiserkrone Franz I. von Österreich. Aber die Realisten des Staatsrechts kennen seit 1867 bloß Kronrechte, die in Klein-Österreich (Cisleithanien) gelten, und Rechte des Trägers der Stefanskrone. Daß jene nur in Übereinstimmung mit dem österreichischen, diese nur in Übereinstimmung mit dem ungarischen Parlament ausgeübt werden können, ist in der Theorie unbestritten, und wenn in Österreich das Recht der Krone, die Minister zu ernennen, dadurch erweitert ward, daß Ministerpräsidenten ohne parlamentarische Majorität ernannt wurden, so hat der ungarische Reichstag den Versuch einer Erweiterung der Kronrechte, der durch die Ernennung des Grafen Khuen-Hedervary gemacht wurde, erfolgreich zurückgewiesen. Und diesem Reichstag mutet man zu, er werde jemals einräumen, daß die Kronrechte über die Armee anderer Art seien als das Recht der Ministerernennung, obgleich doch im § 11 des Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 ausdrücklich gesagt wird,

daß dem König bezüglich des »ungarischen Heeres«, als eines ergänzenden Teiles der gemeinsamen Armee, die Verfügung über alles, was die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation umfassen, »infolge der verfassungsmäßigen (d. h. der in Übereinstimmung mit der parlamentarischen Mehrheit auszuübenden) Herrscherrechte Sr. Majestät in Betreff des Kriegswesens« zusteht?

In einem Lande geschulten politischen Denkens, etwa in England, würde ein Konflikt zwischen Krone und Parlament, wie er jetzt in Ungarn entstanden ist, sich in aller Schärfe ausprägen, und die Bedingungen seiner Beilegung wären niemandem unklar. Aber die politische Unreife der Magyaren schafft ein Chaos, wo Klarheit Not täte; man obstruiert das Budget, verweigert die Steuern, hemmt sämtliche Funktionen des Staats, während die einfachste politische Logik sagt, daß man vollste Ordnung im staatlichen Leben erhalten, Budget, Ausgleich, Zolltarif, Handelsverträge und beliebig viel andere Gesetzesvorlagen im Reichstag erledigen und bei all dem unerschütterlich an der Alternative festhalten müßte: ohne Erfüllung der Armeeforderungen keine Rekrutenbewilligung!

Daß gegen eine solche, vom Geist der Verfassung erfüllte Politik des ungarischen Parlaments die Theorie von den Kronrechten, die der Armeebefehl von Chlopy verkündet, nichts auszurichten vermöchte, werden auch die unentwegtesten Kaiserstaatler diesseits der Leitha nicht leugnen. Und selbst wenn wir, allen Vertrauens voll, die Wahrung unserer eigenen Interessen an der Armee ausschließlich der Krone anheimstellen wollten, — beruhigt darüber, daß die Krone niemals Ungarns Wünsche erfüllen und daß niemals der Tag kommen werde, an dem die Botschaft von Chlopy, die Lehre von den absoluten Majestätsrechten, sich gegen den österreichischen Reichsrat kehren würde, der Einspruch tun wollte gegen Zugeständnisse des obersten Kriegsherrn an die Magyaren —: so müßten wir doch erkennen, daß dem Willen der Krone, das österreichische Interesse zu wahren, die reelle Macht fehlt und daß wir unsere Sache nur dann mit Erfolg

führen können, wenn wir — das österreichische Parlament und die österreichische Regierung — sie selbst in die Hand nehmen.

Denn so wenig der Kaiser von Österreich im Stande ist, den König von Ungarn in der Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte zu capacitieren, so viel Recht hat der österreichische Reichsrat gegenüber dem ungarischen Reichstag, wenn Armeefragen zwischen ihnen strittig sind. Nicht das sonnenklare formale Recht — nämlich Bedingungen der Rekrutenbewilligung aufzustellen, so gut wie der ungarische Reichstag nach § 12 des Gesetzartikels XII/1867 dazu befugt ist — entscheidet; denn das lückenhafte Staatsrecht des Dualismus hat zwar vorgeschrieben, daß die Gesetzgebungen Österreichs und Ungarns »zur Ausgleichung der etwa in ihren Anschauungen (über Fragen des Wehrsystems) auftauchenden Differenzen« mit einander durch Deputationen in Berührung treten sollen, aber die Zusammensetzung dieser Deputationen und der Vorgang ihrer Beratungen und Beschlüsse ward nicht geregelt, und es ist nicht abzusehen, wie wir jenes formale Recht gegenüber dem ungarischen Parlament geltend machen könnten. Über allen Fiktionen der Gesetze stehen aber die materiellen Rechte, die Österreich nicht nur an der gemeinsamen Armee, sondern auch am Exercitus Hungaricus, dem ungarischen Kontingent zur gemeinsamen Armee, besitzt. Das Wesen des Dualismus ist: Subventionierung Ungarns durch Österreich zum Zweck der gemeinsamen Verteidigung. Österreich leistet — weil der Perzentsatz seiner Quote an den Armeekosten höher ist als jener des österreichischen Rekrutenkontingents — Subventionen für den ungarischen Heerestheil, und der Verpflichtung zu diesen Leistungen entspricht das Recht des Zahlers, Kontrolle zu üben. Es tut nicht Not, daß dieses Recht in einem Gesetz geschrieben stehe. Macht ist natürliches Recht, und weil alle parlamentarische Macht aus der Geldbewilligung fließt, kann Ungarn dem österreichischen Reichsrat die Mitverfügung über das ungarische Heer

solang nicht entziehen, als der Reichsrat nicht selbst, die österreichischen Interessen an der Armee der Krone überantwortend, sich seiner Macht entäußert, auf die Gefahr hin, daß Gelder, die er als Subvention bewilligt hat, schließlich als Tribut — denn nur der Tributäre hat, wo er zahlt, nichts dreinzureden — von ihm gefordert werden könnten.

Die öffentliche Meinung Österreichs, unserer Macht nicht bewußt und ungewiß, wofür wir sie eigentlich einsetzen sollen, ist seit Monaten immer wieder beruhigt worden, wenn sie hörte, die Ungarn würden, was sie fordern, niemals erhalten. Aber sind die Kronrechte, in denen wir unsern besten Schutz sehen sollen, denn wirklich so ausgeübt worden, daß in Österreich eitel Zufriedenheit herrschen müßte? Ist durch die Verweigerung der ungarischen Kommandosprache der »unveränderte Bestand« der Armeeorganisation, von dem in Chlopy gesprochen ward, denn wirklich gesichert? Der Autorität des Prinzen Alfred Liechtenstein, Oberleutnants in der Reserve, zum Trotz sei es hier ausgesprochen, daß die ungarische Kommandosprache überhaupt keine militärische, sondern eine rein politische Angelegenheit ist und daß von allen Forderungen der ungarischen Parteien diese, durch die der Dualismus in der Armee zu klarem Ausdruck gelangen soll, für die Einheitlichkeit des Heeres in Organisation und Gesinnung fast die ungefährlichste ist. Wenn es wahr wäre, daß die Verschiedenheit der Kommandosprache die Cooperation von Truppenkörpern erheblich stört, so hätte seit fünfunddreißig Jahren jedes Manöver, bei dem die Honvedschaft mit Regimentern der k. u. k. Armee zusammenwirkte, für solche Störungen Beweise liefern müssen. Sehen wir jedoch von der Honvedschaft ab und halten wir uns bloß an das Beispiel, das jüngst Prinz Alfred Liechtenstein dem Herrenhause ausgemalt hat: Infanteriegefecht; eine stark verdichtete Schwarmkette, in der Soldaten verschiedener — verschiedensprachiger — Regimenter untereinander gemischt sind, liegt hinter einer Deckung; nun gilt's, zu einer Deckung weiter vorn den Sprung durchzuführen. Aber eine Million gegen eins gewettet: es braucht da keinen Oberleutnant

in der Reserve als Kommandanten, sondern nur den jüngsten Kadetten, damit er ohne deutsche Kommandosprache auskomme. Er versuche es nur: Anstatt »Feuer-Einstellen« zu kommandieren, setze er die Signalpfeife an den Mund, und gebe zwei, drei Pfiffe ab. Augenblicklich wird das Feuer eingestellt sein. Dann springe er vor die Front und laufe vorwärts; er braucht nicht »Auf!« zu rufen, die Soldaten werden ihm von selbst nachlaufen. Hinter der neuen Deckung wirft er sich nieder, — die Soldaten tun's auch. Das Schußziel — das er übrigens auch bei deutscher Kommandosprache in der den Soldaten verständlichen Sprache nochmals angeben müßte — nenne er überhaupt nicht; es wird sich zeigen, daß die Leute genau dahin schießen, wohin sie schießen sollen: nämlich auf die Abteilung, die ein paar hundert Schritte vor ihnen ist und von der sie beschossen werden. Und wenn man den Soldaten in allen Sprachen der Welt befähle, anderswohin zu schießen, sie täten's nicht. Was aber nützt dem braven Kommandanten vollends die deutsche Kommandosprache — angenommen, daß unter seiner Mannschaft keine Honveds sind und die deutschen Kommandoworte von allen verstanden werden —, wenn er das Wichtigste kommandieren will, die Aufsatzstellung, d. h. die Schußdistanz? Die deutschen Zahlen sind den Leuten nicht bekannt. Lassen wir aber den Kommandanten stumm sein: so wird er eigenhändig dem nächsten Unteroffizier den Aufsatz stellen, und zehn Sekunden später hat alles die richtige Distanz. Wenn das indes nicht so rasch gienge? Dann würden die Infanteristen einstweilen nach eigener Schätzung schießen, dabei vermutlich, aus Angst, die Distanz zu gering nehmen und, weil es ihnen, aus Angst, die Gewehre verreißt, zu weit schießen — was die falsche Distanzschätzung ausgleicht — und die schönste Schußwirkung erzielen.... So etwa dürfte das Beispiel des Prinzen Liechtenstein in der Wirklichkeit aussehen: in solchen Fällen nützt das deutsche Kommando nicht, und der wahre Übelstand, daß der Kommandant die Sprache der Mannschaft nicht kennt, ist, wenn die Mannschaft vier verschiedene Sprachen spricht, nicht zu beseitigen.

Aber die »Einheit und Gemeinsamkeit« einer polyglotten Armee, wie es die österreichisch-ungarische ist, beruht auf der Einheitlichkeit des Offizierscorps. Und der unveränderte Bestand ihrer Organisation ward übel gewahrt, als die Krone, unerschütterlich die ungarische Kommandosprache versagend, den Ungarn Zugeständnisse machte, die einen Keil in das Offizierscorps treiben. Kein Zweifel, man hat die Rückversetzung der ungarischen Offiziere zu ungarischen Regimentern nur in der Absicht versprochen, sich mit der Ausführung des Versprechens nicht zu beeilen. Die Ungarn jedoch waren alsbald hinlänglich gewitzigt, um feste Zusagen für die rasche Durchführung der Aktion zu fordern. Und wenn man späterhin etwa versuchen wollte, aus ungarischen Offizieren, damit man sie nicht nach Ungarn versetzen müsse, österreichische Offiziere zu machen, so dürfte in Ungarn die Forderung nicht ausbleiben, daß die Ablegung der ungarischen Staatsbürgerschaft Offizieren verboten werde. Ist man so gezwungen, Ernst zu machen, dann wird es über kurz und lang zur Bildung eines besonderen Status der ungarischen Offiziere kommen müssen — und das jüngst, nach Chlopy, gemachte Zugeständnis bezüglich der Erziehung in den ungarischen Militärbildungsanstalten wird diese Entwicklung beschleunigen —, so daß die »einheitliche« Armee zwei völlig getrennte Offizierscorps aufzuweisen haben wird.

Wenn selbst die Bewegung in Ungarn, statt immer weitere Kreise zu ziehen, diesmal noch im Sand verliefe und man sich mit dem begnügte, was — für die Bewilligung des gewöhnlichen Rekrutenkontingents auf ein Jahr — bereits konzediert wurde, so ist doch die weitere Entwicklung deutlich erkennbar: jede neue Armeeforderung, deren es in den nächsten Jahren nicht wenige geben wird, muß neue nationale Ansprüche Ungarns hervorrufen, und jedesmal wird wie in den vergangenen Wochen ein Teil dieser Ansprüche gewährt werden. Der Wille der Krone, zu versagen, ist nicht zu bezweifeln. Aber die Erkenntnis, daß die Verhältnisse so oft stärker gewesen sind als jener

Wille, muß in Österreich zum Entschluß führen, neue und dauernde Veıhältnisse zu schaffen. Ist es gewagt, hier in den flüchtigsten Umrissen den Plan zu entwerfen? Nationalen Mehrforderungen Ungarns — das steht fest — können wir nur entgehen, wenn Mehrforderungen für die gemeinsame Armee überhaupt nicht mehr gestellt werden. So käme man zu dem Vorschlag, daß die fernere Entwicklung unserer Wehrkraft ausschließlich eine Entwicklung der österreichischen Landwehr und der Honvedschaft sein solle. Die dringend notwendige Verstärkung der Artillerie mag dazu die erste Gelegenheit bieten. Das neue Wehrgesetz, das bezüglich der Rekrutierung und durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit beide Landwehren der gemeinsamen Armee vollkommen ebenbürtig machen soll, wird weitere Schritte erleichtern. Die gemeinsame Armee aber reduziere man, indem Alles, was nicht Waffe ist, — Train, Verpflegung, Sanitäts- und Gerichtswesen — von ihr abgetrennt und für ihre Zwecke von den beiden Territorial-Armeen beigestellt wird; man könnte noch weiter gehen und die Festungs-Artillerie auf die Armeen der zwei Staaten aufteilen. Den verbleibenden Kern des gemeinsamen Heeres jedoch müßte man, namentlich hinsichtlich der Zusammensetzung seines Offizierscorps, wirklich einheitlich erhalten. Der Preis dieser Einheitlichkeit wäre die dauernde, nicht von zehn zu zehn Jahren umstrittene Verpflichtung Österreichs, durch eine Quote von 65 Prozent den Exercitus Hungaricus zu subventionieren.

†

* * *

Ein Ministerialbeamter geht mit seiner Familie und zwei Freunden an einem schönen Sommerabend durch die belebte Alserstraße. Da treffen sie ein paar Strolche, die zuerst schimpfen und dann mit dem Schusterkneip zu hantieren beginnen. Nicht ohne Erfolg. Der Ministerialbeamte erhält fünf Stiche, vier in die Bauchgegend und einen in die Brust, einer der Freunde einen Stich in die Brust. Polizei ist natürlich dort, wo man sie braucht,

nicht allzurasch zur Stelle, und so müssen die Angegriffenen sich mit den Regenschirmen wehren, so gut es geht. Auch ein Überrock taugt in Wien mehr als ein Polizist: er hält die in die Bauchgegend geführten Stiche auf. So kommen die beiden Herren mit den Stichverletzungen in der Brust und mit zerfetzten Kleidern davon ... Urteil des Bezirksgerichtes Josephstadt (Gerichtssekretär Dr. Stolz): Der eine Angeklagte, dessen Ausforschung gelang, wird zu achttägigem Arrest verurteilt. »Als besonders erschwerend«, heißt es in den Gerichtssaalberichten, »wurde der Umstand angenommen, daß gleich zwei Personen mehrfach verletzt wurden.« Als mildernd hätte Herr Stolz andernfalls angenommen, daß nur eine Person gestochen wurde. Ist das vielleicht jener Stolz, von dem das Sprichwort sagt, daß er mit einer andern Eigenschaft auf einem Holz wächst? Frage: Wie viel Monate hätte der angeklagte Strolch bekommen, wenn er dem Ministerialbeamten die Geldbörse mit einem Inhalt von »mehr als 25 Gulden« gezogen hätte? ... Acht Tage Arrest! So viel bekommt sonst ein Krüppel, der im Prater »Planeten« verkauft, also »das Kolportageverbot übertritt«. Österreichische Rechtsgüter — ein grauenhaftes Kapitel gesetzgeberischer Dummheit und Phantasiearmut. Aber es muß nicht durch eine stumpfsinnige Praxis noch »ausgestaltet« werden.

* * *

Am 27. Juni, knapp vor Sistierung der ‚Fackel', erhielt ich noch drei Zuschriften der ‚Zeit' — zwei wegen des berühmten »Tuchmacherstädtchens« —, armselige, nach zahllosen Gerichtsblamagen traurig reduzierte Versuche, den § 19 für eine schlechte Sache zu engagieren. Ich weiß heute nicht mehr, wie oft die Herren Singer und Salten mir ihre Berichtigungen aufdrängen wollten. Immer wieder haben sie's riskiert, immer wieder ist ihnen von den Gerichten abgewinkt worden. Ihre Zuschriften wurden immer kleiner, immer weniger chikanös, und jetzt, da sie vollends zusammengeschrumpft sind, müssen sie erscheinen. Mögen sie auch Wahres richtigstellen und Unwahres behaupten, formell genügen sie endlich dem Gesetz. In der vor den Sommerferien erschienenen Nr. 142 der ‚Fackel' konnte ich sie nicht mehr unterbringen, und so muß ich sie heute — also in dem »zweitfolgenden Heft«, wie's

der Paragraph verlangt — den Lesern zumuten. Das eine steht fest: Uninteressanter, als sie waren, sind sie trotz den drei Monaten nicht geworden. Herr Singer versichert, da er das Wesentliche der satirischen Enthüllung nicht ableugnen kann, nur mehr das eine: er habe nicht beim Vizebürgermeister Rohrer in Brünn vorgesprochen. Die Wahrheit ist, daß er bloß mit dem Sohn des Vizebürgermeisters verkehrt hat, der der Eigentümer des Brünner ‚Tagesboten' ist. Nach dieser Unterredung wurde ein dem ‚Tagesboten' von einem Brünner Bürger in der Angelegenheit des »Tuchmacherstädtchens« überreichter Aufsatz zurückgewiesen. Der Ehrenmann Salten will konstatiert wissen, daß er nicht unter dem Druck seines Chefs, sondern freiwillig den Brünnern Abbitte geleistet habe. Ein Aufrechter! . . . Die Leser, denen ich die Belästigung leider nicht ersparen kann, tun am besten, das folgende Gewäsch einfach nicht zu lesen:

Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redakteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' in Wien, IV., Schwindgasse Nr. 3. Unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, den in der Nummer 136 Ihres Blattes vom 30. April 1903 auf den Seiten 9, 10 und 11 erschienenen Artikel in nachstehender Weise zu berichtigen: 1. Sie behaupten, daß ich nach Erscheinen des in der ‚Zeit' erschienenen Feuilletons über die Brünner Aufführung von Heyse's Drama Maria von Magdala, beziehungsweise anläßlich der in diesem Feuilleton gebrauchten Bezeichnung der Stadt Brünn als »kleines Tuchmacherstädtchen« beim Brünner Vizebürgermeister Rohrer vorgesprochen und mich bei ihm entschuldigt habe. Diese Behauptung ist jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist vielmehr, daß ich anläßlich meiner Anwesenheit in Brünn den dortigen Vizebürgermeister Rohrer weder besucht, noch mit ihm gesprochen habe. 2. Sie behaupten, daß ein von Herrn Felix Salten geschriebener Gegenartikel gegen eine in der Dienstagnummer des ‚Brünner Tagesbote' erschienene Glosse von den Herausgebern der ‚Zeit' nicht zum Drucke befördert wurde. Diese Behauptung ist jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist vielmehr, daß ein Gegenartikel des Herrn Salten überhaupt nicht zur Kenntnis der Herausgeber der ‚Zeit' gelangte und daher von ihnen auch nicht zum Drucke befördert werden konnte. Wien, am 27. Juni 1903. Prof. Dr. Isidor Singer, als Herausgeber der ‚Zeit'«.

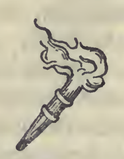
Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redakteur der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel‘ in Wien, IV., Schwindgasse Nr. 3. Unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, den in der Nummer 136 Ihres Blattes vom 30. April 1903 auf den Seiten 9, 10 und 11 erschienenen Artikel in nachstehender Weise zu berichtigen: 1. Sie behaupten, daß ich nach Erscheinen einer Notiz des ‚Brünner Tagesbote‘, welche sich auf mein in der ‚Zeit‘ erschienenes Feuilleton über die Brünner Aufführung von Heyse's Drama Maria von Magdala, beziehungsweise auf die von mir in diesem Feuilleton gebrauchte Bezeichnung der Stadt Brünn als »kleines Tuchmacherstädtchen« bezieht, von dem Herausgeber der ‚Zeit‘ Herrn Prof. Dr. Singer veranlaßt wurde, eine Entschuldigung niederzuschreiben. Diese Behauptung ist jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist vielmehr, daß ich aus der Notiz des ‚Brünner Tagesbote‘ ersah, daß einige Worte meines Feuilletons über die Brünner Aufführung von Heyse's Drama Maria von Magdala mißverständlich aufgefaßt worden waren, und daß ich sodann, ohne irgend eine Ingerenz seitens des Herrn Prof. Singer, eine aufklärende Notiz verfaßt und zum Abdrucke gebracht habe. 2. Sie behaupten, daß ich nach Erscheinen einer in der Dienstagnummer des ‚Brünner Tagesbote‘ veröffentlichten Glosse einen Gegenartikel schrieb, welcher von den Herausgebern der ‚Zeit‘ nicht zum Drucke befördert wurde. Diese Behauptung ist jedoch vollkommen unwahr. Wahr ist vielmehr, daß ich einen Gegenartikel gegen die fragliche Glosse des ‚Tagesbote‘ nicht verfaßt habe. Wien, am 25. Juni 1903. Felix Salten, Redakteur der ‚Zeit‘.

* *
*

Liebe Fackel!

Herr v. Koerber, der in letzter Zeit wieder eine verschwenderische Fülle von Komthurkreuzen des Franz Josefsordens auf die Häupter der Wiener Banquiers und Fabriksbesitzer herabließ, hat sich, dem »Zug der Zeit« entsprechend und da jetzt ohnedies schon alles eins ist, zu einer Abänderung der Ordensbezeichnung entschlossen. Die Anregung der ‚Fackel‘, den Franz Josefsorden in einen Franz Josefsquai-Orden umzutaufen, wurde zwar vorläufig

noch nicht »ins Auge gefaßt«, wohl aber soll, wie aus guter Quelle verlautet, das Komthurkreuz von nun an Komptoirkreuz heißen.



Zwei Gedichte.*)

Von Frank Wedekind (München).

Abschied.

Die Sinnlichkeit gibt mir Abschiedsfest;
Das sind kuriose Gestalten,
In Binden gewickelt, in Schienen gepreßt,
Und kaum mehr festzuhalten.

Die strahlende Nacktheit such ich so bang,
Es fehlt ihr wohl an Vertrauen.
Ich hab sie bei gellendem Becherklang
Zu häufig zusammengehauen.

Und ist erst das Seelenleben entweibt,
Dann sind sämtliche Lampen erloschen.
Für das, was von mir dann noch übrig bleibt,
Dafür gebe ich nicht einen Groschen.

---

*) Die ‚Fackel' will öfter, als sie's bisher tat, dem literarischen Ausdruck starker, dem Philisterverständnis unbequemer und durch Cliquengunst nicht entwerteter Persönlichkeiten ein Plätzchen gönnen. Nach Peter Altenberg, der zu Wedekind's »Erdgeist« das Wort ergriff, stellt sich Frank Wedekind selbst mit zwei Gedichten ein. Auf zahlreiche Anfragen sei hier mitgeteilt, daß die gewaltige Hetärentragödie dieses merkwürdigsten unter den deutschen Modernen: »Die Büchse der Pandora«, auf die ich in Nr. 142 hinwies, in der Zeitschrift ‚Die Insel' Juli 1902 gedruckt wurde und demnächst als Buch erscheinen soll Anm. d. Herausgebers.

Trost.

Der Tod kommt bald und sicher,
Hält stets sich in der Näh.
Er ist ein fürchterlicher
Tröster im Erdenweh.

Ich hasse ihn nicht aus Liebe,
Ich liebe ihn nur aus Hass.
Wenn man unsterblich bliebe,
Wie grauenvoll wäre das!

Des Kauens und Vonsichgebens
Urewige Wiederkehr
Als höchsten Ertrag des Lebens
Ertrag ich nicht länger mehr.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kriminalist. Der »Fall Bartmann«, von dem hier noch die Rede sein wird, wurde durch eine sozialdemokratische Interpellation im Parlament zur Sprache gebracht. Die ‚Neue Freie Presse' zitierte — am 29. September — wie folgt: ...»Der Erste Staatsanwalt Dr. Girtler von Kleeborn soll in der Verhandlung erklärt haben, es sei absolut ausgeschlossen, daß Bartmann den § 76 verletzt habe. Andererseits soll in dem über die Anklage nach § 98 ergangenen Urteile festgestellt sein, daß Bartmann alles getan habe, um nach § 76 straffällig zu sein. Der Kassationshof hat nun erklärt, daß die Anklage und das Urteil gegen Bartmann falsch waren, daß Bartmann nicht den § 98, sondern den § 76 verletzt, aber dennoch die Strafe abzubüßen habe, denn es sei festgestellt, daß er alles getan habe, was zu einer Verurteilung wegen dieses Deliktes nötig sei ...« In Wahrheit lautet jene Stelle der Interpellation: »... Was der Generaladvokat gesagt hat, soll übrigens sogar schon in der Gegenschrift derselben Staatsanwaltschaft stehen, deren erster Beamter, Dr. Girtler v. Kleeborn, in der Verhandlung vor der ersten Instanz erklärte, es sei absolut ausgeschlossen, daß Bartmann den § 76 verletzt habe. Wenn es wahr ist, daß Herr Girtler v. Kleeborn dieses listige Doppelspiel getrieben hat, dann hätte er mit der Erhebung und Vertretung der Anklage bewußt einen verächtlichen Rechtsbruch eingeleitet und es gewänne ganz den Anschein, daß nicht nur er die Absicht hatte, auf Wunsch des Baron Beck den Bartmann mit unerlaubten Mitteln in den Kerker zu bringen, sondern daß er auch wußte, es werden ebenso wie er auch die anderen Leute tun, was getan werden mußte, um den vielleicht nach § 76, aber keinesfalls nach § 98 schuldigen Bartmann ohne Anrufung der Geschwornen jahrelang eingesperrt zu halten ...« Die ‚Neue Freie Presse' hat nicht

etwa aus Furcht vor Beschlagnahme diese Stelle gefälscht: Der Abdruck parlamentarischer Interpellationen ist immun. Auch nicht aus angeborner Liberalität des Tons: Die heftigsten Angriffe auf den Kassationshof (bewußte Rechtsbeugung, offenkundiger, verabscheuungswürdiger Rechtsbruch) zitiert sie wörtlich. Also — aus Freundschaft. Oder war es bloß Humanität, die einen Staatsanwalt schonen heißt, der eben jetzt — trotz dem Eifer, mit dem er einen Spionageprozess nach dem andern führte — nicht Oberstaatsanwalt geworden ist?

Hausierer. Aus einer Offiziersmesse gieng mir Anfang Juli die Beschwerde zu, daß dort während der Abwesenheit der Offiziere Exemplare der ‚Zeit' auf den Tischen verteilt wurden. Natürlich war auch wieder eines der bekannten im Hausiererton abgefaßten Zirkulare versendet worden. Es hatte diesmal den folgenden Wortlaut: »Wir erlauben uns, einige Exemplare unseres heutigen Morgenblattes zur gefälligen Einsicht vorzulegen, und verweisen gleichzeitig auf den in der Militärzeitung enthaltenen Artikel ‚Die Offiziersbewucherung', der zweifellos das Interesse der Herren Offiziere erregen dürfte.« Kein Geschäft zu machen! . . . Auch ein Staatsbeamter beschwert sich, daß die »P. T. Mitglieder des Vereines der k. k. Staatsbeamten Österreichs« mit Zirkularen bedrängt werden, in denen die ‚Zeit' von sich behauptet, sie habe sich »zur weitaus beachtetsten Tageszeitung unserer Monarchie aufgeschwungen«, und ein Offert zu ermäßigtem Preise macht, um sich nur noch die Beachtung der Beamtenschaft zu sichern . . . Wer übrigens die ‚Zeit' noch nicht abonniert hat, ist beneidenswert neben jenen, die die ‚Zeit' nicht mehr abonnieren. Ihnen ist in diesem Leben keine Ruhe mehr beschieden. Einer dieser Ärmsten macht sich in dem folgenden Herzensschrei Luft, der am 11. Juli unter dem Titel »Fängerei« im ‚Grazer Tagblatt' erschienen ist: »Es ist vielleicht nicht ganz unangebracht, einmal die widrige Art von Abonnentenfängerei anzunageln, mit der eine seit kürzerer Frist bestehende, angeblich vornehme Wiener Tageszeitung arbeitet. Ich könnte davon einiges erzählen, will aber nur ein Beispiel anführen. Für den Juni hatten wir probeweise jenes Blatt abonniert; Ende des Monats schrieb ich auf einer Karte: ‚Da wir verreisen, bitte ich, Ihr Blatt vom 1. Juli an nicht mehr zu schicken.' Daraufhin erhalte ich nun folgendes Schreiben: ‚In höflicher Beantwortung Ihrer werten Zuschrift nehmen wir hievon Kenntnis, daß Sie noch an ein anderes Blatt gebunden sind, jedoch bereit wären, unser Blatt nach Ablauf Ihres jetzigen Abonnements zu abonnieren. Wir ersuchen Sie freundlichst, sich beim Ablauf dieses Abonnements des beiliegenden Kuverts zu bedienen, um uns bekanntzugeben, von wann ab wir Ihnen unser Blatt übersenden können.' Diese Antwort ist, gelinde gesagt, recht merkwürdig. Ob sich das neue Blatt durch ein derartiges Verfahren nützen oder schaden wird, möge dahingestellt bleiben. M. C., Klagenfurt.« — Nicht zu entrinnen! Und wenn du, erholungsbedürftiger Ferienwanderer, im einsamen Alpentale einkehrst, so findest du kaum einen Baum mehr, auf dem nicht das bekannte elfte Gebot plakatiert wäre: »Lesen Sie die ‚Zeit'!« . . .

Inserent. Die ,Zeit' bedrängt nicht nur das Publikum, sondern auch Firmen. Am 27. September brachte sie zur Feier des Ereignisses, daß sie ein Jahr lebt und noch nicht tot ist, eine veritable »Festnummer« auf satiniertem Papier, für die der Inseratenagent sich besonders hatte anstrengen müssen. Schade, daß den Jubel ein Mißklang störte. An demselben Tage erschien nämlich im ,Fremdenblatt' ein »Eingesendet« der Firma G. Roth (Munitionsfabrik), die in der ,Zeit' heftig angegriffen war. In diesem »Eingesendet« fand sich die folgende hochinteressante Stelle: »Vertrauend auf die hervorragenden Eigenschaften des ,Ammonal' und auf die ungeteilte Achtung, die unsere Firma überall in der Geschäftswelt genießt, sehen wir den weiteren Angriffen der ,Zeit' mit voller Beruhigung entgegen. Da wir nicht annehmen, daß die gehässigen und unwahren Notizen dem Ärger darüber entspringen, daß wir dem Abgesandten des Journals ,Die Zeit', welcher uns einige Tage vor dem Erscheinen der ersten Notiz in Angelegenheit des Ammonals besuchte, vielleicht nicht genug bereitwillig entgegenkamen, so werden wir diese Angriffe auch fernerhin als Ausflüsse der Furcht ansehen, welche die Konkurrenten vor dem Ammonal empfinden ...« Bemerkenswert ist, daß die ,Zeit' auf diese Erklärung mit keinem Worte und keinem weiteren Angriff reagiert hat.

Gerichtsdiener. An einem heißen Sommertag wußten die Zeitungen ein Harun al Raschid-Stückchen von ihrem Koerber zu erzählen: »Ministerpräsident Dr. v. Koerber erschien heute vormittags ohne vorherige Anmeldung im Landesgerichte für Strafsachen und suchte den Strafsaal Nr. 1 für bezirksgerichtliche Verhandlungen auf. Er nahm in dem für das Publikum vorgesehenen Raume Platz und wohnte mehreren Verhandlungen gegen Kutscher bei, die Gerichtssekretär Dr. Brandmeyer leitete. Der Ministerpräsident erkundigte sich bei einem Journalisten nach den Namen der Funktionäre und gab seinem Interresse an dem Gange der Verhandlung wiederholt durch zustimmendes Kopfnicken Ausdruck. Dann beobachtete Dr. v. Koerber das Leben und Treiben auf dem Korridor und verließ nach halbstündigem Verweilen das Haus.« »Und rührend war's, unendlich rührend war's«. Aber interessanter als der Lerneifer des Justizleiters, der sich über den Stand unserer Strafrechtspflege in einer Verhandlung wegen Schnellfahrens informiert und seinem Verständnis durch Kopfnicken Ausdruck gibt, ist die eine Tatsache: »Der Ministerpräsident erkundigte sich bei einem Journalisten nach den Namen der Funktionäre«. Ja die Journalisten, die kennt er alle!

Aussteller. Anfangs Juli war in der Harden'schen ,Zukunft' ein Schreiben abgedruckt, das ein Berliner Reklamebureau an einen Industriellen gerichtet hatte. Und gleichzeitig – die ,Fackel' hatte eben ihr Erscheinen sistiert — sandte mir ein Wiener Industrieller ein nicht minder interessantes Zirkular, das ihm eben zugegangen war. Die beiden Schriftstücke lauten:

»In Beantwortung Ihres geehrten Schreibens teile ich Ihnen ergebenst

»Von einer eingehenden Besichtigung der Ausstellung in Aussig

mit, daß ich meinen Feuilleton-Mitarbeiter nach Dresden schicke. Derselbe wird eine interessante Beschreibung der Ausstellung lediglich unter Berücksichtigung derjenigen Firmen bringen, die sich mit mir in Verbindung setzen. Eine Besprechung Ihrer werten Firma in einem Umfange von 30 bis 35 dreispaltigen Zeilen würde hundert Mark, jede Mehrzeile drei Mark kosten. Wünschen Sie, daß in dem ganzen Feuilleton nur Ihre Firma genannt und besprochen werde, so würde ich bei einem Umfang von ca. 120 Zeilen dreihundert Mark berechnen. Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die ‚Vossische Zeitung' andere Besprechungen über die Dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird. Um baldgefällige Antwort bittend, zeichne hochachtungsvoll ...«

zurückgekehrt, habe ich im Auftrage einer Reihe erster Firmen das beiliegende, im ‚Neuen Wiener Tagblatt' eingeschaltete Feuilleton verfaßt, welches auch in die ‚Neue Freie Presse' eingeschaltet wurde. Im Auftrage weiterer Firmen schreibe ich noch mehrere ähnliche Feuilletons und lade auch die sehr geehrte Firma ein, sich an dieser Publikation zu beteiligen, deren Preis ein ganz mäßiger ist. Es kostet die Druckzeile in jedem der beiden Blätter, welche die stärkst verbreiteten Österreichs sind und von welchen eventuell nach Wunsch auch nur eines benützt werden kann, je 1 fl. 20 kr. ö. W. Der kleinste Auftrag ist auf 10 Druckzeilen, der größte, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, auf 150 Druckzeilen festgesetzt. Konvenierenden Falls erbitte ich mir die erforderlichen Daten, welche ich in entsprechende Form bringe, sowie Angabe, ob Sie beide Blätter oder welches derselben Sie benützen und wieviel Druckzeilen Sie in Anspruch nehmen wollen. Das Inkasso erfolgt nach Erscheinen durch die Annoncen-Expedition Danneberg, Wien, II., Praterstraße 33. Da eine sorgfältige Bearbeitung im beiderseitigen Interesse liegt, bitte ich höfl. um möglichst umgehende Erledigung meines erg. Offerts. Falls eine persönliche Rücksprache gewünscht wird, stehe ich auf Berufung sofort zu Diensten und stehe Ihnen eventuell auch wegen anderer Journale, auf welche Sie etwa reflektieren würden, zur Disposition. Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung ...«

Wien ist also billiger als Berlin? Aber die Feuilletons, auf die sich das Wiener Zirkular bezieht, sind nicht auf der ersten Seite der Blätter erschienen. Dort tut's die ‚Neue Freie Presse' wohl nicht unter fünf Gulden.

Generalstäbler. Sie haben wohl besseres zu tun, als das folgende Gewäsch zu lesen, das ich jetzt, gleich den beiden Zuschriften über das »Tuchmacherstädtchen«, aus preßgesetzlichen Gründen abdrucken muß und das gleichfalls die Abkürzung einer ungesetzlichen Berichtigung darstellt, mit der die ,Zeit' vom Gericht abgewiesen wurde: »Herrn Karl Kraus, verantwortlichen Redakteur der periodischen Druckschrift die ,Fackel', Wien, IV. Schwindgasse Nr. 3. Unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, die in der Nummer 138 Ihres Blattes vom 20. Mai 1903 in der Rubrik »Antworten des Herausgebers« unter dem Schlagworte »Generalstäbler« veröffentlichte Notiz in nachstehender Weise zu berichtigen: Es ist unwahr, daß der in der Tageszeitung ,Die Zeit' am 30. April 1903 erschienene Artikel über die Feldgeschützfrage von dem volkswirtschaftlichen Redakteur der ,Zeit' verfaßt ist, welcher sich für einen Artillerieoffizier ausgeben mußte. Unwahr, daß dieser Artikel aus den Informationen hergestellt ist, welche sich die ,Zeit' aus den Bureaux der Eisenindustriellen geholt hat. Wahr ist vielmehr, daß der vorgedachte Artikel der ,Zeit' thatsächlich von einem Artillerieoffizier verfaßt ist, und wahr ist, daß bei der Verfassung dieses Artikels keinerlei Informationen aus den Bureaux der Eisenindustriellen benützt wurden. Wien, am 27. Juni 1903. Prof. Dr. Isidor Singer, als Herausgeber der ,Zeit'.« — Sollten Sie's doch gelesen haben, so erkläre ich, daß ich die Mitteilung in Nr. 138 aufrechthalte und der Behauptung, daß ein wirklicher Artillerieoffizier für die ,Zeit' arbeitet, als einer schweren Beleidigung des österreichischen Offizierscorps nur unter dem Zwange des § 19 Raum gegeben habe.

Leser. In Hamburg tagte die Generalversammlung des Vereines für Sozialpolitik. In dem Bericht der ,Neuen Freien Presse' ward unter den anwesenden Gelehrten nach Schmoller, Herkner und Sombart auch Herr Weiß v. Wellenstein aus Wien genannt. Der Bericht war mit W. W. unterzeichnet... In Salzburg wurden die Hochschulkurse abgehalten. In dem Bericht, den die ,Neue Freie Presse' über das Festbankett brachte, war unter den Persönlichkeiten, die an der Ehrentafel Platz nahmen, auch der »kaiserliche Rat Dr. Weiß v. Wellenstein« genannt. Der Bericht war wieder von Herrn W. W. verfaßt... Der Mann findet seine Anwesenheit unter Gelehrten höchst verwunderlich. Ich auch.

BÜCHEREINLAUF.

Hueber Viktor, Kaiserthum Ungarn. Budapest. Kommissionsverlag Karl Grill.

Entlicher F. C., Sonnenstäubchen. Eberswalde-Berlin und Leipzig. Verlag »Jung-Deutschland« (S. Dyk).

Meisel-Hess Grete, Annie Bianka. Eine Reisegeschichte. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Bibicescu J. G., Werden die Juden in Rumänien verfolgt? Bukarest. »Rumänischer Lloyd«.

West Jul. H., Offener Brief an Seine Majestät Zar Nikolaus von Russland (Die neue Kultur und die Warenzölle). Mit einem Geleitwort von Bertha v. Suttner. Berlin. F. Siemenroth.

Pieńczykowski Valerian Ritter von, Österreichs Verwaltungsgerichtshof. Wien. F. Tempsky.

Csáky Graf Napoleon, Ein Wort zur Lösung der ungarischen Krise. Wien. Carl Gerold's Sohn.

Liliencron Detlev von, Bunte Beute. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler.

Bleibtreu Carl, Spicheren. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart. Carl Krabbe.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Mit Anfang Oktober 1903 tritt eine Preis-Erhöhung der ‚Fackel' in Kraft. Der Preis einer einzelnen Nummer beträgt in Zukunft

24 Heller (12 Kreuzer).

Abonnements werden direkt von der Administration, Wien, IV., Schwindgasse 3, sowie durch alle Buchhandlungen und Zeitungsbureaux angenommen.

Für direkt bei der Administration bestellte Abonnements gelten die früheren

Bezugsbedingungen:

für Österreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . . .	K 7.—
» »	18	»	» . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . . .	M. 7.—
» » » »	18	»	» . . .	» 3.60
» die Länder der Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	»	»	» 4.20

Für bei Buchhandlungen und Zeitungsbureaux erfolgte Abonnements gelten die folgenden Bezugsbedingungen:

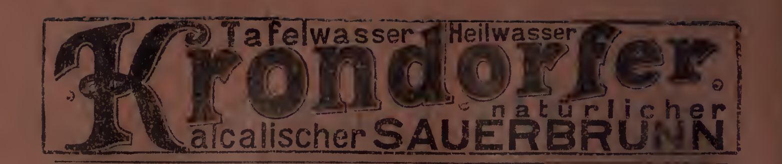
für Österreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 8.60
» »	18	»	» . .	» 4.30
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 8.60
» » » »	18	»	» . .	» 4.30
» die Länder der Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 10.40
» » » » »	18	»	»	» 5.20

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 142, Ende Juni): Bismarck und Presse. — Von der medizinischen Fakultät. — Die Universität Freiburg. — Der Wachmann als Zeuge. — Die strafrechtliche Verantwortung für medizinische Inserate. — Vom Erfinder Szczepanik. — Parteiverblödung. — Der zweite Artikel. — Andenken an Belgrad. — Die Brünner Filiale. — Der erste wirkliche Erfolg der ‚Zeit'. — Der reichsdeutsche Stimmzettel. — Das Problem des »Erdgeist«. — Zu Frank Wedekind's »Erdgeist«. Von Peter Altenberg. — Antworten des Herausgebers (Zinner der Poet; Eine neue russisch-chinesische Bahn; Petroleumaktien; Nur Wasser; Ein Schreibfehler?; Professoren und Presse; Vom Berichtigungskrieg; Beim Großvezier; Aussig; Vivant sequentes; Die nächste Theatersaison; Erdulin). — Büchereinlauf. — Mitteilung des Verlages.



KUNST. Redaktion: Peter Altenberg.

(Mit der Beilage: **Das Andere**).

Jährlich 20 Kronen, halbjährlich 10 Kronen, vierteljährlich 6 Kronen. Einzelne Hefte zu 1 Krone in den Buchhandlungen.

Inhalt des ersten Heftes: **Kunst,** Vorwort von Peter Altenberg; **Der Vogel Pirol,** von Peter Altenberg; **Kete Parsenow,** Photographie von Dr. Felix M[illegible]r; **Der Weg,** von P. A.; **Emerson,** von P. A.; **Er grüßt sie kühl,** von I[illegible]a; **Die Hand der Frau R. H.,** Photographie der Kunst, Text von P. A.; **Der Lindenblüthenzweig,** von P. A.; **Genesung,** von P. A.; **Das Schlafzimmer meiner Frau,** von Adolf Loos; **Annie Kalmar,** Ideale Grabschrift von P. A.; **Das Genie,** von Peter Altenberg; **Die Biberratte,** Zeichnung von H[illegible]n, Text von P. A.; **Künstler-Monographie I.** Alfons Canc[illegible], Wien.

DAS ANDERE. Geschrieben von Adolf Loos.

(Sonderabdruck aus der Kunst).

Jährlich 4 Kronen. Einzeln zu 20 Hellern in allen Trafiken.

Redaktion u. Verlag: I. Marc Aurelstr. 6. Herausgeber: Artur Brehmer und F. Krauss.

Durch alle Buchhandlungen und den Verlag der ‚Fackel' zu beziehen:

In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

In DRITTER AUFLAGE erschienen:

EINE KRONE FÜR ZION

SATIRISCHE STREITSCHRIFT

GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

BAND XVI der ‚Fackel'

(April—Juni 1903)

(Nr. 135 bis 142 samt Index)

(franko K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus

Nr. 144 Erschienen am 17. Oktober 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabak-trafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18	»	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 7.—
» » » »	18	»	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	»	»	» 4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 8.60
» »	18	»	» . .	» 4.30
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 8.60
» » » »	18	»	» . .	» 4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 10.40
» » » » »	18	»	»	» 5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

Nr. 144 WIEN, 17. OKTOBER 1903 V. JAHR

Idolatrie, Gynolatrie.

(Ein Nachruf von **August Strindberg.**)

(Nachdruck erwünscht.)

Es ist doch seltsam, daß das Dasein eines Faktums Gegenstand für sogenannte Ansichten werden kann. So ist die Stellung des Weibes in der Entwicklungskette zwischen Kind und Mann geleugnet worden auf Grund von Ansichten. Daß das Kind ein unentwickelter Mensch ist, wird wohl unabhängig von Neigung und Geschmack sein, trotzdem es Wunderkinder gibt; ebenso unabhängig von Ansichten ist wohl das Faktum, daß das Weib ein rudimentärer Mann ist, trotzdem es Ausnahmen gibt.

Die einzige Tatsache, daß der Mann die ganze Kultur geschaffen hat, die geistige wie die materielle, zeigt ja seine Stellung als der Überlegene, und diese Stellung kann ihm nur von Schwachsinnigen geraubt werden, die an Rosa Bonheur's mittelmäßige Bilder, George Sand's Emanzipationsromane und Bertha von Suttner's Usurpierung der Friedenssache, die sie nicht entdeckt hat, appellieren.

Es ist doch seltsam, daß diese einfache Wahrheit entdeckt werden mußte, obgleich sie immer bekannt gewesen ist. Es kommt einem vor, als ob das Aussprechen des Geheimnisses mit einer gewissen Gefahr verbunden gewesen wäre, als ob die Möglichkeit eines erotischen Verhältnisses auf dem Ver-

schweigen des Geheimnisses begründet gewesen wäre. Damit ein Mann sich einem Weibe nähern darf, muß er es »anbeten«; dieses Anbeten fußt auf der lieblichen Täuschung, die den erotischen oder den göttlichen Wahnsinn begleitet, von dem Sokrates so schön im Gastmahl spricht. Die Unterwerfung ist der Liebeslohn, den der Mann erlegt; er glaubt selbst, daß es gute Münze ist, muß aber bald sehen, daß sie nicht eingelöst werden kann, und er steht wie ein leichtgläubiger Betrüger vor der betrogenen Göttin da.

Dieser Anbeterberuf soll dem abendländischen Manne eigentümlich sein, und existiert nicht im Morgenlande. Der Talmud spricht den Fluch über den Mann aus, der seinen Willen einem Weibe gibt, aber es ist just der männliche Wille, will sagen die psychische Kraft, die das Weib vom Manne begehrt. Darum hat es den Anschein, als wolle das liebende Weib den Mann hinabziehen, ihn erniedrigen, vor allem ihn beherrschen, obwohl sie nur den Lebensfunken zu einem künftigen Nachkommen sucht. Die Liebe des Weibes soll nach der letzten Analyse 50% Brunst und 50% Haß enthalten. Das klingt ja wunderlich, aber es ist so. Unabhängig von Neigung und Geschmack, Ansichten und dergleichen, findet man, wenn das Weib einen Mann liebt, so haßt sie ihn; haßt ihn, weil sie sich an ihn gebunden und sich ihm unterlegen fühlt. Es ist kein konstanter Strom in ihrer Liebe, sondern eine ewige Umpolarisierung und ein ewiger Stromwechsel, und darin zeigt sich das Negative, Passive in ihrem Wesen, im Gegensatz zu dem Positiven, Aktiven des Mannes.

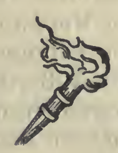
Es war, in wenig Worten, dieses bekannte Geheimnis, das Otto Weininger auszusprechen wagte; es war diese Entdeckung des Wesens und der Natur des Weibes, die er in seinem männlichen Buche über »Geschlecht und Charakter« mitteilte, und die ihm das Leben kostete.

Ich lasse einen Kranz auf sein Grab legen, weil ich sein Gedächtnis ehre als das eines tapferen männlichen Denkers.

August Strindberg.

Stockholm, den 12. Oktober 1903.

(Aus dem unveröffentlichten schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.)



Der diesmonatliche Geschwornenrummel fördert keine Neuigkeit zu Tage, kann hier nicht Anlaß zu einer Betrachtung über Wert oder Unwert der Bürgerjustiz bieten. Sie ist, wie alle Erfindungen liberalen Geistes, ein Monstrum, war es zur Zeit, da Herr Dr. Lueger die Autorität der zwölf Männer, »die zufällig Geschworne sind«, bezweifeln konnte, ist es in Tagen, da Freisinnshausierer ihr antisemitisch getünchtes Wien nicht wiedererkennen. Was soll das alberne Gejammer, daß aus einer christlichsozialen Bevölkerung christlichsoziale Geschwornenbänke hervorgehen? Man kann ein Gegner der Institution sein, es ungeheuerlich finden, daß schlichte Berufsspezialisten aus allen Materien des Lebens juristische Meinungen schöpfen sollen: den Gedanken, an Stelle der Hufschmiede Fruchtbörseaner rücken zu lassen, vermag ich zwar als einen »Fortschritt«, aber nicht als eine Verbesserung zu begreifen. So bliebe denn nur die Frage zu erörtern: 1. Hat Herr Elbogen in den Blättern richtig wiedergegeben, was der Präsident des Landesgerichts der Deputation sagte? 2. Hat der Vizebürgermeister Strobach die Berichte der Blätter richtig wiedergegeben, als er im Landtag wegen der

angeblichen Äußerung des Hofrats Vittorelli interpellierte? 3. Haben die Blätter die Antwort des Grafen Kielmansegg richtig wiedergegeben? Von hüben und drüben heult's im Chore: »Fälscher!« Unanfechtbar bleibt nur, daß Hofrat v. Vittorelli, dessen Würde, dessen Höhe die Vertraulichkeit mit Herrn Dr. Elbogen überhaupt hätte entfernen sollen, nie und nimmer gesagt hat: »er wünsche an jener Stelle, deren Besetzung über Vorschlag der Advokatenkammer erfolgt (einer der drei Vertrauensstellen innerhalb der Kommission), Herrn Dr. Elbogen zu sehen.« Unanfechtbar bleibt, daß dieser die Äußerung des Hofrats Vittorelli: »wenn Herr Dr. Elbogen einmal von der Advokatenkammer in die Kommission delegiert würde, so könnte er sich von dem Ungrund seiner Beschwerde überzeugen«, für seine Zwecke modifiziert hat, und daß die Advokatenkammer nach diesem Vorfall Herrn Dr. Elbogen eine andere Überraschung als die Zuweisung eines Vertrauenspostens wird angedeihen lassen müssen. Somit resultiert aus dem ganzen Rummel keine andere Erfahrung als die, daß Herr Dr. Elbogen ein Reklameadvokat ist. Es gibt also wirklich »nichts Neues in Rzeszow« . . .

* * *

Die Fakultät in Liquidation, — das ist der Zustand, in dem sich am Beginn des neuen Studienjahres die Hochschule der Medizin befindet, die in halbvergangenen, halbvergessenen Tagen die hohe Schule der gesamten medizinischen Welt gewesen ist. Im Gedächtnis der Väter haften die Erscheinungen, im Gedächtnis der Söhne die Namen der Rokitansky, Brücke, Hyrtl, Skoda, Oppolzer, Duchek, Bamberger, Chvostek, Billroth, Pitha, Schuh, Dumreicher, Hebra, Arlt, Türk, Stoerk. Wer kennt die Namen ihrer Nachfolger? Beschämt müßte der Wiener von heute, wenn man ihm von der »Wiener

Schule« spräche, eingestehen, daß er kein halbes Dutzend ihrer Lehrer zu nennen weiß. In den Lehrsälen werden Professoren, die dem Staat praktische Ärzte, der Wissenschaft keine Jünger heranzubilden vermögen, von einer stetig sinkenden Schülerzahl gehört; außerhalb der Lehrsäle hört man von ihnen nichts. Aber das Klagelied um den entschwundenen Ruhm ist nicht neu. Jetzt hat man nicht mehr vom Rückgang, sondern vom Eingehen der Wiener medizinischen Fakultät zu sprechen. Sie löst sich auf. Unbesetzt ist die Lehrkanzel der Hygiene, unbesetzt eine Lehrkanzel für Dermatologie, eine für Psychiatrie, eine für Chirurgie. Eine Ohrenklinik ist (nach Gruber's Tod) aufgelassen worden, von der dritten Lehrkanzel für Chirurgie, die hundertmal verlangt und versprochen wurde, ist es längst stillgeworden. Ist das Marasmus, geht der Organismus, dem man seit vielen Jahren keine neuen Kräfte mehr zuzuführen bemüht war, an Entkräftung zu Grunde? In der Fakultät scheint der Lebenswille gebrochen zu sein. Die Professoren glauben und denken nicht mehr an die Zukunft der Schule. Nur noch Vatersorgen des Einen finden beim Andern, der selbst Söhnen eine Zukunft zu sichern hat, wohlwollendes Verständnis. Das alte Übel der Protektion wuchert fort, und seit der Zeit, da die ‚Fackel' eine Liste jener ererbten Befähigungen für die akademische Karriere, denen keine erworbene Unfähigkeit zu schaden vermag, aufgestellt hat, ist ein stattlicher Anhang zum Verzeichnis zugewachsen. Soeben erst sind die Söhne der Professoren Sigmund Exner — an der Klinik Gussenbauer —, Bergmeister — an der Klinik Fuchs —, und Urbantschitsch — bei Urbantschitsch, der Sohn beim Vater — Assistenten geworden; und schon wird im Allgemeinen Krankenhaus beim Ärztemittagstisch, wenn man die Möglichkeiten des Vorrückens bespricht, die Frage aufgeworfen, von welchen Stellen man abzusehen habe, weil der Sohn des Direktors Mucha, der Sohn

des Professors Frisch und der Schwager des Professors Eiselsberg just in das Alter gekommen sind, in dem die Jugend des Professorenkreises mit Assistentenposten versorgt zu werden pflegt.

Doch würden Professoreninzucht und die Unzulänglichkeit etwa der Hälfte aller Verweser von medizinischen Lehrkanzeln nicht ausreichen, um das große Erbe der Wiener medizinischen Heroengeneration zu zerstören, wenn es die Unterrichtsverwaltung nicht, seitdem Herr v. Hartel zuerst als Sektionschef und bald als Minister über die Angelegenheiten der Universität entschied, darauf angelegt hätte, die Wiener Universität herabzudrücken, aus der Pflanzschule der Wissenschaft eine Brutstätte für brauchbare praktische Ärzte, richterliche und Verwaltungsbeamte und Mittelschulprofessoren zu machen. Die Denkschrift der philosophischen Fakultät hat im letzten Jahre die erschreckende Bilanz des Systems Hartel gezogen; und zweifellos gehört es zu diesem System — denn den Gedanken, sich an der Fakultät zu rächen, kann man dem Minister nicht zutrauen —, daß seither neues Denkschriftenmaterial geliefert ward. Die Auflassung einer Lehrkanzel für Philologie, die Eskamotage der philosophischen Lehrkanzel Mach's unter dem Vorwand, daß Boltzmann's Eignung zur naturphilosophischen Forschung sie überflüssig mache, endlich die Ernennung Fournier's zum ordentlichen Professor für allgemeine und neuere Geschichte — jenes Fournier, der auf Herrn v. Plener's Fürbitte schon unter dem Koalitionsministerium der Fakultät aufgenötigt werden sollte und von ihr abgelehnt wurde —, all das zeigt, daß man in Österreich planmäßig den wissenschaftlichen Charakter der Universitäten vernichten will. Und schlimmer noch als der philosophischen geht es dabei der medizinischen Fakultät. Hier ist von einem ernsten Widerstand gegen Herrn v. Hartel's Zerstörertätigkeit nichts zu merken. Und in der Mitte des medizinischen Professoren-

kollegiums übt der Hofrat Sigmund Exner, der als Studienreferent des Unterrichtsministeriums der Helfershelfer des Ministers ist, den größten Einfluß aus. Exner's Mitschuld am Verfall der medizinischen Studien in Österreich ist bereits gelegentlich der Studienreform in der ‚Fackel' dargetan worden. Aber die Schädlichkeit dieses Mannes vermag man nur dann ganz zu würdigen, wenn man seine Erfolge als Studienreferent kennt. Der Vorgang bei der Besetzung der Lehrkanzeln ist der folgende: Die Fakultät setzt eine — gewöhnlich dreigliedrige — Kommission ein, welche einen Ternovorschlag zu erstatten hat. Maßgebend ist in dieser Kommission fast immer das Votum des Fachkollegen, und weil infolgedessen wissenschaftliche Sonderrichtungen und persönliche Sympathien und Antipathien leicht die Besetzungsvorschläge der Fakultäten bestimmen können, ist es rätlich, daß ein hervorragender, weitblickender und unbefangener Gelehrter als Vertrauensmann des Ministeriums jene Vorschläge überprüfe und, wo es Not tut, das Interesse der Wissenschaft gegenüber den Interessen einzelner ihrer Vertreter zur Geltung bringe. Solches ist die Aufgabe des Studienreferenten; und zu einer solchen Aufgabe ist heute bei uns ein Mann von der Artung des Hofrats Sigmund Exner berufen. Kann es ein Zufall sein, daß seit seiner Bestallung als Studienreferent die vorher stagnierende Fakultät unaufhaltsam dem Abgrund zutreibt? Die Blütezeit der Wiener medizinischen Fakultät war die Zeit, in der Rokitansky das Amt des Studienreferenten verwaltete; Rokitansky's wissenschaftlichem Geist und seinem allem Protektionswesen unzugänglichen Sinn hatte die Wiener Hochschule der Medizin die Berufung der Männer zu verdanken, die ihren Ruhm ausmachen. An Rokitansky's Stelle kam der Anatom Langer, und mit den Berufungen der Besten in jedem Fach der Medizin war's vorbei; Nothnagel ist der einzige Gewinn, den die Wiener medizinische Fakultät in der

Ära Langer aufzuweisen hatte. Die Nieten waren zahlreich. Aber nicht einmal von Nieten darf gesprochen werden, seitdem Langer's Amt auf den Hofrat Sigmund Exner übergegangen ist. Nullen zu berufen, ist unter ihm zum System geworden. Nicht mehr durch wissenschaftliche Leistungen verdient man sich den Anspruch auf eine Wiener medizinische Lehrkanzel, sondern man d i e n t sich, in einer bureaukratisch geregelten Karriere, zu einer Lehrkanzel in Wien hinauf. Vom Wiener Assistentenposten, den Gunst vergibt, führt der Weg an die Universität Innsbruck, von Innsbruck wird man turnusmäßig nach Graz, von Graz, je nach der Zahl der Dienstjahre und je nach dem rascheren oder langsameren Absterben der Vordermänner, entweder zuerst nach Prag oder unmittelbar nach Wien befördert. Eine oder die andere dieser Karrierestufen wird bisweilen durch die Berufung an eine deutsche Provinzuniversität — bei den Chirurgen durch die Berufung nach Utrecht — ersetzt. Und daran muß die Wiener medizinische Fakultät zugrunde gehen. Alle Institute, die man ihr heute zwar noch nicht baut, aber doch schon verspricht, werden das Schicksal nicht abwenden, das ihr ein Bureaukratentum bereitet, dem nichts am Herzen liegt, als daß es dem Familiennachwuchs nicht an Beförderung fehle. Die Beförderung der Professoren ist der schlimmste Feind der Förderung der Wissenschaft.

†

* * *

Daß das Scheusal Dippold ins Irrenhaus und das Bankiersehepaar Koch ins Zuchthaus hätte kommen sollen, ist die Meinung aller guten Demokraten in deutschen Landen. Das Gericht hat nur einen schuldigen Teil gefunden, das öffentliche Urteil fand den zweiten, und die Wiener ‚Arbeiter-Zeitung' sogar noch einen dritten: das Instrument, mit dem Heinz Koch gemartert wurde, ruft

sie, trägt Schuld an seinen Leiden; der Stock muß fort aus der Schule. Dann wird es keine Kindermißhandlungen mehr geben, wie es ja auch, seitdem der Stock aus den Kasernen verschwand, bekanntlich keine Soldatenmißhandlungen mehr gibt... Psychologen haben den Prozeß Dippold nicht geführt, und nach dem Urteil fehlt dem Psychologen das Material zur Beurteilung. Ein Sadist? Wahrscheinlich. Oder vielleicht auch nicht. Zweifellos übrigens gibt es einen erworbenen Sadismus: nicht die Prügelsucht verleitet da zum Prügeln, sondern das Prügeln erzeugt die Prügelsucht. Sicherlich hat Dippold zuletzt aus Wollust den unglücklichen Knaben gemartert. Aber nicht die Lust an der Züchtigung, sondern der Glaube an ihren pädagogischen Wert hatte ihn anfangs zum Stock greifen lassen. Oder wären Schläge niemals ein in gutem Glauben angewandtes Erziehungsmittel, sondern stets eine Mißhandlung? »Moderne« Menschen sind davon überzeugt; und mißhandeln doch, um sie abzuhärten, schwächliche Kinder tagtäglich mit kaltem Wasser nicht weniger arg als durch Schläge. Von Dippold zu einem modernen Erzieher gebracht, hätte Heinz Koch leicht der Segnungen des kalten Wassers teilhaftig werden können, das ja vielen als probates Mittel gegen die geheime Knabensünde gilt; Kälte, Baarfußlaufen im Schnee hatte auch Dippold verordnet. Heinz Koch war geistig wenig entwickelt, war von einer Erziehungsanstalt, deren Leiter im Prozeß seinen guten Willen lobte, entlassen worden, weil er nicht »mitkommen« konnte. Der Schluß auf »geheime Knabensünden« als Ursache zögernden geistigen Wachstums ist Eltern und Erziehern in unseren Tagen gleich geläufig. Und auch die blödsinnige Angst vor den Wirkungen der geheimen Knabensünde ist ihnen gemein. Dippold fand seine Vermutung bestätigt, oder glaubte sie bestätigt zu finden, und begegnete bei den Eltern keinem Zweifel: Unser Kind geistig schwach? Unmöglich! Aber das erklärt alles. Und so muß »das« bekämpft werden. Wie, ist Herrn Dippolds Sache; die Eltern maßen sich kein eigenes Urteil an. Nicht, weil sie sich nicht die Mühe nähmen, sich ein eigenes Urteil zu

bilden, sondern weil sie sich resigniert das Verständnis absprechen, das sie einem Dippold, dem gelernten Pädagogen, ohneweiters zumuten. Nichts hat seit Pestalozzis Zeiten so viel Kinderelend hervorgerufen wie der Elternglaube an eine lehrbare und erlernbare Wissenschaft und Kunst der Pädagogik. Herr Dippold braucht nur die Gabe zu besitzen, mit der oberflächlichsten, schablonenhaften Psychologie pädagogische Theorien aufzustellen und sie mit Beredsamkeit vorzutragen, und nicht nur das Bankiersgattenpaar hält ihn für einen pädagogischen Wundertäter, sondern auch der Schwager seiner Zöglinge, ja der Arzt, der den Eltern aus Drosendorf Bericht erstatten sollte, sind durch die Suggestivkraft des prügelnden Kinderfreunds entwaffnet. So wird Heinz Koch das Opfer eines Fanatikers der Pädagogik, der zum Sadisten entartet. Aber Herr und Frau Koch haben ihr Kind nicht vernachlässigt. Sie liebten es und glaubten bloß, was jedermann im Kulturstaat von heute glaubt, daß man nicht mit Liebe, aber mit Pädagogik erziehen könne. Daß jedoch jeder »Pädagoge« ein kleiner Dippold ist, werden auch nach dem Prozeß gegen einen Morderzieher die Wenigsten begreifen.

*

Eine ketzerische Überzeugung: Um ein guter Lehrer zu werden, muß man den Lehrstoff, nicht das Lehren verstehen. Nicht der gute Lehrer Albert, sondern der gute Chirurg Billroth hat gute Schüler. In Deutschland und Deutsch-Österreich sind nur die hohen Schulen, die Universitäten, gute Schulen. Weil es an ihnen noch immer mehr Gelehrte als Lehrer gibt. Weil es keine Universitätspädagogik gibt. Die wichtigste Volksschul- und Gymnasialreform ist die Abschaffung der Volksschul- und Gymnasialpädagogik.

J. F.

* *
*

Der Kampf um die Straße.

Eine Rückschau.

Nach einem siebenjährigen Krieg im Gemeinderate haben knapp vor den Ferien unsere Fortschrittskämpfer die Waffen ge-

streckt. Es war das Ende eines Kampfes um die Straße, deren Plan und Untergrund seinerzeit von den Liberalen an den Kapitalismus ausgeliefert worden war. Allerdings hatte man sich dabei das wichtige Vorrecht gesichert, jene Straßen zu waschen und zu kehren, die von den anderen industriell ausgenützt wurden. Darum war's nicht die kleinste Entdeckung der Reaktionäre, als sie erkannten, wie vorteilhaft es eigentlich für die Stadt wäre, die Straßen als Energieverteiler im Eigenbetrieb auszunützen und sie den Schienen-, Röhren- und Kabelspekulanten zu entziehen. Das gesunde Prinzip: Was kommuniziert, soll kommunal sein! wurde als Parteiprogramm aufgestellt und vom Fortschritt alsogleich heftig bekämpft. Die Stern und Zifferer konnten doch nicht zugeben, daß die Antiliberalen ein Stück der besten Verwaltungskunst reichsdeutscher Städte nach Wien verpflanzten und damit die dringende technische Modernisierung der Residenz durchführten, ohne die Kommunalabgaben zu erhöhen! Die »vergrabenen Millionen«, deren Schuldscheine sich selbst verzinsten, erhöhte Tramwaykreuzer, die sich schmerzloser abzahlten als erhöhte Hauszinskreuzer, waren den Partisanen der ‚Neuen Freien Presse' sehr unbequem. Diese Wohltäter hätten viel lieber statt der Ausbeutung der Straße die Ausbeutung des Steuerträgers herbeigewünscht; denn ein Wien mit erleichterten Taschen wäre auch leichter »wiederzuerobern« gewesen! . . . Aber Dr. Lueger erbleicht nicht so rasch bis an die Weste, da er doch in allen Gassen zu Hause ist. Und als er gar im siebenten Kriegsjahr die Mobilisierung von Feuerspritzen gegen die unbotmäßigen Elektrizitätsgesellschaften ankündigte, war sein Sieg endgiltig entschieden; denn eine Tat, die zugleich ein Gaudium ist, kann in Wien ihre populäre Wirkung niemals verfehlen. Unter dem Eindruck dieses »Schlagers« war die ohnedies gelähmte Opposition zur Waffenstreckung reif . . .

Und so erlebte man ein unerwartetes Schauspiel! . . . Obgleich allerlei Omina — wie Gasbudget, Wassergas, Defizit der Elektrizitätswerke — mit Sicherheit den Ausbruch eines Rathausskandals voraussehen ließen und eine Jury von gespannt lauschenden Reportern bereits vollzählig zur Verurteilung versammelt war, kam's doch zu dem erwarteten Lärmspiel nicht. Ein Mann der Opposition erklärte sogar, wie durchaus selbstverständlich das Defizit der Elektrizitätswerke sei, da es ja das Ergebnis

des ersten Betriebsjahres ist. Herr Zifferer, der Mann mit dem Koks, fehlte, und die Gallerie konnte nicht erkennen, ob er schon beurlaubt war oder bloß in einer Ecke sittsam schwieg. Und als Dr. Nechansky mit einer resignierten Träne im Tonfall der Stimme bekannte, »daß die Reden der Opposition, wie es scheint, doch nicht in der Bevölkerung den entsprechenden Widerhall gefunden haben«, war dieses Geständnis der Niederlage weit würdiger als die Komik, mit der der Redner bis dahin vergeblich auf ein Echo gewartet hatte, das ihm aus einer entfremdeten Bevölkerung entgegentönen sollte. Und wie eine Selbstverhöhnung der Partei hörten sich schließlich die Worte des naiv-liberalen Schlechter an, als er der Majorität und der ‚Fackel' bestätigte, daß die von der ‚Neuen Freien Presse' erfundenen »antisemitischen Gasuhren« gar nicht existieren, sondern daß heute das Gas tatsächlich besser und die Zahlung kleiner sei als ehemals unter der englischen Verwaltung . . .

Die fortschrittlichen Blätter glitten natürlich über die unverhoffte Ergebung der Liberalen so lautlos wie möglich hinweg und fanden auch keine Worte der Stellungnahme gegenüber der Erweiterung des Gaswerkes. Nur die ‚Zeit' meinte, wie deutlich die Notwendigkeit einer Wassergasanlage zeige, daß unser Gaswerk schon derzeit »für die alten elf Bezirke zu klein« sei, obschon es auch »für die ehemaligen Vororte ausreichen sollte«. . . . . Das Gaswerk ist zwar nicht »für die Vororte«, sondern für den Jahreskonsum von 100 Millionen Kubikmetern Gas gebaut, aber wir danken es der ‚Zeit' und wissen durch sie jetzt mindestens zuverlässig, daß nicht zuviele Millionen unnütz vergraben wurden, sondern just soviele, als erforderlich waren. Jene Begeisterten, die seinerzeit, strahlende Lampions in den Händen, den Bürgermeister als den erleuchteten Gasmeister Wiens hochleben ließen, können also ihre Ovation wiederholen und ihn nun auch als den vorsichtigen Kommunalsparmeister anjubeln . . . Doch wann hätte man aus dem Fortschrittsgelände ein sachliches und darum richtiges Urteil in diesem Kampf um die Straße gehört! Hätte Herr Zifferer nicht besser getan, statt falsche Koksrechnungen aufzustellen, die Machthaber im Rathaus zu fragen, weshalb sie ganz unrationell die Koksaufbereitung im Gaswerk durch den Handbetrieb durchführen ließen? Warum hat dieser Spezialist nicht gefragt, weshalb

man erst jetzt die Maschinen für den Abtransport der Koks aus dem Ofenhause baut und erst im nächsten Jahre die Aufbereitung der Koks im Freien maschinell in Angriff nehmen wird? Warum haben sich die Anwälte des Fortschritts nicht gegen die teuere Unterleitung der Straßenbahnen ausgesprochen? Warum haben die Anhänger der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht gefragt, weshalb das Gaswerk ursprünglich vier Direktoren: den Verwaltungsdirektor, den Betriebsdirektor, den Gaswerksdirektor und den Rechnungsdirektor gebraucht hat? Und wenn die Reaktionäre indessen schon die Direktorenzahl um einen Kopf verringert haben in der Erkenntnis, daß drei Hofräte einen Betrieb viel weniger verwirren als vier, warum hat die Opposition nicht gefragt, weshalb an der Spitze dieses technischen Betriebes nicht der Techniker, sondern der Verwaltungsbeamte steht, da doch in allen übrigen technischen Betrieben der Kommune, so dem elektrischen, das moderne Prinzip, den Ingenieur als Leiter zu bestellen, durchgeführt worden ist! . . . Statt aber durch diese und ähnliche Fragen dem öffentlichen Interesse nützlich zu werden, haben unsere Fortschrittsmänner Gasexplosionen, Finanzkrach, Niedergang des Fremdenverkehrs geweissagt, hunderte Petarden in dem langen siebenjährigen Krieg nutzlos verpufft und der Bevölkerung ihre Urteilsunfähigkeit so klar bewiesen, daß die Wähler ihnen fast alle Mandate entzogen haben. Wäre die Opposition fähig gewesen, fortschrittlich zu sein, so hätte sie auf die allervollkommenste Ausgestaltung der technischen Werke dringen müssen. So aber hat der Majorität immer das Geschrei von den »vergrabenen Millionen« in den Ohren gegellt, und da haben denn die Laien aufgepaßt, gespart und gezwackt am unrechten Ort, zum Nachteil der Sache. Der Ingenieur ist aber in solchen Fällen ohnedies schon der berufenste Anwalt des Steuerträgers. Die Zeiten sind vorbei, da der Techniker noch ein orientalischer Phantast war und sinnlose Pyramidenkolosse türmte. Heute ist er, wenn auch nicht frei von Fehl und Irrtum, ein kühler rechnender Denker geworden, dessen wissenschaftliches Ziel und technisches Ideal es ist, die Befriedigung eines Bedürfnisses mit dem Minimum an Kraft- und Geldaufwand herbeizuführen. Der beste technische Erfolg ist auch der wirtschaftlich beste, die größte Zahl von Millionen für Gas- und Elektrizitäts-

werke ist zugleich auch die kleinste, mit der der Zweck hat erreicht werden können. Und verwirrt und behindert wird die Arbeit des Technikers immer nur durch den Lärm der Politik, durch diejenigen, die da meinen, der Techniker bedürfe noch des Gängelbandes. Berufspolitiker, Juristen, Bureaukraten und Schmöcke, kurz die Garnitur jener, die alles verstehen, fühlen sich berufen, auch über technische Fragen zu urteilen, sie streichen dem Ingenieur sogar die Kolbenstange, damit die Maschine billiger und schlecht werde. Dieses altersmorsche Prinzip, das so manchen Stadtverwaltungen nur zu sehr in den Gliedern liegt, hätte hier der Fortschritt bekämpfen müssen, aber es geschah das Gegenteil: Den höchsten technisch-ökonomischen Effekt erwartete man von unzureichenden Mitteln, indem man den Ankauf — der »Gasruinen« empfahl . . .

Gottlob ist aber die Ausgestaltung von technischen Werken ganz unabhängig von den Ansichten missvergnügter oder verständnisloser Gemeinderäte, denn derlei Produktionsentwicklungen sind durch technische und ökonomische Gesetze genau vorgezeichnet. Eines dieser Gesetze, ebenso unerbittlich wie unerfreulich, zeigt, daß die heutige Kohlengasproduktion sich in einem absteigenden Aste der Ertragsfähigkeit bewegt, daß somit die Anpassung an die neueste und vollkommenste Produktionsart ein Gebot der unabweislichen Pflicht wird. Der Gasreferent Dr. Mayreder hat schon wiederholt mit Nachdruck betont, wie die Abgabe von Gas zu Heiz-, Koch- und Kraftzwecken niemals billiger erfolgen werde als heute, weil der Verkaufspreis des Gases bereits den Gestehungskosten gleichkommt, somit nur mehr das zu Beleuchtungszwecken verkaufte Gas der Kommune einen Gewinn abwirft. Entgegen dem Bedürfnis der Bevölkerung und in einer Zeit, in der die Technik bestrebt ist, die rauchlose Feuerung durch Gas zu bewirken, und sich anschickt, die Dampfmaschine durch den Gasmotor zu ersetzen, kann dennoch in Wien die Abgabe von Heiz- und Kraftgas nicht forciert werden, weil dadurch der Reingewinn des Gaswerkes relativ zum Sinken käme. Das hieße aber allen »Neuen Freien Gastechnikern« zu einem all zu billigen Triumph der Schadenfreude verhelfen! So sinnreich sind eben in Wien Technik, Wirtschaftlichkeit und Politik verschlungen! . . .

Der fürsorgende Betriebsdirektor Dr. Kapaun, der weiter zu

sehen verpflichtet war als Gemeinderäte sehen können, wußte wie unabweislich das Heiz- und Kraftgasbedürfnis an die Rathaustore pochen wird und wie in Zukunft auch die Vororte versorgt werden müssen. Und da hat er denn — unter Politikern muß man politisch sein — dem Gemeinderat eine Wassergasanlage zunächst als eine temporäre Helferin für die Zeit der winterlichen Gasnot plausibel gemacht. In Wirklichkeit wird aber der vorsichtige Techniker mit dieser Anlage feststellen, ob und in welchem Ausmaße das Wassergas für eine dauernde Anwendung in Wien geeignet ist. Somit bereitet sich ein Systemwechsel in der Gasproduktion Wiens vor, eine Tatsache, die von der ‚Zeit' und den anderen Blättern selbstverständlich nicht erkannt werden konnte.... Wird auch dieser Fortschritt vom konfusen Freisinn behindert und der Kampf um die Straße fortgesetzt werden? Von jenen Besonnenen, die sich der erbosten Nebenregierung der ‚Neuen Freien Presse' willenlos unterordnen und als Feldherrn ohne Legionen Städte wiedererobern wollen, ist auch zu erwarten, daß sie den siebenjährigen Krieg fortsetzen werden. Die Jahrbücher der Weltgeschichte verzeichnen zunächst aber einen Possenkrieg ohne Kampf, den die belustigten Wiener von anno 1779 den »Zwetschkenrummel« genannt haben.

Professor Victor Loos.



Otto Weininger.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie einem Freund des verstorbenen Dr. Otto Weininger, eine Unrichtigkeit zu korrigieren, die verschiedene Zeitungen über dessen Tod abgedruckt haben. Die Angabe, Weininger habe sich in einem Zustand geistiger Verwirrung getötet, ist, wie alle jene wissen, die ihm näher standen, falsch. Er muß sich seit längerer Zeit mit dem Gedanken des Selbst-

mordes getragen haben; dies geht objektiv daraus hervor, daß er schon im Sommer sein Testament verfaßt und deponiert hat, und subjektiv daraus, daß dieser Fall von mehreren seiner Freunde (wenn auch nicht gerade für jetzt, so doch überhaupt) vorausgeahnt war. Eine plötzlich eingetretene Geistesstörung ist wegen der Vorbereitungen zum Selbstmord ausgeschlossen; es kann denen, die ihn genau kannten, kein Zufall erscheinen, daß er ein Zimmer im Sterbehause Beethovens bezog, um sich zu erschießen; ich selbst habe noch am Tage seines Todes mit ihm gesprochen und fand seine sonstige Geistesklarheit nicht im geringsten getrübt, sein Benehmen kaum verändert. Es liegen überdies zureichende Daten vor, welche die Motive seines Selbstmordes als vollkommen eigenartige, ja in gewissem Sinne als in der modernen Welt noch nicht dagewesene erscheinen lassen. Diese Behauptung ist jedoch vorläufig nicht zu beweisen.

Es muß wichtig erscheinen, die Hypothese der Geistesstörung zurückzuweisen, weil es Leute gibt, die eine bis zu Ende festgehaltene logische Konsequenz, wie sie aus dem (in diesem Jahr erschienenen) Buche Weininger's »Geschlecht und Charakter« spricht, von »Krankhaftigkeit« und »Nervosität« nicht zu scheiden wissen und so auf einfache und bewährte Weise darum herumkommen. In diesem Buche persönliche Ansichten ohne Halt sehen, hieße aber sich selbst die Fähigkeit folgerichtigen Urteilens absprechen. Wer immer logisches Bedürfnis empfindet, wird sich mit diesem unerhört originellen und kühnen Werke von Grund aus auseinandersetzen müssen; und wohl dem, der aus dieser Zersetzung mit heiler Haut davonkommt. Da sich schon jetzt eine Autorität wie die Strindberg's im gleichen Sinn ausgesprochen hat, will ich mein Werturteil nicht zurückhalten: es gibt wenige Bücher der letzten Jahrzehnte von solcher Bedeutsamkeit. Auf jeder der 460 Seiten stehen neue und tiefe Gedanken, das Wesen der Liebe ist zum erstenmal ergründet, die Frage der Frauen-Emanzipation (theoretisch-philosophisch und nicht sozial-ökonomisch) definitiv gelöst, eine neue Basis für die wissenschaftliche Psychologie geschaffen.

Die Universitäts-Fakultäten (philosophischer und medizinischer Klasse) allerdings werden diesem Buch gegenüber schweigen. Denn was kann wohl ein Biologe taugen, der über Ethik und Logik schreibt und sogar den alten Platon hochschätzt — oder ein

Psychologe, der die Beobachtung des Lebens der Registrierung sphygmographischer und plethysmographischer Kurven vorzieht?

Unserer Zeit aber, die im seichten Strandwasser des Positivismus behaglich plätschert, wäre eine große und herbe Weltanschauung, wie sie das Buch Weininger's zu regenerieren versucht, sehr zu wünschen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Wien, 9. Oktober 1903. Emil Lucka.

Strindberg's Urteil, auf das sich die voranstehende Zuschrift bezieht, ist in einem Briefe an Strindberg's Übersetzer Emil Schering enthalten, den dieser jetzt im ‚Berliner Tageblatt' veröffentlicht hat. Er ist vom 21. Juli datiert und lautet: »Dr. Otto Weininger in Wien hat mir ‚Geschlecht und Charakter' gesandt; ein furchtbares Buch, das aber wahrscheinlich das schwerste von allen Problemen gelöst hat. Er zitiert ‚Gläubiger', aber er müßte ‚Vater' und ‚Fräulein Julie' kennen. Wollen Sie ihm die senden? Ich buchstabierte, aber er setzte zusammen. Voilà un homme!« Und aus dem Nachlaß Otto Weininger's wird mir ein Handschreiben Strindberg's zur Verfügung gestellt, das, vielleicht als Antwort auf eine bescheidene Widmung, den folgenden Wortlaut hat:

Herr Doktor,

Schließlich — das Frauenproblem gelöst zu sehen ist mir eine Erlösung und so — nehmen Sie meine Verehrung und meinen Dank!

August Strindberg.

Stockholm, 1. Juli 1903.

Adressat verstorben. Er hat dem Totschweigen das Praevenire gespielt und seinem vierundzwanzigjährigen Leben freiwillig ein Ende gemacht. Otto Weininger's Landsleute aber erfuhren dies aus den Notizen einer Unfallskorrespondenz, die etwa zwischen »Brandwunden erlitten« und »Unter die Schutzvorrichtung geraten« unter dem Titel »Selbstmorde« oder »Todesfälle« ihre Kollektivpietät bekundet. Im Ausland wird das Lebenswerk des Wieners in ausführlichen Nachrufen ernster Betrachtung gewürdigt; in Österreich war von größeren Zeitungen bloß die ‚Neue

Freie Presse‘ bemüht, den Fall aus dem Kehricht lokaler Ereignisse emporzuheben. Auf den Kehricht ihrer dreckigen Gesinnung! Ich setze einen Schäbigkeitspreis aus und frage als abgehärteter Forscher der Zeitungsseele, ob die Notiz, die am 6. Oktober unter dem Titel »Selbstmord eines Schriftstellers« in der ‚Neuen Freien Presse‘ erschien, überboten werden kann. Die Journaille als Hyäne. Die Leiche Weininger's war noch nicht verscharrt, als die ‚Neue Freie Presse‘ schrieb:

»Im heurigen Frühjahr hat er ein Buch unter dem Titel ‚Geschlecht und Charakter‘ erscheinen lassen und wollte sich auf Grund dieser Arbeit an der Wiener Universität als Privatdozent habilitieren. Bei der Einreichung dieser Habilitationsschrift berief er sich auf mehrere Wiener Professoren der Philosophie als seine Lehrer, doch sollen diese es abgelehnt haben, für diese Probe der Wissenschaftlichkeit des jungen Schriftstellers einzutreten«.

Lüge! Und die Richtigstellung, die ein dem Verstorbenen Nahestehender ihr sandte, hat die ‚Neue Freie Presse‘ unterschlagen. Es ist unwahr, daß Weininger auf Grund des Werkes sich habilitieren wollte; er hatte vorläufig überhaupt nicht die Absicht, Dozent zu werden, und »Geschlecht und Charakter« ist die Ausgestaltung seiner Doktor-Dissertation. Es ist unwahr, daß jene Professoren, auf die sich Weininger berief, sich weigerten, für diese Probe der Wissenschaftlichkeit einzutreten. Weininger hat sich auf keinen Professor berufen. Wohl aber haben sich die Herren Müllner und Jodl für Weininger's Werk warm interessiert, und der zuerst Genannte hat der Veröffentlichung von »Geschlecht und Charakter« wirksame Förderung angedeihen lassen. Der Dank für diese Unterstützung ist auf S. XI des Vorwortes ausdrücklich abgestattet. Die ‚Neue Freie Presse‘ war so heldenhaft, die Wahrheit über den wehrlosen Toten den sei es bewußt oder unbewußt irregeführten Lesern zu verschweigen. Aber ein anderer zwang sie, noch einmal Rede zu stehen, führte sie noch einmal vor das Grab, in das sie gespuckt hatte: Herr J. V. Widmann, der Leiter des ‚Berner Bund‘. Am 6. Oktober hatte es zum Schluß jener erbärmlichen Notiz geheißen:

»In sehr bezeichnender Weise ist das Buch im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 18. August d. J. von dem unseren Lesern wohlbekannten Schweizer Schriftsteller J. V. Widmann beurteilt worden, indem er einen Sonderling schilderte, der unter dem Einflusse der Lektüre des Weiningerischen Buches zum fanatischen Weiberhasser geworden ist, dabei aber an den in dem Buche gegebenen abschreckenden Schilderungen der Weibernatur sein lüsternes Behagen findet. Das Merkwürdigste an dem Buche war unstreitig, daß ein akademisch gebildeter junger Mann von 23 Jahren es geschrieben hatte und damit Privatdozent der Philosophie werden wollte.«

Allerdings, das Feuilleton war »sehr bezeichnend«. Aber nicht so sehr für Otto Weininger's Richtung als für die Keckheit, mit der in den Dienst eines Kommerzblattes gespannte Feuilletongeister sich an ernster Gedankenarbeit vergreifen und sie durch Betonung eines populären Nebenmoments für die Fassungskraft und das Heiterkeitsbedürfnis der Flachköpfe appretieren. Daß keiner der Ehrenmänner, die von den Redaktionsstühlen der ‚Neuen Freien Presse‘ Himmel und Hölle verteilen, »Geschlecht und Charakter« gelesen hat, davon bin ich noch heute überzeugt. Aber ich glaubte damals auch, Herr J. V. Widmann könne das Werk höchstens durchgeblättert haben; denn selbst ein Philister aus Neigung und Beruf müßte mehr darin finden, als die Gelegenheit zur Verspottung des Misogyns und die Anregung zu der trivialen Pointe, ihn durch den Anblick einer badenden Nymphe mit seiner Weltanschauung in Konflikt zu bringen. Herr J. V. Widmann war auf ein kläglich niedriges Niveau herabgestiegen, auf ein der ‚Neuen Freien Presse‘ adäquates, die seit jeher ein geheimnisvoller Instinkt zur Besudelung alles Eigenwüchsigen, Großen geführt hat. Diese Sippe fühlt besser als wir, wo im Kreise der geistig Wirkenden Originalität ausgebrochen ist, sie kündigt die Geburt eines Genius durch irgendeine vernehmliche Gemeinheit an, und man muß sie nur tadeln, wenn sie totschweigen möchte. Herr J. V. Widmann aber zeigte, daß er wenigstens in Bern einer Reue über Wiener Untaten fähig ist. Er las »Geschlecht und Charakter« und veröffentlichte in sechs Nummern des ‚Berner Bund‘ (11.—17. September)

eine Serie sachlicher Aufsätze über das Werk Otto Weininger's. Sie begann mit den Worten:

»Mit einem Feuilletonscherz wie mein ‚Philosoph in Champex' läßt sich die bei aller Ungeheuerlichkeit ihrer Hauptgedanken von Geist und Wissen strotzende prinzipielle Untersuchung ‚Geschlecht und Charakter' von Dr. Otto Weininger nicht abtun. Auch möchte ich dieses Buch viel weniger abtun als einigermaßen auftun, d. h. ihm verständige Leser werben, die den Ernst und die Idealität des konsequenten Denkers zu würdigen wissen, auch wenn sie sich dabei hundertmal zum Widerspruch herausgefordert fühlen.«

Die ‚Neue Freie Presse' aber, die als »das Merkwürdigste an dem Buche« fand, daß es »ein akademisch gebildeter junger Mann von 23 Jahren« geschrieben hatte, die augenzwinkernd durch den Hinweis auf Bildungsgrad und Jugend des Autors einen pornographischen Charakter des Werkes vermuten lassen wollte, hat von dem Reuebekenntnis ihres Feuilletonisten keine Notiz genommen. Bis er sie am 10. Oktober selbst dazu zwang:

»Bei Erwähnung des Selbstmordes des Dr. Otto Weininger erinnerten wir daran, daß der Schweizer Schriftsteller Herr J. V. Widmann vor einigen Monaten in der ‚Neuen Freien Presse' ein Feuilleton unter dem Titel ‚Der Philosoph in Champex' veröffentlicht hatte, worin er die Urteile über Frauen, die Dr. Weininger in seinem Buche ‚Geschlecht und Charakter' ausgesprochen, humoristisch charakterisierte. Außerdem hatte Herr Widmann auch den übrigen Inhalt des Weininger'schen Buches in mehreren Artikeln im Berner ‚Bund' besprochen. Auf Ansuchen des Herrn Widmann entnehmen wir nun einer Erklärung, die er im ‚Bund' veröffentlicht hat, folgende Stellen: ‚Ich gestatte mir die Bemerkung, daß ich in dem Feuilletonscherz (‚Der Philosoph in Champex') nur die offenbaren Übertreibungen und Überspanntheiten des Weininger'schen Buches zunächst aufs Korn nahm und mir vorbehielt, die besseren Partien des merkwürdigen Werkes in einer ernsthaften Studie hervorzuheben, was dann in der Artikelserie ‚Glossen' zum Glück noch rechtzeitig geschah, so daß Dr. Weininger selbst hierüber Zufriedenheit empfand. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Welt an dem jungen Philosophen einen hochbegabten Mann verloren hat, der, wenn ihm ein längeres Leben wäre beschieden gewesen, gewisse Exaltationen in seiner Auffassung des Daseins wohl würde überwunden und uns dann unanfechtbarere Arbeiten geschenkt haben, als es sein Buch ‚Geschlecht und Charakter' war. Man bedenke, daß ein Mann von

nur 23 Jahren dieses schon durch die enorme Belesenheit des Verfassers stupende Werk geschrieben hat.'«

Herr J. V. Widmann hat sich durch dies offene Schuldbekenntnis und durch dessen Einrückung in die ‚Neue Freie Presse' gereinigt, und so sei er von dem Verdacht befreit, daß er sein unbefangenes Urteil über ein und dasselbe Werk nach Meridianen und Breitegraden einrichte. Er hat anständiger gehandelt als die Herren von der wissenschaftlichen Clique, die sich nicht herabließen, die Ehre ihres toten Schülers, dessen Lebenswerk sie scheinbar förderten, gegen frechen Reporterunglimpf zu schützen und der ‚Neuen Freien Presse' auf's Lügenmaul zu schlagen. Im Banne der Allverfälscherin hatte er ein ernsthaftes Streben dem seichten Spott des Intelligenzpöbels ausgeliefert. Ist das noch derselbe Widmann, der in Bern seinen Nachruf mit den Worten schließt:

»Was nun Dr. Weininger's Selbstmord anbetrifft, so führe ich ihn nicht auf ‚nervöse Reizbarkeit und momentane Geistesstörung' zurück, sondern halte ihn für einen Willensakt, der mit seinem festen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und mit der in seinem Buche überall sich kundgebenden Sehnsucht nach einem von der Sinnenwelt abgelösten, reineren Dasein in innigem Zusammenhange steht. Es ist demnach ein echter Philosophentod, wie ihn die antike Welt kannte.« ...

* * *

Wien könnte jetzt wieder eine Musikstadt werden. Denn der Dumme hat Glück. Jahrelang hat hier ein mittelmäßiger Musiker drei Dirigentenstühle versitzen dürfen. Da gibt es endlich eine leidige Privataffaire — die doch außer ein paar ordinären Reporterseelen wahrhaftig niemanden etwas angeht—, und Herr Hellmesberger. hat aufgehört, eine musikalische Großmacht zu sein: Eine kunstsinnige Hofbehörde entdeckt mit einemmal, woran es der Hofkapelle fehlt, bereichert die Instrumentation kirchenmusikalischer Werke durch die Einführung der großen Moralpauke und setzt Herrn Hellmesberger ab; natürlich darf er auch in der Hofoper nicht länger dirigieren. Den Philharmonikern hat Herr Hellmes-

berger freiwillig den Taktstock zurückgegeben; und die guten Leute dachten auch nicht einen Augenblick an eine Höflichkeitswiederwahl, sondern bloß an den schmerzhaften Rückgang ihrer Konzerteinnahmen während der beiden letzten Jahre. Daß man mit Herrn Hellmesberger schlechte Geschäfte mache, hatte das philharmonische Orchester freilich schon vorher gewußt und ihm dennoch den Dirigentenplatz auch für die Saison 1903/04 eingeräumt. Glaubt man also jetzt wirklich, mit Gastdirigenten, oder meint man, mit der Moral bessere Geschäfte zu machen? . . . Gleichviel! Die Wiener Dummheit hat Glück, Herr Hellmesberger geht. Nur eine bange Frage will noch beantwortet werden: Wie kann man den Wienern die Unzulänglichkeit von Musikern beweisen, die über die Jahre der Liebesstreiche hinaus veraltet sind? Muß etwa Herr v. Perger wegen eines allen Sensationsreportern uninteressanten Privatlebens lebenslänglich Direktor des Konservatoriums bleiben?

+

* * *

»Einer unserer Redakteure hatte heute Gelegenheit . . .«

Mirbeau im ‚Extrablatt', 5. Oktober:

». . . Wenn ein Vergleich überhaupt gestattet sei, so könnte man Lechat den Napoleon des Geldes nennen. Sowie Napoleon I. ein Genie des Krieges gewesen, so ist Lechat ein Genie des Geldes, dessen geheime Kräfte er kennt und in Bewegung setzen will . . .«

Mirbeau in der ‚Neuen Freien Presse', 5. Oktober:

». . . Ich habe gehört, daß Kritiker ihn mit Napoleon verglichen haben, indem sie ihn einen Napoleon der Millionen nannten. Ich möchte Lechat nicht Unrecht tun. Ich halte nämlich Napoleon für einen dummen Kerl. Er war nur groß in der organisierten Plünderung. Aber seine Schlachten hätte er alle verloren, wenn ihm nicht das Glück beigesprungen wäre . . .«

* * *

Vernichtende Selbstkritik.

Zum Schlusse eines von übelstem Selbstlob riechenden Zirkulars der ‚Zeit' (Mitte September) heißt es wörtlich:

»,Die Zeit' hat durch ihre Existenz bewiesen, daß noch Platz ist in Österreich für ein ehrliches unabhängiges Tagblatt großen Stils«.

* * *

Die siebente Großmacht.

»Der Budapester Hausbesorgerverein spendete in seiner jüngsten Ausschußsitzung dem Journalisten - Pensionsinstitute 50 Kronen.«

(,Neues Pester Journal', 10. Oktober 1903).

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kriminalist. Der Kassationshof hat das Urteil, welches den Spion Bartmann der Erpressung schuldig sprach, aufgehoben. Er erkannte, daß die »gefährliche Bedrohung« des Generalstabs durch Bartmann »sich nicht als ein anderes, schwereres Verbrechen darstellt« denn als öffentliche Gewalttätigkeit im Sinne des § 76 des Strafgesetzes. So hätte er Bartmann vor das Geschwornengericht verweisen müssen. Mißtraute der Kassationshof gerade den Wiener Geschwornen, oder war er der Meinung, daß die Irregularität eines Spionageprozesses jegliche Rechtsbeugung entschuldige? Der Kassationshof entzog Bartmann seinen zuständigen Richtern, erkannte, daß die Merkmale des § 76 vorlägen, und fällte selbst nach diesem Paragraph das Urteil. Nicht um die Person des Bartmann, der seinem Schicksal vor Volksrichtern so wenig wir vor gelehrten Richtern entgehen konnte, handelt es sich, und auch nicht um die von der österreichischen Dreyfuspresse verschwiegene Erkenntnis, daß man in Österreich mit Spionen weit kürzeren und einen die Prinzipien des Rechtsverfahrens weit schlimmer verletzenden Prozeß macht als in Frankreich; aber viel gefährlicher als das irreguläre Verfahren der ersten Instanz im Falle Bartmann ist das Vorgehen des Kassationshofs, weil, was dort als singuläre Erscheinung hingenommen werden mochte, hier als Präjudiz ausgenützt zu werden droht. Daß ein Spion nicht ordentlich gerichtet werden kann, ist begreiflich; daß aber irgendwer von einem Gericht, das nicht aus seinen ordentlichen Richtern gebildet ist, gerichtet werden kann, ist unerträglich, weil Gleiches, wenn es einmal geduldet ward, jedem widerfahren mag, der nicht das Gesetz, wohl aber die von ihm gekränkten Handhaber der Gesetze zu scheuen hat. Jedem freien Mann muß vor dem Schicksal bangen, mit dem ihn das Urteil des Kassationshofs im Falle Bartmann bedroht; denn auch, wer bereit ist, Verfolgung zu leiden um der Gerechtigkeit willen, bäumt sich dagegen auf, Verfolgung zu leiden statt der Gerechtigkeit.

Untertan. Schmock ist nicht immer loyal. Als Wilhelm II. in Wien weilte und an der Seite unseres Kaisers einer Vorstellung der »Weißen Dame« in der Hofoper beiwohnte, will der Vertreter der ,Neuen Freien Presse' (19. September) das folgende Genrebild beobachtet haben:

»Kaiser Wilhelm folgte vom ersten Augenblick an mit gespannter Aufmerksamkeit der Vorstellung und warf in den Zwischenakten hie und da einen Blick in das Parkett. Manchesmal tauschten die Monarchen Bemerkungen aus. Bei den Worten des Pächters Dickson: ‚Wie wohl tut es, wenn man sein Weib unter dem Schutze eines Leutnants weiß,‘ flüsterte Kaiser Franz Josef seinem Gast einige Worte zu, worauf beide Monarchen herzlich lachten.« Ahnt der Dummkopf, daß er zwei Majestäten beleidigt hat, da er sie an der Treue sämtlicher Frauen und — schlimmer — an der Verläßlichkeit sämtlicher Leutnants zweifeln ließ? Dem führenden deutschliberalen Blatt Österreichs blieb es vorbehalten, das deutsch-österreichische Bündnis auf ein Einverständnis im Erfassen einer pikanten Situation zu reduzieren...

Bankier. Anfangs August dieses Jahres mußte die Welsbach-Kompagnie in London (der Auer'sche Gasglühlicht-Trust) ihr Kapital um 2,135.562 Pfund Sterling reduzieren. Es blieb ein Kapitalswert von 70.000 Pfund. Der Trust hat 1 Pfund-Shares ausgegeben, und der Verlust von mehr als 50 Millionen Kronen trifft eine Menge kleiner Leute. Die Wiener Presse hat über diesen Finanzskandal nichts zu sagen gewußt. Nicht einmal — oder vielmehr, besonders nicht — die ‚Zeit‘, die sich doch so leicht authentische Informationen verschaffen konnte. Der Freiherr Auer v. Welsbach und Herr Dr. Gallia hätten der ‚Zeit‘ sicherlich ebenso gern Informationen gegeben, wie sie ihr, dem Vernehmen nach, eine dritte Million geben.

Sprachforscher. Der Gerichtssaalbericht der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 9. Oktober meldet, daß ein Häuseragent »auf Grund eines Defizits von 17.000 Kronen« zu einer längeren Arreststrafe verurteilt wurde. Wie lang ist es her, daß die ‚Neue Freie Presse‘ sich entrüstete, weil die Bilanz der städtischen Gaswerke mit einem »Ausgabenüberschuß« anstatt mit einem Defizit abgeschlossen war? Wenn aber »Defizit« so viel wie Betrug oder schuldbare Krida bedeutet? Die Kommune Wien darf freilich von der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht erwarten, was diese einem schwindelhaften Agenten gewährt: ein Urteil mit Zubilligung mildernder Ausdrücke.

Höfling. In den ‚Mitteilungen der Kinder-Schutz- und Rettungs-Gesellschaft‘ (Nr. 2, 1. Oktober 1903) finden sich unter den »Vereinsnachrichten« die folgenden Stellen: »Der Verein hat mit Freuden die Gelegenheit wahrgenommen, bei seinem hochherzigen Gönner, Sr. Exzellenz dem Herrn Generaldirektor Emil Freiherrn von Chertek vorzusprechen, um für die Bewilligung dieser namhaften Subvention seinen ehrerbietigsten Dank abzustatten, mit diesem zugleich die tiefergebenste Bitte verbindend, denselben Allerhöchsten Orts gütigst unterbreiten zu wollen.« (Herr Chertek scheint wirklich zum Kaiserhaus zu gehören). Zu der Übernahme des Protektorates über den Verein durch den Erzherzog Leopold Salvator wird bemerkt: »Als diese hocherfreuliche Nachricht durch den Kammervorsteher, Herrn Major Alexander Schell, Freiherrn von Bauschlott, am 9. Juni d. J. eingelangt war, beeilte sich das Präsidium, im Wege der

Kammervorstehung dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog seinen tiefergebensten und ehrerbietigsten Dank zu unterbreiten, und fühlt sich der Verein glücklich, in den nächsten Monaten, sobald Seine k. u. k. Hoheit länger in Wien verweilen wird, durch das Vereinspräsidium vor Höchstdemselben den Ausdruck seiner aufrichtigsten und tiefergebensten Dankbarkeit erneuern zu dürfen. Das vom Vereine lange sehnsüchtig erstrebte Ziel, unter dem Protektorate eines Mitgliedes des allerhöchsten Kaiserhauses seine Vereinstätigkeit entfalten zu dürfen, ist nun erreicht. Freudigen Sinnes und opferwilligen Mutes wollen wir unserem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protektor Proben unseres Könnens darzubringen trachten, durchdrungen von der hohen Mission, welche wir zu erfüllen haben.« Zum Schluß: »Eine besonders liebenswürdige, freudige Überraschung war es für uns, als am 10. Mai l. J. Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin Hohenberg, in unsere Kanzlei telephonisch mitteilen ließ, daß die hohe Frau die Absicht habe, unseren Schützlingen eine größere Anzahl von Schinkenbrötchen unmittelbar von der Tafel zukommen zu lassen. Das rührend herablassende, menschenfreundliche Anerbieten wurde von uns, wie von den Kindern wie ein wirklich vom Himmel gefallenes Geschenk betrachtet. Unsere Pfleglinge des I. Heims, denen dasselbe zugute gekommen ist, fühlten sich im gleichen Grade beglückt wie erhoben, von der hohen fürstlichen Kinderfreundin so gnädig bedacht worden zu sein. Gestützt auf all die uns vom allerhöchsten Kaiserhause aus huldvollst gespendeten Gnadenbeweise können wir nur immer wieder aufs neue geloben, daß wir voll heiliger Begeisterung, erfüllt von der ernsten Aufgabe, den Ärmsten der Armen, den mißhandelten Kindern Schutz und Hilfe zu gewähren, unentwegt und unbekümmert aller Schwierigkeiten, Fährnisse und Mühen fortarbeiten wollen.« — Als verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift zeichnet der Staatsanwalt-Substitut Dr. Franz Huber.

Erfinder. Das Ärar verhandelt mit der Berliner Akkumulatoren-Gesellschaft wegen Aufstellung von Akkumulatoren in den ärarischen Gebäuden. Und unser »polnischer Edison« Jan Szczepanik, dessen berühmter Akkumulator um 1/3 leichter als die gegenwärtigen ist und noch dazu die 3—5 fache Energie bei geringerer und billigerer Ladung besitzt?... Die Tagesblätter bringen die Nachricht, daß ein gewisser Ernesto Benedetti in Mailand der Erfinder eines kugelsicheren und stichfesten Panzers ist, den er zuerst vor geladenen Gästen und dann öffentlich im Theatro Alessandro Manzoni vorgeführt hat. Und unser »polnischer Edison« Jan Szczepanik, dessen »aus einem 1/2—1 Kilo schweren eigentümlichen Seidengewebe gefertigter Panzer« im Mai 1902 selbst den Revolverkugeln der Wiener Presse standhielt?... Und dennoch — das Wort: nemo propheta... bewahrheitet sich hier nicht. Einen ungeahnten Erfolg hat Herr Szczepanik doch errungen. Im k. k. Schulbücherverlag ist ein für Bürgerschulen bestimmter »Grundriß der Naturlehre« von Jahne und Zeitelberger erschienen — Preis 2 K —, der

— das Konterfei des großen Erfinders so vieler Erfindungen bringt, auf daß sich wenigstens die kommende Generation das Gesicht des Mannes merke, dessen Namen die gegenwärtige so schwer aussprechen kann.

Habitué. Mit Unrecht haben die kritischen Federn die Unwirksamkeit des Mirbeau'schen Kolportage-Schundes »Geschäft ist Geschäft« dem hochbegabten Heine aufs Kerbholz geschrieben. Der Beweis, daß Herr Heine »kein Stück tragen« könne, ist noch nicht erbracht; denn Lechat ist keine »Hauptrolle«, sondern ein ermüdendes Sammelsurium von hundert Episoden, deren jede einzelne Herr Heine meistert, an deren Verbindung aber auch Mitterwurzer gescheitert wäre. Der vielberufene Mitterwurzer, mit dessen Glanz Herr Burckhard noch heute die eigene Erinnerung an seine Direktionsära schmückt und für dessen Tod er immerzu Herrn Schlenther verantwortlich macht. Ich betrachte die Vorstellung von »Geschäft ist Geschäft« als einen schauspielerischen Gewinn des neuen Burgtheaters. Gegen Heine, auf dessen Besitz es stolz sein kann, hat sie nichts bewiesen, aber neben vielem Guten eine Leistung gebracht, die in die Meistergallerie feinster Burgtheaterkunst einzureihen ist: Hartmann's, des schon in der »Roten Robe« zu neuem Leben Erweckten, Marquis v. Porcellet. Für die typische Vollendung dieses vornehmen Charakterbildes hatten die Wiener Rezensenten, die den Lechat-Kreisen näher stehen, kaum Verständnis. — Herr Mirbeau hat entweder gelogen, oder Herr Lothar, der ihn interviewte, versteht seine Sprache nicht: »Was bin ich nicht wegen meines Romanes ‚Le journal d'une femme de chambre' angegriffen worden! Man wollte ein pornographisches Buch darin sehen! Erst als Tolstoi erklärte, er kenne kein Buch, das reiner und lauterer sei, gab man mir Pardon.« Pardon, Tolstoi hat das Tagebuch der Kammerjungfer für ein pornographisches Machwerk erklärt, und Herr Mirbeau wollte offenbar dieser Reklame den Erfolg des bis dahin wenig beachteten Buches zuschreiben. — Die liberale Presse wütet gegen die Burgtheaternovität, weil sie um die Lechats besorgt ist, die antisemitische lobt entweder das Stück, weil Isidor Lechat so gut wie Isidor Katz (!) klingt, oder tadelt es, weil Herr Mirbeau ein Dreyfusard ist. Es gibt also noch eine Kunstkritik in Wien! — Wie geht's denn Herrn Hermann Bahr? . . . Er — schämt sich. Wie das? Ich bitte, das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom 4. Oktober nachzulesen. Dort heißt es wörtlich: »(Deutsches Volkstheater.) Ich habe mich gestern geschämt, daß ich einst im Volkstheater aufgeführt worden bin. Ein so grimmig abgrundschlechtes und infernalisch langweiliges Stück ist dieser ‚Tugendhof'. Mit Leo Leipziger fing es an, nun sind wir heuer hier angekommen, wie weit noch? . . . Und sonderbar, wie der Herr Weisse ist: Vor ‚Literatur' hat er eine Todesangst, weil solche Stücke, wie er es nennt, nicht ‚sicher' sind, sondern auch durchfallen können. Nun fällt ihm aber ein schlechtes Stück um das andere durch, jede Woche, und er schließt daraus nur, daß es offenbar immer noch nicht schlecht genug war. So schätzt er sein Publikum. Es wird ihm schon antworten. H. B.« Das klingt ja wie Drohung, wie eine offene Kriegserklärung? Und ich habe auf dem Altar der Freundschaft

des Herrn Bahr mit dem Deutschen Volkstheater 1800 Kronen opfern müssen! Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß Herr Bahr sich einst schämen werde, im Volkstheater aufgeführt worden zu sein, ich hätte ihn nie ob der Vereinigung zweier inkompatibler Ämter getadelt. Beim besten Willen könnte ich die direktorialen Fähigkeiten des Herrn Weisse heute noch nicht beurteilen; aber Herr Bahr macht ihn für alle elenden Stücke verantwortlich, die Herr Bukovics angenommen hat und die bei sonstigem Pönale aufgeführt werden müssen. Herr Bahr ist auf dem Holzer-Weg, wenn er glaubt, daß sich jeder Autor im Deutschen Volkstheater seinen Kontrakt abschwatzen läßt. Die Freundschaft mit Herrn Bukovics ist seit meinem Prozeß gelockert, aber ihn offen anzugreifen, würde sich Herr Bahr doch vorläufig noch »schämen«. An Herrn Weisse bindet ihn keine Rücksicht. Der hat vor »Literatur« eine Todesangst. Was versteht Herr Bahr unter Literatur? Seine Stücke »Krampus« und »Tschaperl« zum Beispiel? In Theaterkreisen wird erzählt, Herr Bahr habe das schon im Carltheater durchgefallene »Tschaperl« dem Deutschen Volkstheater um 1000 Gulden angeboten und, als ihm Herr Weisse 500 bot, es mit der Devise »Gehandelt wird nicht!« stolz zurückgezogen. Dann sei er hingegangen und habe — »sich geschämt« ... Ich glaube es nicht. Herr Bahr hat sich nie geschämt. Und hat auch nie die vorhin erwähnte Ursache zum Schämen gehabt. In Theaterkreisen wird so manches erzählt, und wenn's auch Herr Weisse zähneknirschend selbst erzählt haben soll, ich glaub's nicht. Wenn's schließlich wahr wäre, so wär's ein reelles Offert, zu dem jeder Theaterlieferant berechtigt ist, und ich werde mich hüten, seine Ablehnung mit dem nachträglichen kritischen Angriff in kausalen Zusammenhang zu bringen. Herr Bahr wurde einst im Deutschen Volkstheater **nicht** aufgeführt; er griff das Theater aus Überzeugung an. Später wurde Herr Bahr im Deutschen Volkstheater aufgeführt; aus Überzeugung lobte er das Theater. Jetzt wird Herr Bahr im Deutschen Volkstheater wieder nicht aufgeführt; es ist seine Überzeugung, daß das Theater — früher bessere Stücke gegeben hat. Mir ist es höchstens gestattet, auf die Mißdeutungen hinzuweisen, denen sich ein Kritiker aussetzen **könnte**, wenn er mit dem seiner Gunst und Ungunst überlieferten Theater jeweils in und außer Geschäftsverbindung steht, — und zwischen diesen Etappen von seiner eingestandenen Schamröte als einem freudigen Ereignis Notiz zu nehmen.

Badegast. Ja, warum ließen Sie sich's denn gefallen? Ich hätte mich weder von dem Direktor des Angiolinabades noch von dem Bezirkshauptmann Dr. v. Manussi, weder von dem Landesgerichtsrat Dr. Pericic noch von den Gendarmen und der Ortspolizei von Abbazia untersuchen lassen! Die Berechtigung solcher Leibesvisitation an 250 Badegästen könnte ich erst dann einsehen, sie hätte erst dann nichts für den einzelnen Verletzendes, wenn einmal die Probe gemacht wäre, ob auch im Fall eines Pretiosendiebstahls an einem bürgerlichen Badegast Gerichtskommission und Ortspolizei »sofort zur Stelle wären«, sämtliche Ein- und Ausgänge besetzten und die Untersuchung von 250 Menschen

— inklusive der anwesenden hohen Persönlichkeiten — vornähmen. Gegen den Verdacht, Pretiosen gestohlen zu haben, ist nämlich die Ehre der meisten Leute empfindlich, und der Eifer, mit dem die Abbazianer Behörden ihres Amtes walteten, ist vielleicht einer Auszeichnung, aber keines Lobes würdig. Recht albern waren übrigens die Zeitungsberichte. »Der hohe Gast pflegte seine Kabine immer offen zu lassen und seine Pretiosen auf das Spiegelbrett zu legen. Die Kabine liegt so zentral, daß man es nicht für möglich halten sollte, daß sich an dieselbe jemand Unberufener heranschleichen könnte, und dennoch geschah das Unglaubliche.« Ja, warum denn nicht? Warum soll in eine offene Kabine sich niemand einschleichen? Je zentraler sie liegt, umso weniger wird man an etwas Unrechtes denken. »Die Damen«, hieß es, »blieben von der Maßregel unbehelligt«. Das klang wie Anerkennung für die Galanterie der Behörden. Aber es verstand sich doch — wegen der getrennten Badeplätze des Angiolinabades — von selbst, daß eine Dame nicht in die Kabine des Erzherzogs Ludwig Victor geraten sein konnte. Und immer wieder wird hervorgehoben, daß »der Diebstahl ein Rätsel bleibe, da die Kabine an einem Zentralpunkt liegt, wo fortwährend Gäste verkehren«. Zu dumm! Heißt das nicht, dem Erzherzog Unvorsichtigkeit zum Vorwurf machen? Und wozu wird uns der dingfest gemachte Dieb in einem Telegramme der ‚Neuen Freien Presse' als ein Mann »von hoher, schlanker Statur« beschrieben? Uns genügt die Thatsache, daß man seiner habhaft wurde. Am geschmacklosesten ist es aber, wenn demokratische Blätter dem Erzherzog gleichsam zur Warnung die Tatsache ankreiden, daß er »in einer gewöhnlichen Kabine mit dem Publikum zu baden pflegte«. Dem Lakaiensinn mag es entsprechen, daß der hohe Herr seine auch im Wiener Zentralbad oft bewährte Leutseligkeit bereue. Aber demokratisch ist das nicht!

Anonymus. Die ‚Fackel' befaßt sich »zuviel mit eigenen Angelegenheiten«? Schon in der ersten wiedererschienenen Nummer, in der ein in Berlin spielender Beleidigungsprozeß des Herausgebers besprochen ist? Richtig. Aber gegen diesen Übelstand gibt's nur eine Abhilfe: man entzieht sich seiner Betrachtung und liest die ‚Fackel' nicht. Namenlose Rüpelbriefe werden ihren Herausgeber ja doch nicht bessern, ihm nur die Verachtung jenes Hasses, der seit Jahren Papier und Porto vergeudet, noch tiefer einimpfen. Aber, glauben Sie, mancher Prozeß, mit dessen Ausgang ich hätte prahlen können, ward in der ‚Fackel' so gut wie in der Tagespresse totgeschwiegen (z. B. die Verurteilung der ‚Breslauer Zeitung', die Verurteilung ihres Wiener Korrespondenten St-g, die Verurteilung illustrierter Wiener Revolverblätter etc.). »Eigene Angelegenheiten«? Ich könnte mit den strafrechtlichen und den steuerrechtlichen Erlebnissen der ‚Fackel' Bände typisierender, allgemeinste Schäden bloßlegender Schilderung füllen. Und erst mit der Menschenkenntnis, die aus zehntausend Briefen voll Undank und Feigheit gewonnen ist!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 143 6. Oktober): Schimpfen. — Exercitus Hungaricus. — Osterreichische Rechtsgüter. — Bitte nicht zu lesen! — Liebe Fackel! — Zwei Gedichte. Von Frank Wedekind. — Antworten des Herausgebers (Humanität gegen einen Staatsanwalt; Das elfte Gebot; Ein Mißklang; Harun al Raschid im Landesgericht; Wien ist billiger; Eine schwere Beleidigung des österreichischen Offizierscorps; W. W.). — Büchereinlauf. — Mitteilung des Verlages.

Nr. 145 Erschienen am 28. Oktober 1903 V. Jahr

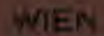
Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.



DIE FACKEL

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18	»	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 7.—
» » » »	18	»	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	»	»	» 4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 8.30
» »	18	»	» . .	» 4.20
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 8.30
» » » »	18	»	» . .	» 4.20
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 10.40
» » » » »	18	»	»	» 5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1362a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 145 WIEN, 28. OKTOBER 1903 V. JAHR

Ferienkurse und katholische Universitäten.

Von

Martin Spahn.*)

»Entendons-nous, monsieur«, me dit le digne homme, »parlons-nous politique ou parlons-nous élections?«
Bourget.

Ein Monat ist seit den Ferienkursen zu Salzburg vergangen. Die Zeitungsmusik zu ihrem Preise ist verklungen, und auch die Professoren Ehrhardt und Ziegler wechseln keine Erklärungen in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten' mehr. Hat es einen Zweck, an die Kurse nochmals zu erinnern? Weiß man doch nicht einmal, ob sie in Zukunft wieder zustande kommen werden. In jedem Falle waren sie und werden sie sein eines der modernen Lärm- und Betäubungsstücke, die zu veranstalten so leicht fällt, und deren Wirkung so wenig den alten echten Schwabenstreichen gleich ist. Der Gegner stürzt nicht, in zwei Teile gespalten, von seinem Rosse; die Propaganda für eine katholische Universität in Salzburg

*) Der Historiker Martin Spahn, an dessen Berufung nach Straßburg sich der Mommsen'sche Voraussetzungslosigkeits-Rummel geknüpft hat, ist vom Herausgeber der ‚Fackel' ersucht worden, die Frage der »katholischen Universität«, die in Salzburg entstehen soll, vom Standpunkt des katholischen deutschen Gelehrten zu behandeln, eines Katholiken, dem Houston Stewart Chamberlain in Nr. 87 der ‚Fackel' bezeugt hat, daß er »ein so stramm deutschgesinnter und so völlig unabhängiger Mann ist, daß die ultramontane Partei in Straßburg sofort gegen ihn demonstrierte«. Es ist meine Überzeugung, daß Chamberlain und Spahn gegen den Plan einer katholischen Universität mehr beweisen, als Salzburger Ferienkurse gegen ihn ausrichten werden.

Anm. d. Herausgeb.

wird nur neu entfacht. Aber der Zeitungsschmock kreischt auf in falschem Vergnügen und bramarbasiert mit Taten, die bloß sein Stamm für Taten halten sollte.

Schade um die Tendenz, die diese Kurse ins Leben rief! Denn es handelte sich in ihnen um eine an und für sich vortreffliche, vielleicht auch fortan zu fördernde Sache. Die Männer, die sich als Redner in diesem Jahre für sie einsetzten, waren fast ausnahmslos sympathisch, und einen darunter — Kurt Breysig — darf ich mit dankbarer Verehrung meinen Freund nennen. Aber nur Professoren können, ohne das geringste Bewußtsein einer Unehrlichkeit, Vorträge über die Freiheit der Wissenschaft in einer Versammlung halten, die, wenn irgend etwas, politischer und religiöser Parteigeist zusammengeschart hatte. Und nur sie erfreuen sich einer solchen Unbescholtenheit, daß sie beim Eintritt in den Dienst einer von der Börsenpresse und den deutschvölkischen Heilrufern entwürdigten Sache Wilhelm II. telegraphieren dürfen: hier in Salzburg habe sich eine Benediktiner-Universität, die Schöpfung der Salzburger Erzbischöfe, von den Stiftern der Rheinlande und des deutschen Südens beschickt, zur Höhe deutscher Wissenschaften emporgerungen! Als ich solche Dinge las, habe ich in den alten Bänden der ‚Fackel' Chamberlain's Aufsatz: ‚»Katholische« Universitäten' aufgeschlagen und mir von dem »Dilettanten« noch einmal wiederholen lassen, was er ernsthaftes, wohlüberlegtes und lebenswahres über derlei Dinge sagte — von der »Freiheit«, die beide meinen, die Klerikalen wie die Liberalen, und von der Wissenschaft, der toten, die ohne Voraussetzung zu sein glaubt und ohne ein Ziel vor den Augen sich abmüht. Es ist gut, mit dem »Dilettanten« sich zu unterhalten.

Doch bedeutet das nicht, daß ich in allem seiner Meinung bin. Der ausgezeichnete Verfasser der »Grundlagen des 19. Jahrhunderts« ist mir in hohem Grade

wert. Bei sehr verwandten Wünschen unserer Seele huldigt er einer ganz andern Weltanschauung als ich. Aus ihr heraus denkt er mit einer solchen Kraft und zeichnet dabei von seiner Welt so deutliche Bilder, daß ich, gewohnt in derselben Absicht und mit parallelen Schlußreihen zu arbeiten, seine Weltanschauung verstehen und mir zu Nutze machen kann — vollkommener wird der Gläubige einer Weltanschauung nie schaffen, als wenn es ihm gelingt, auch die Anhänger einer andern an der Frucht seines Denkens teilnehmen zu lassen. Nicht zu teilen vermag ich dagegen die Ansichten, die Chamberlain über den Katholizismus hat; auch in ihnen will er frei und großartig sein, aber das Material für seine Urteile muß er aus fremden Händen entgegennehmen — hier beobachtet und erfährt er nur, erlebt er nicht.

*

Worauf es für unsere zukünftige Entwicklung ankommt, ist meiner Anschauung nach der Schutz und die Stärkung des Germanentums in der besonderen Auswirkung, die es seit einem Jahrtausend im Abendlande erhalten hat. Die wesentlichste Voraussetzung dafür ist die Hut seiner Religiosität. Sie hat sich auf zweifachem Wege einen Ausdruck gesucht, durch die Eingliederung in die Kirche und im Protestantismus. Das katholische wie das protestantische Element des germanisch-mitteleuropäischen Religionslebens sind gleichberechtigt und gleich wertvoll für unsere Kultur; sie stehen auch keineswegs in unversöhnlichem Widerspruch zu einander, sind einander vielmehr unentbehrlich und ringen in ihrem letzten Ziel nach Wiedervereinigung und Wiederdurchdringung.

Es handelt sich nun darum, ob es gelingt, dem katholischen Faktor den notwendigen lebendigen Einfluß auf die Kulturentwicklung wieder zu verschaffen und doch dem vorzubeugen, daß er reaktionär und

romanisierend wirkt. Diese Frage scheint mir übrigens eine reine Kulturfrage, nicht eine den Glauben berührende zu sein. Sie dreht sich um die Freiheit und das Maß des Einwirkens der Katholiken auf die zukünftige Entwicklung unserer Gesellschaft, nicht um Lehre und Organismus ihrer Religion selbst. Da faßt nun Chamberlain das Ding vermutlich am unrichtigen Ende an, wenn er die Unterscheidung »Römisch und Katholisch« in den Vordergrund schiebt. Er bezeichnet das Römertum als den Feind, das Katholische aber als unerläßlichen Faktor unseres Fortschritts. Sicherlich tut er damit dar, daß ihm das Wesen der römischen Leitung der Kirche fremd geblieben ist und daß er sich ebenso des untrennbaren Zusammenhangs von Katholisch und Römisch nicht gleichmäßig bewußt bleibt. Ein gewisser Gegensatz zwischen den beiden Elementen der Kirche besteht allerdings; es gehört Fanatismus dazu, um ihn zu leugnen. Auch führt er zu fortwährenden Reibungen. Aber die Verbindung beider ist darum nicht weniger nötig und natürlich. Beruht nicht auf ihrem Zusammenwirken die ganze historische Ausbildung und Ausbreitung des Christentums? Es gibt — historisch die Dinge gesehen — bei dem eminent weiblichen Charakter des Katholizismus, seiner Liebefähigkeit, seiner Hingabe, seinem Aufnahmegeschick und Anpassungsbedürfnis gar keine Erhaltungsmöglichkeit für ihn außer an der Hand Roms. In der Kirche sind beide eins geworden, eins lebt im andern. Aber so wenig wie sie sich je gegenseitig aufreiben werden, wird eins das andere je aufsaugen. Es gilt hier einen der historischen Vorgänge, die wir wohl am Werke sehen, aber nie genau bestimmen können. Zergliedern wir sie dennoch, bleiben nur Leichenteile in unseren Händen; versuchen wir das Wesentliche aus ihnen herauszuheben, so widerfährt es uns, auch wenn wir Harnacks oder Chamberlains sind, daß sie vor unseren Blicken sich verflüchtigen. Alles, was wir als Histo-

riker mit Fug behaupten können, dürfte sein, daß die Spannung zwischen Römisch und Katholisch in den letzten Jahrhunderten sich zu Ungunsten des letzteren ständig vergrößert hat: der Abfall in den germanischen Nationen, die staatskirchliche und gallikanische Bewegung in den romanischen, die Einengung Roms auf sein römisches Gebiet scheinen mir den Verlauf der Dinge genügend zu erklären. Die Schwäche der Kirche aber hat in dieser Entfernung des Römischen und Katholischen voneinander ihren Hauptgrund.

Dieser Schwäche nun verdanken zwei Faktoren den großen Gewinn an Macht, die in der Gegenwart für unsere gesamte Kulturentwicklung die bedrohlichsten sind, jedoch vielleicht nirgends so lärmend und zerstörend wirken wie innerhalb der Kirche. Ich hätte gewünscht, daß Chamberlain sie auch in der Würdigung der katholischen Verhältnisse vorangestellt hätte. Zunächst müssen wir uns doch immer fragen, ob Bildungen, denen wir einmal im sozialen Körper unserer Völker als lebenvernichtend begegnet sind, nicht auch die Schuld an den Zersetzungserscheinungen aller Teile dieses Körpers tragen. Mir ist kein Zweifel, daß tote Wissenschaftlichkeit und das ungeschichtliche, demagogische Treiben der Presse auch im Organismus der Kirche die Folgen gezeitigt haben, die dem Katholizismus die Fähigkeit und den Willen zur Mitarbeit an der Kultur geraubt haben oder sie wenigstens zurückdrängen.

Der abscheuliche Bund zwischen Gelehrtentum und verantwortlichkeitsloser Presse, zwischen Über- und Halbbildung besteht auch auf katholischem Boden.

Kettenschwer hängt an dem geistigen Leben der Katholiken eine vielhundertjährige, routiniert demonstrierende, unduldsame und herrschsüchtige Wissenschaft, die nahezu zur Gelehrsamkeit erstarrt ist. Die zwei Perioden der Ohnmacht des Papsttums in der avignonesischen und Konzilszeit, wie in der ersten

Hälfte des 19. Jahrhunderts, sodann das Versagen des germanischen Elements in der Kirche haben das meiste zum Aufkommen der Schultheologie beigetragen. Nun sitzt sie zwischen Rom und den Völkern wie ein Keil, den man zur Zeit wohl ein wenig hierhin oder dorthin klopfen, aber nicht herausschlagen kann. Man klage deshalb weder die Scholastik noch die Jesuiten an. Die Menge braucht solche Symbole und Personifikationen, vor denen sie sich graulen kann. Tatsächlich haben wir es nur mit der Unkraft und Verbohrtheit eines Professorentums zu tun, welches das älteste und bücherreichste Europas ist. Nicht Rom, weder der apostolische Stuhl, noch die Kurie, sondern diese befangene Schultheologie ist der eigentliche Träger des umfassenden und allgemeinen Klerikalisierungsprozesses, der das kirchliche Leben seit dem 16. Jahrhundert gutenteils ausfüllt und ihm das Gepräge gibt.

Begierige und unermüdliche Unterstützung erhielten die Geister der Gelehrsamkeit mit der Entwicklung der katholischen Presse. Sie war nicht von andrer Natur als alle Presse, die wir im Volke tätig finden, und auch ihre Wirkung ist dieselbe gewesen. Sie hat als unfehlbare Wissenschaft die gewagtesten Schultheoreme in die Menge getragen, sie hat Folgerungen von rein gelehrter Bedeutung als unbedingte Forderungen des öffentlichen Lebens aufgestellt, und sie hat mit dem ganzen Hasse der Halbbildung gegen jede andere Meinung die Massen verwildert und fanatisiert. Was bei den Theologen nur unbeabsichtigte Verblendung gegen alles außer ihrem System liegende war, ist bei der Presse bewußtes sich Abschließen geworden. Lag die Klerikalisierung des kirchlichen Lebens nur in der Konsequenz des Schuldenkens, so wird sie von der kirchlichen Presse mit allen Mitteln betrieben. Man muß das Leben des einzigen genialen, typischen kirchlichen Journalisten, Louis Veuillots, studieren und seine Gedanken an denen der kirch-

lichen Gelehrten messen, um sich über die ganze Tragweite des Einflusses klar zu werden, der der »Schule« durch die Presse zugewachsen ist.

Der Bann, der durch beide auf dem kirchlichen wie auf allem Leben liegt, muß gebrochen werden. Im Gegendrucke gegen ihn gipfeln alle Bestrebungen, die im protestantischen wie im katholischen Lager auf Freiheit und Fortschritt drängen. Denn auch in der Kirche sind sie mit Macht rege geworden. Durch weite Kreise des Katholizismus, überall wo er selbstständige, ursprüngliche Kraft zu entfalten vermag, also in Mitteleuropa sowie in Nordamerika, geht ein kräftiger Zug des Lebens und der Freude am Leben. Man will aus der Versimpelung heraus, aus der Enge, aus der Tatlosigkeit. Man verlangt nach einem Platz an der Sonne, um sich dehnen und arbeiten zu können. Es ist derselbe Wunsch nach Kraft und Leistungen, nach Fürsorge für gesunde, geschichtsmäßige Entwicklung unserer Kultur wie auf dem Boden der nichtkatholischen Gesellschaften. Niemand möge sich dadurch beirren lassen, daß der Kriegsruf katholischerseits im Augenblick ein »Hin zur Wissenschaft«, protestantischerseits ein »Los von der Wissenschaft« ist. Da liegen nur Übertreibungen vor, wie Tagesbedrängnisse sie all unserm Vorwärtsstreben mitteilen. In Wirklichkeit denkt der Protestant so wenig daran, die Forschung als Grundlage seiner Weltanschauung aufzugeben, wie es das Ziel der Katholiken ist, die Welt um eine katholische Auflage deutscher Professoren zu bereichern. Wenn sie trotzdem so tun, so haben die einen eben gespürt, daß ihnen das bebrillte Professorentum am meisten im Wege steht, und die anderen fühlen, daß die mißtrauische Bindung und Reglementierung des katholischen Denkens wie ein Alp auf ihrer Tätigkeit lastet. Die Grundmeinung ist bei beiden Teilen dieselbe: sie wollen sich die Freiheit zur Tat, die Freiheit für die Seele erkämpfen, sie wollen das Recht des persönlichen Erlebens und

des unabhängigen Wirkens, wie das Recht des Fortbauens an der Kultur auf den Grundlagen, nicht bloß auf einem einzelnen Eckstein des 19. Jahrhunderts haben.

Es liegt nichts Parteibildendes in dieser Gesinnung. Wo die katholische Bewegung der letzten Jahre dennoch Ansätze zu solcher gezeigt hat, wo etwa reformkatholische Konventikel entstanden, geschah es nur infolge unausrottbarer Gelehrtentapsigkeit — in Deutschland allein wurde solches Abweichen vom Wege bisher beobachtet. Ebensowenig kann jemand an revolutionäre Versuche denken. Nirgendwo scheint mir das Streben, die Vesten der von den Vätern ererbten Weltanschauung zu erhalten und zu stärken, reiner und gegründeter als in den Kreisen der Protestanten und Katholiken, die um die lebendige, d. h. geschichtsmäßige Weiterentwicklung unserer Kultur ringen. Das gilt auch für die religiöse Überzeugung. Jeder von ihnen steht besonders fest auf dem Boden der eigenen Religion, wie ehrlich er sich auch anzuerkennen bemüht, was die der anderen ebenfalls unseren Völkern zugebracht hat und ihnen geworden ist. Sollten die Absichten dieser Männer an Beifall gewinnen, so würden in Zukunft die beiden christlichen Religionen, die heute nebeneinander auf uns einwirken, zwar mit größerer Achtung, aber nicht mit vermindertem Selbstgefühl einander begegnen. Der nächste Erfolg würde sein, daß der Protestantismus wie der Katholizismus in sich selber grundsätzlich gestärkt würden. Erst eine spätere Folge könnte die Wiederverschmelzung der zwei religiösen Überzeugungen sein, die sich im tiefsten Wesen ergänzen und höchstens zwei verschiedene Seiten des christlichen Lebens darstellen.

*

Wo sollen nun die Katholiken, die an der gemeinsamen Kultur der abendländischen Völker mitarbeiten und dabei zugleich dem katholischen Element

den ihm gebührenden Einfluß verschaffen wollen, ihren Rückhalt finden? Denn was hilft die Einsicht der geistig Aufgeklärtesten, wenn die Völker den Reaktionären oder Revolutionären zum Opfer fallen? Das, woran doch zuletzt alles liegt, ist die Einwirkung auf den Strom des öffentlichen Lebens. Da bin ich durchaus der Meinung: Gewiß hat das Bewußtsein für uns im Vordergrund zu stehen, daß wir im letzten Grunde nicht bloß für die Wahrung der Güter unsrer eigenen Religion, sondern auch für die der Güter unsrer ganzen Kultur verantwortlich sind; wir bilden eine Einheit und haben Ein Ziel. Dennoch ist für die einzelnen Aufgaben und gemäß der Mannigfaltigkeit der das Ganze dieser Kultur bewirkenden Faktoren der Weg der Sonderorganisation innerhalb der großen Gemeinschaft unseres Kulturlebens gerechtfertigt, oft sogar das einzig Mögliche. Man verstehe wohl: verwerflich sind alle Kampforganisationen, es sei denn zur Notwehr, vollends alle Organisationen zum Abschluß und zur Aussonderung, erträglich sind aber und geradezu förderlich können sein Organisationen zur Pflege der Eigenart der einzelnen Faktoren unserer Kultur, zur Kräftigung ihrer Daseinsregungen und zur möglichst umfassenden Heranziehung ihrer Anhänger zu der einen großen gemeinsamen Arbeit. Will man ernstlich, daß jeder Faktor in unserer Kultur zur Geltung komme, so sehe ich nicht, wie man es ihm verwehren will, sich zur Wahrnehmung seiner Funktionen besondere Organe zu bilden.

Das aber einmal zugegeben, ist zu einer grundsätzlichen Verurteilung der katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts, deren sichtbarste Ergebnisse katholische Sonderorganisationen gewesen sind, kein Anlaß mehr, und man hat die Pflicht, sie auf ihre Absichten, ihre Führer, ihre gesamten Erfolge hin genau zu prüfen. Freilich erfordert es anhaltende Vertiefung, diese so ungemein komplizierte Bewegung eines Jahrhunderts des Übergangs zu entwirren. Mit

dem einen Schlagworte »Ultramontanismus« läßt sie sich keinesfalls abtun. Denn sie ist an inneren Gegensätzen so reich wie die nichtkatholische Entwicklung derselben Spanne Zeit, und sie wirkt bloß auf den Außenstehenden als eine wuchtige Einheit — nicht anders als sich dem nicht historisch gebildeten Katholiken das Bild der andersseitigen Entwicklung auch als geschlossen und von einem einzigen Prinzip getragen darstellt. Dazu betont man hüben wie drüben ein falsches Prinzip.

Nur soviel läßt sich an der gewöhnlichen Vorstellung von dieser Bewegung nicht bezweifeln, daß das Reaktionäre überall in der katholischen Bewegung seit der Revolution durchdringt, vielfach die Leitung an sich reißt und fast allem seine Marke aufgedrückt hat. Dafür haben Presse und Schultheologie gesorgt. Sieht man aber tiefer in das Getriebe hinein, so sieht man hinter der Erscheinungen Flucht wesentlich andere, kulturfreundliche Kräfte als maßgebend tätig. Sie haben es nicht leicht. Die katholischen Völker und die katholischen Volksbruchteile sind seit 2 bis 3 Jahrhunderten in kultureller Hinsicht erschlafft, weil sie durch Staatszwang oder Theologenlehre, jetzt auch durch die Gewalt der Presse von dem Leben ihrer Zeit ferngehalten werden. So ist ihnen die Schwungkraft verloren gegangen. Sie vegetieren nur, ohne ihren Anteil an den materiellen Eroberungen des Jahrhunderts zu beanspruchen, ohne ihren Anteil an den geistigen Kämpfen zu nehmen. Flaches Steppen- oder Moorland, in dem die wenigen Gipfel, die daraus hervorragen, isoliert stehen, zu keinem Gebirge wachsen. Unsere Kultur ist heutzutage protestantische Kultur. Es fehlt ihr nicht an ganz beträchtlichen katholischen Mitarbeitern, wie an Nachwirkungen der mittelalterlichen Kultur. Aber die dienen ihr nur, bestimmen sie nicht. Und doch steckt in den katholischen Massen eine reiche schlummernde Kraft. Ihre Erweckung und ihre Einspannung zur Mitarbeit an der allgemeinen Kultur

ist im Interesse der Erhaltung der Grundlagen unserer Entwicklung durchaus geboten. Der katholische Faktor unseres europäischen Lebens muß auch in unserer Kultur wieder zur Geltung gebracht, zugleich aber sein innig verwandtschaftliches Verhältnis zu ihr erneuert werden; nur dadurch wird ein Einheitsgefühl in unserer Gesellschaft erzeugt werden, das uns eine Bürgschaft für die Zukunft zu geben vermag.

Hier nun hat die katholische Bewegung meiner Überzeugung nach — gleichviel, ob bewußt oder unbewußt — in einer Weise vorgearbeitet, daß ein unmittelbares Anknüpfen an sie mir sehr wohl möglich erscheint. Trotz all ihres Ultramontanismus sind durch sie die katholischen Völker Rom gegenüber wieder rege geworden. In ihnen lebt aber das eigentlich katholische Element der Kirche. Im 19. Jahrhundert ist es nun aufs neue erstarkt und wieder in engere Beziehung zu dem römischen getreten. Wohl hat es dabei zunächst von dem gefestigteren und kräftiger vertretenen römischen Element den heftigeren Einfluß erfahren, jetzt stellt sich bereits das Gleichgewicht her: Darauf aber beruht die Hoffnung, daß diese beiden Elemente zusammen der Schultheologie und Presse Herr werden können. Das innere Leben der Kirche ist also im Wachsen begriffen.

Der Anstoß dazu ist vor hundert Jahren vorzüglich von Laien ausgegangen. Laien sind auch die Hauptleiter und Hauptmitarbeiter der Bewegung geblieben, die Geistlichkeit hat im allgemeinen nur mit in Reih und Glied gestanden. Dadurch wird allmählich die Wiederentklerikalisierung der Kirche ermöglicht. Der Leser weiß, was ich damit meine. Es ist nicht im geringsten an der Hierarchie gerüttelt worden, die Achtung vor dem katholischen Priestertum ist so groß unter den Katholiken wie je, in der Kirche maßt sich kein Laie — von der Presse abgesehen — eine befehlende oder auch nur richtungweisende Stellung an. Aber dem sich-Zurückziehen des Katho-

lizismus aus der Welt, der feindlichen Denkweise gegen sie, der Verweigerung aller Kulturarbeit ist systematisch ein Ende gemacht worden. Alle katholischen Organisationen des 19. Jahrhunderts sind, von wo sie auch immer ihren Ursprung hatten, nur in dem Maße zu Einfluß gelangt, als sie in diesem Sinne gewirkt haben: wollten sie sich behaupten und etwas erreichen, so mußten sie sich ausbilden und fühlen nicht sowohl als Regimenter der Kirche gegen die Kultur wie als Glieder des einen Körpers unserer Kultur und unseres öffentlichen Lebens, in dem sie nichts als eine besondere Pflicht wahrzunehmen haben.

Nichts, was unter diesem Gesichtspunkt so interessant ist, wie die Geschichte der katholischen Parteien in den Parlamenten und der Selbstverwaltung. Sie haben sich alle zu Volksparteien entwickelt und lassen ihre Presse, zum Teil auch ihre Mitglieder für die Arbeiter und Bauern mit demagogischen Mitteln arbeiten. Das deutsche Zentrum hat in einem Teil der süddeutschen Kleinstaaten mehrere seiner Hauptstützpunkte, wo die gesamten Parteiverhältnisse zerrüttet und verroht sind, wo alles politische Leben unter der Kleinlichkeit der Dinge leidet und wo man eben deshalb wie in Bayern aus dem Konfessionszank nicht mehr herauskommt oder wo man wie in Baden durch »jungliberale« Unterströmungen immer wieder in ihn hineingerissen wird. Ganz ähnlich stocken die verwandten Parteibildungen in Österreich durch ihre eigene Kleinheit und den allgemeinen Druck der Lage, in Italien aber durch das direkte päpstliche Verbot der Mitarbeit am Staate. Unter solchen Verhältnissen entstehen dann jene trübseligen, tragikomischen Zustände, die Fogazzaro in seiner »Kleinwelt unserer Zeit« so gutmütig scharf gezeichnet hat. In Frankreich verhindern schon historische Nachwirkungen die Vereinigung der Katholiken zu einer Partei. Zudem ist Montalembert gleich bei dem ersten Anlauf zu ihr unter die Füße der ultramontanen

Presse geraten. Vor allem aber bestehen hier noch immer so innige Beziehungen zwischen Staat, Nation und Kirche, daß bisher nichts im öffentlichen Leben auf eine besondere katholische Parlamentsgruppe drängte. Ganz anders liegen die Dinge im deutschen Reichstag, wo trotz dem Höhnen der Presse bedeutende gesetzgeberische Pflichten zu erfüllen sind, wo das politische Leben der Nation pulsiert und konfessionelle Fragen selten eine Rolle spielen. Hier wird durch das Zentrum positive und selbstlose Arbeit geleistet, und von hier aus die katholische Bevölkerung zum Verständnis staatlicher Aufgaben, zu einer staatlichen Denkweise erzogen, woran es ihr bislang fehlte. Man hat sich hier rückhaltlos auf den Boden des Staates und der Nation gestellt und sucht auf ihm die eigenen katholischen Anschauungen zu vertreten. Nur Mißverstand, politischer Haß oder der Leichtsinn, mit dem Wahlaufrufe die Agitation anstacheln, kann das noch bestreiten. Ich erinnere mich, daß 1896, als Nationalliberale und Zentrum in harter Arbeit das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich durch das Parlament brachten, Rudolf von Bennigsen einem Mitgliede des Zentrums erklärte: »Wir haben uns nicht gekannt«.

Es entspricht durchaus der natürlichen Anlage des Katholizismus, daß sich überall in seiner politischen Aktion bald eine Neigung zur Sozialpolitik geltend macht. In den weniger entwickelten Parteien ist sie sogar übermächtig geworden, zersprengt die Organisation und wirkt auf einen großen Teil ihrer Anhängerschaft sozialistisch. In Deutschland mit seiner vorgeschritteneren und gefestigten Organisation hat man für die soziale Propaganda ein eigenes Organ im »Volksverein für das katholische Deutschland« geschaffen, so daß er neben der Fraktion und um so besser für sie arbeitet. Im Augenblick verdient dieser Volksverein die höchste Aufmerksamkeit. Vielleicht wird durch ihn mittelst der Frage der christlichen

oder konfessionellen Gewerkschaften ein gut Teil der Entscheidung darüber herbeigeführt werden, ob in der Organisation der deutschen Katholiken der ultramontane Gedanke, der Gedanke der Abschließung von der übrigen Nation, oder der des Anschlusses des gemeinsamen Arbeitens mit den anderen die Oberhand gewinnen wird. Es mag wohl sein, daß durch die Macht der sozialen und wirtschaftlichen Tatsachen, wie durch das überlegene Talent und die überlegene Reinheit der Gesinnung bei den Männern des Volksvereins der Sieg bei diesem bleiben wird. Wie aber auch der Ausgang sei, der Trieb, entklerikalisierend, d. h. auf den Anschluß der Katholiken an das große Ganze der Kultur zu wirken, wird sich auch fortan in jeder katholischen Organisation regen, je reifer sie wird und je tiefer sie Wurzel faßt.

Wo es ausgeschlossen ist, daß dieser Trieb erwacht, wie z. B. auf dem Gebiet der Literatur und Kunst, wo Organisation notwendig zum Abschluß führt, ist immer alsbald Verkümmerung und Siechtum eingetreten.

Und nun darf ich diesen Erwägungen vielleicht die Schlußwendung geben: wie ist es mit einer Organisation der katholischen Wissenschaftspfleger? Würde sie lebensfähig sein oder müßte sie an ihrer freiwilligen Vereinigung zu Grunde gehen? Müßte sie den Abschluß oder den Anschluß fördern? Eine Antwort ist leicht zu finden. Wenn uns in irgend etwas eine konfessionelle Organisation zuwider ist, so auf dem Gebiet der Wissenschaft. Würde es sich — wie in den letzten Jahren so vielfach behauptet worden ist — bei wissenschaftlicher Arbeit um reine Wahrheitsforschung und Wahrheitsuntersuchung handeln, so wäre die Sache auch rasch entschieden: die Forderung einer katholischen Universität wäre sinnlos. Aber wir Deutsche sind gewohnt, bei dem wissenschaftlichen Unterricht das Moment der Bildung nicht zu vergessen. Und eben dies läßt mich stutzen.

Wenn einen in Deutschland das Gefühl immer wieder überkommt, daß wir trotz aller Fortschritte der Katholiken in der Teilnahme am öffentlichen Leben keine Sicherheit für den nächsten Tag auch nur gegen die Presse haben, wenn der Mangel an historischer und politischer Bildung gar langsam behoben wird und darüber die tüchtigsten Elemente der Bewegung fern bleiben, so überlegt man unwillkürlich, daß dieser Bewegung vielleicht ein Organ zu wünschen wäre, dessen Mitglieder in reinem Idealismus, in warmherziger, mitteilsamer Begeisterung, in vorbehaltlos geradem Denken wie in wahrer Frömmigkeit die grundsätzliche Vermittlung zwischen dem katholischen Bevölkerungsbestandteil und der Kultur der Nation übernehmen würden. Das könnte nur eine — nach deutschem Muster, mit deutscher Freiheit und deutschem Staatssinn eingerichtete — Universität sein. Sie würde sich der Presse als hohe Schule, der Schultheologie als Stätte systematischer Wissenschaftspflege entgegenstellen lassen. Von ihr könnte in Deutschland ein wirkliches katholisches Geistesleben ausgehen; denn auch dieses muß hier — mitten in den protestantischen Landen — nahezu aus dem Nichts noch geschaffen werden. Vielleicht würde sich dann, was heute in den politischen Parteien und sozialen Organisationen an Stimmungen und Wünschen zu Gunsten unserer Kultureinheit, der Anerkennung der gemeinsamen geschichtlichen Grundlagen rege ist, in festes Erkenntnisgut verwandeln lassen. Dieser Gedanke verstärkt sich noch, wenn man nach Frankreich hinüber blickt. Das katholische Frankreich hat ein selbständiges, kühnes Geistesleben, das sich von der Tradition nicht fesseln läßt, wenn es sie auch achtet. Bei uns haben vor zwei bis drei Menschenaltern ein paar ausgezeichnete Philosophen und Theologen den Kantianismus für die katholische Weltanschauung zu gewinnen gesucht; isoliert, wie sie blieben, standen sie mutlos von dem Unternehmen

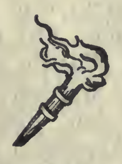
ab. Frankreich nimmt heute von allen Seiten aus das Ringen auf und läßt sich nicht einschüchtern. Eine Erscheinung wie Loisys L'Évangile et L'Église wäre in Deutschland so wenig zu denken wie die Möglichkeit, daß Brunetière oder ein Mignot ihre Wirksamkeit ungestört entfalteten oder auch nur unter Beifall beginnen würden. Aber diese Männer finden drüben keinen Widerhall: das katholische Frankreich wird entweder klerikaler und klerikaler oder es läßt sich entkatholisieren — beides Ereignisse, die die abendländische Kultur empfindlich spüren wird. Auch hier fehlt vielleicht das vermittelnde Organ, die deutsche Universität.

Aber ich brauche es nicht eigens zu bemerken — ich zeichne ein Traum-, bestenfalls ein Zukunftsbild. So wie die Dinge liegen, ist eine solche Universität nicht zu errichten. Deutsche und französische Männer der Wissenschaft haben sich im letzten Vierteljahrhundert darüber täuschen lassen und ihre Kraft hergeliehen, zu Freiburg in der Schweiz und in Frankreich katholische Universitäten zum Leben zu bringen. Sie haben es mit bitterem Seelenschmerz bezahlen müssen. Auf ihrem eigensten Gebiet läßt sich die Schultheologie denn doch noch keinen organisierten Wettbewerb gefallen, und sie findet dabei die Unterstützung der Bischöfe, die bei ihrer Freundschaft für katholische Universitäten fast immer nur Knabeninternate im Auge haben (man vergleiche darüber die interessanten Nachrichten in der Ketteler-Biographie des Jesuiten Pfülf). Der Wandel kann nur herbeigeführt werden durch die politischen und sozialen, durch die übrigen laiischen Organisationen und durch die Weitsicht Roms. Die politischen und sozialen Parteien werden, wenn nicht die ultramontane Presse und die Schultheologie unter dem Griff der Zeit von selbst zusammenbrechen, gezwungen werden, sich über ihre Stellung zu Kultur und Kirche klarere Rechnung zu geben. Die Ver-

wandtschaft, die zwischen der Entklerikalisierungsbewegung auf politischem, sozialem und geistigem Gebiet besteht, wird sich in der Not der Tageskämpfe instinktiv zur Geltung bringen. Das könnte der Bildung einer katholischen »Universität« im wahren Sinne des Wortes förderlich werden. Ob sie aber wirklich wünschenswert ist, darüber kann erst die geschichtliche Weiterentwicklung Auskunft geben.

Unterdessen lasse man die Österreicher ihre katholische Hochschule vorbereiten. Gelingt es ihnen, die Mittel zu sammeln, so wird die Hochschule doch an sich selber, an ihrer eigenen Enge, Fesselung und Unfruchtbarkeit zugrunde gehen. Das Schicksal der bisherigen katholischen Universitäten wird sich vermutlich auch an ihr erfüllen. Das allein kann darüber aufregen, daß wie in Freiburg schließlich einige Slaven den Vorteil aus der Gründung ziehen werden. Dieser Schaden aber wird durch die Einsicht in deutschen katholischen Kreisen ausgeglichen werden, daß man in eine Sackgasse eingetreten war. Höchstens »Ferienkurse« könnten es fertig bringen, daß sich alles, was katholisch denkt, solcher Einsicht in Empörung über die Gesinnung der Agitatoren und der Preßjuden verschließt.

Straßburg, Mitte Oktober.



Maria Theresia.

Die Perversität modernen Theatergenusses wird seit langem von Sensationen befriedigt, die neben der reinen Bühnenwirkung ihren Ursprung haben. Die Pflege der Geschäftsdramatik wäre an sich noch

natürlich, da sie das Schauspielerische zur obersten Rücksicht macht, und Herrn Franz v. Schönthans »Maria Theresia« vermag nur das ewig gekränkte Gewissen der Literaturwächter zu beunruhigen. Wenn dem alten Baumeister zuliebe »Renaissance« im Burgtheater aufgeführt wird, so ist's ein geringerer Kunstfrevel, als wenn dereinst ein Stümper den Falstaff spielen sollte. Mich hat der Versuch, ein Stück Weltgeschichte vom deutschen Schwankniveau zu betrachten und Maria Theresientaler in Tantièmenwährung umzumünzen, nicht aufgeregt. Es gibt ja gewiß keine lästigere Sorte von Bühnendichtern, als die uns die historischen Gestalten »menschlich näherzubringen« bemüht sind. Herrn Bahr's Napoleon »siegt« nach einer Eifersuchtsszene mit Josephine, Herrn Heinrich Lee's Kant tritt mit der Schlafmütze auf, und Schönthan's Maria Theresia »busselt« ihren Lothringer ab. Und die Menschlichkeiten eines Volkstheaterpremièrenpublikums können einem vollends den Respekt vor so hoher Geschichtsauffassung austreiben. Dabei wird die Wahl schwer, ob jene schlimmer sind, welche die später im Gindely verzeichneten Heroentaten aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb der Heroen ableiten, oder, die sich tendenzlos und anekdotisch begnügen, die Könige in Unterhosen zu zeigen. Wie dem immer sei, der bourgeoise Theaterpöbel hört es gern, wenn ihm auf dramatisch versichert wird, daß es einen Ort gibt, wohin »auch der Kaiser zu Fuß geht«. Warum sollten solche Bedürfnisse nicht kapitalisiert werden? Traurig ist nur, daß sich dann Kritiker finden, die elf Feuilletonspalten schmieren, den Autor literarisch, seinen Stoff historisch messen. Die Pflege der Geschäftsdramatik, sagte ich, wäre an sich nicht unnatürlich. Aber die Perversität theatralischen Genießens ist längst bei anderen Reizungen angelangt. Und hier muß der Protest, nicht des Literaturrezensenten, aber des Gesellschaftskritikers ansetzen.

Diesmal hat Frau Schratt, der schauspielerische Urtypus primitiver Gesundheit, das Raffinement besorgt. Umso peinlicher wirkt die neueste Sensation. Als im letzten Sommer die Nachricht lanciert wurde, zwischen Koerber und Khuen habe sich auch Herr Weisse nach Ischl begeben, um mit Frau Schratt wegen eines Gastspiels in einer »Die Kaiserin« betitelten Komödie des Herrn v. Schönthan zu unterhandeln, mußte man staunend abwarten, zu welchem Gipfel der Geschmacklosigkeit sich der jede Gefühlsregung tötende Theaterhandel versteigen werde. Dies wertvolle Stück Privatleben könne, so hoffte man, eine in gesellschaftlichen Höhen lebende, durch erlauchten Verkehr geadelte Künstlerin der Kulissensensation nicht opfern, allem Spieldrang zum Trotz nicht eine Spekulation auf die widerlichste Anzüglichkeit unterstützen, nicht die schlechteste Gelegenheit ergreifen, um vor einem nach Klatsch, nicht nach Kunst geilen Publikum die leeren Kassen eines Geschäftstheaters füllen zu helfen. Alldeutscher Büberei war es bisher vorbehalten, die Gunst, die eine Hofschauspielerin dem kaiserlichen Familienkreise verband, die Freundschaft, die sie zur Begleiterin Elisabeths von Österreich erkor, in den Bereich garstiger Erörterungen zu ziehen. Das Unglaubliche geschah. Frau Schratt griff nach der Rolle, auf deren Feingehalt an beziehungsreicher Landesmütterlichkeit die Theatermacher ihre Hoffnungen bauten, und ließ bloß den Titel ändern... Die Sensation verlief programmgemäß. Die in und außerhalb der Volkstheaterkasse etablierte Agiotage feierte Orgien, die gewiß nicht im Kunstwert Schönthan'schen Schaffens und in der schauspielerischen Anziehungskraft der Frau Schratt begründet sind. Frecher Reklameeifer, der noch ein Übriges tun zu müssen glaubte, ließ verkünden, der Kaiser werde der Première beiwohnen, und alle Sorge der Patrioten war von Ungarn auf das Deutsche Volkstheater, dessen Schick-

sale freilich dieselben Kreise beeinflussen, abgelenkt. Welch eine Première! Was Wien an Schäbigkeit der Gesinnung und Noblesse der Erscheinung, an Glanz und Schwindel aufzuweisen hat, war erschienen, um dem seltenen Spektakel beizuwohnen, und die Zeitungen verliehen dem Abend eine besondere Weihe, indem sie ausnahmsweise auch die Zuschauer aufzählten und Individuen, deren Anwesenheit schon bei gewöhnlichen Premièren unangenehm auffällt, besonders hervorhoben. Die Garderobe der Frau Schratt war natürlich »in einen Blumenhain verwandelt«, und die Polizei stellte, hieß es, zwei Detektivs bei, die auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters allabendlich Dienst haben werden: k. k. Cherubims, die den Schmuck der Künstlerin bewachen, Juwelen, so kostbar, daß die bloße Imitation, mit der sich die Wiener beinahe hätten begnügen müssen, ein Vermögen gekostet hätte . . . Ziemt solcher Unfug dem Wesen der bescheidenen und liebenswürdigen Frau? Schlechte Ratgeber waren es, die sie zur Duldung eines Rummels bewogen haben, der nicht geräuschvoller hätte ausfallen können, wenn die Prinzessin Chimay dem Barnum in die Hände gefallen wäre. Und wie wenn man die Beleidigung einer Persönlichkeit, die mit vornehmeren Mitteln zu wirken gewohnt war, selbst empfände, sucht man sie durch eine Überschätzung ihrer schauspielerischen Gaben zu entschädigen. Nun, Frau Schratt füllt ihren künstlerischen Platz aus, weil sie einen, wenngleich weder Geist noch Sinne sonderlich aufregenden, Typus österreichischer Weiblichkeit verkörpert. Aber sie mit Girardi in einem Atem zu nennen, ist Vermessenheit, und im Wiener Soubrettenfach hat es vor ihr temperamentvollere Vertreterinnen der »Mudelsauberkeit« gegeben...

In den Tagen der Verbürgerlichung, da man das goldene Vlies vom goldenen Kalb zu beziehen beginnt, ließen sich Ereignisse wie die Aufführung der »Maria Theresia« und die Einsperrung des Reichs-

freiherrn v. Lerchenfeld aus desselben Geistes Walten erklären. Nicht immer hätten die Hofkreise das Verschulden eines als Baron Gebornen, zum Baron Verdammten, der öffentlichen Kritik überantwortet, nicht immer den zur Selbsterhaltung gleich tausend glücklicheren Standesgenossen nicht Erzogenen der rächenden Gerechtigkeit ausgeliefert, nicht immer geduldet, daß einem zweijährigen Aufenthalt im Palais eines Erzherzogs achtzehn Monate in einem bürgerlichen Zuchthaus folgen. Im Namen seines kaiserlichen Taufpaten wird das grausame Urteil über einen armen Teufel gesprochen, der, wenn er wirklich ein gefährlicher Betrüger wäre, auf Grund seines Geburtsscheines Hunderttausende hätte stapeln können, anstatt im Verkehr mit Stiefelputzern seine fürstlichen Beziehungen zu kompromittieren. Aber auch die bürgerliche Justiz hat Parvenugewohnheiten angenommen; des adeligen Verbrechers, der in ihre Kreise tritt, will sie sich möglichst lang erfreuen dürfen... Ja, wenn die Hochgestellten so herablassend sind, im Gerichtssaal und im Theater ihre Familiengeschichten ausplaudern zu lassen! Sonst machte sich, wer in Österreich Philipp's II. oder der Infantin Clara Eugenia nicht respektvoll gedachte, der »Beleidigung eines verstorbenen Mitglieds des Kaiserhauses« schuldig. Jetzt darf vor grinsendem Premièrenvolke das Eheleben Maria Theresias enthüllt werden. Sollen wir wirklich die Wiedererweckung dynastischen Sinns dem Bemühen einer Theateragentur zu danken haben? Ist patriotisch endlich wieder Trumpf, weil der Volkstheaterkassier schon bedenklich den Kopf schüttelte?... »Maria Theresia« im Deutschen Volkstheater bedeutet vielleicht einen Wendepunkt. Am Ende bekommen wir eine spaniolische Hofetikette... Aber die Verbindung der Häuser Habsburg und Schapira hat wirklich ihre historische Parallele; ein Satz in den Geschichtsbüchern lautet: »Als Maria Theresia zur Regierung kam, standen die Kassen leer«...

* * *

Loyale Politiker in Österreich wissen ganz genau, was, wenn auch Tisza gescheitert ist, in Ungarn geschehen muß. Nicht mit Österreich wird sich Ungarn über die Armeefragen auseinanderzusetzen haben, nur mit der Krone; und die Krone ist glücklich in einen unheilbaren Konflikt mit den Magyaren getrieben worden. Darüber jubeln die braven liberalen Deutschösterreicher. Auch wir, verkünden sie, sind vor der bosnischen Okkupation mit dem Kaiser in Konflikt geraten. Und wir unterlagen: die deutsche und liberale Mehrheit im Parlament ward zertrümmert, es kam Taaffe, und Österreich wurde slavisch und föderalistisch regiert. Mögen jetzt Liberalismus und Magyarentum in Ungarn die Macht der Krone kennen lernen! So gut versteht man bei uns, aus der Geschichte zu lernen, und vergißt bloß, daß man, um gute Politik in Ungarn zu machen, nicht aus der österreichischen Geschichte zu lernen hat. Man vergißt, daß dem österreichischen Deutschtum die politische Hegemonie durch die Krone leicht entrissen werden konnte, weil es sie von der Krone erhalten hatte; daß im natürlichen Verlauf der Dinge die unpolitischeste Nation in Österreich, die deutsche, ihre Führerrolle an die beiden politisch begabtesten und geschultesten Nationen, Czechen und Polen, verlieren mußte; und daß der deutsche Liberalismus unten nicht Wurzel gefaßt hatte, als man ihn von oben ausriß. Aber das Magyarentum ist durch und durch liberal, und außerhalb des Magyarenstammes gibt es in Ungarn kein Quentchen politischer Begabung.

Die Einsichtslosigkeit der loyalen österreichischen Politiker, die einen Sieg der Krone über die Ungarn erwarten, ist nur durch die Dummheit der österreichischen Oppositionellen zu übertreffen, die sich über eine zu erwartende Niederlage der Krone freuen. Mögen die Magyaren, so rufen diese kühnen Geister, nur ihre Forderungen ertrotzen. Um so besser, wenn sie die selbständige ungarische Armee bekommen, dann brauchen wir nicht mehr mitzuzahlen. Und dabei begreift man nicht einmal, daß die Ungarn — die, die Unabhängigkeitspartei inbe-

griffen, ihre nationalen Rechte am gemeinsamen Heer aus der 1867er Gesetzgebung ableiten — bloß eine zur Hälfte ungarische und zu zwei Dritteln von Österreich bezahlte gemeinsame Armee haben, von der selbständigen ungarischen Armee aber durchaus nichts wissen wollen. Wenn der König von Ungarn die Forderungen des ungarischen Parlaments erfüllte, was würde geschehen? Es käme zu einem endlosen Streit zwischen den Quotendeputationen in Österreich und Ungarn, und weil Österreich standhaft dabei bliebe, dem Verhältnis der Rekrutenkontingente gemäß bloß 58 Prozent der Armeekosten zu zahlen, während Ungarn nicht minder standhaft eine Beitragsleistung von mehr als 34 Prozent verweigern würde, müßte Jahr für Jahr der Krone die Entscheidung über die Quote anheimfallen. Und es wäre ein Schauspiel für Liebhaber politischer Grotesken, wenn man dann die österreichischen Sozialdemokraten sich für das Recht des Königs von Ungarn ereifern sähe, die ungarische Quote trotz dem einstimmigen Widerspruch des ungarischen Reichstags zu erhöhen. †

* *
*

Es ist ein Irrwahn, daß die ‚Fackel' zu jedem Ereignis »Stellung nehmen« müsse. So z. B. interessiert sie der »Fall Müller-Guttenbrunn« im heutigen Stadium seiner Entwicklung nicht im Geringsten. Der Beweis, daß ein Theater ohne und gegen die Clique bestehen kann, ist noch nicht mißlungen; erwiesen ist bloß, daß ein »antisemitisches« Theater als künstlerische Mißgeburt parteipolitischen Schwachsinns verrecken muß. Und kein unbefangener Betrachter, kein Todfeind der Wiener Concordiabande weint ihm eine Träne nach. Aus dem Parteigeist geborne Institutionen — man denke an die dem liberalen Hochgedanken entsprungene Geschwornenjustiz — sind an sich lebensunfähig; im luftleeren Raum erdacht, gehen sie an den Einflüssen der sozialen Atmosphäre zugrunde. Was die Persönlichkeit des Herrn Müller-Guttenbrunn

anlangt, so glaube ich, daß sein Charakterbild zwar von der Parteien Haß und Gunst genügend verwirrt ist, aber gewiß nicht in der Geschichte schwanken wird. Ein sittlicher Heros scheint er wirklich nicht zu sein, wenngleich er nicht gerade unter dem Niveau seiner Ankläger und seiner Verteidiger steht. Die liberale Presse wird ihm sicherlich Unterschlupf gewähren, schon wegen der belastenden Anwürfe der antisemitischen, gegen die sich Herr Müller-Guttenbrunn nicht verteidigt. Ein Schimpf, der unwidersprochen blieb, hat in ihrem Auge immer rehabilitierende Wirkung gehabt . . .

Auch zu den Landtagsexzessen gegen die medizinische Wissenschaft hat die ‚Fackel‘ nicht viel Neues zu sagen. Gegen den Wahnwitz, die Vivisektion »überhaupt verbieten« zu wollen, behält ja sogar die ‚Neue Freie Presse‘ Recht. Daß die Herren Gregorig und Schneider nicht zu den ästhetisch anziehendsten Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens zählen, daß der Graf Kielmansegg der selbständigste Statthalter ist, solange man ihn nicht anschreit, daß Herrn Professor Schauta eine höhere Kompetenz zusteht, in Dingen der geburtshilflichen Klinik mitzusprechen, als selbst Herrn Leopold Steiner, davon bin ich überzeugt. Und mehr denn je stimme ich Schöffel's Verachtung des Parlamentarismus zu, mehr denn je verstehe ich unter »Autonomie« die politische Selbstbefleckung eines Landes.

* * *

Die österreichischen Universitäten streiten jetzt darüber, welche von ihnen am meisten vom Unterrichtsminister vernachlässigt wird. Aber sie sind darüber einig, daß sie alle vom Unterrichtsminister vernachlässigt werden. Der neue Rektor der Wiener Universität hat in seiner Inaugurationsrede zu einer Organisation der Universitäten gegen die Regierung geraten. Inzwischen haben die Professoren der czechischen Universität in Prag auf eigene Faust einen Strike inszeniert. Und mitten in den Wirren der Ob-

struktion, die seit Wochen im böhmischen Landtag herrscht, haben sich neulich alle Parteien zu einer Anklage gegen den Unterrichtsminister verständigt: Alle Deutschen im Landtag unterzeichneten eine Beschwerde der Prager deutschen Universität, die erklärt, daß seit Jahrzehnten und im Januar 1903 abermals alle Eingaben des Professorenkollegiums, alle seine Bemühungen, die Unterrichtsverwaltung zur Behebung der ärgsten Übelstände zu drängen, »keinen greifbaren Erfolg gehabt« hätten; alle Czechen im Landtag schlossen sich der gleichen Beschwerde der Prager czechischen Universität an. Man muß Herrn v. Hartel bezeugen, daß er sich, streng wie kein anderer Minister, an das von der Regierung aufgestellte Programm der Unparteilichkeit hält: er gibt keiner Nation mehr als der andern, sondern allen nichts. Nur wenn die Klagen allzu laut werden, sprechen die offiziösen Blätter von »vielversprechenden Anfängen« einer Besserung. Und tatsächlich sind den österreichischen Universitäten auch schon zwei Dutzend neuer Institute versprochen. Will man aber z. B. vom Bau des Wiener allgemeinen Krankenhauses etwas wissen, so wird uns prompt gemeldet, daß — die Baukanzlei bereits eingerichtet ist. Nach einem Jahr werden also vielleicht bereits die Baupläne fertiggestellt sein. Und nach zwei Jahren wird man sie bereits verworfen haben.

†

* * *

Es wäre interessant, zu wissen, ob österreichische Richter häufig Geschenkanerbietungen ausgesetzt sind. Nicht Geschenke, die in der Absicht, das richterliche Urteil zu beeinflussen, angeboten werden, sind hier gemeint. Leicht aber könnte es geschehen, daß einer, der in einem Zivilprozeß eine beträchtliche Summe ersiegt, in seines Herzens Freude und Einfalt dem Richter, der zu seinen Gunsten entschied, eine Ehrengabe, wenn man will, einen Gewinnanteil zudächte. Oder es könnte etwa ein Bestohlener auf den Gedanken verfallen, daß er dem Untersuchungsrichter, der den Dieb zum Geständnis bringt, eine Belohnung schulde. Überstreng wäre, wer in solchem Fall den in naiver Güte ein Geschenk Darbietenden tadeln wollte. Dem Richter aber müßten, so sollte man glauben, in einem Rechtsstaat Standesvorschriften — Disziplinarvorschriften —, wenn nicht das eigene Zartgefühl, die Annahme

von Geschenken auch dort verwehren, wo er vor dem Verdacht einer »Geschenkannahme in Amtssachen« (§ 104 des Strafgesetzes), vor dem Glauben, daß er die Erfüllung seiner Pflicht von einer Belohnung abhängig gemacht habe, gefeit ist. Daß es in Österreich solche Standesvorschriften für Richter nicht gibt, hat man jüngst mit Befremden erfahren. Oder bestünden sie und wären mißachtet worden? Der ‚Neuen Freien Presse‘ ward nach der Verhaftung eines mit ungewöhnlichem Eifer, ja mit Verletzung der persönlichen Freiheit von Abbazianer Badebesuchern verfolgten Diebs aus Fiume berichtet: »Erzherzog Ludwig Viktor gab seiner Dankbarkeit gegenüber den Bezirksrichtern Lucich und Perusich Ausdruck, indem er denselben je eine prachtvolle Brillantnadel übersenden ließ«. Hat sich der Leiter des Justizministeriums darum gekümmert, ob die beiden Richter die erzherzoglichen Brillantnadeln annahmen? Bedauerlich genug, daß niemand dem Erzherzog Ludwig Viktor die Beschenkung von Richtern widerriet. Aber dem Richter müßten Pflicht und Takt auch einem Erzherzog gegenüber eine Form der Ablehnung weisen. Oder haben wir uns die österreichische Justititia als eine dralle Dirne zu denken, die zwar ihre Tugend streng bewahrt, aber wohl weiß, daß es sich nicht schickt, aufzubegehren, wenn sie ein hoher Herr gemütlich in die Wange kneift?

†

Sucher und Priester.*)

(Zur Charakterologie.)

Von **Otto Weininger.**

Man kann die Menschen einteilen in Sucher und in Priester, und wird durch diese Einteilung viel gewinnen. Der Sucher sucht, der Priester teilt mit. Der Sucher sucht vor allem sich, der Priester

*) Diese Abhandlung ist einem nachgelassenen Werk des unlängst verstorbenen Philosophen entnommen und von dem Herausgeber des

teilt vor allem andern sich mit. Der Sucher sucht sein Leben lang sich selbst, seine eigene Seele; dem Priester ist sein Ich von vorneherein als Voraussetzung alles anderen gegeben. Den Sucher begleitet stets das Gefühl der Unvollkommenheit; der Priester ist vom Dasein der Vollkommenheit überzeugt.

Der Unterschied, den ich meine, wird so vielleicht am klarsten: Nur Sucher sind eitel (und empfindlich). Denn die Eitelkeit entspringt aus dem Bedürfnis nach dem Finden und dem Gefühle, noch nicht — sich noch nicht — gefunden zu haben. Der Priester ist nicht eitel, er fühlt sich nicht leicht getroffen, und ist ohne Bedürfnis nach der Anerkennung von außen, weil er diese Unterstützung nicht notwendig hat. Dagegen hat er Bedürfnis nach dem Ruhme; Voraussetzung des Ruhmbedürfnisses ist innerliche Überzeugtheit von sich; sein Wesen, dieses Ich den anderen möglichst vollkommen darzubringen und sich ihnen so zu verbinden. Der Ruhm wird hiedurch dem Opfer verwandt.

Ich will nun je vier Beispiele von Suchern und von Priestern anführen, bevor ich in der Analyse fortfahre.

Sucher waren: Hebbel, Fichte**), Brahms, Dürer; Priester waren: Shelley, Fechner, Händel, Böcklin. Den Suchern gemeinsam ist, wie man sieht, die Linie ohne Farbe; den Priestern gemein die Farbe ohne Linie.

Die Farbe ist hier als Symbol der Sinnlichkeit gedacht; zur Sinnlichkeit nämlich steigt der Priester

---

Nachlasses als Manuskript der ‚Fackel' übergeben worden. Das Werk wird in einigen Wochen unter dem Titel »Über die letzten Dinge« im Verlage Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, erscheinen. — Den Kranz August Strindberg's, welchen der Dichter (siehe den in Nr. 144 veröffentlichten Nachruf) dem Andenken des Verstorbenen widmete, hat der Herausgeber der ‚Fackel' am 17. Oktober auf das Grab Otto Weininger's (Matzleinsdorfer Friedhof) niedergelegt.

Anm. d. Herausgebers.

**) Fichte war Prediger. Man verwechsle das nicht mit Priester.

herunter, indes der Sucher von ihr zur Geistigkeit hinauf will. Darum hat der Priester das eigentlich starke, große Verhältnis zur Natur; denn der Priester kommt vom Geiste, und sucht die Welt zur Deckung mit sich zu bringen; alles soll hell erstrahlen wie das Feuer in ihm selber. Der Sucher hingegen hat vor dem Priester voraus das Verhältnis zur Gesellschaft; denn sozial wird der Mensch, weil er sich selbst im andern sucht. Zur Kultur, zu Recht und Staat und Sitte tritt so nur der Sucher in ein tiefes Verhältnis; und in der Natur hat er höchstens für ein Phänomen großen Sinn: für den Wald, als das Symbol des Geheimnisses.

Denn der Priester hat die Offenbarung hinter sich, und Tag ist in ihm; der Sucher strebt zu ihr empor, aber er ist noch blind. Der Priester steht bereits im Bunde mit der Gottheit, nur er kennt die mystischen Erlebnisse (extreme Sucher wie Kant oder noch besser Fichte kennen solche nicht). Das Absolute, die Gottheit ist dem Priester als Voraussetzung, als Schatz gegeben, oder als Pfand des Höchsten; dem Sucher als Wert, als Ziel. Der Priester bringt sich der Welt dar, trägt ihr den Bund an; der Sucher entflieht der Welt, weil er noch keine Weihen empfangen hat. Jeder Suchende ist naturgemäß ein Fluchender; der Priester ist das Gegenteil des Blinden, ein Sehender und ein Segnender. Der Segen ist dem Sucher hingegen ewig unverständlich.

Man hält oft den Priester für den eigentlichen Künstler, und erklärt Männer wie Ibsen, der dem Sucher sehr nahe, und Hebbel, der ihm noch viel näher steht, für keine echten Künstler: ganz mit Unrecht; man ist hier getäuscht durch einen falschen Begriff von Sinnlichkeit in der Kunst. Shakespeare war gewiß ausschließlich Künstler, und doch viel mehr Sucher als Priester. Im übrigen sind Sucher und Priester Extreme; die größten Menschen sind beides, am öftesten zuerst Sucher, um sich dann in

Priester zu verwandeln: wenn sie den Quell gefunden, sich selbst erlebt haben. So Goethe, so Wagner. Goethe ist Sucher im Urfaust, Priester in der Iphigenie; Wagner ist Sucher im Holländer, im Tannhäuser (der Pilgerchor gibt eine wunderbare Vorstellung von dem, was Suchen heißt), aber auch im Tristan, besonders im II. Akt — denn der Sucher ist erotisch, der Priester sexuell, ohne besonders von dem Geschlechtstrieb differenzierte Liebe. Priester ist Wagner schon im Lohengrin (der Sinn für das Fest, für Feier ist durchaus priesterlich); vor allem aber im dritten Akte des Siegfried, wo der Sinn für des Gefundenhaben, der Triumph der Erfüllung so ungeheuer groß ist. Denn der Priester muß kein friedlicher, idyllischer Mensch sein; aber er hat als Kämpfer nur Sinn für den Sieg, nicht für die Anstrengung des Ringens, nicht für das Bangen vor der Niederlage.

Nietzsche war lange Sucher; erst als Zarathustra tat er den Priestermantel um, und da steigen nun jene Reden vom Berge herunter, die bezeugen, wie viel Sicherheit er durch die Verwandlung gewonnen hat. Des Priesters (als des Sehers!) Erlebnisse sind intensiver als die des Suchers; und darum ist er überzeugter von sich, er fühlt sich als erkornen Sendboten von Sonne, Mond und Sternen, und horcht nur, um deren Sprache so ganz zu verstehen, wie er es als eine Pflicht fühlt.

Sucher waren noch Rousseau, wie es scheint, Calderon, Sophokles, Mozart; ein beinahe vollkommener Priester scheint Pindar. Beethoven ist Sucher im Fidelio, Priester in der Waldstein-Sonate, deren letzter Satz der höchste Gipfel der appolinischen Kunst ist.

Der psychophysische Parallelismus scheint eine priesterliche Vorstellung zu sein (denn der Priester kommt vom Geiste und will die Natur aufnehmen, er fühlt sich mehr vor der Natur, der Sucher mehr

vor dem Geiste schuldig); er ist darum auch Determinist, weil ihm Freiheit und Gesetzlichkeit von vornherein eins sind. Der Sucher ist Indeterminist und Verflucher des Leibes. Der Sucher ist schweigsam, verschlossen (nicht zu verwechseln mit dem verschlossenen, d. h. unaufrichtigen und unsozialen Verbrecher); der Priester offen, sich darbietend (nicht zu verwechseln mit Schamlosigkeit), weil er nicht sucht, sondern die Vollendung schon enthält und nur ganz zu verstehen, auszudrücken sucht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Historiker. Ein Mitarbeiter ausländischer Blätter hatte neulich mehrere Deak-Artikel zu schreiben und teilt mir ein paar Denkwürdigkeiten mit, auf die er beim Studium des Materials gestoßen ist. Die aktuellste: Unter dem Schlagwort »Nur Geschäft« brachte der ,Pester Lloyd' am 4. Februar 1876, nach der Bestattung Deak's, die folgende Notiz: »Ein Wiener Journal sandte zur heutigen Begräbnisfeier einen Spezialberichterstatter nach Budapest, der seine Mission sehr gewissenhaft nahm und sofort nach der Feier ein Telegramm von mehr als tausend Worten nach Wien sandte. Gegen Abend erhielt der wackere Mann von seinem Chef folgende telegraphische Nachricht: ,Telegraphieren Sie nicht so viel, dieser Deak hat bei uns nie inserieren lassen!'«

Lakai. Auch die Anwesenheit Leopolds von Belgien, eines der zweifelhaftesten Monarchen Europas, hat die Zeremonialschmöcke in Verwirrung gebracht. Über die wichtigsten Details konnte man keine verläßliche Auskunft erhalten. In dem Bericht der ,Neuen Freien Presse' (Abendblatt vom 17. Oktober) hieß es z. B.: »Nach wenigen Minuten schritten die Monarchen dem Ausgange zu und begaben sich durch das Vestibül des Hofsalons zu dem vor dem Bahnhofportal wartenden offenen Hofwagen, der über die Mariahilferstraße hinab zur Hofburg fuhr ... Während der Fahrt in die Burg bekamen die wenigsten aus dem Publikum den König der Belgier zu Gesicht, der sich in der geschlossenen Equipage tief in den Fond zurücklehnte ...« Offen oder geschlossen? Bei Herz und Börse von Stefaniens Vater gibt's weniger Zweifel.

Kulturforscher. Das ,Neue Wiener Journal' hat sein zehnjähriges Jubiläum gefeiert. Ein reichliches Stück Kulturarbeit! Und das Ereignis ist schon wert, durch eine eigene »Festnummer« begangen zu werden. »Wenn wir auf unseren Beruf in festlicher Stunde einen verklärenden Strahl unseres leuchtenden Zentralgestirns, der Weltgeschichte, die ja aus gleichen Urelementen entstand (wie das ,Neue Wiener Journal'), zu

lenken suchen, so geschieht es gewiß nicht aus Überhebung« . . »Wird die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker genannt, weil sie die Schatzkammer der Vergangenheit ist, so kann die Presse auch ihrerseits eine Lehrmission ausüben, für den Tag und über den Tag hinaus für die Zukunft.« . . . Und das ‚Neue Wiener Journal' hat eine Lehrmission ausgeübt; zehn Jahre Lippowitz bedeuten für Österreich eine Kulturbereicherung, die vordem nicht geahnt wurde. Aber wozu tönende Versicherungen? Taten beweisen. Und acht Tage vor dem Geburtsfeste (Scherengeburt) ist eine Nummer des ‚Neuen Wiener Journal' erschienen, die besser als alle programmatische Wiederholung den Kulturwert ausdrückt, den dieses Blatt für unser Geistesleben bedeutet: In einer Kulissenplauderei waren 62 Zeilen dem Nachttopf in der Choristinnengarderobe des Theaters an der Wien gewidmet . . . Das war die eigentliche Festnummer!

Leser. Sie schreiben im Wippchenstile: »Wieder ist eine schwere Stettenheimsuchung über die unglücklichen Leser der ‚Neuen Freien Presse' gekommen. Daß sich dieser greisenhafte Humor noch immer nicht zur Ruhe begeben will! Die Generation, die über Wippchens Kriegsberichterstattung gelacht hat, ist alt und stumpf geworden wie sein Witz. Und wir Jungen zerdrücken dieser gequälten Wortspielerei höchstens eine mitleidige Träne. Der Lorbeer, den Stettenheim sich bei uns holen will, könnte nur mehr der bittere Kirschlorbeer sein«. — Seit einiger Zeit grassiert Herr Greinz als Sonntagshumorist der ‚Neuen Freien Presse'. Wahrhaftig, das schlaueste aller Blätter, die in sozusagen deutscher Sprache geschrieben sind! Die »bodenständigen« Schriftsteller können sich jetzt nicht mehr beklagen, daß im führenden Journal Deutsch-Österreichs nur die literarischen Quai-Kommis zu Wort kommen, und der israelitischen Kundschaft ist der Beweis erbracht, daß die arischen Schriftsteller kein Talent haben. Der ‚Neuen Freien Presse' ist das äußerste Raffinement zuzutrauen. Ich lasse mir's auch nicht ausreden, daß die ‚Zeit' mit dem Gelde des Herrn Benedikt gegründet ist oder doch wenigstens durch reichlich fließende Subventionen aus der Fichtegasse künstlich am Leben erhalten wird. Der Beweis für die Unentbehrlichkeit der ‚Neuen Freie Presse', die vollständige Verschandlung des Gedankens, ein korruptionsfreies Blatt zu machen, sind schon ihr Geld wert!

»Pollice verso.« Prinzipiell habe ich gegen das Thema natürlich gar nichts einzuwenden. Nur glaube ich nicht, daß eine mündliche Unterredung zum Ziele führen würde. Die Angelegenheit kann doch für mich nur dann publizistisch in Betracht kommen, wenn mir konkrete, unwiderlegliche, absolut sichere Daten geliefert werden, und schon mit Rücksicht auf meine vielfach zersplitterte Tätigkeit, die mir wenig Zeit und Aufnahmsfähigkeit für mündliche Information übrig läßt, würde ich die briefliche Übermittlung des Tatsachenmaterials vorziehen. Ich sehe Ihrem Bescheid entgegen.

Zünftler. Ein »falscher Gerichtsreporter« wird verurteilt. Wie formulieren Wiener Zeitungen das Delikt, dessen er sich schuldig

gemacht hat? »Einem wegen Diebstahls verurteilten Gemeindebeamten hatte er zugesagt, die Verschweigung der Verhandlung in allen Wiener Blättern zu bewerkstelligen, obzwar — —«. Obzwar es sich von selbst versteht, daß Wiener Blätter nichts gegen Entgelt verschweigen? Nein: »— — obzwar er selbstredend mit keinem einzigen Blatte in irgend einer Beziehung stand.« Er hat sich also bloß unbefugter Weise eine Korruption angemaßt, auf die andere ein Recht haben.

Antisemit. Geschäft ist Geschäft! Das ist der Lebensweisheit letzter Schluß, und auch Nekrologe mögen in solch trostreiche Wahrheit ausklingen. Das ‚Deutsche Volksblatt' trauert um seinen verstorbenen Administrator. Am 15. Oktober sind alle Kondolenzen aufgezählt. Und da findet man denn mitten unter den wütigsten Bezirksantisemiten die Namen Danneberg und Dukes. Und noch dazu ohne Ausrufungszeichen. Die Chefs zweier jüdischer Annoncenfirmen, trauernde Kommittenten des ‚Deutschen Volksblatts'... Das Leben ist ein Inseratengeschäft; der Tod gleicht alle Rechnung aus.

Der Herausgeber bittet die zahlreichen Absender freundlicher Grüße, seinen Dank für das auch nach der Unterbrechung bewiesene Interesse anzunehmen.

BÜCHEREINLAUF.

Tyrolt Dr. Rudolf, Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers. 1848—1902. Erinnerungen und Beobachtungen. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Altmann Dr. M. Wilhelm, Ein Vorstandsmitglied der Wiener Ärztekammer als Sachverständiger. Wien. Im Selbstverlage des Verfassers.

Schick Eugen, Otto Julius Bierbaum. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler.

Strindberg August, Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabonnenten, deren Abonnement mit Nr. 144 oder 143 abgelaufen war, finden der vorliegenden Nummer Posterlagscheine beigelegt. Falls die weitere Zusendung der ‚Fackel' erwünscht ist, ersuchen wir um gefl. rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 144, 17. Oktober): Idolatrie, Gynolatrie (Ein Nachruf für Otto Weininger). Von August Strindberg — Der diesmonatliche Geschwornenrummel. — Die medizinische Fakultät in Liquidation. — Dippold. — Der Kampf um die Straße. Von Professor Victor Loos. — Otto Weininger. — Die Moralpauke als Musikinstrument. — Einer unserer Redakteure hatte Gelegenheit . . . — Vernichtende Selbstkritik. — Die siebente Großmacht. — Antworten des Herausgebers (Der Fall Bartmann; Ein Genrebild; Die ‚Zeit' in Auer-Beleuchtung; Ein Defizit: Männliche Sprache; Vom polnischen Edison; Er schämt sich; Der Pretiosendiebstahl in Abbazia; Eigene Angelegenheiten).

Nr. 146 Erschienen am 11. November 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für	Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K	7.—
»	»	18 »	» . .	»	3.60
»	das Deutsche Reich,	36 »	» . .	M.	7.—
»	» » »	18 «	» . .	»	3.60
»	die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M.	8.20
»	» » » »	18 »	»	»	4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für	Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K	8.30
»	»	18 »	» . .	»	4.30
»	das Deutsche Reich,	36 »	» . .	M.	8.30
»	» » »	18 »	» . .	»	4.30
»	die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M.	10.40
»	» » » »	18 »	»	»	5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 146 WIEN, 11. NOVEMBER 1903 V. JAHR

Das politische Geschäft, das einst die Brestl und Mühlfeld besorgten, ist heute den Bielohlaweks anvertraut, die liberale Dialektik hat dem christlichsozialen Dialekt weichen müssen. So herrscht denn in unserem öffentlichen Leben ein anderer Ton als ehedem, und zweifellos ein schlechterer. Sollen wir uns deshalb unter die Herrschaft der Nachfolger jener liberalen Größen zurückwünschen, uns die Mittler und Zifferer zu Führern wählen? Ästhetische Menschen mögen schwanken, was widerlicher sei: aus dem Mund des Pöbels die Pöbelsprache zu hören, oder die Sprache des Liberalismus aus dem Mund von Börseanern. Die Frage aber, auf deren Beantwortung es ankäme: ob etwa im schlechteren Ton die bessere Gesinnung sich äußere, darf in Berlin gestellt werden, wenn Sozialdemokraten im Reichstag Rüpelsitten betätigen. In Wien muß sie zurückgewiesen werden: hier hat man durch die Unsauberkeit, von der jede politische Gesinnung umkrustet ist, niemals zum Kern der einen oder der andern durchzudringen vermocht. Und nichts wäre törichter als der Glaube, daß man, den Reden von Wiener Volksvertretern lauschend, den Geist der Zeit behorchen könne. Auf mannigfach verschlungenen Wegen sieht man anderwärts den Geist der Zeiten wandeln, da den Triumph, dort den Bankrott der Wissenschaft verkündend. Doch unauslöschliches Gelächter müßte in Wien jeden zum Schweigen bringen, der die Behauptung wagte, daß es der christliche Geist eines Brunetière sei, in dem Herr Dr. Lueger

den Gelehrten die Nichtigkeit alles Wissens predigt und die Naturforscher Pfründner und Pfuscher schilt, weil sie unfähig sind, »einen Grashalm zu konstruieren, den eine Kuh frißt«; und unsagbar lächerlich würde sich machen, wer sich zu behaupten unterfinge, daß der Geist freier Forschung das Pathos liefere, das der Börsenwöchner zur Verteidigung der Wissenschaft gegen die Landtagsmehrheit aufbringt. Es zeugt nicht für oder wider wissenschaftlichen Geist, wenn die Wissenschaft gepriesen wird von denen, die in ihrem Namen die Unwissenden politisch beherrschen wollen, oder wenn jene sie schmähen, die begriffen haben, daß nur die Verachtung des Wissens den Unwissenden die Zuversicht verleiht, sie vermöchten selbst zu herrschen.

Der wesentlichen Unerheblichkeit dessen bewußt, was sich im niederösterreichischen Landtag abgespielt hat, bewußt seiner praktischen Wirkungslosigkeit gegenüber den Rechten freier Wissenschaft, möchte man bei dem Kampfe gegen die medizinische Forschung schweigen, jedes Wort nutzloser Kritik verbeißen, wenn nicht die Erkenntnis einer andern Gefahr reden hieße und der bittere Ekel sich nicht unwillkürlich durch die Zähne zwänge. Immer wieder ist in der ‚Fackel‘ ein korruptes Bildungsprotzentum in seiner Häßlichkeit und Niedrigkeit entblößt worden. Aber jetzt sah der ungläubige Blick, daß es Häßlicheres und Niedrigeres gibt, als mit einer Bildung zu prunken, die man nicht hat: das Unbildungsprotzentum. Man muß Herrn Dr. Lueger, Herrn Dr. Pattai mit einer Unbildung protzen sehen, die sie nicht haben, damit man es fasse, was es in Wien heißt, Volksführer sein. Das bedeutet nicht, den Instinkten der Massen das Bett mauern, in dem abfließend sie die Räder der Staatsmaschine treiben, Kulturarbeit leisten könnten, wenn sie sie auch so wenig begreifen, wie der Wasserfall die elektrische Anlage versteht, der er dient. Sondern Volksführer

sein heißt hier, den Masseninstinkten die Dämmed urchstechen, damit sie über schutzlose Kulturgefilde fluten. Und niemand wehrt ab. Der pflichtvergessene Unterrichtsminister lacht sich in's Fäustchen, weil der medizinischen Fakultät, die ihn durch Beschwerden und drängende Wünsche so oft geärgert, übel mitgespielt wird. Und der bornierte Statthalter freut sich über die gute Gelegenheit, sein Mütchen an der Ärztekammer zu kühlen, und erwägt dabei mit der kleinlichen Schlauheit, die stets den Beschränkten eignet, wie nützlich es für ihn, der »oben« längst wackelt, werden kann, wenn er unten seine Stellung befestigt. Aber jeder Tadel ist überflüssig gegen einen Statthalter, dessen Gattin zwar vor Gericht den Glauben widerlegt hat, daß er mit dem wirtschaftlichen Leben des von ihm verwalteten Landes lediglich durch seine Beziehungen zu Wucherern zusammenhänge, von dem aber jedenfalls feststeht, daß er mit dem Kunstleben ausschließlich durch die Herren Kornau und Taufstein und mit der Wissenschaft durch nichts zusammenhängt. Die Aufgabe, die gut gemeinten, aber falsch geführten Angriffe des Herrn Leopold Steiner auf die richtige Stelle zu lenken, die medizinische Forschung zu schützen, während man dafür sorgt, daß Mißbräuche der Spitalsverwaltungen und Schäden des Unterrichtsbetriebes schonungslos getroffen werden, — wer hätte diese Aufgabe dem Grafen Kielmansegg zugemutet, wer aber auch nicht erwartet und verlangt, daß die Herren Dr. Lueger und Dr. Pattai sie erfüllen?

Liest man aufmerksam die Berichte über die drei Debatten, die im Landtag den medizinischen Forschungsmethoden gewidmet wurden, so bemerkt man allerdings, wie die Intellektuellen der christlichsozialen Partei eine Pflicht, der sie sich schließlich nicht entziehen konnten, mit der Furcht, ihre Popularität bei der volkstümlichen Dummheit zu riskieren, in Einklang zu bringen gesucht haben. Man könne

für und wider die Vivisektion sein, gab Herr Dr. Lueger nach der »Kaninchen-Debatte« zu. In der Tat will der Bürgermeister von Wien seine Partei in der Vivisektionsfrage nicht weiter engagieren lassen, als selbst die Vivisektoren gehen können. Das Recht zur Vivisektion — und zu Tierversuchen überhaupt — den Forschern zu reservieren, die Beobachtung der Gebote der Humanität durch Betäubung der Versuchstiere zu fordern, zu verlangen, daß nicht in jeder Vorlesung über Physiologie und experimentelle Pathologie Tiere der Demonstration, dem Anschauungsunterricht durch Versuche geopfert werden, deren Beschreibung dem Unterrichtszweck vollauf genügen würde, — wer das als übertriebene Sentimentalität tadelt, kann durch die Schriften hervorragender Vivisektoren widerlegt werden. Nicht den Arbeiten ernster Forscher, sondern einem Mantegazza hat Herr Dr. Pattai das einzige Beispiel roher Gefühllosigkeit beim Tierversuch entnommen, das er anführen konnte. Wären übrigens die Christlichsozialen im Landtag selbst für das gänzliche Verbot der Vivisektion eingetreten, so hieße es doch der Dummheit liberaler und sozialdemokratischer Zeitungsleser zu viel zumuten, wenn man ihnen als eine spezifisch christlichsoziale Rückständigkeit hinstellen will, was ethische Vereine in allen Ländern, was ein Egidy und andere der Reaktion unverdächtige Männer längst gepredigt haben. Während indes Herr Dr. Lueger den wissenschaftlichen Tierversuch zu verteidigen bemüht war, stiftete er auf der Suche nach dem Knochen, den er den Massen hinwerfen könnte, ärgeren Schaden, als der von Herrn Steiner zu fürchten war; Herr Steiner hatte — wie sagte er doch? — »die vivisektorischen Umtriebe an lebenden Menschen« berührt, und Herr Dr. Lueger will jeden Versuch am Menschen verboten wissen. Aber wenn Herrn Dr. Pattais lapidare Behauptung, daß seit Molière's Zeit lediglich die operative Medizin Fortschritte gemacht habe, pure Wahrheit wäre,

müßte die Bedeutung des Versuchs am Menschen erst recht sinnfällig werden: auch Operationen, die heute gänzlich gefahrlos sind, waren, da sie zuerst gemacht wurden, nichts anderes als Versuche an lebenden Menschen. Läppisch ist es, wenn sich die Weisheit liberaler Blätter darauf beschränkt, von Tierversuchen zu reden, die Billroth für die Magenresektion gemacht habe: Vorversuche konnte Billroth an Tieren anstellen, aber aus welchem andern Grund hätte er — und hätten seither alle Chirurgen — chirurgische Statistik getrieben, als weil wenigstens die ersten paar hundert Fälle einer schwierigen Operation wissenschaftliche Versuche am Menschen sind? Die Versuche an Menschen, welche außerhalb der Chirurgie gemacht werden, sind selten gleich gefährlich wie die chirurgischen, und der einzige Fall, in welchem gegen eine Wiener Klinik wegen Experimenten an Kranken eingeschritten wurde, bildet einen der wenigen Ruhmestitel, welche die Wiener Medizin in ihrer Nachheroenzeit noch errungen hat.*) Aber der Exzeß laienhaften Unverstands, der sich für Humanität ausgibt, sollte noch

*) Die ‚Neue Freie Presse‘ schreibt in ihrem Leitartikel vom 4. November: »Bestätigt wurde vom Statthalter nur eine einzige der gemachten Behauptungen, daß nämlich im Jahre 1897 auf der Klinik Krafft-Ebing Paralytiker mit Syphilis geimpft wurden. Der Statthalter fügte bei, daß der Arzt, welcher die Impfung vornahm, disziplinar bestraft wurde, unterließ es jedoch anzuführen, daß man damals überzeugt war, in dieser Impfung ein Mittel gegen die sonst unheilbare Paralyse gefunden zu haben«. Christlichsoziale Ärzte, deren politische Gesinnung mit ihrer wissenschaftlichen Überzeugung in Konflikt geraten ist, mögen nach dieser Leistung der ‚Neuen Freien Presse‘ darüber beruhigt sein, daß sie zur Wahrung ihrer wissenschaftlichen Ehre nicht etwa liberal werden müssen: Groteske Unwissenheit in Fragen der medizinischen Forschung ist das Gemeingut aller politischen Parteien. Bei jenen Impfungen, welche ein Assistent Krafft-Ebing's vornahm, handelte es sich um die Ätiologie der Paralyse. Es sollte experimentell bewiesen werden — was schon durch die Anamnese, welche unter den Paralytikern trotz der Neigung, Syphilis zu leugnen, etwa 80 Perzent Syphilitiker ergab, fast gewiß geworden war —, daß Paralyse stets auf eine frühere Syphilisinfektion zurückgehe. Personen, welche einmal luetisch infiziert waren, sind bekanntlich gegen Syphiliseinimpfung

weiter getrieben werden; nach dem lebenden Menschen mußte auch die »schöne Leich'« den Schutz der Christlichsozialen finden, und die Obduktion, die man in der bekannten Terminologie etwa als »vivisektorische Umtriebe an Leichen« bezeichnen könnte, wurde strenger Kritik unterzogen. Unverständlich blieb dabei, warum bloß die Leichen der Pfründner, denen man nach Herrn Steiners Versicherung bisher »nur die Vorderfüße gelassen« hat, in Hinkunft unversehrt bleiben sollen. Unklar blieb, ob der Abscheu gegen medizinische »Leichenschändung« dazu führen müsse, daß man — wenn schon die Obduktion durch die Prosektoren des Instituts für pathologische Anatomie in wichtigen Fällen zugestanden ward — wenigstens die Verwendung von sozusagen »gesunden« Leichen in der normalen Anatomie verbiete. Man war bereits darauf gefaßt, die Meinung zu hören,

---

immun. Der Assistent Krafft-Ebing's impfte daher einer großen Zahl von Paralytikern Syphilis ein, darunter vielen, welche Lues geleugnet hatten, durchwegs aber Patienten in vorgeschrittenen Stadien der Paralyse, also Personen, denen ein kulturvolles Zeitalter künftig das langsame, gräßliche Sterben abkürzen wird, statt wie heute ihr Leben zu verlängern. Das Experiment hatte den glänzendsten Erfolg: Kein einziger der Geimpften erkrankte. Trotzdem seit 1897 namentlich eine schwedische Arbeit das von dem Wiener Arzte erreichte Resultat wieder in Frage zu stellen suchte, konnte ein ganz Großer der deutschen Medizin, Wilhelm Erb, in der Festschrift für Krafft-Ebing (1902) schreiben: »Mit Freude gedenke ich noch des mächtigen Eindrucks Deiner Rede über die ‚Ätiologie der Paralyse' auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Moskau, worin Du nachgewiesen hast, ‚daß die frühere luetische Infektion das konstanteste und das einzige nicht zufällige Element in derselben darstellt', und das Schlußergebnis Deiner Untersuchung über diese Ätiologie mit eindringlicher Prägnanz in die zwei Worte zusammenfaßtest: ‚Syphilisation und Zivilisation'.« So denkt die deutsche Wissenschaft über eine Untersuchung, deren Ruhm sie fälschlich Krafft-Ebing zuerkennt, während in Wien dem wahren Veranstalter jener Untersuchung eine Disziplinarstrafe zuerkannt wurde, — wie es heißt, auf Grund der Denunziation eines — der ‚Neuen Freien Presse' nahestehenden Dozenten . . . Freuen wir uns übrigens des regen Interesses, das die alte Prostituierte dieser Frage entgegenbringt! Es ist das erstemal, daß sie das Wort »Syphilis« resolut in den Mund nimmt. Bei der Interpellations-Beantwortung des Statthalters hatte sie noch von »sekundär Kranken« gesprochen!

das anatomische Studium solle künftighin in Wien ohne Leichen getrieben werden, und es wirkte völlig befreiend, als zum Schluß der ganze Rummel auf zwei christlichsoziale Programmpunkte hinauslief: Die Juden sollten in der Anatomie den Christen gleichberechtigt, das heißt so gut wie Christen seziert werden; aber für die Gleichberechtigung, die man ihnen als Objekten des medizinischen Studiums einräumt, sollten sie die Gleichberechtigung als Subjekte des medizinischen Studiums verlieren, aus der Universität und den Spitälern vertrieben werden.

Die antisemitische Pointe wurde zuletzt der ganzen Affaire aufgesetzt, weil die Parteiführer unruhig wurden und ihr die antimedizinische Pointe nehmen wollten. Aber es war zu spät. Was von den Debatten des niederösterreichischen Landtags übrig bleiben wird, ist nicht ihr Inhalt, sondern ihre Klangfarbe. Der medizinischen Forschung in Wien werden sie nicht schaden, denn es ist unwahr, daß die Wissenschaft durch christlichsoziale Gebote jemals beschränkt werden könnte und daß sie gegen die Angriffe der Lueger und Pattai empfindlicher ist als für das Lob der Bacher und Benedikt. Unwahr ist auch, daß man in die Wiener Bevölkerung Geringschätzung der Wissenschaft hineingetragen hat, denn aus der tiefen Versimpelung und Verpöbelung der Volksseele ist diese Geringschätzung erst in die öffentlichen Körperschaften gedrungen. Aber Angst hat man den Wienern beigebracht, und die Parteileidenschaft, welche die Furcht vor den Ärzten schürt, bedroht das körperliche Wohl der Bevölkerung. Den Wiener Liberalen bleibt dabei wenigstens der Trost, daß, wenn die Furcht vor ärztlicher Behandlung um sich greift, die christlichsoziale Wählerschaft, die durch »Aufklärung« nicht zu verringern war, durch den Tod dezimiert werden wird.

†

* * *

Wenn die ‚Neue Freie Presse' das korrupteste, die ‚Zeit' das dümmste und das ‚Deutsche Volksblatt' das ordinärste Blatt von Wien ist, so ist gewiß das ‚Neue Wiener Tagblatt' das feigste. Unser Unterrichtsminister steht bekanntlich nicht im Rufe eines Helden. Aber dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist er noch immer zu muthig, und es machte kürzlich den krampfhaften Versuch, ihn gegen sich selbst zu schützen. Herr v. Hartel hatte gegenüber dem Dekan der medizinischen Fakultät Worte gebraucht, die als ein schüchterner Protest gegen die Übergriffe des Landtags, als eine Abwehr der Tendenzen des Vivisektionschefs Steiner und des Vivisektionsrats Bielohlawek gedeutet werden konnten. Die Unterredung fand allerdings statt, ehe der Kaninchenstreit in die große Ärztekampagne ausgeartet war, in einem Zeitpunkt also, da Herr v. Hartel noch ein die Wissenschaft schützendes Wörtchen riskieren konnte. Hören wir, was Herr v. Hartel gesagt hat und was das liberale Steyrermühlblatt ihn hat sagen lassen:

»Die Professoren mögen den Zwischenfall nicht zu ernst nehmen. Er begreife es vollkommen, daß ihr Ehrgefühl durch solche Pauschalverdächtigungen aufs tiefste verletzt werden mußte, aber die Herren mögen den Sprachgebrauch, wie er jetzt im Landtage, man könnte sagen ‚landesüblich' geworden ist, in Betracht ziehen, bei dem man sich nicht genug tun könne in scharfen Ausdrücken. Was müssen sich alles heute die Minister gefallen lassen! Mir kommt es schon vor, sagte der Minister, wenn ein Parteihaupt mein Vorgehen bezüglich der Bürgerschule als einen Unsinn bezeichnet oder mein Verhalten anläßlich einer Disziplinarangelegenheit als feig hinstellt, daß es sich um bloße Liebkosungen handelt . . .«

»Er wäre allerdings hievon überrascht gewesen, daß gerade der Landtagsabgeordnete Steiner in so entschiedener Weise generelle Anklagen gegen die medizinischen Professoren erhoben habe . . . Man möge diese Äußerungen nicht zu schwer nehmen — selbst die Minister müßten öfter weit schärfere Äußerungen über sich ergehen lassen. Das sei nun einmal leider Gottes der landesübliche Sprachgebrauch in politischen Verhandlungen geworden, und wenn seine eigenen Handlungen mit Epithetis wie ‚verkehrt' oder ‚zaghaft' bezeichnet werden, so mute dies schon wie eine Art Liebkosung an.«

Das liberale ‚Neue Wiener Tagblatt' läßt seine Antisemiten nicht schlecht machen. Auch nicht von einem Minister. Und es

duldet nicht, daß der Ausdruck »feig« für die Handlungen eines Ministers gebraucht werde, auch nicht, wenn der Minister ihn selbst zitiert hat. Mit einem Wort: es ist ein — zaghaftes Blatt.

* * *

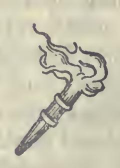
Über die von den Hofräten Schauta und Chrobak verlangte Vermehrung der Assistentenstellen an den gynäkologischen Kliniken hätte sich Herr Leopold Steiner nicht zu echauffieren gebraucht. Sie würde, weil das Unterrichtsministerium die Kosten trüge, das Landesbudget nicht belasten. Und selbst wenn dem von Subventionen für die gemeinunnützlichsten Dinge überlasteten Landesbudget eine Beitragsleistung für Zwecke des wissenschaftlichen Unterrichts zugemutet werden dürfte, — bei Herrn v. Hartel hat's keine Gefahr. Herr Steiner mag unbesorgt sein, daß der Unterrichtsminister die berechtigten Wünsche der Gynäkologen erfüllen könnte. »Vorstellungen« der Professoren beim Unterrichtsministerium sind neuestens stark in die Mode gekommen, aber Herr v. Hartel verweigert jedesmal seine Mitwirkung und beruft sich darauf, daß ihn der Finanzminister nicht mitspielen lasse. Warum sollte übrigens gerade zwei Kliniken gewährt werden, was alle längst gefordert haben und was allen längst abgeschlagen worden ist? Assistentennot und Unterrichtsnot sind an der Wiener medizinischen Fakultät allgemein. Allgemein ist auch die Klage der Studierenden, daß die wenigen systemisierten Assistenten statt der regulären Studentenkurse, die bei dem Mißverhältnis zwischen der Anzahl der Hörer und der Kliniken allein fachliche Ausbildung ermöglichen, lieber teure Kurse für amerikanische Ärzte abhalten. So gibt es Semester, in denen die angekündigten Studentenkurse an den Kliniken für Chirurgie und Geburtshilfe ganz entfallen. Wer dürfte es aber den elend entlohnten und von jeder Privatpraxis ausgeschlossenen Assistenten dieser Kliniken verargen, daß sie, deren medizinisches Wissen und Können der österreichische Staat so gering wertet, wenigstens ihre Kenntnis der englischen

Sprache zu verwerten suchen? Wenn der Staat gegen die »englische Krankheit« der klinischen Assistenten — eine besondere Form der Knochenweichheit, die sich zumeist in einer tiefen Krümmung des Rückgrats vor gut zahlenden amerikanischen Ärzten zeigt — etwas ausrichten will, so wird er die Assistenten künftig besser nähren müssen. Heute aber haben wir nicht bloß schlecht bezahlte, sondern — z. B. bei Weichselbaum — auch unbezahlte Assistenten.

†

* * *

Acht neue Denkmäler vor der technischen Hochschule. Darunter eines für Professor Anton Schrötter Ritter von Kristelli († 1875), Chemiker, Vater des Hofrats Leopold v. Schrötter und Großvater des Hermann v. Schrötter. Warum? Die Zeitungen sagen kurz: »Er entdeckte den roten Phosphor.« Aber sein Verdienst ist komplizierter. Er entdeckte nämlich, daß der Chemiker Goldmark den roten Phosphor entdeckt hatte...



Das Jubiläumstheater.

Vom Standpunkt des Todfeinds der sogenannten »jüdischen Literaturclique« ward hier wiederholt und erst kürzlich der Stumpfsinn eines »antisemitischen Theaters« dargelegt. Ist es nicht die Sprache der Gehirnerweichung, wenn man in den Berichten über die Generalversammlung des krachenden Jubiläumstheaters jene direktoriale Kontraktsklausel zitiert findet, welche das äußerste »Zugeständnis« darstellt und die von einem Ausschußmitglied ernsthaft verlesen ward: »Bei Stücken, die einen Kassen-

erfolg versprechen, und bei Werken, wo die Musik die Hauptsache, der Text Nebensache ist, soll der Direktor, wenn der (textliche) Mitarbeiter an dem Stücke nicht zweifellos arischer Abstammung ist, sich vorerst der Zustimmung des Ausschusses vergewissern, der zu diesem Zwecke ein Komitee von fünf Personen bestellt«? Als Herr Müller-Guttenbrunn, der sich so kostbarer Freiheit noch nicht erfreuen durfte, ächzend nicht weiter konnte, stellten die journalistischen Verfechter einer judenreinen Kulissenwelt seine geschäftliche Unfähigkeit an den Pranger. Aber Herrn Müller-Guttenbrunn trifft in Wahrheit keine andere Schuld als die, daß er eine Sache übernommen hat, an deren heilloser Dummheit auch ein direktoriales Genie scheitern müßte. Alle, die die Entwicklung des Jubiläumstheaters mit Geduld und Wohlwollen betrachtet hatten, weil sie die Befreiung nationalen Kunstlebens von der Cliquenherrschaft erhofft, aber an die Absicht seiner Unterwerfung unter parteipolitische Tendenzen nicht geglaubt haben, werden von der Sprache des Dokuments, das im folgenden zum erstenmale veröffentlicht wird, überrascht sein. Es ist eine Denkschrift, welche Direktor Müller-Guttenbrunn im Dezember 1902 dem Bürgermeister überreicht hat. Abschriften sind damals beteiligten Personen zugekommen, und eine ist mir schließlich auf den Schreibtisch geflattert. Wäre die Denkschrift schon vor einem Jahr veröffentlicht worden, so hätte das ‚Deutsche Volksblatt‘ nicht mehr die Möglichkeit gehabt, finanzielle Enthüllungen mit einem Indianergeheul vorzutragen, die Herr Müller-Guttenbrunn selbst gemacht hat. Zu seinen Gunsten spricht, daß er nicht blind ins Unheil getappt ist, sondern die maßgebenden Personen über die wirtschaftliche Lage des antisemitischen Theaters aufgeklärt hat. Zu seinen Ungunsten, daß er, der Literat, — und dies wird seinem frischen Ansehen bei der liberalen Presse gewiß nicht förderlich sein — eine Schaubühne politischer Propaganda dienstbar gemacht, Shakespeare als antisemitischen Hausdichter verwendet und die Parteifessel als Schmuck getragen hat:

DENKSCHRIFT

über die Lage des Kaiserjubiläums-Stadttheaters zu Handen des Herrn Bürgermeisters

Dr. Karl Lueger

überreicht vom Direktor dieser Bühne.

Die Lage des Kaiserjubiläums-Stadttheaters ist schon lange eine sehr ernste. Der heurige überaus schlechte Geschäftsgang hat die Situation aber derart verschärft, daß ich nicht länger zögern darf, dieselbe dem hochverehrten Protektor unseres Hauses offen darzulegen und Mittel und Wege anzudeuten, wie dem Unternehmen, das in Gefahr ist, inmitten der Saison zusammenzubrechen, zu helfen wäre.

Es sei mir daher gestattet, in kurzen Strichen die Situation des von mir geleiteten Stadttheaters darzulegen und seine besondere Stellung im Kreise der Wiener Privatbühnen zu charakterisieren.

Allgemeines.

Sämtliche Wiener Privatbühnen sind Spekulations-Objekte. Sie müssen sich selbst erhalten und jedes Mittel, dies zu erreichen, ist ihnen gestattet. Sie können nicht der Kunstpflege leben, sie müssen Geschäfte machen. Und jedes dieser Theater hat einen oder mehrere finanzielle Hintermänner.

Auch unser Stadttheater wurde darauf angewiesen, sich selbst zu erhalten, aber es hatte vom Anbeginn noch eine höhere Aufgabe: es sollte eine Stätte deutscher Kunstpflege sein, sollte volksbildende Tendenzen verfolgen, und es mußte ein christliches, ein arisches Theater sein. Und ich hielt und halte noch heute ein solches Theater, wenn es nicht übermäßig belastet wird, in Wien für möglich, wenn die ganze Stadt sich für dasselbe interessiert, wenn nicht die Politik einem solchen Theater eine besondere Stellung anweist.

Das letztere war bei unserer Gründung kaum zu vermeiden, und deshalb war es ein Irrtum zu glauben, daß ein solches Theater sich ohne jegliche materielle Begünstigung dauernd werde behaupten können. Freilich durfte man hoffen, daß die Vorurteile jener wohlhabenden christlichen Kreise, die politisch mit den Juden gehen, durch fortgesetzte künstlerische Arbeit des

Theaters allmählig zu besiegen sein würden. Das ist aber in den abgelaufenen vier Jahren trotz unsäglicher Arbeit, trotz aller Opfer, die gebracht wurden, nicht gelungen.

Kein Erfolg des eigenen Personals (»Liselott«, »Mutter Sorge«, »Pater Jakob« etc.), kein neu erstandener Dichter (Baumberg, Hawel, Sadil etc.), kein Gastspiel (Frau Schratt, Bonn, Zeska, Reimers, Lewinsky, Herz, Dumont, Peppler) und selbst nicht die Neuaufführung von Werken hervorragender und berühmter deutscher Autoren (Sudermann's »Johannes«) vermag den Bann, der über unser Theater verhängt worden ist, dauernd zu brechen. Der Versuch gelingt immer nur für einen Abend. Unser Haus ist und bleibt ein »Parteitheater«, in das jene wohlhabenden Kreise, die alle Wiener Theater erhalten, nicht gehen. Beweis: Wir verkaufen täglich durchschnittlich keine 5 Logen und unsere teueren Sitze gehen nur dann ab, wenn keine billigen mehr zu haben sind. Die Macht der liberalen Presse wurde auf anderen Gebieten gebrochen, auf dem des Theaters besteht sie fort. Und ein Hauptorgan, die ‚Neue Freie Presse' schweigt unser Theater einfach aus der Welt, in der sie gelesen wird. Sie bringt keinen Zettel, kein Repertoire, keine Notizen. Dagegen anzukämpfen hat sich bis jetzt als ganz nutzlos erwiesen.

Für unser Theater, das schon lange vor seiner Eröffnung als »Parteitheater« stigmatisiert wurde, hat sich denn auch vom Anbeginn kein christlicher Finanzmann gewinnen lassen, niemand wagte sein Geld an die Führung dieses Theaters. Jedem erschien die Situation desselben zu gefährlich, der Pacht zu hoch.

Gerade für ein Kampftheater war aber ein ausgiebiges und sicheres Betriebskapital die erste Bedingung, denn es hieß und heißt noch heute: »Aushalten!« Und was sich in vier Jahren nicht erreichen ließ, das ist vielleicht in acht oder zehn Jahren zu erreichen.

Unser Theater hatte anzukämpfen gegen eine feindselige Presse, gegen die jüdischen Theateragenten, welche die Werke sämtlicher Autoren von Rang in Vertrieb haben, gegen die Feigheit der christlichen Geschäfts-Autoren und vieler christlicher Schauspieler, und für so manches Stück, das im guten Glauben erworben wurde, mußte nachträglich das Pönale bezahlt werden,

weil es sich herausstellte, daß hinter dem germanischen Namen des Autors ein Jude verborgen war. Hervorragende christliche Schauspieler ließen sich aus Furcht vor der Judenpresse mit uns in gar keine Verhandlungen ein. So war das Jubiläumstheater von Anbeginn ein willkommenes Objekt für Feindseligkeiten jeglicher Art. Dieses Theater sollte kämpfen, siegen, erobern, aber die Sorge saß immer hinter den Türen desselben. Denn die Lasten, die dieses von tausend Feinden befehdete Theater vom Anbeginn zu tragen hatte, sind zu hoch im Vergleich zu jenen, welche von den anderen, normalen Privattheatern getragen werden, die im Vollbesitze der Gunst der gesamten Presse und der wohlhabenden Kreise des Publikums sind. Und trotzdem hat dieses Theater bis heute eine große Anzahl achtenswerter künstlerischer und ganz erstaunliche materielle Leistungen vollführt.

Künstlerische Leistungen.

Das Kaiserjubiläums-Stadttheater hat in vier Spieljahren 136 deutsche Dichtungen zur Aufführung gebracht und die Hauptträger des gesamten Altwiener Theaters wiederbelebt. Raimund, Anzengruber, Nestroy, Bauernfeld, Laube, Halm, Berg, Langer, Kaiser, Berla, Flamm, Rosen u. a. m. leben im Repertoire dieser Bühne fort, und die Werke zahlreicher lebender deutscher Autoren wurden in ihren Spielplan aufgenommen. Ich nenne Rosegger, Sudermann, Ganghofer, Voß, Greif, Dahn, Torresani, Davis, Trotha, Kretzer, Stobitzer. Auch wurden nicht weniger als 20 junge österr. Schriftsteller durch dieses Theater zur allerersten Aufführung gebracht. Darunter befanden sich: Frau A. Baumberg (»Liebesheirat«, »Das Kind«), Dr. Madjera (»Conrad Vorlauf«), Franz Wolff (»Kinder der Großstadt«), R. Hawel (»Mutter Sorge«), P. Meinrad Sadil (»Tantalos«) u. a. m. Im Ganzen aber fanden in vier Spieljahren 44 Uraufführungen von ganz neuen dramatischen Werken, die im Manuskript vorlagen, in diesem Theater statt.

Den heimischen deutsch-österr. Autoren allein wurden in vier Spieljahren 600 Aufführungen gewidmet und zirka 80.000 Kronen an Tantièmen ausbezahlt. Von Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Kleist und Grillparzer wurden 16 große klassische Werke zur Aufführung gebracht, darunter solche wie »Turandot«, die ganz verschollen waren.

Die klassischen Schülervorstellungen für die studierende Jugend wurden eingeführt und es fanden in vier Jahren 91 solche Aufführungen zu ganz kleinen Preisen statt.

Der Kinderwelt wurde die humorvolle deutsche Märchenwelt erschlossen durch die Aufführung von vier großen Märchenspielen in zirka 150 Nachmittags-Vorstellungen.

Man kann, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, sagen, daß es eine solche Volksbühne in Wien niemals gab.

Und im Rahmen dieser künstlerischen und volksbildenden Bestrebungen wurden auch denjenigen christlichen Parteien, aus deren Schoße sich unser Publikum rekrutiert, Konzessionen gemacht. Zuerst den antisemitischen. Es wurde der in Wien verschollen gewesene »Kaufmann von Venedig« in glänzender Ausstattung aufgeführt und bisher zirka 20mal wiederholt. Das Volksstück »Der Rechtschaffene« von Taube, in welchem die Atmosphäre des Ofenheim-Prozesses gekennzeichnet ist, und das Schauspiel »Helden der Feder«, welches die Kampfesweise der liberalen Presse schildert, wurden mit Erfolg aufgeführt. Ferner wurden die antisemitischen Stücke »Söhne Israels«, »Harte Hände« und »Die Büßerin« erworben, und da sie von der Zensur verboten worden sind, einstweilen durch den Druck veröffentlicht und in tausenden Exemplaren verbreitet.

Neben diesen Bestrebungen im Sinne der christlich-sozialen Partei wurden die deutschen Nationaldramen »Die Hermannsschlacht«, »Der Fechter von Ravenna«, »Deutsche Treue« und »Konradin von Hohenstaufen« zur Aufführung gebracht, auch wurde die deutsche Studentenschaft zur Darstellung der letztgenannten Stücke herangezogen.

Als Konzession für die katholischen Parteien wurden Kraliks »Kaiser Marcus Aurelius in Wien«, »Pater Jakob« und »Im Zeichen des Kreuzes« aufgeführt.

Von all' diesen Stücken, die den politischen Zeitströmungen Ausdruck geben sollten, erwiesen sich jedoch nur die zwei letztgenannten von Vorteil für das Theater. Alle anderen Aufführungen waren mit großen materiellen Opfern verbunden.

Belastung des Theaters.

So weit meine Informationen reichen, zahlt der Pächter:

des »Deutschen Volkstheaters« jährlich K 92.000.—
» »Carl-Theaters« . . . . . » » 90.000.—
» »Theaters an der Wien« . » » 94.000.—

Das »Raimund-Theater«, das in eigener Regie geführt wird, zahlt 2% Zinsen an seine Gründer und es kamen kürzlich 27.000 Kronen für das letzte Betriebsjahr des Raimund-Theaters zur Verteilung.

Wie verhält sich dazu die Belastung des Kaiserjubiläums-Stadttheaters?

Der Jahrespacht beträgt . . . . K 102.000·—
Die Quote, die der Pächter bisher für die Amortisation der elektrischen Anlage zu zahlen hatte, betrug jährlich . . . . » 5.600.—

Wenn man dies in Vergleich zieht mit dem Deutschen Volkstheater, diesem Schoßkind der gesamten Presse und des Publikums, das im Zentrum des Stadtgebietes gelegen ist, so ergibt sich eine jährliche Mehrbelastung von 15.600 Kronen für unser Theater.

Ferner wird für die Hofloge im Deutschen Volkstheater der Betrag von 8000 Kronen jährlich bezahlt, während für unser Kaiserjubiläums-Stadttheater ein Abonnement der Hofloge nicht erreichbar war. Vergleicht man unser Haus aber mit dem Raimund-Theater, welches seinen Gründern 2% oder 27.000 Kronen an Zinsen bezahlt, so ergibt sich, daß unser Theater, selbst wenn man die Kosten der eigenen Regie jener Vereinsbühne sehr hoch anschlägt, das Dreifache jährlich leistet.

Der Direktor hat denn auch bis heute an den Jubiläums-Theater-Verein als Pacht zirka K 350.000 bezahlt. Es entsteht aber die Frage, ob das Kaiserjubiläums-Stadttheater unter solchen Lasten gedeiht? Das ist nicht der Fall! Der vierjährige Betrieb hat ein Gesamt-Defizit von zirka K **200.000** ergeben, und das aufgebrachte Betriebskapital, das für eine solche Kampfbühne vielleicht zu klein war, ist heute verbraucht. Das Defizit spricht laut genug und es sagt: Der Jahrespacht ist genau um die Hälfte zu hoch.

Nebst diesem Pacht muß es als eine schwere Belastung des Hauses empfunden werden, daß das Theater wegen absoluter Teilnahmslosigkeit des Publikums stets ein volles Viertel des Jahres geschlossen bleibt und daß es in dieser Zeit auch nicht weiter verpachtet werden kann, weil fast alle jene Ensemble-Gastspiele, die im Sommer in Wien stattfinden, von jüdischen Unternehmern ausgehen. Einzelne der Wiener Privatbühnen haben aus solchen Sensations-Gastspielen schon oft großen Gewinn gezogen.

Materielle Leistungen.

Die hauptsächlichsten materiellen Leistungen des Theaters drücken sich am besten in den nachfolgenden Ziffern aus:

Das Theater umfaßt einen gesamten Personalstand von 250 Personen, die sämtlich ihre Existenz im Bestand dieses Hauses finden. Die Schauspieler-Gagen erhoben sich im Einzelnen bis zu fixen Monatsgagen von 1600 Kronen. Für die drei Ferienmonate wurde den meisten Mitgliedern eine Monatsgage, mehreren auch zwei garantiert. Die kleinen Leute sind durch die überaus zahlreichen Nachmittagsvorstellungen (doppelt so viel als in den anderen Theatern), für welche sie besonders entschädigt werden, so gut gestellt, daß es bisher keinen unzufriedenen Menschen im Hause gab.

Diesem Personal wurde an Gagen, Löhnen und Honoraren in vier Spieljahren ausbezahlt . . . . K 1,492.810·73

Der Pacht für das Theater betrug, weil das erste Spieljahr nur 5½ Monate zählte, für 4 Spieljahre genau . . . . » 346.394·76

An die deutsche Schriftstellerwelt, vornehmlich aber an die heimischen Autoren würde in 4 Jahren ein Gesamt-Tantième ausbezahlt von » 110.136·89

An hundertfältige Gewerbetreibende (Maler, Buchdrucker, Tischler, Schneider, Schuster, Schlosser, Spängler, Zimmerleute, Wäschefabrikanten, Kohlenhändler, Plakateure etc. etc.), die fortgesetzt beschäftigt werden, wurden für die Herstellung des Fundus und des ganzen Betriebsapparates in vier Jahren ausbezahlt . . . . » 440.334·62

Für wohltätige Zwecke hat die Direktion in vier Spieljahren abgeführt . . . . » 39.925·25

Die Beleuchtung des Hauses kostete in diesen vier Spieljahren . . . . » 127.357·82

etc. etc.

Dem allen gegenüber waren die Einnahmen des Theaters nicht gering, sie betrugen in den ersten vier Spieljahren, obwohl das erste nur 5½ Monate zählte, K 2,373.499.14 und sie beweisen, daß das Unternehmen durchaus lebensfähig ist und daß es bei verminderten Lasten mit der Zeit sogar zur Blüte gebracht werden kann. Leider waren diese Einnahmen aber nicht ganz ausreichend für alle Vorauslagen und den großen Betrieb, und sie sind um zirka 200.000 Kronen hinter meinem Erfordernis zurückgeblieben. Zwei gute Freunde, die an mich und das Unternehmen geglaubt und für mich Bürgschaft geleistet haben, verlieren heute Hab und Gut, wenn es nicht gelingen sollte, die Differenz auszugleichen und den Fortbestand des Theaters zu sichern.

Bedeutung des Theaters.

Der Bestand unseres Theaters ist nicht nur für die heimische Kunst und Literatur, für das christliche Publikum und für die christlich-soziale Partei im Besonderen von ganz eminenter Bedeutung, es ist auch für hunderte von Existenzen bereits eine Notwendigkeit geworden. Durch die Gründung dieses Schauspielhauses sollte der Beweis erbracht werden, daß die deutsche Literatur reich genug ist, das deutsche Theater zu versorgen und daß wir der internationalen Mode-Literatur und der zumeist durch jüdische Übersetzer eingeschleppten französischen Unsitten-Stücke, die das gesunde Gefühl unseres Volkes verpesten, entraten können; durch dieses Theater sollte die vom jüdischen Journalismus vollständig überwucherte und entmutigte heimische Produktion, die seit drei Jahrzehnten fast versiegt schien, wieder geweckt werden; auf dieser Bühne sollte den arischen Talenten auf dem Gebiete der Literatur und der Schauspielkunst der Weg geebnet, durch den Bestand dieses Theaters sollte Bresche gelegt werden in den Ring, der das gesamte deutsche Künstlerleben unterjocht und dasselbe zu seiner geschäftlichen Domäne gemacht hat.

Und dies ist schon in seinen Anfängen gelungen. Wir haben nur christliche Schauspieler, wir führen nur Werke christlicher Schriftsteller auf, unser Theater hat diesen Autoren bereits 110.000 Kronen Tantièmen bezahlt und ihre Werke, die früher unbeachtet blieben, werden jetzt auch an anderen Bühnen gespielt. Der unversöhnliche Haß gegen dieses so reformatorisch

und befreiend wirkende Theater, der namentlich in den auswärtigen Korrespondenzen oft zum Durchbruch kommt (um unsere Stücke und Schauspieler bei den reichsdeutschen Direktoren zu diskreditieren), dieser Haß beweist, daß man auf gegnerischer Seite die prinzipielle Bedeutung unseres Theaters ganz genau kennt.

Und Eines ist für mich gewiß: Neben den großen wirtschaftlichen Schöpfungen, welche die christlichsoziale Partei unter der genialen und wahrhaft staatsmännischen Führung Dr. Lueger's geschaffen, wird man unser Theater einst als eines der bedeutsamsten Werke dieser Partei feiern. Denn von diesem deutschen Schauspielhause, wenn es nur einmal 10—20 Jahre besteht, werden große geistige Wirkungen ausgehen. Das Reinigungswerk in der deutschen Literatur und Schauspielkunst hat von hier seinen historischen Ausgangspunkt genommen und es wird, wenn unser Theater zur Blüte gelangt, nicht mehr aufzuhalten sein. Ginge unser Theater in seiner jetzigen Form unter oder geriete es auch nur in eine Krise, so käme eine große nationale Sache zu Fall und das jüdische Hohngelächter der ganzen Weltpresse würde uns zeitlebens in den Ohren gellen. Der Fall unseres Theaters würde zu einer politischen Affaire gemacht werden, wie es noch wenige gab.

Die Zukunft des Theaters.

Als unser Haus eröffnet wurde, war es im weiten Umkreis konkurrenzlos. Ein Jahr später tat sich sozusagen vor der Tür unseres Hauses das »Colosseum« auf. Ein weiteres Jahr später wurde das »Orpheum« gegen alles Recht und entgegen allen feuerpolizeilichen Vorschriften allmählig in eine Operettenbühne umgewandelt und zwar in eine Bühne, die gleichzeitig ein Varieté-Programm hat, die vor und nach einer dreiaktigen Operette mit Akrobaten und dressierten Stieren arbeitet. Und jetzt wird nur eine Stadtbahn-Haltestelle von unserem Theater entfernt, an der Hernalser-Linie, eine Volksoper projektiert. Die Situation ist also für uns nicht mehr dieselbe wie am Eröffnungstage, und man sollte vielleicht lieber das Bestehende sichern, anstatt Neugründungen anzustreben, die eines Tages sämtlich der Gemeinde Wien zur Last fallen könnten. Wenn heute die Gemeinde Wien z. B. das ganze Unternehmen des Kaiserjubiläums-Stadttheaters konvertieren, den Gründern die 4 %, an die sie vom ersten Tage gewöhnt

worden sind, aus Gemeindemitteln garantieren müßte und das Theater in eigener Regie führen wollte, würde dies dem Stadtsäckel alljährlich mindestens 200.000 Kronen kosten.

Nach meiner festen Überzeugung ist der Fortbestand und die weitere künstlerische Entwicklung unseres Theaters auf der bisherigen Grundlage möglich, wenn ein neuer Betriebsfond, etwa durch ein Konsortium, beschafft und die ständigen Lasten des Pächters in irgend einer Form vermindert werden können. Das Nächstliegende wäre, die Zinsen für die Gründer von 4 % auf 2 % herabzusetzen. doch würde ich dies gar nicht empfehlen, denn der Eindruck dieser Maßregel auf die nächstbeteiligten 2000 Vereinsfamilien, die zugleich den Grundstock des Theaterpublikums bilden, wäre ein so empfindlicher, daß das Theater dadurch nur geschädigt würde.

Die Aktion zu Gunsten unseres Theaters könnte auf unauffällige Weise durchgeführt werden und der dem bisherigen jährlichen Defizit entsprechende Teil der Lasten, die der Pächter nicht weiter tragen kann, wäre auf drei Faktoren aufzuteilen:

a) Die Gemeinde bewilligt dem Pächter oder dem Theaterverein für den Pächter die unentgeltliche elektrische Beleuchtung.

b) Der n.-ö. Landtag gewährt dem Theater zu dem bestimmten Zweck, das heimatliche historische Drama, das ganz und gar darniederliegt, zu pflegen, eine Subvention; und

c) es wird ein Abonnement für das Theater eingeleitet, dessen Durchführung gewissermaßen zur Parteisache gemacht werden soll.

Punkt a) würde dem Theater eine jährliche Ausgabe von zirka K 30.000 ersparen; Punkt b) sollte nach dem Muster des steirischen Landtages mindestens K 20.000 betragen (Böhmen subventioniert das deutsche Theater in Prag mit zirka K 200.000, das czechische mit zirka K 300.000 jährlich); zu Punkt c) würde ich eine 50 %ige Preisermäßigung zugestehen können, weil gerade unsere Abendvorstellungen durchschnittlich schwach besucht sind und wir eigentlich von dem Ertrage der Nachmittagsvorstellungen leben müssen.

Auf diese Weise könnten die Lasten des Pächters um jenen Betrag vermindert werden, den sein bisheriges jährliches

Defizit erreicht hat. Und tritt diese Verminderung seiner Lasten ein, so wird es ihm vielleicht mit Hilfe einiger Parteifreunde auch möglich sein, neues Geld für die Fortführung des Theaters zu finden. Sollte dies Alles nicht erreichbar sein, dann wäre die Katastrophe unvermeidlich.

Wien, Ende Dezember 1902.

Adam Müller-Guttenbrunn m. p.

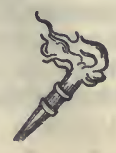
* * *

Auf dem Weg, der den Herausgeber der ‚Fackel' von seiner Wohnung in die Innere Stadt führt, ist in diesem Sommer ein Verkehrshindernis aufgetaucht: Das neue »Haus der Wiener Kaufmannschaft« hemmt zwar nicht den Schritt, aber doch den ungern verweilenden Blick des Passanten. Wie erstaunt mußte er sein, als er eines Tages vernahm, daß er ein Meisterwerk der Baukunst verkannt habe! Die Versicherung klang freilich aus den Spalten der ‚Neuen Freien Presse' und der Kunstreferent hatte dem Lokalredakteur sein Amt abgetreten. Aber verständlich ward das Lob eines Bauwerks dennoch erst durch die Erinnerungen, welche der Name des Baukünstlers weckte: Der Architekt Gotthilf hat es zum Schwiegersohn des Herrn Donat Zifferer gebracht und sollte es nicht zu Reklamartikeln in der liberalen Presse bringen? Freimauerei und Architektur sind verwandte Gewerbe, und auch Architekten hängen häufig gleich den Freimaurern an veralteten Formen. Nur pflegen sonst Architekten das Bekenntnis ihrer künstlerischen Gesinnung nicht wortwörtlich einem andern nachzustammeln, wie's, nach der Versicherung eines Fachmannes, Herr Gotthilf tat; er hat sich begnügt, beim Haus der Wiener Kaufmannschaft die Fassade des vom Architekten Schmalz erbauten kgl. Land- und Amtsgerichtsgebäudes in Berlin bis ins Detail zu kopieren (man sehe »Die Architektur des 20. Jahrhunderts«, Verlag Waßmuth, Berlin). So sollte man ihn eigentlich für seinen Geschmack in der Wahl des Originals tadeln, wenn man schon das Kopiertalent loben will. Aber ein Liberalismus, der dem Schwiegervater zuliebe den Schwiegersohn für einen Originalkünstler gelten läßt, geht entschieden zu weit.

+

* * *

Ein Interview empfindet heute zwar noch der Betroffene, aber nicht mehr der Leser als Qual. Der Sache ist eine versöhnliche Seite abgewonnen. Wenn ein Interviewer lästig fiel, so gesteht er das neuestens coram publico ein. Um 7 Uhr morgens hat kürzlich ein Delegierter des ‚Neuen Wiener Journal' Frau Schratt überfallen (siehe die Nummer vom 25. Oktober). Er weiß, wie schändlich das ist, weidet sich an der Pein seines Opfers und schreibt: »Frau Schratt spricht nicht weiter, sie erinnert sich eben einer Frühstückseinladung, die sie schon vor Tagen annahm. Aber sie ladet mich ein, sie zu begleiten«. Es ist nämlich, meint er, »ihre liebste Plauderzeit am frühen Morgen, wenn die Wälder noch ein bischen verschlafen sind und die Sonne nicht so vordringlich ist« .... »Schließlich ist es aber auch der Menschen wegen, die da noch nicht so geschäftig die Natur belästigen.« Sonst nämlich. Und Frau Schratt möchte, daß es wie sonst wäre. »Es heißt scharf ausschreiten, will man mit Frau Schratt im Tempo bleiben«. Man kommt aber doch nach. Frau Schratt muß von ihren Reisen erzählen. »Und das Theater ging Ihnen nie ab?« »Jessas die Frag! Ja, sag'n S'mir amal, möchten denn Sie schreiben und porträtieren, wenn Sie in die Welt reisen könnten, wohin S'wollen?« Frau Schratt wird immer ungeduldiger, immer deutlicher: »Sie werd'n net schlecht fluchen, daß der Weg gar kan End nimmt, aber das is scho' mei' Promenad« ... Und zum Schluß des seltsamen Interviews heißt es wörtlich: »So ist denn Ungestörtheit eine Sache, die Frau Schratt besonders liebt« ... Ein Freund, der plötzlich auftaucht, befreit sie von dem Sadisten. »Ich verabschiede mich ... Länger aber klingt mir das helle Lachen nach, das für kurze Momente die ersterbende Allerseelenlandschaft in bessere Stimmung hebt.« ... Noch nie hat vielleicht ein Interviewer die innersten Gefühle des Interviewten besser herausgeholt und mit größerer Selbstlosigkeit preisgegeben!



Der Holländer

(beim Anblick der Lilith).

Von **August Strindberg** (Stockholm).

Was ist das? Wer ist das?
Ein Menschenkind in weißen Schleiern,
Ein Chor von Linienharmonien,
Der unterm Schleier singt.
Ein Weltsystem im Kleinen,
Ein Abbild unsres großen Kosmos.
Sieh dieser Hüfte mächtige Parabel,
Vergleichbar der Kometenbahn,
Die führt in unbekannte, nur geahnte Räume . . .
Sie wendet sich, und gleich ich seh
Dieselben Linien sich in Halbellipsen wandeln,
Die unsrer Erde Lauf rings um die Sonne bilden,
Und die das Ei zusammen formen,
Von dessen Brennpunkt aus des Schoßes Radien laufen. –
Von Schulter bis zur Weich' gezeichnet steht
Das heil'ge Hexagramm,
Dem herrlichen Orion gleich am Sterngewölb',
Worin der Gürtel durch den Nabel ist markiert,
Durch den des Himmelsdoms Aequator läuft —
Und ruhet im Triangel unten,
Das drei konvexe Bogen schön gebildet,
Gedrückte Kuppel auf des Tempels Dach,
Des Tempels, der der Mutterschaft geheiligt ist!
Und oben, dieser Rumpf mit einem Wirrwarr feiner Kurven
Von Sonnenkrone und von Mondessicheln;
Der Brüste beide Hemisphären sind die Erde.
Sieh dieses Kniees Nebelfleck, der Milchstraß' gleich;
Der Wade schlanker Bogen, ähnlich
Der Linie eines in den Raum geworfnen Körpers!
Des Fußes Wölbung und der Schulter Rundung,
Des Armes schwellend Kurven,
Sie gehen alle von der Sphäre aus,
Sind eine Symphonie in jener Harmonie der Sphären;
Der Sphäre und dem Kegel,

Des Lichtes Kegel, den die Sonne selbst aussendet!
So wardst Du, Weib, aus Himmelslicht geschaffen,
Des Schöpfers Abbild in der Schöpfung,
Aus Stücken unsres Universums.
Und darum bist du Alles! Allgeberin,
Ohn' welche ich das leere Nichts bin!
Doch Himmelskind! Aus Erde,
Aus allen Reichen der Natur gestaltet wurde
Der feine Staub, worin dein Geist dann hauste.
Dein Ohr erhielt von Schneck' und Muschel seine Form;
Dein Mund der Blume gleich mit Honiggrübchen,
Die Grundform doch ein stoma, womit Pflanzen atmen.
Die krumme Linie deiner Nasenflügel
In Ranken der Melone siehst du sie, des Weins;
Die Form zu deines Zahnes Perlmutter
Des Fisches Schuppe gab;
Dein Auge ist ein Edelstein,
Ist blau dem Saphir gleich, und schwarz wie Onyx,
Kann braun sein auch wie ein Agat.
Gefaßt der Stein in eine Schale ist,
Die weißundblaue Schale eines Taubeneis,
Im Bette ruhend, das so niedlich säumet
Die schwarze Fahn' aus Reiherfedern!
Womit soll ich dein Haar vergleichen?
Des wilden Pferdes Mähn', der Purpurschnecke Byssus,
Des blauen Meeres feinsten Algen,
Der Wiese Ziergras, Schwingel, Rispe,
Des Pampasgrases buschiger Aigrette!
Hat es die Seidenraupe fein gesponnen,
Zu hecken Schmetterlinge drin?
Die Spinne spulte diesen Zauberfaden,
Zu fangen goldne Fliegen ein?
Als Uranos in Urerd grub
Und Gäa, Mutter Erde, spann,
Da ward's zu deinen Locken, Eva,
Dem Schleier unsrer ersten Braut,
Und zu dem Sterbekleid des Kindes!
Mit ihnen trocknetest du deine Tränen,

In ihnen bargst du deine Scham,
Als aus dem Paradies du giengst
Und auf den Dornenpfad der Welt.
Im Schatten ihres frischen Walds
Du ruhtest deine armen müden Augen,
Wenn aus der Hand die Nadel fiel bei Tagesschluß,
Das kranke Kind genommen deine letzten Kräfte,
Getrunken aus das weiße Blut
Aus deiner Brüste Alabasterschalen!

Auch ich, ach, ruhte in der Locken Schatten,
Auf Mutters Schoß, an Gattenbrust —
Einmal, es waren lichte, leichte,
Wie zarte Jahrestriebe einer Frühlingsbirke;
Einmal, sie waren schwärzer als Cypressen,
Wie eine Geißel aus geflochtnen Schlangen,
Sie schlugen mir ins Auge;
Und webten sich zu härnem Hemd,
Das ich mußt tragen, als ich hungerte!
O holde Geißel . . .

(Aus dem schwedischen Manuskript von Emil Schering.)

* * *

Elektra.

Von **Peter Altenberg** (Wien).

Dies ist die Tragödie Elektra von Hugo v. Hofmannsthal:

Die geniale Göttlichkeit »Wahrheit und Gerechtigkeit«, eingedrungen ohne Rest in einen zarten Frauenleib »Elektra«! Alles andere mußte da heraus, weichen, vernichtet werden: edle Sanftmut, unbewußtes Träumen, jungfräuliches Hoffen, antizipierte Schauer kommender Seeligkeiten, Braut-Beben, heiliges Mutter-Werden-Wollen!

Alles mußte da weichen der göttlicheren Mission »Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden!«. Wie

das Genie wird Elektra, über das kleine gewöhnliche Schicksal eines Menschen hinaus, verdammt zum Vertreter des »göttlichen Willens«!

Wie die Walküre, außerhalb und oberhalb des weiblichen Empfindens, nur die Gebote des Gottes befolgend, so Elektra hier die Gebote göttlicher Gerechtigkeit!

Die Begriffe: Mutter, Schwester, Liebe, Bräutigam, Erfüllung, Mütterlichkeit, Glück, Friede werden hinweggeschwemmt von der Sturmflut leidenschaftlicher Gerechtigkeitsliebe, und das Ziel, den feig hingemordeten Vater, Agamemnon, an der schmählichen Mutter und Ägisth zu rächen, leuchtet blutrot als eine einzige ausfüllende fixe Idee in ihrem entweibten, vermännlichten Genie-Gehirne!

Um sie herum sind Menschlein: kriechende, hoffende, sehnende, wünschende, sich begnügende, dahinlebende!

Aber blutrot leuchtet in Elektra's Gehirne unzerstörbar die göttliche fixe Idee der Gerechtigkeit!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Musiker. Wie eigentlich die »Affaire Ziehrer« ausgegangen ist? Wienerisch. Vor einem Jahr ward in der ‚Fackel' (Nr. 121) erzählt, daß auf einer vergilbenden Partitur die folgende Randbemerkung steht: »Diese Ouvertüre komponierte ich i. J. 1863 und überließ sie meinem Schüler C. M. Ziehrer, der sie am 3. November genannten Jahres, zu seinem ersten Auftreten mit seiner eigenen Kapelle im Dianasaal in Wien, unter seinem (Z.'s) Namen aufführte und später sogar im Klavier-Arrangement drucken ließ. Als ich Z. nach einigen Jahren seinen eigenen Intentionen überließ, diente er, nach seinem angeborenen Geschmacke, einer so gemeinen, gassenhauerischen Richtung, daß wohl jedermann einsehen mußte: gegenwärtige Ouvertüre und alle als seine ersten Kompositionen ausgegebenen Werke seien nicht seinem Gehirne entsprungen. Deshalb nahm ich auch meine Ouvertüre zurück und setzte sie meiner Oper ‚Fiammina' vor. J. E. Hasel.« Herr Ziehrer, hieß es damals, sei von der Autorengesellschaft aufgefordert worden, sich zu rechtfertigen. Herr Ziehrer dementierte stolz dies Gerücht und kündigte die Absicht an, die ‚Fackel' zu klagen. Durch Monate flogen mir Zeitungsausschnitte aus aller Herren Ländern ins Haus, die die stereotype Nachricht enthielten: Hofkapellmeister Ziehrer wird die ‚Fackel' klagen. Er überlegte sich's, und

»Vindobona, du herrliche Stadt« vergaßest ... Eines Tages aber ging die Witwe Hasel nicht nur der ererbten Autorrechte, sondern auch des Beweismaterials verlustig. Zwei Herren waren bei ihr erschienen, deren einer sich als Sekretär der Newyorker Oper vorstellte. Diese wolle »Fiammina« aufführen. Ziehrer sei in Amerika populär, die Enthüllung der Autorschaft seines Lehrers werde dort große Sensation machen; nur handle es sich darum, jene Dokumente zu erhalten, durch die der geistige Anteil Hasel's an Ziehrer's Jugendwerken verbürgt sei. Anzahlung 500 Kronen; binnen sechs Wochen definitiver Bescheid. Die in dürftigen Verhältnissen lebende Frau liefert die Partitur, welche die ominöse Randbemerkung enthält, und andere Beweisstücke aus. Vor Ablauf der bedungenen Frist langt ein Schreiben aus Newyork ein, sämtliche Dokumente Professor Hasel's seien in Verlust geraten. Der Frau gelingt es, in Erfahrung zu bringen, daß die beiden Amerikaner Angestellte eines Wiener Privatdetektiv-Instituts waren. Sie teilt diesen Sachverhalt der ‚Fackel' mit. Ich antworte, daß für mich im Vorjahre an ihrer ganzen Angelegenheit ausschließlich die Enthüllung der Anfänge Ziehrer's in Betracht kam. So wenig wie mich ihre zivilrechtlichen Ansprüche an den Schüler ihres Mannes interessierten, so wenig ginge mich diese plumpe Kriminalaffaire an. Morde zeigt man nicht bei der ‚Fackel' an und gegen einen Betrug sucht man Schutz bei der Staatsanwaltschaft. Das hätte sie ja versucht; aber der Herr Staatsanwalt habe ihr gesagt, sie solle sich an den Herausgeber der ‚Fackel' wenden ... Nun habe ich gewiß oft genug die Empfindung, daß die Staatsgewalt in Österreich zugunsten der Presse abdiziert hat. Aber die ‚Fackel' bekämpft ja gerade jenen anarchischen Zustand, der es ermöglicht hat, daß die Journaille in absolutistischer Machtvollkommenheit Untersuchungen in Kriminalaffairen veranstaltet. Ich erklärte, daß ich an die burleske Antwort des Staatsanwalts nicht glauben könne und wolle. Er hat — und ich fordere ihn jetzt nachdrücklich dazu auf — die Pflicht, von der Anzeige Kenntnis zu nehmen, zu untersuchen, ob Herr Ziehrer und sein Ratgeber, der bekannte Bachrach, hinter der Sache stecken, und gegen das Detektivbureau wegen Betrugs einzuschreiten. Wenn er ein tapferer Staatsanwalt ist, wird er den Fall zum Ausgang einer Campagne gegen das Gesamtunwesen der Detektivinstitute nehmen, die bisher in schamlosester Weise und unter den Augen der Behörden Ehre, Privatleben und Eigentum der Staatsbürger angreifen durften. Seinem Eifer sind keine Grenzen gesetzt. Mindestens aber hat er die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, den Fall der Herauslockung jener Dokumente zu untersuchen. Die ‚Fackel' bedankt sich für die Zumutung, daß sie zur Riesenlast ihrer Arbeit auch noch die Geschäfte fauler oder furchtsamer Staatsanwälte übernehmen soll. Sie könnte sich dazu nur unter der Bedingung bereit finden, daß ihr auch ein paar Justizsoldaten beigestellt, persönliche Straflosigkeit bei Erhebung schimpflicher Anklagen garantiert und die Möglichkeit gewährt würde, die Leute einsperren zu lassen. Frau Hasel war nicht in der Lage, den Beamten namhaft zu machen, der ihr die ‚Fackel' als geeignetere Anklagebehörde empfohlen hatte. So riet ich ihr denn, noch

einmal durch einen Advokaten die Anzeige erstatten zu lassen. Erst wenn klipp und klar erwiesen sei, daß die Staatsanwaltschaft nicht wolle, möge sie sich wieder an mich wenden. Kriminalfälle interessierten mich immer erst dann, wenn die Behörde sie als solche nicht erkannt hat. Solange doch noch einige Aussicht vorhanden sei, daß Staatsbürger gegen Verbrechen geschützt werden, lehne es die ‚Fackel' ab, bei Diebstahl, Raubmord und Betrug zu intervenieren ... Ich habe seit damals nichts mehr von dem Fall gehört. Und heute machen Sie mich auf die Nummer eines Wiener Witzblattes aufmerksam, in der er besprochen ist. Ich glaube nicht, daß die Sache, wenn sie wirklich eine gute ist, durch den Ort der Besprechung kompromittiert werden kann, und erachte sie nach wie vor einer behördlichen Untersuchung würdig ... Sonst enthält Ihr Schreiben noch die Aufforderung, ich möge mich mit einem Klatsch auseinandersetzen, der darüber entstanden ist, daß die ‚Fackel' seit einem Jahr von Herrn Ziehrer »schweige«. Als ob ich in jeder neuen Nummer die Manen jedes alten Opfers beschwören müßte, um blödsinnigem Verdacht vorzubeugen! Herr Ziehrer jubilierte, und die ‚Fackel' beschäftigte sich mit ihm. Als er nicht mehr jubilierte, beschäftigte sich die ‚Fackel' mit anderen Persönlichkeiten. Aber Sie erzählen ja, irgend ein Herr rühme sich, er sei derjenige gewesen, der mich »von weiteren Angriffen auf Ziehrer zurückgehalten« hat; denn Ziehrer sei »eine Wiener Type und dürfe nicht angetastet werden«. Ganz abgesehen davon, daß mich die Überzeugung, »eine Wiener Type« vor mir zu haben, eher zu einem Angriff zu reizen als von ihm abzuhalten geeignet ist, kann sich natürlich kein Sterblicher solcher Intervention bei der ‚Fackel' rühmen. Für die Torheiten und Schlechtigkeiten, die auf Rechnung der ‚Fackel' begangen werden, bin ich nicht verantwortlich. Der Herr, der mich mit Ziehrer versöhnt hat, erzählt, er sei mein persönlicher Freund; ich habe mit ihm nie über Herrn Ziehrer und sonst kaum ein Dutzend Worte gesprochen. Es gibt ja auch Leute, die sich für Mitarbeiter an der ‚Fackel' ausgeben, wiewohl ich nie ihre Namen gehört habe. Und es ist ja auch möglich, daß einer durch die Drohung, er werde dafür sorgen, daß etwas »in die ‚Fackel' kommt«, einen Kretin einschüchtert; bin ich deswegen ein Erpresser? Die Dummheit scheint wohl im Kreise der »Wiener Typen« nicht aussterben zu wollen ... Oder soll ich den Verdacht jener Leute, die, weil einmal einer nicht »angegriffen« ward, mich für bestochen oder mindestens für beeinflußt halten, als einen Erfolg auf meines Mühens Rechnung setzen? So weit habe ich das Mißtrauen gegen alles Gedruckte bringen wollen.

Gynäkolog. Die neuesten Forschungen auf Wiener medizinischem Gebiet haben eine Verwandtschaft zwischen Gynäkologie und Montagsjournalistik ergeben. Die Gynäkologie hat sich in die Montagsjournalistik »eingeheiratet«. Unter »Einheiraten« versteht man bekanntlich den Eintritt des Schwiegersohnes in das Geschäft des Schwiegervaters. Und die Offiziosität der ‚Montagsrevue' und der ‚Sonn- und Montagszeitung' ist ein so lukratives Geschäft, daß auch die Gatten der weiblichen Descendenz auskömmlich versorgt werden können. Begreiflich ist allerdings, daß die

offizielle, die Universitäts-Gynäkologie, von der neuen offiziösen Gynäkologie nichts wissen will. Aber es nutzt ihr nichts. Ohne daß das Professorenkollegium befragt wurde, ist im vorigen Jahre Jakob Herzog's Schwiegersohn, der Professor für Gynäkologie August Herzfeld, ernannt worden. Bald darauf war im Wiedener Spital ein Primariat für Gynäkologie zu besetzen. An tüchtigen Anwärtern war kein Mangel. Aber auch an Schwiegersöhnen der Montagsjournalistik fehlt es niemals. Alexander Scharf konnte darauf hinweisen, daß sein Schwiegersohn Dr. Latzko sich durch die Einführung englischer Ammen in die Wiener Geburtshilfe große Verdienste erworben habe, und Herr v. Koerber übertrug dem Sonn- und Montagsgynäkologen provisorisch das Primariat am Wiedener Spital. Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn nicht vor der definitiven Ernennung eine lästige Formalität erübrigt hätte, die Einholung eines Terno-Vorschlags des medizinischen Professorenkollegiums. Der Vorschlag ward kürzlich erstattet, der Name des Herrn Dr. Latzko fehlte darin. Was ließ sich da thun? Man muß sie hören alle beede, erklärte Herr v. Koerber: Herrn Scharf und das Professorenkollegium. Herr Dr. Latzko behält sein Primariat, aber für den primo loco vorgeschlagenen Dozenten Dr. Lihotzky — wird im Rudolfspital auf der Landstraße eine neue gynäkologische Abteilung errichtet.

Politiker. Kann man an dem Recht des Kaisers, die Kommandosprache zu bestimmen, noch zweifeln? Sonnenklar hat Herr von Szell — siehe Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 29. Oktober — dargelegt, warum dieses Recht aufrechterhalten werden mußte: »Es wurde deshalb aufrecht erhalten, weil das Recht besteht, und weil das Recht besteht, wird es aufrecht erhalten, und es wird nur deshalb aufrecht erhalten, weil das Recht besteht, denn wenn dieses Recht nicht bestünde, könnte es nicht aufrecht erhalten werden.« Weil er ein Schwätzer ist, schwatzt Polonius, und weil Polonius schwatzt, ist er ein Schwätzer; denn wenn Polonius nicht schwatzte, wäre er kein Schwätzer, und wenn Polonius kein Schwätzer wäre, würde er nicht schwatzen.

Dieb. Die Schere des Lippowitz auf frischer Tat zu ertappen, bot oft genug das heiterste Vergnügen. »Unser Bismarck« und »Eduard VII., der Onkel unseres Kaisers«, die in »Originalartikeln« des ‚Neuen Wiener Journal' prangten, haben den Dieb verraten. Ein ganz ähnlicher Fall nun trug sich kürzlich zu. Unter dem Titel »Ein tapferer Geistlicher« erschien am 27. Oktober ein Artikel, der ausdrücklich als »Originalkorrespondenz des ‚Neuen Wiener Journal'« bezeichnet war. Er begann mit den Worten: »In England starb dieser Tage ein Geistlicher der Reverend J. W. Adams, der im Besitze des Viktoria-Kreuzes war, eines Ehrenzeichens, das für außerordentliche Tapferkeit verliehen wird und in vielfacher Beziehung unserem Eisernen Kreuz entspricht.« ... Was man der Schere des Lippowitz mit Recht zum Vorwurf macht, ist ihre Wahllosigkeit. Sie nimmt an keinem Hindernis Anstoß. Kein Mensch verlangt von einem Redakteur des ‚Neuen Wiener Journal', daß er einen Artikel schreibe. Aber lesen sollte er ihn doch wenigstens. Bewahrheitet es sich denn, daß der Name Lippowitz nur ein Deckname ist, daß eine

solche Persönlichkeit gar nicht existiert und ein Automat seit zehn Jahren die redaktionellen Geschäfte verrichtet?

Historiker. Für diese Nummer der ,Fackel' wollte ich ein Cliché anfertigen lassen. Leider war's zu spät. Es sollte die Gegenüberstellung zweier Partezettel bedeuten, die in zwei aufeinanderfolgenden Ausgaben der Berliner ,Vossischen Zeitung' erschienen sind. Im Abendblatt vom 2. November wird den Berliner, Wiener und Prager Verwandten mitgeteilt, daß ein Mitglied des nach Deutschland ausgewanderten Journalistengeschlechts Klebinder gestorben ist. Der Mann war inserierender »Spezialarzt« in Prag, wird aber auch mit seinen anderen Titeln, darunter dem eines »Hausbesitzers«, versehen. Dreizehn Hinterbliebene werden mit allen Ehren und Charakteren: Konsul, k. k. Leutnant a. D., Musikreferent des ,Ill. Wiener Extrablatt' u. dgl. angeführt, und ein Sprößling prangt als »Chefredakteur, Gründer der ,Deutschen Arbeitgeber-Zeitung' und des ,Zentralblattes der Deutschen Holzindustrie'«. Die Parte ist fast zwei Quadratdezimeter groß, ein bequemes Feld zur Betätigung österreichischer Reklamesucht ... Kaum ein Viertel dieses Raumes nimmt eine Anzeige ein, die im Morgenblatt vom 3. November der ,Vossischen Zeitung' erschienen ist: »Mein lieber Mann, unser teurer Vater, Schwiegervater, Großvater, der Professor Dr. Theodor Mommsen, wurde uns heute im fast vollendeten 86. Lebensjahre durch einen sanften Tod entrissen. Im Namen der Hinterbliebenen Marie Mommsen, geb. Reimer.« Mommsen hinterläßt ein Dutzend Kinder, alle in bedeutenden sozialen Positionen; welch eine Gelegenheit wäre das für Wiener gewesen, tieferschüttert »von sich zu blasen«! Und man muß zugeben, daß auch Mommsen selbst bedeutender war als Klebinder.

Habitué. Er hat den Vorschuß nicht erst verlangt, sondern schon längst in der Tasche gehabt und nicht zurückzahlen wollen? Ich weiß, daß die Theaterleute auch diese Version erzählen: Herr Weisse habe Herrn Bahr brieflich aufgefordert, einen Vorschuß von tausend Gulden, der ihm vor Jahr und Tag gewährt worden war, zurückzuzahlen. Die Antwort sei jene Kritik im ,Neuen Wiener Tagblatt' gewesen, in der Herr Bahr sich schämte, daß je eines seiner Stücke im Deutschen Volkstheater aufgeführt worden ist. Aber ich glaube den Theaterleuten nichts mehr. Man erzählt Ihnen, Herr Weisse habe erklärt, daß er sich die Bahr'sche Kritik nicht gefallen lasse, und sei entschlossen gewesen, Antikritik zu üben, eine Darstellung der ganzen Angelegenheit auf dem Theaterzettel zu veröffentlichen? Das muß ein Mißverständnis sein. Denn wenn Ähnliches überhaupt vorgefallen wäre, hätte es Herr Weisse, wenn schon aus Schonung der Presse nicht vor die Öffentlichkeit, so doch gewiß vor den Ehrenrat der Concordia gebracht. Und was die Theaterleute weiter von einer Art internen Ehrengerichts erzählen, das sich im Direktionszimmer des Deutschen Volkstheaters versammelt habe, ist vollends unglaubwürdig. Daß man Herrn Wilhelm Singer persönlich sich zu der Direktion begeben sah, beweist nichts. Und die Abbitte, die er dort geleistet haben soll, hat keiner der Herren, die von ihr wissen wollen,

mitangehört. Es hätte ja auch, wenn es wahr ist, daß Herr Bahr seine Demission angeboten, Herr Wilhelm Singer aber sie nicht angenommen hat, eine Abbitte keinen Sinn gehabt: Herr Singer hätte tätige Reue zeigen, einen kompromittierten Kritiker aus seiner Redaktion wegjagen müssen, um bei der Volkstheater-Direktion Schweigen zu erkaufen. Das Übermaß der Frechheit, das Schweigen Anderer gratis zu verlangen, wird niemand einem Mann zutrauen, dessen Blatt von der glänzenden Fruktifizierung des Schweigens lebt. Nein, ich glaube gar nichts von dem, was erzählt wird. Ich glaube nur die Tatsachen: daß Herr Bahr das Deutsche Volkstheater immer in den Himmel gehoben hat, wenn es seine Stücke brachte, daß er es immer getadelt hat, wenn es seine Stücke nicht brachte, und daß Herr Wilhelm Singer unentwegt für die Ehre der Zeitung und für den guten Ton in allen Lebenslagen eintritt. . . . Ein Frontwechsel des Herrn Bahr gegenüber dem Deutschen Volkstheater ist natürlich jedesmal auch mit einem Frontwechsel gegenüber dem Deutschen Theater in Berlin verbunden. Kehrt er Herrn Bukovics den Rücken, so muß er naturgemäß mit Herrn Brahm Augensprache führen. Dem Deutschen Volkstheater zuliebe, das in Berlin durchfiel, hat er seinerzeit das Deutsche Theater, das in Wien mit Erfolg gastierte, heruntergemacht. Nun steht wieder ein Gastspiel des Direktors Brahm bevor, und ein Herrn Bahr feindlicher Zufall hat am 27. Oktober in der Theaterrubrik seines eigenen Blattes die folgenden Notizen just nebeneinander gestellt:

»Wir haben wiederholt erwähnt, daß die Freigebung der ‚Weber' für Wien in Aussicht stehe. . . . Es ist zu bemerken, daß die praktischen Folgen der zu erwartenden Freigebung nicht sofort eintreten werden, weil bekanntlich der Berliner Theaterdirektor Brahm, der sein Gastspiel am Carltheater erst am 1. Mai eröffnet, das ausschließliche Aufführungsrecht für Wien besitzt.«

»Aus Berlin wird uns telegraphiert: Das Deutsche Theater nahm heute eine neue dreiaktige Komödie, »Der Meister« von Hermann Bahr, zur Aufführung in diesem Winter an.«

Herr Bahr hat sich bekanntlich geschämt, daß nie eines seiner Stücke bisher im Berliner Deutschen Theater aufgeführt wurde. . .

Paralytiker. Das ‚Neue Wiener Journal' brachte am 27. Oktober die folgende »Personalnachricht«: »Der großbritannische Gesandte in Klagenfurt Sir Edward Goschen hat sich gestern von hier nach Kopenhagen begeben.« . . . Der erste wirkliche Originalbeitrag, den das Blatt seit zehn Jahren gebracht hat!

Klerikaler. Alle möglichen Leute wollen mir Geschichten über den Maler Lippay erzählen. So oft ihn ein Papst geküßt hat, klingelt mein Telephon: »Halloh, interessiert Sie vielleicht eine Affaire — —?« Aber mich interessiert nichts. Nichts außer den Zeitungsnotizen, die

jeden neuen Papst mit Herrn Lippay in Verbindung bringen. Warum gerade ihn? Es gibt so viele miserable Maler, und nur Herr Lippay hat das Glück, in jüdischen und antisemitischen Blättern für den Kunstsinn moderner Päpste zeugen zu dürfen. Wer dieser Herr Lippay eigentlich ist, weiß kein Mensch. Nur soviel weiß man — und auch das erst aus Nr. 135 der ‚Fackel' —, daß er mit der päpstlichen Familie Rezzonico nicht verwandt ist. Leo XIII. segnete Lippay und starb. Pius X. bestieg den päpstlichen Stuhl und segnete Lippay. Und nicht nur das. Er bewahrt sogar die Photographien der Familie des Herrn Lippay in seinem Schlafzimmer. Das Bild des österreichischen Thronfolgers, das Lippay gemalt hat, nennt er sein »liebstes Erbe nach Leo«. Natürlich hat Lippay auch schon Pius X. gemalt. Bei der Überreichung des Bildes soll der neue Papst gesagt haben: »Damit wir dir eine kleine Anerkennung für deine wirklich unerreichte künstlerische Leistung geben, zu der wir dich vom ganzen Herzen beglückwünschen, und um dir unsere väterliche Liebe und Wertschätzung zu bekunden, ernennen wir dich zu unserm päpstlichen Hofmaler und verleihen dir und deiner Familie den erblichen Grafenstand und segnen dich und deine ganze Familie, damit du die Welt mit noch so manchem ausgezeichneten Kunstwerk erfreuen mögest, wie du mit diesem unserm offiziellen Bildnisse deinen Papst erfreutest.« So stand es neulich in Wiener Zeitungen. Aber bei dieser Audienz waren nur Pius X. und Lippay zugegen. Und ich bin davon überzeugt, daß Pius X. die Wiener Blätter nicht informiert hat.

BÜCHEREINLAUF.

Pehm C., Der heutige Monismus und seine Poesie. Eine Studie zu Karl Hilm's Werken. Wien. L. Wutschel.

Withalm Hans, Ecce homines! Skizzen. Straßburg. Josef Singer.
» » Verbrochenes. Gedichte. » » »
» » Religion — Menschlichkeit. Ein Dialog. Wien. Im Selbstverlag.

Gerhold Franz Josef, Gärungen — Klärungen. Wiener Roman. Wien. Österreichische Verlagsanstalt.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene P. T. Postabonnenten, deren Abonnement mit Nr. 144 oder 143 abgelaufen war, finden der vorliegenden Nummer Posterlagscheine beigelegt. Falls die weitere Zusendung der ‚Fackel' erwünscht ist, ersuchen wir um gefl. rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 145 28. Oktober): »Ferienkurse und katholische Universitäten«. Von Martin Spahn, dem Sraßburger Historiker. — Maria Theresia. — Ungarn. — Jubiläumstheater. — Vom Landtag. — Die Universitäten. — Geschenke an Richter. — Sucher und Priester. Eine Abhandlung aus dem Nachlaß Otto Weininger's. — Antworten des Herausgebers (Deak und die Wiener Presse; Leopold von Belgien; Eine Festnummer; Sonntagsliteratur; Der mangelnde Befähigungsnachweis; Kondolenzen u. s. w.) — Büchereinlauf. — Mitteilung des Verlages.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 147 Erschienen am 21. November 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL‘, IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. . K	7.—
» »	18 » »	. . »	3.60
» das Deutsche Reich,	36 » »	. . M.	7.—
» » » »	18 » »	. . »	3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M.	8.20
» » » » »	18 » »	»	4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	. . K	8.30
» »	18 » »	. . »	4.30
» das Deutsche Reich,	36 » »	. . M.	8.30
» » » »	18 » »	. . »	4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M.	10.40
» » » » »	18 » »	»	5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel‘, Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 147 WIEN, 21. NOVEMBER 1903 V. JAHR

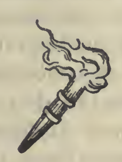
Der Stimmlippenpolyp.

Die Befürchtungen, die an die Erkrankung Wilhelm's II. geknüpft wurden, sind der harmlosen Hoffnung gewichen, daß der hohe Patient eine zeitlang am Sprechen gehindert sein werde. Denkwürdig ist, daß die Wiener Presse dem Kehlkopfpolypen des deutschen Kaisers ein viel eingehenderes Studium gewidmet hat als die Berliner Blätter. Sofort hatte jede Zeitung ihre Hausärzte und Reklamespezialisten requiriert, und jeder mußte eine der in der letzten Zeit so beliebten Ferndiagnosen stellen, sich mit Schmock zum Konsilium setzen und statt zu einem Hinauswurf sich zu einem Gutachten über den Auswurf des deutschen Kaisers bequemen. Fast möchte man es bereuen, daß man eben erst die würdelosen Herren gegen die Angriffe des Landtags in Schutz genommen hat. Verunehrt nicht diese Paarung mit der ekelsten Schnüffeljournalistik die Vertreter der Wissenschaft mehr als das Geschimpfe des Herrn Bielohlawek, der das Bücherlesen verabscheut und unter allen Buchmachern der Neuzeit einzig den Victor Silberer gelten läßt? Wenn man die widerliche Geschäftigkeit besah, mit der die »bekannten« und die »geschätzten Laryngologen«, die »besonderen Seiten« und die »hervorragenden Fachmänner«, die anonymen und nichtanonymen Professoren am Tage, da die ersten Depeschen über die Operation eintrafen, ihre Urteile abgaben, mußte man wahrlich über die Langmut eines akademischen

Senats staunen, der gegen das Ordinieren in der Presse noch immer nicht eingeschritten ist. Diese ihrer eigenen Dummheit und den Belehrungen des Konversationslexikons zu überlassen, wäre würdevoller, als seinen Namen unter eine Äußerung zu setzen, in der auf dem Umweg etlicher fachlichen Fremdwörter schließlich nicht mehr gesagt ist, als was ein beliebiger Laie über einen hundert Meilen entfernten Stimmlippenpolypen zu sagen wüßte. Mit hochgezogenen und allerhöchstgezogenen Brauen stehen die Wiener Herren in respektvoller Entfernung vom Krankenbett der deutschen Majestät, und der liberalste Freund der freien Forschung fühlt sich versucht, ihr dies Ausmaß der Freiheit zu mißgönnen, fühlt sich in solcher Situation wirklich an das Bild der Doktoren Diafoirus und Purgon erinnert, mag ihm die Landtagsweisheit auch noch so vorlaut klingen, die an der medizinischen Wissenschaft keinen Fortschritt »seit Molière's Zeiten« entdecken wollte. Der Spezialist der ‚Zeit' spricht das große Wort gelassen aus: »Erblich sind die Polypen nicht, weder in der Ascendenz noch in der Descendenz.« Aber der Kehlkopfspiegel der Wiener Presse ist überhaupt ein spaßiges Instrument. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' leitet den Bericht seines Hausarztes mit den gemütvollen Worten ein: »Bei der großen Bedeutung, die die plötzliche Erkrankung des deutschen Kaisers hat, wird es unsere Leser gewiß freuen, Näheres über dieses jetzt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehende Leiden zu vernehmen.« Es ist immer ein Trost im Unglück, über das Unglück viel in der Zeitung zu finden; aber so ein »gutartiger« Polyp ist ein wahrer Segen! Die ‚Neue Freie Presse' bewahrt den dem Stande des Patienten geziemenden Respekt. »Dieses neue Verfahren«, schreibt sie, »kam bei der Untersuchung des kaiserlichen Polypen zum allererstenmal zur Anwendung.« In Österreich würde man wohl: k. k. Polyp sagen. Daß aber Wilhelm II. die Operation so gut

bestand, ist gewiß erfreulich; es gab keine Veranlassung, von einem »allerhöchsten Fieber« zu sprechen.

... So sind denn die Befürchtungen, zu denen die Sensationsgier der Wiener Blätter stacheln konnte, der harmlosen Hoffnung gewichen, daß der hohe Patient eine zeitlang am Sprechen gehindert sein werde. Die Schonung des Kehlkopfes wäre aber schon vor der Essener Rede angezeigt gewesen. Heute geht leider die Heiserkeit des deutschen Kaisers mit einer Stimmenvermehrung der deutschen Sozialdemokratie Hand in Hand... Im letzten Ischler Sommer konnte ich eine merkwürdige Veränderung des landschaftlichen Bildes wahrnehmen. Da sich das Publikum des Kurortes verschlechtert, beginnt die Natur zu striken. Ich wollte den berühmten »Hohenzollern-Wasserfall«, dessen Name mich so oft an die Reden Wilhelm's II. erinnert hatte, kennen lernen. Ich fand ihn — versiegt. Und habe damals nicht geahnt, daß sich die Symbolik so bald vollenden werde . . .



Das Jubiläumstheater.

Für die umfassende Unbeliebtheit der ‚Fackel‘ bei der Presse aller Parteien konnte man neulich einen Maßstab gewinnen: dem Aufsehen, das die Publikation der Denkschrift Müller-Guttenbrunn's erregte, hat kein einziges Wiener Blatt Ausdruck gegeben, keines hat, wiewohl sie von beiden Parteistandpunkten als »gefundenes Fressen« betrachtet werden konnte, auch nur eine Zeile daraus zitiert. Nicht einmal die verblüffende Berufung auf das Verdienst, das sich der frühere Direktor des Jubiläumstheaters durch die Aufführung des »Kaufmann von Venedig« um die antisemitische Parteisache erworben haben will,

hat die liberalen Federn in Bewegung zu setzen vermocht. Auch die Kritik, die Karl Bleibtreu an der Denkschrift übt und die er mir zur Veröffentlichung in der ,Fackel' übersendet hat, ignoriert jene Stelle, die doch das literarische Interesse vor allem beschäftigen mußte. Ich bringe die Zuschrift zum Abdruck, weil sie mir als förmliche Kandidatenrede Karl Bleibtreu's und dabei wieder als eine freimütige Abrechnung mit jenen christlichsozialen Kreisen, die auf die Vergebung der Direktion des Jubiläumstheaters Einfluß haben und als deren literarischer Kronzeuge der Berliner Schriftsteller bisher galt, bemerkenswert erscheint. Ich bringe sie zum Abdruck, wiewohl ich mit der von Bleibtreu vertretenen Ansicht über die Mission des Jubiläumstheaters durchaus nicht einverstanden bin:

Durch Veröffentlichung des Berichts, den Adam Müller über die Stadttheaterkrise an den Bürgermeister richtete, erwarb sich die ,Fackel' wieder mal ein Verdienst. Denn rückhaltslose Aufdeckung der Zustände kann hier allein noch fruchten. Der Bericht an sich hat Hand und Fuß. Wer aber seinen kleinlichen Charakter so deutlich offenbart, daß er die einzige künstlerische Tat, die er seinem Direktorialkonto gutschreiben kann, absichtlich verschweigt*), bloß weil der Dichter, der sie ermöglichte, sich Sündenrückfälle in den alten Adam nicht gefallen ließ, der darf sich nicht wundern, wenn der aufmerksame Prüfer seinen Ausführungen von vornherein mit Mißtrauen begegnet. Es wäre daher falsch, aus der Ignorierung dieser Denkschrift seitens der Kommune folgern zu wollen, daß man sich dort gewissen Richtigkeiten in Müllers Unterstützungsbitte verschlossen habe. Weit näher dürfte man wohl der Wahrheit kommen, wenn man annimmt, daß die Berechtigung gerade dieses Direktors zu seinem Verlangen nicht anerkannt wurde.

*) Man wird unschwer erraten, daß der geschätzte Verfasser hier wieder einmal auf sich selbst und auf die Aufführung seiner Dichtung »Karma« im Jubiläumstheater anspielt. Ich habe gegen das Selbstbewußtsein eines Dichters in einer Zeit, da Preßtyrannen die Kulturwerte bestimmen und alles Eigenwüchsige im Totschweigebann verkümmern und verbittern muß, nichts einzuwenden. Aber ich glaube, daß Karl Bleibtreu reichlich nachgeholt hat, was die zeitgenössische Kritik an ihm versäumte. (Anm. d. Herausgebers.)

Doch de mortuis nil nisi bene. Lassen wir den Stammvater Adam ruhen und beschäftigen uns mit seiner Erbfolge künftiger Direktoren!

Zuvörderst sei unumwunden betont, was ich lange vorher wiederholt öffentlich erörterte: das Stadttheater kann seinem Zweck, »Befreiung nationalen Kunstlebens von der Cliquenherrschaft«, niemals genügen, solange es von Privatunternehmern gepachtet wird. Solange nicht die Kommune oder Kommune und Theaterverein gemeinsam die finanzielle Regie übernehmen, wird das sogenannte Stadttheater nichts als eine unter besonderen Schwierigkeiten kämpfende Vorstadtbühne bleiben. Die Durchführung eines massenhaften Abonnements müßte als Parteisache gewährleistet sein; die Kommune würde schon Wege finden, der Faulheit und Gleichgiltigkeit ihrer wohlhabenden christlichsozialen Kreise beizukommen. So würde aber nicht bloß das Bestehen, sondern auch das geschäftliche Gedeihen des Unternehmens gesichert. Denn aus genauer Prüfung der vorliegenden Daten ergibt sich, daß trotz der viel zu hohen Pacht und den angeblich zu hohen Gagen sogar ein Überschuß jährlich vorhanden gewesen wäre, wenn eben nicht die Zinsen fürs entlehnte Kapital und die Lebensversicherungspolizze des Pächters sowie die merkwürdig hohen Ziffern für dessen Privataufwand das Mißverhältnis der Ausgaben bis zum Defizit trieben. Da bei so mangelhaftem Eifer des christlichsozialen Publikums für »sein« Theater solche Einnahmen erzielt wurden, wie glänzend müßte es erst florieren, wenn es, finanziell entlastet und gesund fundiert, sich ungefesselt dem künstlerischen Betrieb widmen dürfte! Und auf dieser künstlerisch-idealen Seite kann einzig und allein der Schwerpunkt des ganzen Unternehmens liegen, das sonst gar keine raison d'être hätte.

Zwar vermag ich mich der Auffassung nicht anzuschließen, daß die bewußte Klausel, wonach nur arische Autoren und Schauspieler zugelassen werden sollen, unberechtigt sei*). Ganz abgesehen vom hier notwendigen Parteistandpunkt, handelt es sich dabei nicht um einen Akt der Unterdrückung, als den das Judentum ja jede Schutzmaßregel gegen seine tyrannischen Übergriffe auszulegen pflegt, sondern der Notwehr. Alle anderen Theater, die Hofbühnen meist indirekt inbegriffen, sind in jüdischen Händen, stehen daher

*) Ich halte sie, wie ich wiederholt schon gesagt habe, für eine Ausgeburt parteiparalytischer Geistesverfassung. (Anm. d. Herausgebers.)

sämtlichen jüdischen Autoren und Mimen offen, indeß der Arier bei ihnen antichambrieren und betteln muß*): da ziemt es sich, Repressalien zu üben, die ja obendrein gar kein materielles Gewicht haben. Denn die beliebten Säulen des literarischen Judentums würden sich ohnehin hüten, dies Theater zu stützen, selbst wenn es ihre Stütze nicht verschmähte. Außerdem würde ein wahrhaft zielbewußter Leiter, der freilich kein beliebiger Literat wie Müller-Guttenbrunn — mit liberalen Antezedentien —, sondern eine starke Persönlichkeit sein müßte, selbst auf die Mitwirkung eines Schnitzler und Hofmannsthal grundsätzlich verzichten. Denn auch sie, die gewiß ernst zu nehmen sind, vertreten jenen Geist, der auf Leben und Tod bekämpft werden soll, des französelnd ungermanischen l'art pour l'art**). Allerdings — und dies »aber« folgt logisch dem obigen »zwar« — würde ich es für einen albernen und unsittlichen Eingriff stumpfsinniger Parteiwut halten, wenn das Drama eines Juden von ausgesprochen arischer Gesinnung — ich denke hierbei an Erscheinungen wie den genialen Otto Weininger, der mir die Ehre erwies, sein unsterbliches Werk vor seinem Tode zu übersenden — abgewiesen werden müßte. Freilich, wohlgemerkt, erwüchse eine Verpflichtung zur Aufführung nur dann, wenn der Autor bei »jüdischen« Theatern keine Aufnahme fand; denn sonst könnte man absichtlich und geflissentlich Kukukseier ins christlichsoziale Nest legen. Nun, Weiningers sind reine Ausnahmeerscheinungen, und der

---

*) Kein antisemitisches Parteiblatt ist der parasitären Kunstclique schärfer an den Leib gerückt als die ‚Fackel'. Aber daß die »jüdischen« Theater auf die Konfession ihrer Autoren und Mitglieder achten, hält sie für unrichtig. (Anm. d. Herausgebers.)

**) Ja, wenn aber das französelnd ungermanische l'art pour l'art zufällig einmal anmutiger und kurzweiliger vertreten ist, als eine germanische Unkunst für die Unkunst? Wenn, wie ich schon einmal schrieb, von Innsbruck bis Linz, von Greinz bis Krannewitter kein an die Schnitzler und Hofmannsthal heranreichendes Formtalent aus der Erde zu stampfen ist und einem zukünftigen nationalen Bühnenleiter kein Kornfeld in der flachen Hand wächst? Wenn mit der berühmten »Heimatkunst« kein Geschäft zu machen ist? So radikal, wie Bleibtreu möchte, wird's nicht gehen. Gerade wer die Wirkungen der Schreckensherrschaft einer liberalen Theaterclique zu ermessen vermag, wird die Geistesäcker, die sie zerstampft hat, auf lange Zeit hinaus für unergiebig halten. (Anm. d. Herausgebers.)

Direktor würde wohl schwerlich je in die Lage kommen, die Kabinetsfrage zu stellen, weil er ein arisch empfundenes und gedachtes Werk eines Juden aufführen möchte. Sein künstlerisches Gewissen würde vor solchen Versuchungen bewahrt bleiben und weit eher der Anfechtung verfallen, weil jeder christlichsoziale Schund eines Parteigenossen Aufführung heischt! Wer aber dürfte ihm hier Vorwürfe machen? Etwa die jüdischen Theater und Zeitungen, die jedem Schund ihrer Rassegenossen oder sonstwie Versippten eine Weltreklame verschaffen möchten? Wollen sie allein das Vorrecht behalten, die öffentliche Meinung zu fälschen? Warum soll die an Reklamekraft so ungleich schwächere antisemitische Presse nicht auch mal unliterarische Handwerkserzeugnisse von Parteifritzen über den grünen Klee loben? Warum sollen ihre Journalisten durchaus so viel idealer veranlagt sein als die »liberalen«, und das Betreiben privater Interessenpolitik nicht auch von den Juden gelernt haben? Nur ein Unmensch verlangt, daß Allzumenschliches uns fremd sei*).

Ernsthaft gesprochen, sind einige vom seligen Adam aufgetischte Mittelmäßigkeiten wirklich so viel unliterarischer gewesen, als der Durchschnitt des von »Judentheatern« Gebotenen? Daß er freilich seine künstlerische Leistungen so hoch wertet, weil er Dahns und Greifs Dilettantenstücke von teutschen Studenten, an die er einfach den Theaterabend verpachtete und die ihm somit jedes Risiko abnahmen, in seinem Hause spielen ließ oder den soliden arischen Fabrikanten v. Moser und v. Trotha — zum Ärger der jüdischen Fabrikskonkurrenten — Tantièmen auszahlte, will uns nicht einleuchten.

---

*) Das ist jedenfalls, wie sich auch aus dem Eingang der nächsten Zeile zu ergeben scheint, nur scherzhaft gemeint. Ich halte es für eine der zweifelhaftesten Errungenschaften des Kampfs gegen die Finanz- und Kunst-Korruption, daß die Eroberer die Laster des Feindes nachahmen, daß die christlichsoziale Wirtschaftskritik von der Rücksicht auf die Bankenpauschalien gedämpft wird und die »Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft« sich die Einnahmen von Theatervorstellungen zuweisen läßt. Der Unterschied liegt dann nur in der Höhe der Summen. Die antisemitische Korruption ist ungefährlicher, weil sie ungeschickter ist. Nur vom ästhetischen Standpunkt ist sie schärfer zu tadeln, weil ihr die Großzügigkeit der Konkurrenz mangelt. Aus Feindschaft ist nämlich Konkurrenzneid geworden. (Anm. d. Herausgebers.)

Aber daß »Pater Jakob« und die hinterwäldlerische Vorstadtsensation »Im Zeichen des Kreuzes« ein Zugeständnis an den katholischen Geschmack und gerade diese Opera den einzigen finanziellen Erfolg bedeuteten, war uns lehrreich zu wissen. **So lange das Publikum des Stadttheaters aus solchen Elementen besteht**, ist natürlich an künstlerische Gesundung nicht zu denken. Überaus ergötzlich wirkt auch der Hinweis auf Sudermanns »Johannes«, womit der Verfasser der Denkschrift Böotiern weismachen will, er habe diese Sensationsmache aus künstlerischem Pflichtgefühl ausgegraben. Das alles sind Späße. Das einzige Mal, wo Adam die Pforten seines Paradieses in ehrlicher literarischer Absicht öffnete, geschah es auf Drängen eines Andern, und der Vorfall selber entsetzte ihn so, daß er sich einen Rütlischwur leistete: Einmal und nicht wieder!

Trotz allen guten Vorsätzen, verschuldetes und unverschuldetes Unglück zu schonen, langten wir doch wieder bei dem Manne an, dessen Schicksal uns hier als typisch beschäftigt, typisch nämlich auch für das Verhalten der Partei. Niemand kann zwei Herren dienen; er aber war weder Fisch noch Fleisch, niemals Idealist und doch niemals ganz Banause, immer Streber. Ganz so die arischen Idealisten der Theatergründung. Erst edle Opferwilligkeit zu 4% Zinsen, große Worte und Zukunftsschwärmerei ohne Rückversicherung — sowie Opfer verlangt wurden, Totenstille —, dann aber Wutgeheul, als sei man durch diesen sündigen Adam ausgebeutet worden. Übermäßige Pacht und Nichtsubvention legen eher das Umgekehrte nahe. Daß Herr Müller freiwillig seine Pacht erhöhte, um sich einen recht langjährigen Vertrag zu sichern, begreift ein Nachdenklicher mühelos: so hatte er, den nahen Zusammenbruch vor Augen, wenigstens die Aussicht, vom Nachfolger sich möglichst lange jährlich 20.000 K zahlen zu lassen. Das wurde nun leider auch zu Wasser; doch lautere verfolgte Unschuld erkennt man hier schwerlich. Immerhin wird man als mildernden Umstand gelten lassen, daß er seinem gefährlichen Posten moralisch niemals gewachsen sein *konnte*. Was sollte er eigentlich? Nicht mehr und nicht weniger, als den jüdischen Geist auf wirksamstem Gebiete bekämpfen, wo Materielles und Ideelles ineinander laufen, gleichsam als Vertreter unabhängigen Ariertums moralische Herkulesarbeit im Augiasstall des heutigen Kunst-

lebens verrichten. Nun frage man sich ob der weiland liberale Zeitungsschreiber und Verfasser von »Haus Fourchambaults Ende« zu solchem Heldenwerk berufen war! Nur Spottlächeln gibt darauf die Antwort. Nun ja, er hatte etwas Geist, aber nur so viel, daß er in Bälde den Geist aufgeben mußte, als sein »Haus« ihm über den Kopf wuchs. Mustert man aber gar teils als Gedankenleser, teils als Wissender die Kandidatenliste seiner Nachfolge, so hat man die saure Wahl — nämlich nur, worüber man mehr lächeln soll: über die Dreistigkeit all der kleinen Freibeuter, die sich mit Heißhunger auf die willkommene Beute stürzen und natürlich irgendwelche Sippe von Einflußreichen hinter sich herschleppen, oder über die Einfalt der sonstigen Interessenten, die derlei Möglichkeiten überhaupt in Betracht ziehen. Müllers Denkschrift wehklagt, man könne den wohlhabenden gebildeten Bürgerstand nicht in das Theater ziehen — wohin denn? zu »Liselott« oder »Wo is denn's Kind?« —, mit einem Wort: man begegne ihm von vorneherein mit Mißachtung. Nun, klein wie er war, besaß er doch eine gewisse Größe unterm Volk der Pygmäen, auch einen gewissen schmächtigen Ruf, und mit Grauen denkt man daran, daß auf seinem Direktorsessel, dessen wahre Bedeutung er in seiner Denkschrift ganz treffend andeutet, irgend ein Theaterfatzke oder journalistischer Parteilümmel sich räkeln soll. Wird etwa damit die Mißachtung schwinden? Wenn man Adam Müller nicht literarisch ernst nehmen wollte, was würde das Los solcher Nachfolger sein? Glaubt man, daß gerade dies Theater wie kein anderes nicht eines besonderen Ansehens in der Person seines Leiters bedarf? Gewiß, der liberalen Presse könnte es ganz recht sein, wenn Herr Simons — von tieferen ominösen Beweggründen wollen wir hier absehen — oder sonst irgend ein Dutzendmann dort wirtschaftet. Doch ihre Feindschaft wird sich bloß noch zu mitleidiger Ironie aufschwingen und ein Fluch der Lächerlichkeit sich immer erdrückender auf die Währinger Kunststätte niedersenken. So ordinär und bösartig diese Presse aber auch sein mag, so viel jüdischen Respekt vor jeder geistigen Bedeutung — denn das bleibt nun mal ein versöhnendes Erbteil des Judentums — würde sie heimlich erübrigen, um einen M a n n auf diesem gehaßten Posten wenigstens mit a c h t u n g s v o l l e r Feindschaft zu beehren. Außer der unumgänglichen ausgiebigen Stützung durch

die Kommune bedarf das Stadttheater noch etwas anderen: etwa daß Lueger selbst an der Spitze stände! Da aber dies Genie der Partei anderweitig beschäftigt und nicht abkömmlich, so sehe man sich doch um, ob nicht ein moralisch Unabhängiger und geistig Hochstehender gefunden werden kann. Das Gute liegt freilich nicht immer . . . nah.

Berlin, Mitte November. Karl Bleibtreu.

* * *

Gustav Klimt, der zweimal schon des Gedankens Blässe mit den leuchtendsten Farben übertüncht hat, wollte die »Jurisprudenz« malen und hat das Strafrecht symbolisiert. In studentenulkiger Stimmung: ein Verbrecher und ein polypenartiges Fabeltier, das sich dräuend bäumt, stehen vor den Gerichtsschranken. Kneipfrohe Akademiker, die allemal zu zehn Kronen verdonnert werden, wenn sie einen Wachmann als »Polyp« titulieren, mögen Herrn Klimt die Straflosigkeit einer gemalten Wachebeleidigung neiden und, die kräftige Farbenwirkung des Bildes empfindend, sich des Malerwitzes freuen, der die von österreichischen Behörden sonst streng verpönte Farbenharmonie Schwarz-Roth-Gold in der vom Unterrichtsministerium bestellten »Jurisprudenz« so glücklich verwertet hat. Dürfen aber ernste Männer scherzen, wenn ein von literarischen Schmarotzern zum Titanen modernen Denkens emporgestapelter hochbegabter Kolorist der Warnung: Male, Maler, klügle nicht! spottet, bis er an den Schranken einer Begabung, die, ins Leben hinausblickend, dem Leben immer nur Farbentöne abzugewinnen vermochte, kläglich zusammenbricht? Kein Symbol kann dem Menschen, der am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Gedanken des zwanzigsten Jahrhunderts denkt, reichere Beziehungen offenbaren als jenes der Jurisprudenz; die Allgegenwärtige in allen politischen,

sozialen, wirtschaftlichen Kämpfen, die da schlichtet zwischen jenen, welche die Macht festhalten, und jenen, welche die Macht erfassen wollen, zwischen Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, Mann und Weib, Kapital und Arbeit, Erzeugung und Verbrauch, — das alles ist uns die Jurisprudenz, und mehr: Wo immer zwei von euch beisammen sind — könnte sie den modernen Menschen zurufen —, bin ich unter euch! Aber für Herrn Klimt erschöpft sich der Begriff der Jurisprudenz in Verbrechen und Strafe, Rechtspflege heißt »Derwischen und Abkrageln«, und vor Menschen, die froh sind, wenn sie »nur nichts mit den Gerichten zu tun haben«, stellt er das abschreckende Bild des Verbrechers. So eng sollte nicht einmal die Gedankenwelt von Leuten, denen das ‚Extrablatt' mit seinen Kriminalgeschichten den Horizont absteckt, in einer Zeit sein, welche jenen Annex der Jurisprudenz, der Strafrecht heißt, immer mehr beschränkt und der die Erkenntnis dämmert, daß kommende Geschlechter den mystischen Strafbegriff verleugnen und die Abschreckungstheorie mit der Besserungstheorie vereinigen werden, indem sie das Gebiet des Verbrechens aufteilen zwischen dem Sozialpolitiker, der Verbrechen verhütet, und dem Arzt, der Verbrecher heilt. Fünf Jahre Klimt hat die Secession jetzt über uns verhängt, und in einem einzigen Saal kann man sehen, wie sich Herr Klimt die Philosophie, die Medizin und die Jurisprudenz vorstellt. Da mögen moderne Menschen verschieden urteilen: je nach Charakter und Laune mag einer zum Spott gereizt werden oder Mitleid fühlen, wenn er den Farbentrunkenen durch unser modernes Leben torkeln sieht. Verächtlich sind bloß die Leute, die sich an Herrn Klimt als Begleiter und Stützen angebiedert haben, um sich für die ihm geleistete Reklame jetzt mit den neunzig oder dreißig Kreuzern bezahlt zu machen, für die sie Klimt-Broschüren verkaufen.

*

Herr Hermann Bahr, der seine Klimt-Broschüre, in der er Angriffe auf Klimt zusammenstellt und glossiert, zur Erhöhung des Absatzes »Gegen Klimt« nennt und den eigenen Namen, der eine Irreführung der Käufer erschweren würde, auf dem Titelblatt verschweigt, hat dem Maler einen bösen Streich gespielt. Er bietet nämlich unter dem Titel »Historisches« die folgenden Daten: Die VII. Ausstellung der Secession mit der »Philosophie« wurde — nach dem Protest der Universitätsprofessoren und, wie Herr Bahr glauben machen will, infolge des Protests — von 34.000 Personen besucht; Die X. Secessionsausstellung mit der »Medizin« hatte — nach einer Interpellation im Abgeordnetenhause — die Besucherzahl 38.000 aufzuweisen; die XIII. Ausstellung der Secession brachte Herrn Klimt's »Goldfische«, mit der Respektsgeberde einer dem Publikum die entblößte Rückseite breit zukehrenden Jungfrau; Herr Bahr verschweigt die Zahl der Besucher. Aber triumphierend verkündet er zum Schluß: »Fries für die Beethoven-Ausstellung vom 15. April bis 15. Juni 1902, XIV. Ausstellung der Secession, Besuchsziffer 58.000«. Kläglicher hat sich aufdringliches Reklametreiben nie selbst beschämt: Herr Bahr, der anläßlich der Beethoven-Ausstellung am liebsten Klinger's Namen verschwiegen hätte, um für den Klimt'schen Fries in einem Ausstellungs-Nebenraum Tamtam zu schlagen, will auch heute noch das Interesse der Ausstellungsbesucher für jenen Fries reklamieren. Aber in Wahrheit ist bloß die Tatsache unbestreitbar festgestellt, daß, als die Secession den »Beethoven« des größten Künstlers unserer Tage nach Wien brachte, um zwanzigtausend Menschen mehr dem Genius Klinger's zu huldigen kamen, als jemals durch den Lärm um Klimt in das Secessionshaus hatten gelockt werden können.

*

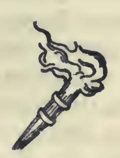
Herr Salten hat die Broschüre, die er zum Preise des Herrn Klimt und von dreißig Kreuzern soeben veröffentlicht, selbst durch einen Satz abgetan, der zitiert zu werden verdient: »Möchten die Leute doch einsehen, daß ein bedeutender Mann nicht dazu uns geschenkt ward, daß er unbedeutenden und beschränkten Gesellen willkommenen Schreibstoff abgebe«. Ja, möchten das die Käufer der Broschüre doch einsehen, und auf Rückerstattung des Kaufpreises klagen!

\+

* * *

»Aus den Briefen Wolfs an seinen Freund Faißt, den begeisterten Propheten und Interpreten der Wolf'schen Muse, läßt sich eine völlig intime und unverstellte Selbstcharakteristik Wolfs, dieser verschlossenen Künstlerseele, erlauschen. Das intime Selbstporträt, das der Briefschreiber hier in seinen rückhaltlosen Ergießungen liefert, zeigt der Welt das wahre Gesicht dieses so wenig verstandenen, oft völlig verkannten und verleumdeten Genies. Allen Freunden moderner Musik, vor allem natürlich den Mitgliedern der Hugo Wolf-Vereine seien diese Freundesbriefe angelegentlich empfohlen.«

So zu lesen in der ,Neuen Freien Presse' vom 17. November. Im Inseratenteil! ... Warum wurde diese Künstlerseele immer verschlossener? Wer hat dieses Genie so wenig verstanden, oft völlig verkannt und verleumdet? »Natürlich die Herren vom redaktionellen Teil der ,Neuen Freien Presse'!«, wird manch ein Leser und Kenner alter Jahrgänge antworten. Aber es hat nicht geschehen müssen. Hätte Hugo Wolf, hätte auch Anton Bruckner bei Lebzeiten einen wahrhaft einsichtigen Freund gehabt, so hätte er ihnen den berühmten Rat erteilen müssen, den die ,Neue Freie Presse' dem Entdecker der Manuskripte Ferdinand Raimund's, der eine Anzeige des kostbaren Fundes wünschte, erteilt hat: »Wenden Sie sich an die Administration!«



Die liberalen Blätter sind noch immer vollauf beschäftigt, die medizinische Wissenschaft gegen die christlichsoziale Partei zu verteidigen. Und daß es ihnen damit Ernst ist, läßt sich, auch wenn man der freisinnigen Journaille die Wissenschaftsfreundlichkeit nicht glauben will, recht wohl denken. Schließlich sind doch, wenn christlichsoziale Landtagsredner den Ärzten die Patienten abspenstig zu machen suchen, auch die Geschäftsinteressen einer Presse bedroht, die dieselben Patienten tagtäglich durch gutbezahlte Inserate den bewährtesten Spezialisten zuzutreiben bemüht ist. Aufrichtig ist die Wertschätzung, welche die ,Neue Freie

Presse‘ und das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ für die Wissenschaft aufbringen, mindestens dann, wenn die Wissenschaft »auf Grund langjähriger Erfahrungen geheime Leiden (auch brieflich) zu heilen« verspricht. Es stimmt ganz gut zusammen: Vorne predigt man dem Leser Achtung vor dem ärztlichen Stand, und rückwärts empfiehlt man einen Doktor Bloch oder Groß oder Réti seiner Beachtung. Aber es muß leider gesagt werden, daß redaktioneller Teil und Inseratenrubrik nicht immer solche Übereinstimmung zeigen. Nur bei Geschlechtskrankheiten, scheint es, sind die liberalen Zeitungen stets der Ansicht, daß der Kranke den Arzt anrufen und ihm Vertrauen schenken müsse; in allen anderen Gebieten der Heilkunde sind die von der Redaktion gerühmten Leistungen der Ärzte nach der Überzeugung der Administration wertlos oder wenigstens entbehrlich: der Leidende mag unbesorgt den Arzt umgehen und sich durch Heilmittel kurieren, die ihm sein Leibblatt anpreist und denen es Wirkungen nachzusagen weiß, die der ärztlichen Kunst ihre überschwänglichsten Verehrer nie zugetraut haben. So führen denn die Administrationen der liberalen Blätter einen zähen Kampf gegen die Medizin, und nicht selten ereignet es sich auch, daß sie im Vorderteil der Zeitung ihre Vorposten aufstellen: Mitten in den Tagen des liberalen Begeisterungstaumels für freie medizinische Forschung fand man im lokalen Teil des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ (13. November) die Notiz: »Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt des bekannten Spezialisten Th. Konetzky, Säckingen, bei, auf welchen unsere Leser besonders aufmerksam gemacht werden«; und diesmal war der Spezialist keiner, der »diskrete« Leiden heilt, sondern er ist ein Mann, der brieflich »gegen genaue Angabe des Alters, Geschlechtes und Körpergewichts sowie allgemeinen Kräftezustands« ein untrügliches Mittel zur »Entfernung aller Unreinigkeiten« aus dem Körper anzugeben verspricht... Würden unsere Ärzte den Einfluß der Presse auf die Bevölkerung richtig abschätzen, so müßten sie den größeren Teil der Energie, die sich heute in Protesten gegen die christlichsoziale Ärztefeindlichkeit erschöpft, zur Bekämpfung

liberaler Geschäftsblätter verwenden, die zur Erhöhung des Inseratenertrags täglich der Achtung vor der Heilkunst und dem körperlichen Wohl der Bevölkerung zwar unauffälliger, aber zweifellos unbedenklicher und weit mehr schaden, als christlichsoziale Agitatoren durch Hetzreden zu schaden vermögen.

*

Die christlichsoziale Journaille ist gegen die Mediziner und die liberale für den Dr. Marmorek. Die Gegensätze in unserem öffentlichen Leben werden immer zahlreicher. Bisher war die Presse beider Parteien wenigstens in der Tuberkulosefrage einig gewesen, und die ,Arbeiter-Zeitung' hatte sich als Dritte zu dem schönen Bund gemeldet, der den Inseratenlesern ohne Unterschied des politischen Glaubens verkündete, daß Hoffmanns Glandulén das beste Mittel gegen die Tuberkulose sei. Jetzt ist die Eintracht in die Brüche gegangen, der wahre Freisinn glaubt nur noch an Marmoreks Tuberkulose-Serum. »Marmorek ist kein Unbekannter«, versichert die ,Neue Freie Presse'; und es ist Tatsache, daß sie seit Jahr und Tag Herrn Marmorek auch jenen, die ihn nicht längst als einen hervorragenden Zionisten kannten, immer wieder als hervorragenden Forscher vorgestellt hat. Es scheint fast, als hätte ihr Drängen, daß Herr Marmorek doch endlich für den Vorschuß an Zeitungslob etwas leisten solle, die Veröffentlichung seiner Tuberkuloseforschungen beschleunigt. »Marmorek hat manches Jahr gezögert, seine Arbeit zu publizieren«, — Herr Nordau war bereits ungeduldig, aber nun ist der Tag des Heils, des Heilserums gekommen. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, in der ,Neuen Freien Presse' war indes vor dem Tag, an dem Marmorek in der Académie de médecine seine Arbeit las, eitel Licht, und nur nach Pariser Blättern kann hier von der Geschichte des Marmorek-Serums einiges erzählt werden. Jene Pariser Blätter teilten kürzlich mit, daß Herr Marmorek ein Tuberkulose-Serum gefunden zu haben behaupte, daß aber Dr. Roux, Leiter des Pasteur-Instituts, Herrn Marmorek, Assistenten des Instituts, vor die Wahl gestellt habe, die Veröffentlichung seiner Tuberkuloseserum-Arbeit zu verschieben oder aus dem Institut auszutreten. Marmorek's Resultate seien zu wenig sichergestellt, als daß man sie, ohne dem Ruf des Instituts zu schaden, unter dessen Autorität der Öffentlichkeit übermitteln

dürfte. Festgestellt wurde, daß Herr Marmorek selbst nur an Tieren experimentiert hat und daß Dr. Roux, da er in seinem Laboratorium die Experimente nachprüfen ließ, zu negativen Resultaten gelangte. Herr Marmorek beantwortete diese Feststellungen nicht bloß durch seinen Austritt aus dem Pasteur-Institut, sondern auch mit der Behauptung, klinische Forscher, unter denen er den Geheimrat Mikulicz in Breslau nannte, hätten mit seinem Serum glänzende Resultate erzielt. Kaum war jedoch Herrn Marmorek's Erklärung nach Breslau gedrungen, als Mikulicz erwiderte, an seiner Klinik würden erst seit einigen Wochen Versuche mit dem Marmorek-Serum vorgenommen und bis nun sei weder ein günstiger noch ein schädlicher Einfluß beobachtet worden; man müsse das Urteil aufschieben. Hätte nun Herr Marmorek von der Publikation abstehen sollen? Die klinischen Versuche waren im Gange, und die um Ewigkeitsruhm Bemühten drängt die Zeit nicht. Aber die Zeitung drängt. Und Herr Marmorek gab gern nach und schenkte der Zeitungswelt ein neues Serum. †

* * *

Acht neue Statuen stehen vor der Wiener Technik. Aber *vor* der Wiener Technik ist noch hinlänglich Raum: acht weitere Statuen, erfuhren wir kürzlich, werden demnächst dort aufgestellt werden. Nur *in* der Wiener Technik fehlt es an Raum, und wenn die Porträts großer Vorfahren den Jünger der Ingenieurwissenschaft zur Nacheiferung gemahnt haben, mahnt ihn der Rektor zur Geduld: freilich sei es hohe Zeit, die Zeichnungen, die während des Semesters fertig werden müssen, zu beginnen, aber für ein halbes Hundert Hörer sei in den überfüllten Zeichensälen keine Unterkunft mehr zu finden. Und für das Geld, mit dem man in Privathäusern nahe der Technik provisorische Zeichensäle mieten könnte, hat das Unterrichtsministerium soeben wieder ein paar Porträtbüsten bestellt. Außen hui, innen pfui! Herr v. Hartel ist konsequent: Wenn die medizinische Fakultät neue Institute fordert, läßt er ihr von Klimt

etwas malen, und wenn die Technik in Österreich zugrunde geht, mögen die Techniker beruhigt sein, — der Unterrichtsminister wird ihr das schönste Grabdenkmal setzen lassen. Wenn unsere Rechtsentwicklung weniger rückständig wäre, müßte es freilich jedem Hochschüler, der seine Taxen erlegt hat, möglich sein, die Unterrichtsbehörde durch gerichtliche Klage zur Beistellung eines Zeichenplatzes zu zwingen und sie zum Schadenersatz in barem Geld für verlorene Studienzeit zu verhalten. Aber gerichtliche Klagen sind nach unseren Gesetzen nicht möglich, und die anderen bleiben stets wirkungslos. In Prag haben sich die technischen Studenten neulich zum Strike entschlossen. Und sie hatten Recht: das einzige Mittel, die technischen Studien in Österreich zu fördern, ist heute die Einstellung des technischen Studiums. Wie weit steht das Österreich eines Koerber und eines Hartel hinter Rußland zurück! Gegen die politische Verfolgung von Studenten hat die russische Studentenschaft oft durch Strikes demonstriert; aber in Österreich geschah es zum ersten Mal, daß die Studentenschaft gegen die Verfolgung des Studiums durch einen Strike protestieren mußte. Und der Barbarenstaat, der Dutzende von Hochschülern in Kerkern einsperrt, ist bei weitem der Wissenschaft nicht so feindselig wie der Kulturstaat, der Hunderte von den überfüllten Lehrsälen aussperrt. †

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Ein Preßgesetz, welches den Wiener Zeitungsverhältnissen angepaßt wäre, müßte an seiner Spitze die Erklärung tragen: Die Herausgabe einer Zeitung gehört zu den Gewinnsuchts-Delikten. Und den Inhalt der weiteren Gesetzesparagraphe müßte die Klassifikation der einzelnen strafbaren Handlungen bilden, aus denen sich das Zeitungsherausgeben zusammensetzt, sowie die Feststellung ausgiebiger Strafen. Und könnten nicht alle Parteien,

die in Wien um politischen Einfluß ringen, einmütig bei der Ausarbeitung dieses Wiener Preßgesetzes zusammenwirken, hat nicht jede Partei, da sie immer wieder ihre Sache von jener der Parteipresse zu trennen beflissen war, deutlich bekundet, daß die Korruption der Wiener Presse nicht etwa in einem Fall eine liberale, im andern eine christlichsoziale Korruption ist, sondern daß es sich allemal um Preßkorruption, um einen Begriff sui generis handelt? Das ‚Deutsche Volksblatt' hat Herrn Dr. Lueger jüngst Gelegenheit gegeben, solche Erkenntnis wieder einmal zu bezeugen. Daß Herr Vergani an den Unternehmungen der Kommune zu schmarotzen sucht und daß der Bürgermeister den Versuch abwehrt, ist nichts Neues. Niemals hat Herr Dr. Lueger, wenn das ‚Deutsche Volksblatt' sich für eine bestimmte Art der Lösung eines kommunalwirtschaftlichen Problems einsetzt, verabsäumt zu erklären, daß es seine »besonderen Gründe« für diese Haltung haben müsse. Jetzt ist er weiter gegangen und hat die Volksblatt-Korruption, auch wo sie nicht unmittelbar die Interessen der Gemeinde gefährdete, entlarvt. Seit Monaten hat Herr Vergani den Kampf gegen das Wiener Brauhaus geführt. Und unverkennbar sah man hinter dem ‚Deutschen Volksblatt' einen bestimmten Einfluß wirken. Was die Hintermänner sich just vom ‚Deutschen Volksblatt' erhofften, war klar. Das Bier des Wiener Brauhauses beginnt in den Gasthäusern der Wiener Vororte Eingang zu finden. Die Vorstadtwirte aber sind zum größten Teil zweifellos christlichsoziale Parteimänner. So sollte denn durch die Campagne des meistgelesenen christlichsozialen Blattes der Glaube erweckt werden, als würde das Produkt des Wiener Brauhauses gleichsam von Partei wegen verpönt. Indem man ferner die geschäftliche Situation des Brauhauses als unhaltbar hinstellen ließ, wollte man die christlichsozialen Anteilscheinbesitzer kopfscheu machen, so daß sie künftig ein Angebot auf Übernahme sei es ihrer Anteilscheine, sei es des ganzen Unternehmens als rettenden Ausweg begrüßen würden. Das Manöver schien beinahe gelungen, als die Leitung des Brauhauses, um den christlichsozialen Glauben an sein Bier wiederherzustellen, die Führer der Partei zu einem Besuch der Brauhausanlagen in Rannersdorf einlud und die Einladung angenommen wurde. Da bekam das ‚Deutsche Volksblatt' geradezu einen Tobsuchtsanfall: es warnte nicht bloß vor dem Besuch

in Rannersdorf, sondern es drohte. Aber der Bürgermeister hat diesmal Herrn Vergani eine Abfuhr zuteil werden lassen, wie sie noch niemals ein Parteiorgan von einem Parteiführer erlitten hat. Mit den Vizebürgermeistern, den christlichsozialen Landesausschüssen, Landtagsabgeordneten, Gemeinderäten und Stadträten erschien er in Rannersdorf und erwiderte, wie die parteioffizielle ‚Deutsche Zeitung' am 13. November berichtete, auf die Ansprache des Präsidenten der Brauhausgesellschaft, daß er gerade deshalb gekommen sei, weil Herr Dreher im Landtag und viele andere Seiten den Besuch widerraten hätten; wenn alle Stricke reißen sollten, sei er da, damit das Wiener Brauhaus nicht in Drehers Hände falle. Nach Herrn Dr. Lueger sprachen noch andere Parteiführer, und alle Reden bezogen sich auf die Angriffe des ‚Deutschen Volksblatts', um sie mit aller Schärfe abzuwehren. Herrn Vergani verschlug es am nächsten Tag die Rede. Aber am 14. November fand er wieder Worte. Worte knurrender Wut gegen den Bürgermeister, der sich durch die Verdächtigungen von Leuten, welche »an der Thomas'schen Mißwirtschaft interessiert« sind, habe beeinflußen lassen: »Wenn Andeutungen gemacht wurden, als ob wir im Interesse Drehers gegen das Wiener Brauhaus agitierten, so wiederholen wir hier, daß wir jeden, der derartiges behauptet, für einen schamlosen Lügner und Ehrabschneider erklären.« Der Hieb des Bürgermeisters ist gut gesessen, Herr Vergani schreit auf. Aber er duckt sich auch. Der Artikel vom 14. November schließt mit der Ankündigung, daß das ‚Deutsche Volksblatt' die Kampagne gegen das Wiener Brauhaus einstelle. Denn die christlichsoziale Presse treibt zwar Korruption auf eigene Faust. Aber sie ist noch nicht so mächtig wie ihre liberalen Kolleginnen und wagt nicht aufzumucken, wenn sie die Faust des Führers fühlt.

* * *

In der Nr. 117 der ‚Fackel' war ein Aufsatz veröffentlicht, der mit den folgenden Worten begann: »Der September 1902 bleibt denkwürdig in der Entwicklung unserer Rechtspflege. Da hat uns ein aufgeklärter Zuckerbäcker das ganze veraltete Strafgesetz über den Haufen geworfen. Wäre der Konditoreibetrieb

des Herrn Gfrorner für dreißig Tage etwa Herrn Baron Distler anvertraut, der Oberlandesgerichtsrat würde sich sicherlich nicht vermessen, grundstürzende Reformen in der Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées durchzuführen. Aber der Konditor hat in diesem Monat die Gerechtigkeit täglich frisch aufs Eis geführt . . . In einem köstlichen Machtrausch hat Herr Gfrorner vier Wochen gelebt, von der Schmeichlerkunst advokatorischer Rede zu immer neuen Großtaten verleitet und schließlich zu den größten: zur Freisprechung einer geständigen Diebin und eines geständigen Mörders.« Die Wiener Geschwornen hatten nämlich soeben einen Gattenmörder freigesprochen, und ihr Obmann, Herr Gfrorner — Nestroy hätte einen besseren Konditornamen nicht finden können und sich überdies des Reims auf »Gschworner« gefreut — ergriff das Wort, um in einem Tagesblatt das Verdikt zu »begründen«. »Die meisten von uns«, bekannte er, »hätten in einem solchen Falle nicht nur die Frau, sondern auch den Mann (den Ehebrecher nämlich) erschlagen. Durch einen (verdammenden) Urteilsspruch hätten wir den Frauen Wiens förmlich einen Freibrief für den Ehebruch ausgestellt . . . Es darf doch nicht so weit kommen, daß ein Weib ungestraft sich mit dem Arbeiter ihres Mannes in ehebrecherische Beziehungen einläßt.« »Man muß Herrn Gfrorner«, schrieb die ‚Fackel' damals, »für diese Worte der Aufklärung dankbar sein. Den Frauen Wiens sollte kein Freibrief für den Ehebruch, aber den Männern Wiens ein Freibrief für den Meuchelmord ausgestellt werden! Kein Weib wird fürder ungestraft die Ehe brechen, aber ungestraft soll fürder jeder Mann sein Weib, das die Ehe bricht, mit der Hacke erschlagen dürfen.«

Heute bin ich anderer Ansicht geworden und weiß, daß Mord aus Eifersucht wirklich nicht so schlimm ist wie irgend ein anderes Delikt. Zum Beispiel, wie die Herstellung sanitätswidriger Lebensmittel. Und heute widerrufe ich auch meine Vermutung, daß der Oberlandesgerichtsrat Baron Distler in dreißig Tagen die Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées nicht besser erlernt hätte als Herr Gfrorner. Denn ich habe den folgenden Zeitungsbericht gelesen:

»In den Arbeitsräumen der bekannten Konditorei Gfrorner wurden am 6. Dezember 1902, am 16. Jänner und am 26. April

1903 marktämtliche Revisionen vorgenommen, bei welchen eine Reihe von Unzukömmlichkeiten konstatiert wurden. Der magistratischen Aufforderung, diese abzustellen, kam Herr Gfrorner jedoch nur sehr unzulänglich nach, so daß er vom Magistrat zu einer Geldstrafe von 400 Kronen verurteilt wurde. Ein Rekurs gegen diese Strafe wurde von der Statthalterei zurückgewiesen. Im August dieses Jahres wurde über Auftrag der Statthalterei eine Revision von zahlreichen Betrieben der Lebensmittelbranche vorgenommen, von der die betreffenden Gewerbsinhaber vorher verständigt wurden. Nichtsdestoweniger fand die Kommission in den Arbeitsräumen der Konditorei Gfrorner in den Winkeln Russennester, in einer Schachtel Blechformen zum Schaumrollenbacken, die von Schmutz starrten, im Kühlraume frisches Dunstobst, das mit altem Zeitungspapier zugedeckt war, und in einem versperrten Kasten schimmeliges Dunstobst und mit Staub bedeckten Quittenkäse. Infolgedessen hatte sich Herr Gfrorner vor dem Bezirksgerichte Josefstadt (Landesgerichtsrat Dr. v. Heidt) wegen Übertretung der §§ 11 und 16 des Lebensmittelgesetzes zu verantworten. Der Angeklagte erklärte, die verdorbenen Waren seien durchaus nicht zum Gebrauche bestimmt gewesen und der Kasten, in dem sie aufbewahrt waren, sei so versperrt gewesen, daß er dem Personal nicht zugänglich war. Der als Zeuge einvernommene Marktkommissär Anton Seywald gab an, die saisierten Waren seien so verdorben gewesen, daß sie einfach unverkäuflich waren. Für die allgemeine Unsauberkeit sei es aber charakteristisch, daß sie überhaupt aufbewahrt wurden. Zur Einvernahme des Kommissionsteilnehmers Dr. Friedl und eines Sachverständigen über den Grad der Gesundheitsgefährlichkeit der beanständeten Übelstände vertagte Dr. v. Heidt die Verhandlung.«

Am 13. November wurde sie wieder aufgenommen. Über den Ausgang des Prozesses hat keines jener Blätter, die über den Beginn berichtet hatten, auch nur eine Zeile gebracht. Herr Gfrorner wurde nach durchgeführtem Beweisverfahren zu einer Strafe von 300 Kronen verurteilt.

Für den Verkauf vergifteter Eßwaren ist das nicht allzuviel, wenn man bedenkt, daß in Österreich für eine Ehrenbeleidigung entweder sechsmal so viel oder Arrest verhängt wird. Immerhin, der Angeklagte ist einst bei Mord und Diebstahl ein milderer Richter gewesen. Den Frauen Wiens ist der Freibrief für den Ehebruch definitiv genommen, aber wohl auch den Zuckerbäckern Wiens der Freibrief für schimmeliges Dunstobst, schmutzige Blechformen und Russennester. Herr Gfrorner freilich darf nicht allzu hart beurteilt werden. Ganz abgesehen davon, daß er als Obmann des Elisabeth-

Denkmal-Komitees häufig seinen Berufsgeschäften entzogen ist, kommt als mildernder Umstand in Betracht, daß das Dunstobst gewiß in den dreißig Tagen, da er der Geschwornenpflicht obliegen mußte, schimmelig und der Quittenkäse staubig wurde. Die erste Marktrevision fand am 6. Dezember 1902 statt, und im September vorher wurden in Wien die Mörder freigesprochen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Verteidiger des Herrn Gfrorner all diese Umstände geltend gemacht hat, da der Angeklagte sonst nicht mit einer Geldstrafe davongekommen wäre. Die Freunde der Geschwornenjudikatur werden aus dem Ereignis eine Lehre ziehen. Sie mögen nach wie vor an dem Glauben festhalten, daß die Volksjustiz eine Verbesserung der Rechtspflege bedeute. Daß sie aber eine Verschlechterung des Konditorgewerbes zur Folge hat, werden sie einsehen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Offizier. Der Fall des Leutnants Bilse ist dumm beurteilt worden. Daß er trotz »gelungenem Wahrheitsbeweis« verurteilt wurde, ist zumindest ethisch berechtigt, da er — von dem militärischen Subordinationsstandpunkt abgesehen — ehrenrührige Mitteilungen aus dem Privat- und Familienleben in tendenziöser Absicht verwertet hatte. Lächerlich war nur, daß der Wahrheitsbeweis zugelassen und wie er geführt wurde. Bekanntlich ist jeder einzelne Zeuge von dem Verhandlungsleiter gefragt worden, ob er ein Dieb, ein Trinker, ein Ehebrecher sei, und ganz Deutschland mit seiner leichten Grazie lag in dem Dialog: »Haben Sie bemerkt, daß der Oberleutnant Habenicht bei Bällen mit durchgedrückten Knieen getanzt hat, wie man es in den Berliner ‚Amorsälen' sieht?« Zeuge: »Ja«. Verhandlungsführer: »Glauben Sie, daß er das aus unsittlichen Gründen getan hat?« Der Zeuge zuckt die Achseln. — Heiliger Wedekind!

Provinzler. Wenn ich mich entscheiden sollte, welche Parteipresse ich für die vernageltste halte, so würde ich doch der deutschnationalen den Vorzug geben. Was in den »völkischen« Gehirnen dieser in den deutsch-österreichischen Provinzen postierten »Schriftleiter« eigentlich vorgeht, zu ergründen, wäre von pathologischem Interesse. Die Herren schreiben an die Spitze ihrer Blätter statt November »Nebelung«, schneiden mit der Schere ein paar Dummheiten, die in Wien, Graz oder Salzburg geschrieben wurden, aus, und halten ihr Wochenwerk für getan. Wenn überdies noch im Briefkasten »Iro's Taschenmerkzeitweiser« empfohlen wurde, ist die Nummer besonders glanzvoll ausgefallen. Diese Presse genügt dem nationalen Bedürfnis der »Deutschen in Österreich«, die sich ihrer freilich auch gern an Orten

bedienen, wo man einem internationalen Drang Betätigung schafft, an Orten, die man sonst mit einem Fremdwort bezeichnet, für die ich aber den teutonischen Sprachreinigern den Ausdruck »Stoffwechselstube« zur Verfügung stelle... Gegenwärtig geht ein Aufsatz »Professor Spahn zur Salzburger Hochschulfrage« durch alle deutschnationalen Provinzblätter; eines schneidet ihn ohne Quellenangabe aus dem andern aus. Der Aufsatz befaßt sich mit den Anschauungen, die Martin Spahn in Nr. 145 der ‚Fackel' ausgesprochen hat, und ist zuerst in dem völkischen Parteiblatt Salzburg's erschienen. Darin wird nicht nur der Straßburger Historiker mißverstanden, sondern auch der Herausgeber der ‚Fackel' beschimpft. Daß meine Gesinnung mindestens so ehrlich und »arisch« ist wie die von Leuten, denen die Herren K. H. Wolf und Herzog als Muster deutscher Reinheit vorbildlich sind, will man zwischen Mürzzuschlag und Meseritsch nicht glauben, und eine Berufung auf den in Dingen des Deutschtums einigermaßen kompetenten Chamberlain würde wenig fruchten. Stiere reizt nun einmal die rote Farbe, und ich habe auch wirklich nicht so sehr das Bestreben, sie zu besänftigen, wie ihre Gehirntätigkeit zu studieren. Und nichts vermöchte das geistige Niveau der deutschvolklichen Presse Österreichs besser zu bezeichnen als die Zitierung eines einzigen Satzes, der in jenem Salzburger Artikel enthalten war und mit ihm nunmehr die Runde über das ganze Flachland deutsch-österreichischer Provinzen macht: »Den vorliegenden Aufsatz ‚Ferienkurse und katholische Universitäten' begleitet der Herausgeber der ‚Fackel' mit den, wie immer gewichtigen Worten ein: ‚Es ist meine Überzeugung, daß Chamberlain und Spahn gegen den Plan einer katholischen Universität mehr beweisen, als Salzburger Ferienkurse gegen ihn ausrichten werden.' Die Anschauungen Chamberlain's und Spahn's, die sich übrigens keineswegs decken, in Ehren; — was aber wäre jüdischer, als das Unvermögen des Herrn K. Kraus, zu erkennen, daß es sich in Salzburg gar nicht darum handelt, etwas zu beweisen, sondern etwas zu schaffen!« Ein Analphabet hätte mich verstanden. Er wüßte genau, daß ich nicht sagen wollte, »in Salzburg« sollte etwas »bewiesen« werden, sondern daß ich eben den Chamberlain und Spahn lediglich zugemutet habe, gegen das in Salzburg zu Schaffende etwas zu beweisen. Doch von all den deutschen »Wehren« und »Wachten« und »Warten« muß ich mir Belehrung gefallen lassen, und da dank dem Schneeballensystem der Dummheit, das in der modernen Presse eingeführt ist, die Leistung einer schlechten Feder von hundert guten Scheren übernommen wird, aber dank dem Totschweigesystem die Publizität der ‚Fackel' nur auf den Leserkreis der ‚Fackel' beschränkt bleibt, bin ich zwischen Mürzzuschlag und Meseritsch ein verlorener Mann, und die Schriftleiterweisheit triumphiert. Das kommt davon, weil auf dem Titel dieses Blattes noch immer der jüdische Ausdruck November und nicht »Nebelung« steht, und eine Fackel nicht der Benebelung der Gehirne dienen will.

Damenschneider. Daß in Theaterstücken — nicht nur auf Theatervorhängen — für Firmen Reklame gemacht wird, ist bekannt. Ich selbst war

zugegen, als in einer Carltheaterpremière der Soubrette beim Auftreten von ihrem Partner ein Paprikabouquet überreicht wurde, welches sie mit den Worten annahm: »Der Paprika-Schlesinger ist doch immer originell!«. Daß Kaiserworte für die Reklamezwecke einer Firma appretiert werden, ist nicht weniger bekannt und schlimmer. Aber als eine Neuerung wird es jedenfalls begrüßt werden, daß von nun an auch Gerichtsurteile merkantilistische Empfehlungen enthalten sollen. In dem Prozeß, den neulich die Konfektionsfirma Rudolf Hoffmann & Komp. gegen Annie Dirkens geführt hat, wurde von dem Zivillandesgericht ein Urteil gefällt, in dessen mündlicher Begründung der Vorsitzende — nach den Berichten der Tagesblätter vom 17. Nov. — wörtlich ausführte: »Mit schwerem Herzen hat der Gerichtshof sich entschlossen, eine Firma wie die Klägerin, die so Bedeutendes leistet, mit ihren Ansprüchen abzuweisen . . .« Entweder haben die Blätter, sowie sie Kaiserworte nach einem bestimmten Tarif redigieren, gegen Bezahlung frech gefälscht: dann wäre eine sofortige amtliche Berichtigung am Platze. Oder die Blätter haben, was ja hin und wieder auch vorkommen kann, wahrheitsgetreu berichtet: dann würde die Firma ganz schlau handeln, wenn sie in ihren Inseraten und auf Reklamedrucksorten die richterliche Empfehlung abdruckte. Dem Ansehen der Justiz wird's just nicht förderlich sein. Aber die Justiz hat sich ja längst selbst darauf verlegt, mehr ihr Aussehen als ihr Ansehen zu fördern. Der Talar muß die Würde machen. Frau Themis, wird man höchstens sagen, läßt bei Hoffmann arbeiten.

Literat. In den Bibliotheken erprobt man jetzt ein chemisches Verfahren, welches das Holzpapier der Journale vor dem Zerfall schützen soll. Aber so gewiß dies Beginnen töricht ist, weil eine kritischere Nachkommenschaft Zeitungslügen nicht als historisches Material gelten lassen wird, so wünschenswert wäre es, einzelnen Nummern als Dokumenten von des Zeitungszeitalters Schande die Unzerstörbarkeit zu sichern: Die Nummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 28. Oktober 1903 sei der Fürsorge der Konservatoren empfohlen und dem Studium des Kulturhistorikers, der dereinst von der Entartung des Schriftstellertums im Dienst der Tagespresse zu erzählen haben wird. Denn wenn sonst die Schmach des an die Presse verhandelten Schrifstellertums gelind scheint, weil persönliche Käuflichkeit jedem Käufer, persönliche Niedrigkeit jeder Erniedrigung von selbst entgegenkommt, so wird sie unerträglich, wo man sieht, wie ein Schriftsteller, dessen Ehrlichkeit weder Geld noch Gunst derjenigen, über die er schrieb, je zu erschüttern vermochten und dem die feste Stellung, die er sich bei den Lesern des Blatts gesichert, den Nacken steifen müßte, wie ein Eduard Pötzl den Zumutungen erliegt, die der Herausgeber und der Administrator an ihn stellen, der dem Herausgeber die Meinung über alle Dinge der Welt souffliert. Herr Pötzl hatte in einer Sonntagsnummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ein satirisches Gedichtchen über die Grammophonplage, das »Kropfwerkel«, veröffentlicht. Und am Mittwoch, dem 28. Oktober, mußte er durch einen Artikel »Das verbesserte Kropfwerkel« Abbitte leitten: »Daß ein paar Knüttel-

verse eine aufstrebende Industrie gefährden könnten, habe ich bisher nicht geglaubt und glaube es noch nicht; aber man hat es mir seit Sonntag verschiedentlich ganz ernsthaft versichert. Das war mir natürlich recht fatal, denn in unserem Vaterlande muß man jede Industrie nach Kräften fördern, selbst wenn sie einem an die Nerven geht.« Und weil wir nun einmal der Industrieförderung bedürfen, hat sich Herr Pötzl eine ganze Spalte abgerungen, in der das »verbesserte Kropfwerkel«, jenes nämlich, welches die Deutsche Grammophongesellschaft erzeugt, gegen seine satirischen Sonntagsausfälle verteidigt wird. Aber seit wann ist in Österreich, wenn die Industrie Förderung heischt, gemeint, daß ein ausländisches Unternehmen, wie es die Deutsche Grammophongesellschaft ist, gefördert werden müsse? Die nationalökonomischen Überzeugungen der Herren Wilhelm Singer und Dukes hätten ihnen die Freude an Herrn Pötzl's Witz sicherlich nicht vergällt. Was sich aber in Wahrheit zwischen einem Sonntag und einem Mittwoch ereignen mag, kann leicht erraten, wer da weiß, daß die Deutsche Grammophongesellschaft im ‚Neuen Wiener Tagblatt' inseriert: Der Inserent befiehlt, und weil Singer und Dukes ihm unweigerlich zu gehorchen haben, darf sich schließlich auch ein Pötzl nicht spreizen. Der Inserent könnte ja, so redet man ihm anfangs zu, selbst eine Widerlegung des Sonntagsgedichtes in das Blatt einrücken lassen. Fällt ihm nicht ein, weil's Geld kostet. Oder es könnte, meint der Administrator, der sich nicht recht an Pötzl herantraut, eine gewöhnliche redaktionelle Notiz erscheinen. Nein, damit gibt sich der Inserent nicht zufrieden: Pötzl ist schuld, Pötzl soll's wieder gutmachen. Man wendet sich an Pötzl. Der lacht. Das Sonntagsgedicht war doch ein Spaß! Aber der Inserent versteht keinen Spaß. Das ist der Ernst des Lebens, in welches der Schriftsteller gerät, wenn er sich der Zeitung verkauft: Geld beugt jede Überzeugung, Geld stumpft jeden Witz ab. Und wenn der Zeitungsschreiber sich vor der Entwürdigung, die sich Herr Eduard Pötzl neulich gefallen ließ, schützen will, hänge er, um seiner Phantasie Anregungen zu bieten, an der Wand vor seinem Schreibtisch die Inserentenliste auf.

Herrn Dr. Weiskirchner, Magistratsdirektor. Seit dem Jahre 1896, seitdem das Wiener Stadtregime christlichsozial ward, ist kein einziger jüdischer Kommunalbeamter befördert worden. Dies geschah in Widerspruch mit § 100 der Dienstpragmatik vom Jahre 1867, in dem es heißt: »Bei der Beförderung gibt die größere Befähigung und bessere Verwendung den Vorrang, und nur bei gleicher Fähigkeit und Verwendung ist das Dienstalter maßgebend«. Denn von den jüdischen Kommunalbeamten, die sieben Jahre lang präteriert wurden, während ihre Kollegen zweimal oder dreimal avancierten, sind die meisten vorzüglich qualifiziert, und die Konzepts- und Bauamts-Beamten unter ihnen sind es sämtlich. Da die Qualifikation der Beamten nur vor Unbeteiligten, aber nicht vor ihnen selbst geheimgehalten werden darf, ließ sich dies leicht feststellen. Jüdischer Beamter gibt es, die getauften Juden, die größtenteils gleichfalls übergangen wurden, ungerechnet, im Konzepts-Status unter 225 Beamten 7 (3 Magistratssekretäre, 1 Mag. Kommissär,

3 Mag. Konzipisten), im Stadtbauamt unter 159 Beamten 1 (Oberingenieur), im Stadtphysikat unter 97 Beamten ungefähr 20 (Ärzte); in der Stadtbuchhaltung waren zwei jüdische Beamte, von denen der eine mit vollen, der andere mit höheren als den ihm gebührenden Bezügen pensioniert wurde, obgleich sie nicht ausgedient hatten, also zum Schaden der Kommune; und ebenso wurde der einzige jüdische Beamte des Konskriptionsamts jüngst nach erst zwanzig Dienstjahren mit vollem Gehalt zur Ruhe gesetzt; in Steueramt und Kanzlei endlich gibt es zwar keine jüdischen Beamten, wohl aber einige Praktikanten, die für ein Adjutum von 500 Gulden nun seit fast zehn Jahren Dienst leisten. Die Verwendung der jüdischen Beamten gäbe fast allen volles Anrecht auf Beförderung; der eine z. B., der Oberingenieur im Stadtbauamt ist, fungiert seit sieben bis acht Jahren als Leiter einer Bauamtsabteilung. Nun haben freilich diese Beamten bloß ein moralisches, kein gesichertes Recht auf das Avancement. Denn die liberale Weisheit, welche die Dienstpragmatik vom Jahre 1867 schuf, sagt in dem oben zitierten § 100 weiter: »Doch steht die Beurteilung der Eigenschaften der Bewerber, mit Ausschließung des Rechtsweges, lediglich demjenigen zu, welcher das Recht der Beförderung hat«, also gegenwärtig dem Stadtrat. Und der Stadtrat hat ein- für allemal beschlossen, jüdische Beamte nicht zu befördern. Daß der Bürgermeister gern den jüdischen Kommunalbeamten, die durch die Präterierung auch von der Vorrückung im Gehalt ausgeschlossen sind, zu ihrem moralischen Recht verhelfen möchte, scheint mir, obgleich er sich wiederholt darauf berufen hat, daß er bloß der 22. Teil des Stadtrats sei, kaum zweifelhaft. Für zweifellos aber möchte ich es halten, daß der höchste B e a m t e der Stadt Wien das beschämende Unrecht, das einem Teil seiner Untergebenen widerfährt, mißbilligt. Es wäre schmählich, wenn eine politische Gesinnung das Verantwortlichkeitsgefühl des Chefs eines großen Beamtenkörpers so mißleiten könnte, daß er gleichgiltig bliebe gegen ein Unrecht, dessen Größe gerade an der kleinen Zahl der betroffenen Personen klar wird, weil die tourliche Beförderung von kaum dritthalb Dutzend jüdischer unter 2635 Beamten der Stadt sicherlich keine »Verjudung« in den höheren Stellen des Magistrats herbeiführen würde. Der Magistratsdirektor mache doch die Probe, ob der Stadtrat dabei bleiben wird, jüdische Beamte, wenn ihr Vorgesetzter mit seiner vollen Autorität für sie eintritt, vom Avancement auszuschließen!

,Zeit'-Genosse. Was? Die ,Zeit' hat »schon 15.000 Käufer« und darunter sogar 10.000 zum vollen Preise? Nicht möglich! Und doch ist es nicht allzuviel, wenn man bedenkt, daß in Österreich-Ungarn auf eine Bevölkerung von 46,335.687 (nach der Schätzung von 1898) reichlich eine Million geistig schwächerer Individuen kommt. Bei der ungeheuren Propaganda des Blattes, mit Rücksicht darauf, daß man in kein Pissoir mehr gehen kann, ohne an die Verpflichtung, die ,Zeit' zu lesen, gemahnt zu werden, ist somit der Abonnentenstand kein sehr erheblicher. In Österreich-Ungarn leben auf 1 qkm 67 Menschen. Da es keinen Quadratkilometer des Flächeninhalts der Monarchie gibt, der nicht durch das bekannte Plakat verschönt wäre, so muß man sich

eigentlich wundern, daß nicht auf jeden wenigstens 1 Leser der ‚Zeit' kommt. Und dabei wird die ‚Zeit' allen Nationalitäten gerecht. Sie bringt z. B. in einer Sonntagsbeilage das Bild des Tschechenführers Herold, der neulich sein Mandat niedergelegt hat, und siehe, es ist der Wiener Hotelwirt Herold, der freilich auch kein Mandat mehr hat. Ein Kulturblatt erfüllt eben einen höheren Zweck, als den, die bloße Neugierde durch »Bildeln« zu befriedigen: jetzt wissen die Prager, wie der Wiener Gastwirt aussieht, und die Wiener, wie der Prager Advokat nicht aussieht.

Sammler. »Man nimmt an, daß Pirchegger, als er der Gefahr ansichtig wurde, auch schon getödtet war«, schreibt die ‚Neue Freie Presse'. »Ihr Tod erfolgte unmittelbar vor ihrer Verhaftung«, hatte die ‚Zeit' vorher geschrieben. Konkurrenzeifer hält, wie man sieht, beide Blätter auf ihrer Höhe.

Wiener. 1. Von der Affaire, auf deren Behandlung ein Herr unter der Chiffre »Jocus« dringt, weiß ich nichts. 2. Sie interessiert mich nicht, da sie vermutlich irgendeinen gleichgiltigen Privatskandal oder einen die Gerichte und nicht die ‚Fackel' herausfordernden Vorfall betrifft. 3. Die genannte Persönlichkeit ist mit mir nicht »gut«. 4. Wäre sie's, so würde ihr das wenig helfen. — Das Wienerischeste von allem Wienerischen ist der Glaube, daß jemand, der mit einem Zeitschrifteigentümer einmal im Kaffeehaus gesehen wurde, von diesem nicht mehr »angegriffen« werden kann, und das Entsetzen, wenn es doch geschieht. Hast du einst irgendwo ein Butterbrot gegessen, so bist du »undankbar«, wenn du fünf Jahre später in dem Spender des Butterbrotes einen öffentlichen Schädling erkennst. Und wenn einer schon für Pauschalien nicht zugänglich ist, so kann man sich's bei ihm gewiß mit einem freundlichen Gruß »richten.« Oft muß ich in der ‚Fackel' Personen nennen, die an sich nichts bedeuten und gewiß nicht eines »Angriffs« wert sind, aber deren bloße Nennung eben den komischen Kontrast bezeichnet, der zwischen ihrer Nullität und ihrem Wichtigtun besteht, zwischen ihrer Geringfügigkeit und dem Eifer, mit dem sie von der U. A.-Presse zu Instanzen im Kunstleben emporgestapelt werden. Herr Angelo Eisner von Eisenhof ist gewiß niemand. Aber eben deshalb mußte ich ihn erwähnen. Und da ich's getan, ließ sich der Mann mir vorstellen und sagte mir viel freundliche Worte. Da ich's aber ein zweitesmal getan, sah er, daß Malz und Hopfen an mir verloren sei. Und dabei bin ich unberechenbar. Just, wenn einer meiner sicher zu sein glaubt, kommt die Enttäuschung. Es gibt Optimisten, die noch immer nicht wissen, daß die Funktionen meines Privatlebens ganz getrennt von meinem öffentlichen Amte betrieben werden — ich mache mein Blatt weder von meinem Privatleben noch dieses von jenem abhängig — und daß ein freundliches Grußlächeln, welches mir zufliegt, wohl von dem Privatmann, nie aber von dem Herausgeber der ‚Fackel' dankend quittiert wird. Zu bestechen bin ich nun einmal nicht; das hat man in Wien nach fünf Jahren endlich eingesehen, und der Todfeind gibt's bereitwillig zu. Aber die Versuche mit der billigeren Methode

werden immer wieder erneuert. Die Erinnerung an ein drolliges Erlebnis aus der Gründungszeit der ‚Fackel' erhellt mir die trübsten Stunden. Die erste Nummer hatte soeben einigen Wiener Staub aufgewirbelt; da brachte die Post einen Abonnementsauftrag mit dem begleitenden Zuruf des Senders: »Dem verehrten Herausgeber bitte ich den Ausdruck meiner Bewunderung für das wirklich fulminante Entree zu übermitteln!« Ich bin für Lob sehr empfänglich und freute mich. Aber am andern Tage erschienen Gerichtssaalnotizen, die es mir unmöglich machten, die Verehrung des freundlichen Abonnenten zu erwidern, und die es mir möglich machten, schon in der zweiten Nummer eines meiner Lieblingsthemen, das vom »Geschäftspatriotismus«, zu behandeln. Der Abonnent soll nicht wenig erschrocken sein, und von dem Tage an galt ich in seinem Kreise als der ärgste Schuft, den je die Sonne beschienen. Das ist menschlich. Aber daß sich einer weder durch ein Abonnement noch durch ein Kompliment beeinflussen läßt, gilt in der Stadt der »Verbindungen« und »Beziehungen« als unmenschlich. Darum werde ich seit Jahr und Tag mit einem Gefühl des Grauens betrachtet. Einer, der weder für Geld noch für ein Nachtmahl und nicht einmal für einen Gruß zu haben ist! Wirklich und wahrhaftig! Und in Wien, wo man gewöhnt ist, zu Prostituierten der Feder zu gehen, wenn man das Bedürfnis hat, etwas zu sagen oder zu verschweigen! ..». Aber ein Ekel beschleicht mich, wenn um zwanzig Jahre ältere Herren, die mir auf der Straße begegnen, zuerst den Hut ziehen, bloß weil sie Lumpen sind. Dann wird der Gruß zur Informationsquelle: je weiter der Hut vom Kopf entfernt wird, desto sichtbarer wird die Butter. Daß es etwas zu verbergen gibt, weiß ich; — könnte doch ein Gruß auch jedesmal darüber aufklären, was es zu verbergen gibt!

Berichtigung.

In Nr. 146, S. 1, 1. Zeile von oben, ist statt »Brestl«: *Brestel*; S. 2, 15. Zeile von unten, statt »zwänge«: *zwängte* zu lesen.

MITTEILUNG DER REDAKTION.

Der Herausgeber ersucht, Manuskripte nicht an den Verlag und Abonnementsaufträge oder Reklamationen nicht an ihn zu senden. Im ersten Fall gelangt die Autorschaft von Mitteilungen, die ja oft nur dem Herausgeber bekannt werden soll, zur Kenntnis einer Mehrheit; im zweiten Fall erfolgt, da Angelegenheiten der Expedition den Herausgeber nichts angehen, die Erledigung gar nicht oder mit einer dem Sender unerwünschten Verspätung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 146, 11. November): Landtag und Wissenschaft. — Das feigste Blatt von Wien. — Assistentennot. — Der Entdecker des roten Phosphors. — Das Jubiläumstheater (Publikation einer Denkschrift Müller-Guttenbrunns an den Bürgermeister). — Das Haus der Kaufmannschaft. — Ein Interview. — Der Holländer. Von August Strindberg. — Elektra. Von Peter Altenberg. — Antworten des Herausgebers (Die Affaire Ziehrer; Montagsgynäkologie; Ein Polonius; Die Diebsfalle; Zwei Parten; Vom Manne, der sich schämte; Endlich ein Originalbeitrag!; Lippay und die Päpste). — Büchereinlauf. — Mitteilung des Verlages.

Im Verlage ‚Die FACKEL‘ sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Durch alle Buchhandlungen und den Verlag der ‚Fackel‘ zu beziehen
In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

In DRITTER AUFLAGE erschienen:

EINE KRONE FÜR ZION

SATIRISCHE STREITSCHRIFT
GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

BAND XVI der ‚Fackel‘

(April—Juni 1903)
(Nr. 135 bis 142 samt Index)
(franko K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel‘ geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 148 Erschienen am 2. Dezember 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K	7.—
» »	18 » »	»	3.60
» das Deutsche Reich,	36 » »	M.	7.—
» » » »	18 » »	»	3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M	8.20
» » » » »	18 » »	»	4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K	8.30
» »	18 » »	»	4.30
» das Deutsche Reich,	36 » »	M.	8.30
» » » »	18 » »	»	4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M.	10.40
» » » » »	18 » »	»	5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 148 WIEN, 2. DEZEMBER 1903 V. JAHR

Der literarische Nobelpreis.

Ein Manifest von **August Strindberg.**

Aus dem Schwedischen von Emil Schering.

Zum dritten Nobelpreis 10. Dezember 1903.

Als die Unterzeichner der Adresse an Tolstoi ihren Protest gegen die Ungerechtigkeit erhoben, die die »Schwedische Akademie« begangen hatte, da sie den Nobelpreis einem Unwürdigen erteilte, gefiel es der Akademie, diesen Schritt einfach dem Neid zuzuschreiben. Nun pflegt ja eine Ungerechtigkeit bei rechtlich denkenden Menschen Harm und Verdruß zu erwecken; daß eine Ungerechtigkeit Neid erwecke, ist Nonsens. Der Unwürdige wird hierzulande oft durch Auszeichnungen geehrt, und die »Schwedische Akademie« hat eben durch ihre Neuwahl ihre unerhörte Fähigkeit, Unverdiente aufzusuchen, bewiesen; daß aber ein ganzes Volk mit Befriedigung eine unehrliche Handlung begrüßt, das ist bestimmt etwas Verkehrtes. Daß Sully Prudhomme, der kaum ein Dichter ist, obgleich er Verse schreibt, mit dem Nobelpreis beehrt wurde, sollte daher gekommen sein, daß er der französischen Akademie angehört, und daß unsere Akademie aus ihrer Vergessenheit hervortreten und unser Land und sich selbst habe ehren wollen.

Nun ist es leider mit der französischen Akademie ebenso schlimm bestellt wie mit unserer, denn in der französischen Akademie haben von Balzac, dem größten, angefangen die großen Dichter gefehlt, und sie ist nur ein halbliterarischer Klub gewesen. Die

vornehmsten Namen der französischen Literatur ihrer Zeit trugen nicht den Titel Akademiker. Die Brüder Goncourt, die eine neue Epoche in der Weltliteratur eröffnen, gehörten nicht der Akademie an; Emile Zola, allein eine ganze Epoche bildend, der Riese, wurde nicht für würdig angesehen, neben den Leihbibliothekschriftstellern Claretie, Loti, Theuriet, Bourget und Cherbuliez zu sitzen; Alphonse Daudet verachtete die Institution, Maupassant ignorierte sie, Huysmans schien vergessen zu haben, daß sie existierte, Richepin ... mit einem Wort, die Akademie war ein Fachverein geworden, in dem die Fachmänner fehlten. Die Ehre, die unsere Akademie durch den Händedruck mit der Pariser ernten wollte, ist also nur eingebildet.

Nun wäre es allerdings gleichgiltig, wenn die »Schwedische Akademie« fortführe, sich als Amateurklub zu konstituieren, als »die Freundschaftsbrüder« oder »die Literaturfreunde«, denn sie haben ja ein Recht, sich zu amusieren wie sie wollen. Aber bedenklich wird die Sache, wenn die Akademie als Gericht auftritt. Von Pairs oder seinesgleichen gerichtet zu werden, hat man in neuerer Zeit für ein natürliches Grundgesetz angesehen. Wie viele Pairs besitzt unsere Akademie? Ja, so wenige, daß die Majorität aus Bönhasen, Pfuschern und Dilettanten der Literatur besteht, die sie beurteilen soll. Und dieser ehrenwerten Männer Begriffe von Dichtkunst sind so kindlich einfach, daß sie nur Gedicht nennen, was auf Versen ist, am besten mit Reimen. Wenn zum Beispiel Tolstoi sich nur bekannt gemacht hat als Schilderer von Menschenschicksalen, wenn er historische Fresken gemalt hat, so zählt er doch nicht zu den Dichtern, weil er keine Verse geschrieben hat. Aber nun ist der Kurs für Versstücke im letzten Menschenalter gefallen; jeder hat ein wenig gelernt, in einigen leicht gezählten und leicht gereimten Reihen einen mehr oder weniger schönen Ausdruck einem Gefühlchen zu geben, das durch den Anblick

eines Gegenstandes geboren wird, der sogar so unbedeutend sein kann wie eine zerbrochene Vase. Die Verskunst ist ein geselliges Vergnügen geworden wie das Pianospiel, und wie vollendet die Technik auch sei, das Genre wird doch schließlich bloß ein artiges Spiel mit Worten und Gedanken. Die ganze Herrlichkeit beschränkt sich oft auf eine Metapher, eine Antithese, ein Gleichnis, ein »sagen das eine und meinen ein anderes«, kleine Ornamente, von denen der Prosaiker Hände voll in seine Prosa streut, jedoch ohne andere Prätension, als kleine, stilistische Verzierungen geben zu wollen.

Diese Kleinkunst, diese »Nippes« sind für unsere Akademie die Dichtkunst selbst geworden; das Beiwerk ist zur Hauptsache gemacht, die Form hat über den Inhalt den Sieg davon getragen, und darum beschützt unsere Akademie die Bagatelle, das Kleinliche, das Bedeutungslose, und als richtende Autorität repräsentiert sie das Parteiische, das Feige, das Nichtige, jetzt zuletzt das Gewissenlose. Darum ist die Institution nicht allein überflüssig, sondern geradezu verwerflich. Sie wurde überflüssig, als der Fachverein der Schwedischen Schriftsteller gebildet wurde, und sie wurde verwerflich, als sie durch Krönung eines Unwürdigen eine schlechte Handlung beging, die doch nicht die erste war.

Übrigens — die Dichtkunst, die freieste von den freien Künsten, verlangt Freiheit, um wachsen zu können! Laßt uns frei sein von Magistern, besonders solchen, die nicht die Kunst können, die sie beurteilen wollen. Im Notfall, laßt uns verzichten auf das Nobelsche Geld, das Dynamitgeld, wie es genannt wird.

Jemand hat gesagt, daß die schwedische Literatur auf die Rückseite von Schuldscheinen geschrieben sei! Das bedeutet: in Armut, in momentaner Not, in Demütigungen ist diese Literatur geboren, deren größte Namen in dieser Akademie gefehlt haben, wo die Mitgliedschaft meist eine Retraitestellung, ein

Austausch von Dienst gegen Dienst gewesen und schließlich eine Hofcharge geworden ist.

Das Brot, das die Akademie auszuteilen gehabt hat, ist nicht immer dem Verdienten zugefallen, aber die Steine, die die Akademie den großen Totgequälten errichtet hat, erinnern an die Steine, die man auf den Hügeln der Toten zu ihrer Seelenruhe und für eigenen Gewissensfrieden opfert . . .

Zum Schluß ein paar Worte über mein persönliches Verhältnis zur Akademie.

Wie deutlich aus meiner Schriftstellerei hervorgeht, habe ich nie nach der Akademie gestrebt; ich habe sogar offen meine Geringschätzung des Instituts ausgesprochen. Was ich geringschätze, kann doch nicht meinen Neid erregen; darum weise ich die mir vorgeworfene Beschuldigung zurück, daß ich mich bei der letzten Neuwahl übergangen gefühlt habe. Und ich benutze die Gelegenheit, den Freunden in der Presse, die meinen Namen genannt haben, als von der Kandidatur für die Akademie die Rede war, mitzuteilen, daß ich niemals die Mitgliedschaft unter den Achtzehn annehmen werde, vorausgesetzt daß sie mir angeboten würde, was ich jedoch für nicht glaublich halte, da die Akademie wohl ihren Traditionen ebenso treu verbleibt, wie ich in literarischer Hinsicht bei meinen bleibe.

Wer mich billigt, der folge mir!

Stockholm. August Strindberg.

* * *

Theaterprobleme.

Die Sozialpolitik des Theaters ist glücklich bei der Toilettenfrage der Schauspielerinnen angelangt. Nachdem sie über das Schmarotzertum der Agenten, über die organisierten Blutsauger der illustrierten Presse und über die Vergewaltigungspraxis jener Direktions-

kanzleien, in die der Weg durch ein Schlafzimmer führt, ahnungslos hinweggesehen hat. Die Toilettenfrage ist das handlichste unter allen Problemen, die zum Fundus der Skeptiker des Kulissenzaubers gehören. Hier läßt sich mit einer sittlichen Entrüstung Staat machen, die noch viel billiger sein soll als ein Teller voll Brombeeren, und Publikum und Berichterstattung, welche die Schauspielerinnen in eine tobsüchtige Rivalität des Kostümluxus hetzen, können die ganze Schuld auf die Direktoren abwälzen, die durch Vorenthaltung der Spesen ihre weiblichen Mitglieder »der Prostitution in die Arme treiben«. Denn dies lügenvolle Zeitalter, das eine Prostitution des Mannes, des allein prostitutionsfähigen, nicht kennt, legt an die Frauen, denen es fast alle Erwerbswege verschließt und die es doch auf ihrem Schönheits-Standard erhalten sehen möchte, den sittlichen Maßstab an, wenn sie die einzige Konsequenz gezogen haben, die sie in Erfüllung ihrer ästhetischen Mission zu ziehen berechtigt und genötigt waren: sie sind und bleiben »prostituiert«. Und daß sie's sind, daran ist nicht die falsche Wertung der Frauen schuld, sondern der Geiz ihrer Brotgeber!... Gewiß, man müßte jene bühnengewaltigen Schufte, die fünfzehn bis dreißig Gulden-Gagen zahlen und die Spekulation auf den andern Erwerb ihrer weiblichen Mitglieder bekennen, immer wieder anprangern. Aber nur das Pathos von Schwachköpfen vermag in diesem Übelstand die Quelle der »Unsittlichkeit« zu erblicken. Als ob eine zehnmal so hohe Gage die Spesen unbürgerlicher Lebensführung decken könnte! Der Theaterdirektor wäre höchstens verpflichtet, die Wertung künstlerischer Fähigkeit zu markieren, und die Deutsche Bühnengenossenschaft könnte ihr Gewissen entlasten, wenn sie die Direktoren zur Beistellung der billigsten Toiletten — natürlich nicht bloß der »historischen« Kostüme — und zum Verbot eines aus Privatmitteln beschafften Luxus verpflichtete. Daß sich dann die Theatertemperamente

außerhalb der Berufsphäre nicht anders betätigen werden als heute, darauf können sich jene Moralidioten verlassen, die immer noch glauben, daß ein Spatz wertvoller ist als ein Kolibri. .. Mehr wird und muß man nicht erreichen, als daß die Direktoren zur Erziehung eines anspruchsvollen Publikums verhalten werden und daß sich die Kuppelei nicht in den Kanzleien selbst etabliert. Ich sah einmal, wie vor einem Kurortetheater zwei alten Herren beim Anblick einer jungen Theaterdame die Augen aus dem Kopf fielen. Direktor Bordenave hob sie persönlich auf und überbrachte sie seiner Angestellten, die wohl oder übel mit den mächtigen Logenabonnenten freundlich sein mußte... Ich halte den Kuppeleiparagraphen, sofern er die bloße Vermittlung und Vermietung einer Gelegenheit an ein mündiges und williges Paar ahndet, für die monströseste Albernheit im Strafgesetzbuch jedes modernen Staates, weil er nur mehr das »Rechtsgut« einer Sittlichkeit schützt, die weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht ist. Aber ich wäre dafür, daß man ihn in jedem Fall rücksichtslos auf Theaterdirektoren anwendet, denen eine ausgesprochene oder unausgesprochene Beugung des freien Willens ihrer weiblichen Angestellten und, solang sie nicht die Anstandsgrenze einer Gage von 100 Gulden einhalten, Vorschubleistung zur Last fällt. Nur bin ich überzeugt, daß die Handlungen, denen sie heute noch Vorschub leisten, auch begangen würden, wenn sie ihn nicht leisteten. Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der »Unsittlichkeit« in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu deutlich in Erscheinung tritt.

Aber die Sozialpolitik des Theaters hat sich nur hinter den Toiletten der Schauspielerinnen versteckt, weil sie vor dem Anblick häßlicherer Übel feige Reißaus genommen hat. Zur Deckung der Kostüm-

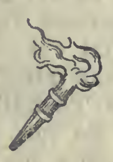
spesen ein »Verhältnis« eingehen zu müssen, wird vielleicht nicht von allen Novizen als Zwang empfunden, von allen aber die Einladung, eines der in Wien erscheinenden Theaterrevolverblätter zu abonnieren. Dort wird die Beugung des freien Willens bezahlt, hier kostet sie der Schauspielerin Geld. Die Bühnenvereine mögen doch endlich dem Treiben der illustrierten Blutsauger ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die zu Beginn jeder Sommer- oder Wintersaison mit Vorliebe die Kurorte- und Provinztheater umschleichen. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist traurige Wahrheit: Die Theaterleute glauben, daß ihnen von der Verunglimpfung in Erpresserblättern, deren Begeisterungstarif jedes Theaterkind auswendig kennt, Schaden erwachsen könnte. Und sie geben dem Bildermann nicht nur den letzten Kreuzer, sondern nehmen ihn auch in ihre Gesellschaft auf und suchen ihn durch eine freundschaftliche, oft devote Haltung darüber hinwegzutäuschen, daß sie ihn um seines Gewerbes willen verachten. Alle privaten Belehrungen, daß der Tadel dieses Gelichters mehr als sein Lob ehrt und weniger schadet, sind in den Wind gesprochen. Die Schauspieler wollen nun einmal den Revolver selbst laden helfen. Hat man je einen Theatertisch gesehen, an dem nicht ein bezahlter Lobspender knotzen durfte? Da müssen, wenn die neue Saison neue Beute verheißt, Komiker, Held und Charakterdarsteller darüber Auskunft geben, wieviel von Soubrette, Tragödin und Salondame für ein Jahresabonnement oder, wenn's gut geht, für ein »Bild« zu erwarten sei. »Hat die wen?« lautet die stereotype Frage an das Schicksal; und wenn die Antwort lautet, daß sie »wen hat«, dann wird scharf geladen. Hat die Anfängerin niemanden, so wird die Aussicht, in einem so einflußreichen Blatte wie ‚Humorist' oder ‚Wiener Leben' als »vielversprechende junge Kraft« gerühmt zu werden, sie jedenfalls zu einem Abonnement spornen. Wenn sie viel verspricht, muß sie wenigstens

einen Teilbetrag sogleich erlegen; sonst könnte eines Tages zu lesen sein, daß sie nicht zu halten scheine, was sie zu Beginn der Saison versprochen hat. Aber wenige Anfängerinnen werden zögern, auf dem Altar der öffentlichen Meinung eine halbe Monatsgage zu opfern, und da es hierzulande nicht eine, sondern ein Dutzend kolorierter Pestbeulen, die alle geschmiert sein wollen, gibt, kann man sich ausrechnen, wie teuer den Theaterleuten jährlich das bischen Furcht zu stehen kommt. Eine junge Dame, die in der Provinz wirkt, hat sich neulich doch besonnen und, bevor sie ihre Geldbörse öffnete, die Hilfe ihrer Verwandten angerufen. Diese hatten die Freundlichkeit, mir den Brief zu übergeben, der besser als eine von Furcht gedämpfte Zeugenaussage die Bedrängnis der Bühnenneulinge erhärtet und der den folgenden Wortlaut hat:

»... Denk Dir, welchen Unannehmlichkeiten man ausgesetzt ist! Ich bekomme vor einigen Tagen den Besuch eines Menschen, der ganz gemütlich in meinem Zimmer auf mich gewartet hatte und der sich als ein ganz gefährlicher Herr entpuppte. Es ist der Redakteur des ‚Humorist', eines ekligen Wiener Theatertratschblatts, für das er mein Bild haben wollte. Da ich wußte, daß so was nur auf Geld und sogar viel Geld ausgeht, lehnte ich kurz ab, worauf er höchst indigniert tat und mir von dem »großen Schaden, den ich mir selbst zufüge«, eine halbe Stunde lang drosch, mir endlich versicherte, er sei nie zudringlich gewesen, sehe vorläufig davon ab, ich müsse aber sein Blatt lesen, um mich zu überzeugen, auf welch vornehmem Niveau es stände, — und mir dabei gleich einen Abonnementsschein auf 36 Kronen ausstellte. Ich erklärte ganz ruhig, daß ich gar nicht in der Lage sei, mir so teure Blätter zu halten, worauf er mir den Schein auf ein halbes Jahr (gleich zu erlegen!) ausstellte und, als ich auch da bedauernd ablehnte, mir das Blatt von Wien aus zu schicken versprach. Um ihn nur los zu werden, sagte ich gar nichts mehr, wollte aber gleich E.... um Rat und Hilfe gegen diesen ... bitten. Er hatte mich nach meinen Plänen ausgefragt, und da erwähnte ich, daß ich einige

Aussicht hätte, ans Deutsche Volkstheater nach Wien zu kommen. Nun steht in der gestrigen Nummer des Schandblattes: Frl. G..., vom 1. September 1904 ans Deutsche Volkstheater engagiert u.s.w. Wenn Weisse das liest, kanns mich ein eventuelles Engagement kosten, denn nichts wird beim Theater übler genommen als falsche Engagementsberichte. Kohn heißt der Mensch. Teile E. den Fall mit, liebste Mama, und bitte ihn um seinen Rat....«

‚Humorist' — ‚Wiener Leben': Sehn S', so heiter ist das Leben in Wien! Und der Staatsanwalt ist kein Spielverderber... Unter hunderten hat eine Schauspielerin den Mut, abzulehnen; die anderen zahlen. Und die Moralförderer des Theaters, die dem Toilettenproblem an den Leib rücken, glauben sicher, daß die »Prostitution« der Frauen, die Verhältnisse eingehen, um die Betriebsspesen ihrer Schönheit decken zu können, ethisch bedenklicher ist als die von Männern, die ihre Überzeugung für fünf Gulden anbieten und — sogar aufs Zimmer gehen...



Der Klügere gibt nach, und Herr v. Koerber ist immer der Klügere. Ungarn behält also die verfassungsmäßigen Rechte am gemeinsamen Heere, und Herrn v. Koerber's Österreich »reklamiert« die seinen. Reklamieren kommt von Reklame... Was eigentlich den Ungarn zugestanden worden ist, meint der österreichische Ministerpräsident, werde man erst sehen, wenn's zur Erfüllung des Versprechens kommt; »jedenfalls aber darf ich annehmen, daß der eigentliche militärische Unterricht in der Kommandosprache erteilt werden wird«. Gewisses weiß man nicht, aber Herr v. Koerber »darf annehmen«. Schärfer läßt sich

seine Kompetenz nicht bestimmen: wenn die Ungarn etwas durchsetzen wollen, darf er annehmen. Nur ablehnen darf er nicht. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn v. Koerber und dem Grafen Tisza, von der so große Worte gemacht worden sind, war im Grund recht geringfügig. Daß Österreich »etwas dreinzureden hat«, bestritt auch der ungarische Ministerpräsident nicht. Er behauptete vielmehr bloß: Österreich darf mitreden, — unter der Bedingung, daß es mittut!, und: Österreich hat etwas zu sagen, — unter der Bedingung, daß es nicht Nein sagt! Und da Herr v. Koerber das Ja-Sagen und das Mittun — d. h. das Mitbezahlen — verbürgt hat, war der Friede rasch geschlossen. †

* * *

Die ‚Fackel' hat es der Regierung verübelt, daß sie nicht dem Raummangel in der Technik, sondern bloß dem Raumüberfluß vor der Technik, durch die Aufstellung von Porträtstatuen, abzuhelfen versucht. Wenn sich indes die Techniker beklagen, daß die Regierung nichts für sie tue, so müssen sie doch zugeben, daß die Regierung für die Wissenschaft noch weniger tut. Herr v. Koerber denkt nicht daran, die Unterlassungssünden früherer Regierungen an der Wissenschaft gut zu machen. Aber auch, wer solche Gedankenlosigkeit verzeiht, hatte zuversichtlich erwartet, daß er wenigstens die Unterlassungssünde eines prächtigen Statthalters gutmachen werde, bei dessen Versuch, die medizinische Wissenschaft zu verteidigen, ihre Ankläger Beifall geklatscht hatten. Der Ministerpräsident hält auch dies für überflüssig: »Was den Standpunkt der Regierung gegenüber der Wissenschaft betrifft, so war derselbe doch schon in jener über ihren Antrag erfolgten Berufung von Männern der Kunst und Wissenschaft in das Herren-

haus gekennzeichnet, und nichts deutete seither auf eine eingetretene Veränderung«. Der Wissenschaft gegenüber »einen Standpunkt einzunehmen«, dürfte jedoch höchstens einem Privatmann genügen, der zu ihr so wenig äußere wie innere Beziehungen hat, und der Stolz auf die Unveränderlichkeit des Standpunktes ist völlig unangebracht. Eine Veränderung zum Schlechteren hätte ja durch nichts angedeutet werden können, weil auch eine Regierung, die der Wissenschaft Haß und Verachtung bezeugen wollte, die für Lebenszeit ins Herrenhaus berufenen Professoren nicht wieder abzuberufen vermöchte. Und es steht bloß fest, daß keine Veränderung zum Besseren eingetreten ist: Seit jener Berufung ins Herrenhaus hat man in Österreich von »Berufungen« bedeutender Gelehrter nichts mehr oder nur gleichzeitig mit der Meldung von ihrer Ablehnung gehört. Wäre heute ein kulturvoller Staatsmann österreichischer Ministerpräsident, er würde, das Mißverhältnis zwischen unseren wissenschaftlichen Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung ermessend, mit der Erklärung vor den Reichsrat treten: Wir müssen die Universitäten in Wien, Prag, Lemberg und Innsbruck ausgestalten; wir werden den Deutschen eine vollständige Universität (mit einer medizinischen Fakultät) in Brünn errichten und dafür die Universität Czernowitz zu einer ruthenischen Hochschule — mit rumänischen Parallelkursen — umgestalten, unter Auflassung der ruthenischen Parallelvorlesungen in Lemberg; wir wollen den Czechen eine Universität in Kremsier und den Italienern, zum Ersatz der italienischen Vorlesungen in Innsbruck, eine philosophische und eine juridische Fakultät in Triest geben. Man bewillige uns eine Investitionsanleihe von 150 Millionen, deren Zinsen nebst den Erhaltungskosten der neuen Hochschulen aus den jährlich an Zucker-Ausfuhrprämien ersparten 13 Millionen bestritten werden sollen! Das ist der »Standpunkt«, den die österreichische Regierung

gegenüber der Wissenschaft einnehmen müßte. Aber das Ministerium Koerber hat sich jahrelang, während die Mißstände an unseren Hochschulen schrieen, taub gestellt, und seine enragierten Anhänger können jetzt höchstens behaupten, es sei nicht taub, sondern nur schwerhörig: Nach allen erregten Diskussionen über Professorenberufungen erhebt sich der Ministerpräsident und fragt verwundert, worüber man sich eigentlich erhitze. Er hat bloß das Wort »Berufung« verstanden und glaubt, es handle sich um die Ernennung von Herrenhausmitgliedern.

†

* * *

Ist die österreichische Legislative wirklich bereits so verderbt, daß sie für den Gedanken reif wäre, die Übertragbarkeit und Verkäuflichkeit der Apotheken zu beschließen? Apotheken sind nicht Geschäfte, sondern öffentliche Institutionen; es sind Institutionen, aus denen der Kapitalismus, der sich in ihnen eingenistet hat, vertrieben werden muß. Ein neues Apothekengesetz hätte die Apotheken-Realkonzessionen, die noch aus alten Zeiten bestehen, aufheben und ablösen, und dem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs, welches die Apotheken-Personalkonzessionen für unübertragbar erklärt hat, Wirksamkeit bei den Verwaltungsbehörden sichern müssen. Aber eine Regierung, welche die Bevölkerung und die Pharmazeuten vor der Ausbeutung durch großkapitalistische Apotheken-Unternehmer schützen sollte, ist einzig darauf bedacht, den Kapitalswert der Apotheken vor Zerstörung zu sichern. Das kann freilich jene kaum Wunder nehmen, denen bekannt ist, wie seit Jahren immer wieder die Arzneitaxen erhöht worden sind, wie man sich beharrlich der Forderung der Konsumenten, daß die Arzneipreise nicht ohne ihre Zustimmung, nicht einseitig von den Arzneihändlern bestimmt werden sollten, widersetzt hat. Als indes

im vorigen Jahre die ‚Fackel‘ — die der mit Apotheker-Inseraten prangenden ‚Arbeiter-Zeitung‘ die Vertretung proletarischer Interessen gegenüber den Apotheken-Besitzern nicht überlassen konnte — die Ausbeutung der Krankenkassen durch die Apotheker besprach, schien sich das Gewissen der Regierung zu rühren: In der ‚Wiener Abendpost‘ wurde ein Communiqué veröffentlicht, welches zwar bestritt, daß die österreichischen Arzneipreise abnorm sind, jedoch zugab, daß den ärmsten Schichten der Bevölkerung billigere Medikamente verschafft werden müßten, und die Einführung einer niedrigen Medikamententaxe für die Krankenkassen ankündigte. Der Sektionschef Kusy hat das hintertrieben; hinter ihm trieben natürlich die Apotheker. Und so wird der Begriff der öffentlichen Sanitätspflege in Österreich allmählich gleichbedeutend mit der Ausbeutung armer Kranker. Man hat jüngst die Spitalsgebühren erhöht, und man diktiert dem Proletarier unerschwingliche Heilmittelpreise. Wenn nur die Apotheken dabei immer wertvoller werden! Dann kommt die fürsorgliche Regierung und beruhigt die Apotheker darüber, daß sie den Mehrwert, zu dem die Leiden von Millionen frohnden mußten, ihren Söhnen durch Verkauf der Apotheken werden vererben können. Man macht in Österreich ein Apothekengesetz für die Apotheker, ein Zuckergesetz für die Zuckerfabrikanten, ein Preßgesetz für die Presse, und man wird schließlich ein neues Wuchergesetz machen müssen — für die Wucherer. †

* * *

Die Justiz hat sich im vorigen Jahre geweigert, der Hygiene gegen die Presse Hilfe zu leisten; nach wie vor schmücken die Wiener Meinungströdler ihre Kramläden mit medizinischen und kosmetischen Inseraten. Kaum aber war die Presse der Freiheit, ungestraft immer

neue Attentate auf die Gesundheit ihrer Leser zu begehen, recht froh geworden, als sich die Finanzbehörde mit der Drohung meldete, die lieben Blätter müßten von den frechsten Angriffen auf die Taschen ihrer Leser in Hinkunft ablassen, wenn sie nicht, wegen Mitschuld an einer Gefällsübertretung, vor die Gefällsgerichtsbarkeit — die bekanntlich weit gefährlicher ist als die harmlose Strafjustiz — zitiert werden wollten. Ein Zirkular der k. k. Finanz-Bezirks-Direktion in Wien an die Wiener Presse (vom 3. Juli 1903) beschäftigt sich mit den schwindelhaften Inseraten der ausländischen Losratenfirmen und Serienlosunternehmungen, denen, wie man weiß, der Geschäftsbetrieb in Österreich verboten ist, die aber, wie man ebenfalls weiß, dank der Unterstützung der Wiener Journaille in Österreich die besten Geschäfte machen. »Dieselben verstehen es«, so sagt das Zirkular, »namentlich durch schön klingende Zeitungsinserate stets neue Kunden und Agenten an sich zu ziehen« ... »Die k. k. Finanz-Bezirks-Direktion Wien«, heißt es weiter, »hat zu Beginn des laufenden Jahres zahlreiche Zeitungsredaktionen aller österreichischen Kronländer ersucht, Inserate, wie die oben gekennzeichneten, zurückzuweisen. Sie hat hiemit auch teilweise Erfolge erzielt. Durch sorgfältige Überwachung des Inseratenwesens — mit Hilfe eines bekannten Wiener Unternehmens für Zeitungsausschnitte — wurde aber konstatiert, daß manche Blätter bis heute noch solche Inserate bringen. Freilich gelingt es den ausländischen Firmen bisweilen, ihre Inserate in unauffälligem Gewande in die Blätter einzuschmuggeln. In anderen Fällen hätte indes anläßlich der Einreichung der Inserate der Zweck derselben bei einiger Vorsicht der Redaktionsorgane erkannt werden können«. Die Finanzbehörde weiß augenscheinlich nichts von der — pflichtmäßigen Vernachlässigung der Obsorge, zu welcher jene Redaktionsorgane von den Herausgebern verhalten werden. Aber sie ist sich wenigstens klar darüber, daß gute Lehren bei der Wiener Presse nicht fruchten, und fügt die weit wirksamere Drohung mit der Verfolgung

nach § 5 des Losratengesetzes hinzu. Ob die Drohung bereits gewirkt hat? Dem Zirkular lag ein Verzeichnis jener Schwindelfirmen bei, welche sich bisher der Gastfreundschaft unserer Blätter erfreut hatten. Und in der Tat sind ihre Namen seit dem Sommer aus den Blättern verschwunden. Sie dürften nämlich großenteils ihre Namen geändert haben.

†

* * *

Riedler in Wien.

Der kleine Grazer Professor hat seine Revanche genommen ... Hier in Österreich ist er unbeachtet geblieben, aber draußen im Reich hat man Spürsinn. Dort wurde der Mann richtig eingeschätzt und auf den ersten technischen Lehrstuhl des Staates nach Charlottenburg berufen. Der Mann zeigte sich aber auch dankbar — er entwickelte eine schöpferische Arbeitskraft, die der Maschinentechnik seither neue Bahnen gewiesen hat. Heute kann man, ohne ihn zu überschätzen, und ohne Respektverletzung gegenüber anderen bedeutenden Konstrukteuren kurzweg sagen: Riedler ist der führende Maschineningenieur der Welt. Was soll er also in Österreich? ... Die Zeitungen hatten den Humor, anläßlich seiner jüngsten Anwesenheit in Wien zu verkünden, Riedler werde eine Berufung an die Wiener Technik erhalten. Man höre wohl: an die Wiener Technik! ... Der Gast soll sogar die Technik besucht haben. Er fand sie noch eben so jugendfrisch, wie zur Zeit seiner eigenen Jugend, da er dort als bescheidener Assistent wirkte. Man hat ihm das Entsetzen vom Gesicht gelesen und hat darum, um ihn einigermaßen zu beruhigen, von den künftigen Ingenieurlaboratorien gesprochen, die irgend einmal in dieser Gegend errichtet werden sollen ... Was soll dieser Österreicher in Österreich? Der mutlosen Maschinenindustrie Trost zureden? Oder soll er hier ein »reguliertes« Professorengehalt annehmen, wenn er jenseits der Sudeten der Einnahmen von einigen hunderttausend Mark jährlich sicher ist? ... Der kleine Grazer Professor hat bloß seine Revanche genommen. Er hat seine Heimat noch nicht vergessen und ist hieher gekommen, das Credo der modernen Maschinentechnik zu verkünden, damit man einst sagen

kann: Riedler hat zuerst von Wien aus die Umwälzung der maschinellen Großbetriebe vorausgesagt, im Wiener Ingenieur- und Architektenverein hat der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Riedler, Mitglied des preußischen Herrenhauses, ehedem ein Österreicher etc., die Ära der Dampfturbine und der großen Gasmotoren eingeleitet, jene große Umwälzung, welche alle Kolbendampfmaschinen, die bis dahin ausschließlich im Gebrauch standen, zu altem Eisengerümpel gemacht hat... Man wird einst berichten: Athemlos hörte das Auditorium von Technikern die Worte des Redners, der ihnen neue Bahnen wies, nicht als Prophet, sondern als Beweisführer, der auf der Grundlage technischer Erprobungen steht. Dabei wurde es als auffällig bemerkt, daß zu diesem Vortrage keiner von den österreichischen Ministern, die damals der Wiener Technik und den anderen Hochschulen der Monarchie viele Millionen schuldig waren, erschienen war. Wenn jedoch Riedler in Deutschland einen Vortrag hielt, erschienen nicht nur die Minister, sondern der Kaiser selbst. Und als der große Maschinenbauer bald nach dem Wiener Vortrag in Deutschland seine Mitteilungen über die Dampfturbine wiederholte, ließ der Kaiser sein Nichterscheinen durch einen Abgesandten mit den Nachwehen einer Kehlkopfoperation entschuldigen ... In Wien hingegen würdigte — die ‚Neue Freie Presse' den Vortrag Riedlers. Sie sprach von den Turbinen des »Stampf«, des »Parsen«, des »Körtis« — kurz von nie erfundenen Maschinen mit jener Sicherheit, die etwa ein betrunkener Bauer nach dem Vortrage Riedlers gezeigt hätte ... Seither ist die Vorherrschaft Deutschlands auf dem Gebiete der Technik und Industrie von niemandem mehr bestritten worden.

Professor Victor Loos.

* * *

Vom Ausspucken.

Die Ungeduld, mit der gerade die Wiener Börsenjournalistik der Erprobung des Marmorek'schen Tuberkulose-Serums vorgegriffen hat, läßt sich aus zionistischem Eifer zureichend erklären. Aber auch jene Österreicher, die ihre Achtung vor der medizinischen Forschung nicht in der Förderung von Reklame-Ärzten betätigen, verfolgen die Bemühungen des Auslands um ein wirksames Mittel

gegen die Tuberkulose mit erhöhtem Interesse, seitdem das Mittel, mit welchem man in Österreich die Tuberkulose zu vernichten unternommen hat, als unwirksam erwiesen worden ist: Ob die Serumtherapie etwas gegen die Tuberkulose ausrichten wird, ist noch ungewiß; aber es steht bereits fest, daß Regierungsverordnungen dieser Krankheit nicht beizukommen imstande sind. Der Marmorek-Rummel kann vielleicht nachträglich gerechtfertigt werden; der Koerber-Rummel jedoch, der losbrach, als der Ministerpräsident den Kampf gegen die Tuberkulose proklamierte, ist zweifellos eine lächerliche Begeisterung gewesen. Denn jener Proklamation ist nichts weiter gefolgt; nichts zumindest, was den durch eine pompöse Ankündigung geweckten Erwartungen entsprach. Herr v. Koerber gleicht jenen von Vereinsaufführungen her bekannten Verfassern von Travestien, die all ihren Witz im Theaterzettel erschöpfen; der weckt Heiterkeit, aber mehr an Einfällen hat der Autor nicht zu bieten. Hier in Wien ist dieses Schauspiel »Kampf gegen die Tuberkulose«, das uns Herr v. Koerber versprochen hatte, besonders kläglich ausgefallen. Die niederösterreichische Statthalterei hat zur Durchführung des ministeriellen Erlasses eine Verordnung im ‚Landesgesetz- und Verordnungsblatt‘ vom 20. Mai 1903 veröffentlicht, welche seit dem 1. Juli in Kraft steht. Die Überwachung der angeordneten Maßnahmen gegen die Tuberkulose, so ward verfügt, steht in erster Linie den politischen Behörden zu, und die Nichtachtung der getroffenen Bestimmungen ist nach Maßgabe der Ministerial-Verordnung vom 30. April 1857 — einer Verordnung mit Gesetzeskraft — zu ahnden. Die Punkte 27, 28 und 29 der niederösterreichischen Statthalterei-Verordnung besagen nun: »Das freie Ausspucken ist in allen öffentlichen und privaten Lokalen, in welchen ein größerer Verkehr stattfindet, wie: industriellen Anlagen, Hôtels, W i r t s h ä u s e r n, K a f f e e h ä u s e r n, Warteräumen, Kirchen, öffentlichen Mietwagen ... verboten«. »Dieses Verbot ist an z a h l r e i c h e n, l e i c h t s i c h t b a r e n S t e l l e n anzuschlagen«. »In diesen Lokalen sind zahlreiche, leicht zugängliche, teilweise m i t W a s s e r

gefüllte Spucknäpfe aufzustellen«. Wenn aber heute der Statthalter eine Börse voll Dukaten zu sich steckte und einen Rundgang unternähme in der Absicht, für jedes in einem Wiener Gasthaus oder Kaffeehaus an sichtbarer Stelle plakatierte Verbot des Ausspuckens, für jeden seit dem 20. Mai in diesen Lokalen aufgestellten Spucknapf einen Dukaten zu zahlen, so würde er mit gefüllter Börse nach Hause kommen. Ein Statistiker aus Neigung hat jüngst nach vielen Enttäuschungen endlich ein Restaurant ausfindig gemacht, in welchem das Verbot des Ausspuckens angeschlagen war: das Plakat hing im Kloset... Das Erheiterndste ist jedoch, daß auch die staatlichen Institute an Herrn v. Koerber's Kampf gegen die Tuberkulose nur als passive Zuschauer teilnehmen. Ein Privatmann hat vor zwei Monaten der Statthalterei Anzeige davon erstattet, daß keine der Wiener Eisenbahnen sich den Vorschriften der Antituberkulose-Verordnung gefügt hat. Und alsbald konnte er auf den Perrons und Stiegen der Wiener Stadtbahn die Wirkung seiner Anzeige wahrnehmen, — Spucknäpfe nämlich, die den Forderungen der Hygiene Hohn sprechen, und Anschlagzettel des folgenden Inhalts: »Zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege wird dringend ersucht, ... das Ausspucken zu unterlassen«. So höflich ist die Stadtbahnverwaltung, die doch sonst — bei Zonenüberschreitung — sogar ungesetzliche Strafgebühren einzuheben versucht, gegenüber den Verbreitern der Tuberkulose, daß sie ein striktes Verbot auf eine Bitte reduziert. Der Tuberkulose hat der strenge Ton von Regierungsmanifesten nicht imponiert, und man scheint es jetzt mit ihr im Guten versuchen zu wollen, man kommt ihr mit Beschwörungen. Aber die Tuberkulose schenkt der österreichischen Regierung kein Gehör mehr: Was will eine Regierung ausrichten, die nicht einmal bei staatlichen Instituten durchzusetzen vermag, daß man ihre Worte ernst nehme? Angesichts der österreichischen Laxheit gegenüber hygienischen Gefahren und des österreichischen Eifers gegen die Hygieniker kann man wirklich nichts anderes tun als — ausspucken!

* * *

In einem reichsdeutschen Blatt lese ich die Besprechung eines Buches über das »Geschlechtsleben in England«. Der unkomplizierte Deutsche mag neidisch zur britischen Nation emporblicken, die dem Kontinent wie in allem so auch in der Kultur sexueller Perversität und in der Entwicklung sexueller Heuchelei überlegen ist, die das Genie Oskar Wilde hervorbringen und es morden konnte, die Flagellationsbordelle hat und Gesetze, welche den nuancierten Geschlechtsverkehr mit zehnjähriger Zuchthausstrafe bedrohen. Aber der deutsche Rezensent des deutschen Buches darf für seine Landsleute nicht allzu bescheiden sein. Kein Grund, mit frommem Augenaufschlag dem Himmel zu danken, daß wir nicht sind wie jene! Sollte wirklich erst der Fall Dippold für ein sadistisches Talent, das im deutschen Männerschlage schlummert, zeugen? Ein wenig deutsche Blutlust wird allerdings auch in jenem Artikel zugegeben. Und da finde ich denn den für österreichische Leser besonders interessanten Satz: »Kennen wir auch in Deutschland nicht jene würdige Spezies der englischen Hinrichtungs-Habitués, die meilenweit reisten, um den grausamen Anblick der Exekution aus nächster Nähe zu genießen, ja die, wie Goncourt in seinem Tagebuch erzählt, den Scharfrichter bestachen, daß er den Rock der Mörderin im Moment des Hängens etwas lüfte — so haben wir doch noch vor etwa zehn Jahren die erbauliche Tatsache erlebt, daß deutsche Bürger die Behörden um Billets zu einer Hinrichtung geradezu bestürmten... Heute wird dieser nicht nur für Psychiater und Romanschriftsteller interessante Akt freilich in aller Stille vollzogen«. England und Deutschland... Und Österreich? Endlich eine Sphäre, in der wir uns nicht Rückständigkeit vorwerfen lassen müssen. Was Deutschland seit zehn Jahren nicht erlebt hat, erleben wir Österreicher, wir Wiener bei jeder Hinrichtung. Die Behörden werden um Billets bestürmt, die Behörden genügen der Nachfrage

in entgegenkommendster Weise. Wären die Karten gegen Bezahlung zu haben, wir wären jedesmal Zeugen einer Agiotage, wie sie wilder nicht einmal vor der Première der »Maria Theresia« geschaut ward. Nein, bei uns wird der »interessante Akt« eben nicht »in aller Stille vollzogen«, und jene Enterbten des Glücks, die sich zu spät um den Eintritt beworben haben, dürfen mit den anschaulichen Schilderungen einer Lokalpresse vorlieb nehmen, die mit einer oft gewürdigten Gewissenhaftigkeit ihres Nach-Nachrichteramtes waltet. Die Justizfunktionäre, die zu kontrolieren haben, ob »der Gerechtigkeit Genüge geschehen« ist, der Priester, der die legislative Greueltat in religiöser Weihe räuchert, sie ahnen in ihrem von keinerlei Lebenserfahrung angekränkelten, von keiner psychologischen Neugierde getrübten Beamtensinn nicht, welchen Regungen das Schauspiel, in dem sie statieren, Nahrung bietet. Der Henker weiß es. Und im Hochgefühle einer vollbrachten Guttat präsentiert er sich auf den Ansichtskarten, die nach jeder Wiener Hinrichtung in den Handel kommen... Heiliger Dippold!

* * *

Die Kommanditisten der ‚Zeit' haben einen Übelstand entdeckt, der ihnen ärger schien als alle, die ihr Blatt in seinem fünfvierteljährigen Leben gerügt hat: Zwei Millionen sind verschwunden. In fünfviertel Jahren und fast spurlos; es ist nichts übrig geblieben als ein Häufchen Dreck, — die ‚Zeit'. Und für den 28. November waren sie zu einer außerordentlichen Generalversammlung einberufen: Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitals! Es werden für anderthalb Millionen Prioritäts-Aktien ausgegeben. Unbegreiflich mußte es nur den alten Kommanditisten bleiben, wie es möglich werden soll, daß ein Blatt, welches sich bisher in den Allüren des Antikorruptionismus gefallen hat, künftig nicht bloß anderthalb frische Millionen, sondern auch noch zwei vorher unnütz verausgabte verzinst. Dieser Frage gewärtig, haben die Herausgeber der ‚Zeit' unmittelbar vor der Generalversammlung, am 25. November,

ihren Plan zur Hebung der Einnahmen in einem Artikel »Zur österreichischen Emissionspraxis« entwickelt: Das Problem war zu lösen, wie eine antikorruptionistische Zeitung den Banken nicht geringere Summen abnehmen könne als die korrupten Zeitungen, und womöglich noch höhere. Die Lösung verblüfft durch ihre Einfachheit die fast Einfalt scheint. Der Artikel beginnt mit einer Auseinandersetzung über die österreichische Emissionspraxis, die an dem Fall der Ausgabe der österreichischen Fezfabrikaktien gezeigt wird. Da wurde, erzählt die ‚Zeit', von dem Emissions-Institut, der Kreditanstalt, der Prospekt, »nachdem er von der Wiener Börsenkammer in einer kurzen Sitzung zur Kenntnis genommen und genehmigt worden war, an die Klientel verschickt und den Tagesblättern zur redaktionellen Behandlung zur Verfügung gestellt«; erst nach der Einführung der Aktien an der Wiener Börse wurde er im ‚Verordnungsblatt der Wiener Börsenkammer' und in der ‚Wiener Zeitung' veröffentlicht. Niemand wird zweifeln, daß ein solches Vorgehen die rechtzeitige Aufklärung der Öffentlichkeit über schwindelhafte Gründungen unmöglich macht, und jedermann wird verlangen: erstens, daß die Einrückung des Prospekts in die ‚Wiener Zeitung' vor der Einführung der Aktien an der Börse erfolge, und zweitens, daß die Übersendung des Prospekts an die Tagesblätter »zur redaktionellen Behandlung« nicht erst, wenn die Börsenkammer die Kotierung bereits bewilligt hat, sondern einige Tage vorher stattfinde, auf daß die Kritik rechtzeitig Unklarheiten und Unrichtigkeiten des Prospekts beanständen könne. Geschähe dies, so würde allerdings der schwerste Übelstand im österreichischen Aktienwesen, der Mangel einer kenntnisreichen und unabhängigen Kritik, um so augenfälliger werden. Aber die ‚Zeit' reklamiert doch für sich Fähigkeit und Willen zu solcher Kritik? Nein, nein! ruft sie erschrocken aus, — die ‚Zeit' reklamiert nichts für sich als Inserate: »In Berlin muß ein Prospekt mindestens drei Tage nach dem Zulassungsbeschluß im ‚Reichsanzeiger' und in zwei anderen Zeitungen veröffentlicht werden, bevor das Wertpapier auf der Börse gehandelt werden darf.« Und Wien sollte es den Berlinern nachmachen: »Wir stehen gar nicht an, zu erklären, daß die Einrückung eines Prospekts in extenso in einige große Tagesblätter, selbstverständlich vor der Einführung des Papiers, ein Recht des Publikums und

eine Pflicht der Emissionsinstitute ist.« Die Kosten, meint die ‚Zeit', seien nicht zu scheuen, denn »es ist ein öffentliches Geheimnis, daß man bei den meisten Emissionen, die ja seit Jahr und Tag fast regelmäßig ohne Prospektveröffentlichung in der Tagespresse vor sich gehen, jenen Journalen, respektive Redakteuren, die sich dazu bereit finden, eine Beteiligung an dem Emissionsnutzen zugänglich macht.« Niemals würde die tugendhafte ‚Zeit' sich eine solche Beteiligung gefallen lassen, aber es dünkt ihr eine einfache Rechnung, daß die Banken nichts verlieren würden, wenn sie dieselben Summen, die sie bisher der Korruption gezahlt haben, künftig — für Inserate — der Antikorruption zahlten. Natürlich müßten die Bankinserate zuerst der ‚Zeit' gegeben werden. Aber weil von den beiden Blättern, die nach Berliner Muster mit Prospektinseraten zu beschenken wären, jedenfalls die ‚Neue Freie Presse' das andere ist, sollte man den Vorschlag der antikorruptionistischen Herausgeber ernsthaft diskutieren und vielleicht dahin einschränken, daß der Prospekt außer in der ‚Wiener Zeitung' in einem Wiener Blatt veröffentlicht werden müsse: Ein anderes Mittel, die ‚Neue Freie Presse' zu einer neuen, korruptionsfreien Presse zu machen, gibt es nicht, als daß man ihr die alten Bezüge unter neuem Titel läßt. Die ‚Zeit' aber wird ihrer Sehnsucht nach Inseraten anderwärts Erfüllung suchen müssen. Und wenn es ihr um das »Recht des Publikums« zu tun ist, sollte sie neben der »Pflicht der Emissionsinstitute« auch eine publizistische Aufklärungspflicht erfassen lernen. Als ihr der Prospekt der Fezfabriks-Aktiengesellschaft zur »redaktionellen Behandlung« übermittelt war, hätte der Schmerz darüber, daß keine administrative Behandlung erbeten wurde, dem Redakteur die Fassung — nämlich die redaktionelle — nicht rauben dürfen.

†

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Bezugnehmend auf Ihren Artikel in der ‚Fackel' Nr. 147 vom 21. Nov. a. c. betreffend Herrn Johann Gfrorner, erlaube ich mir, Ihnen höflichst mitzuteilen, daß nicht Herr Gfrorner, sondern der Gefertigte dieses Schreibens der Obmann des Kaiserin Elisabeth Denkmal-Komitees ist, und bitte ferner, zur Kenntnis zu nehmen,

daß Herr Gfrorner seit 16. Oktober a. c. aus dem Exekutiv-Komitee ausgetreten ist. Hochachtungsvoll Josef Mayer, Obmann des Kaiserin Elisabeth Denkmal-Komitees, k. u. k. Hof- und Kammer-Juwelier.«

Ich »nehme zur Kenntnis«.

* * *

Liebe Fackel!

In den Tagen, da dem neudeutschen Geistesleben die Verbindung von Wagner's Musik und Leichner's Fettpuder organisch entsprossen ist, war ich in einer Berliner Gesellschaft Ohrenzeuge des folgenden Tafelgesprächs:

»Meine Gnädigste, ich verehre ja Wagner als den Jenius des deutschen Volkes. »Lohengrin« und »Tannhäuser« — nischt zu sagen. Aber der »Ring« — nee! Wissen Sie, das Lied von dem Piepmatz im »Siegfried« is ja janz niedlich. Aber sonst — nich viel los!«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Chroniqueur. Wenn man von Wiener Schriftstellern Wahrheiten erfahren will, muß man ihre Beiträge in auswärtigen Blättern lesen. Es gibt Wiener Wahrheiten, die sich der Leser, wenn er schon durchaus nicht zur ‚Fackel' greifen will, in Frankfurt, Hamburg oder München bequem zusammenklauben kann. Mit der Randglosse: »Warum schreibt Dr. Robert Hirschfeld das alles in Frankfurt, warum nicht in Wien?« sendet mir ein Leser das beachtenswerte Feuilleton, das der Wiener Korrespondent der ‚Frankfurter Zeitung' am 22. November erscheinen ließ. Nichts ist für unseren literarischen Notstand bezeichnender: wer nicht, alles aufs Spiel setzend, sich die eigene Tribüne errichtet, muß mit seiner ehrlichen Meinung ins Ausland flüchten. Was Hirschfeld über Schnitzler's »Reigen« und Herrn Bahr's Versuch, an der »Reigen«-Reklame zu schmarotzen, sagt, deckt sich so ziemlich mit meiner eigenen Meinung, die ich hier zufällig noch nicht ausgesprochen habe, wiewohl mich die Überschätzung wie die törichte antisemitische Vernaderung des Buches oft gereizt haben: »Wo das Unterscheidungsvermögen für die Schattierungen des Anstands geschwunden ist, da wird den Anhängern des literarischen Skandals der Weg geebnet. Hermann Bahr kündigt eine öffentliche Vorlesung des Schnitzlerschen ‚Reigen' an. Ich halte den ‚Reigen' für ein Kunstwerk; er ist gerade so Kunstwerk wie die Kleinkunst im geheimen Kabinett zu

Neapel, aber auch gerade wie dieses nur eine Abteilung der Kunst, die sich nicht jedermann, nicht jeder Frau öffnet. Man schätzt jeden Zweig der Kunst, auch den niedrigsten, der schon an den Boden streift, man achtet jede Kunstäußerung, aber man verachtet jene Burschen, die in den Straßen Neapels die Abbilder jener Kunst des geheimen Kabinetts mit Augenzwinkern und Blinzeln feilbieten. Der ‚Reigen‘, von Schnitzler, erst mit Bedacht nur in einigen numerierten Manuskript-Exemplaren als unverkäuflich und unverleihbar seinen intimen Freunden gewidmet, ist später doch fruktifiziert und Verlagsartikel geworden; er wird versiegelt ins Haus geschickt wie die Literatur des geheimen Männerschubfaches. Der ‚Reigen‘ hat seine Schuldigkeit in mehr als zehntausend verkauften Stücken getan. Will Bahr einen jungen Autor fördern? Schnitzler hat es nicht mehr nötig, sein Name ist anerkannt und verbreitet. Will Bahr ein verkanntes Werk propagieren? Die zehntausend Exemplare spotten seiner Hilfe. Es drängt ihn also, vor Frauen und Halbjungfrauen die Gedankenstriche des ‚Reigen‘ mimisch darzustellen, die Bett- und Kabinettgespräche vor dem unausbleiblichen Gedankenstrich und nach dem Gedankenstrich zu lesen; er will bei dem ‚Ach!‘ und ‚Oh!‘ der verfänglichsten physiologischen und physischen Deutlichkeit zwinkern, blinzeln, seufzen . . . Die Polizei verbietet dieses Vorlesegeschäft. Jetzt ist's erreicht: Hermann Bahr ist Märtyrer der Polizei geworden. Der ‚Reigen‘ ist nicht verboten, aber Hermann Bahr ist verboten. Mehr kann er nicht wünschen. Er läuft zum Ministerpräsidenten, ‚frozzelt‘ ihn gleich nach der Audienz in rasch arrangierten Interviews, die Reklamesucht treibt ihn bis zum höchsten Gerichtshof, um den Reigen — Autor, Verleger, Vorleser, Verleger, Autor — zu verteidigen. Keine einzige Stimme findet sich in Wien, die darauf ein Sprüchlein wüßte . . .« Auch sonst sagt Hirschfeld manches Richtige. Zum Beispiel über die »Weißen Matineen« des Theaters an der Wien: »Man hat die widerlichen Reklamen dieses Unternehmens gelesen — kein Sturm der Entrüstung fegte sie hinweg. Lichtwarck wurde zitiert, gepriesen, die Wanderausstellung der Kunst für die Jugend wurde auch in Wien feierlich eröffnet, festlich besprochen. Das Ergebnis sind Operetten-Matineen für die Jugend.« . . . »Die Wiener Literaturcafés sind zur Operettenbörse geworden. Die Operette der Mittelmäßigkeit ist der einzige künstlerische Exportartikel Wiens. Oder verlangt man noch im Auslande ein Streichquartett, eine Ouverture, eine Sinfonie, ein Chorwerk, die Oper eines Jung-Wieners? . . . Flattern auch nur erträgliche Gedichte eines Neu-Wieners über die Grenze? Die Wiener Literatur ist über Arthur Schnitzler und Altenberg, den feinsten Analytiker der Wiener Seelen, nicht hinausgekommen.« (Altenberg gegen das Banausentum zu halten, dazu gehört Mut; aber unter den Typen, über die das literarische Neu-Wien nicht hinausgekommen ist, wäre doch wohl auch Hofmannsthal zu nennen gewesen, dessen Sprachkultur selbst jene rühmen müssen, die da glauben, daß sie sich an der »Elektra« verblutet habe.) »Die altberühmte Hofkapelle, welche einst einen Weltruf hatte, der Stolz vieler Herrschergeschlechter war, geht ihrer Auf-

lösung entgegen. Man will auf dem nahen Leopoldsberg für viele Millionen eine moderne Walhalla, ein Bollwerk des Katholizismus erbauen, aber der Kirchenmusik zwackt man allenthalben die Subvention ab, man läßt sie in Wien zerfallen, verdorren. Die ersten Musiker Europas standen einst an der Spitze, in den Reihen der Wiener Hofkapelle. Hans Richter war in der stolzen Linie der letzte Hofkapellmeister, der noch einen weltbekannten Namen hatte. Ihm folgte Josef Hellmesberger der Jüngere. Er wurde vor kurzer Zeit infolge einer jener ‚privaten Affären', die sich durch seinen Lebenslauf ziehen und auf die Straße sich verpflanzten, von der höchsten Musikstelle des Reiches, die ihm gar nicht gebührt hatte, herabgestürzt. Zur allgemeinen Verwunderung wurde der Chormeister der Hofoper zum Hofkapellmeister ernannt, ein gewiß fleißiger, braver, rechtschaffener Mann, der sich nur im Glanze eines altberühmten Instituts, das sogar an Mozart und Schubert hochmütig vorbeigesehen hatte, recht wunderlich ausnimmt... Dem altehrwürdigen Konservatorium — in Wien ist jetzt so vieles alt und ehrwürdig — erging es nicht besser. Ihm wurde ein gleichfalls fleißiger, braver, rechtschaffener Mann zum Direktor gegeben, der keinen künstlerisch bedeutenden Namen, keine Autorität besitzt. Er kann dem Zöglingsorchester, das lange eine ausgezeichnete Pflanzschule der Wiener Musiker war, keine Feinheit, keine gediegene Orchestertechnik, nicht einmal die rechten Tempi zubringen. Wer möchte sich der jetzigen Direktion unterordnen? Zumeist mißlingt daher die Berufung hervorragender Lehrer. Das Kunstdepartement der Regierung macht alle Anstrengungen, das Institut wieder zu heben: das Konservatorium soll einmal verstaatlicht werden. Versteinerte Greise und banausische Geldmänner sitzen aber noch im hohen Rate der Bildungsanstalt. Soll die Fürsorge der Regierung fruchten, so müßte da vorerst gründlicher als bisher ‚ausgelüftet' werden. Das Konservatorium, welchem Hans Richter, Felix Mottl, Arthur Nikisch, Gustav Mahler als Zöglinge angehört hatten, hat den Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben in Wien verloren. Es ist eine Insel der Unseligen geworden.« ... »Vielleicht kommt den Wienern auch ein neuer Walzer-Dirigent aus dem — Norden. Will man erkennen, wie Grazie und Zartheit aus dem Wiener Leben schwinden, so betrachte man das Bild des jüngsten Johann Strauß, der ein Neffe des wirklichen Johann ist, an der Spitze seines Tanzorchesters. Der Wiener Konzertverein hat die größte Mühe, für die populären Konzerte einen jüngeren Wiener Kapellmeister zu finden, der Strauß und Lanner lebendig, schwungvoll dirigieren könnte und doch auch von ernsteren Regungen sich bestimmen ließe.« ... »Die österreichische Linie der Anmut, des leichten, freien Aufschwungs geht den Wienern verloren ... Das Wiener Feuilleton wird bald gänzlich durchs Interview, durchs eilige Bleistiftgekritzel auf dem Hutfutter abgelöst werden. Was der Schriftsteller zu sagen, aus sich zu holen weiß, interessiert gar nicht mehr — man soll erfahren, was die Leute, und seien es die unbedeutendsten, durch den geschäftigen Bleistiftler zu sagen haben. Darum wuchert auch der Theaterklatsch

üppiger denn je in Wien. Die Kritik, das weiß jedermann, ist subjektive Meinungsäußerung, und am subjektivsten, wo sie, wie der Wiener sagt, mit dem Theater ‚verbandelt' ist. Objektiv sind allein die Reporter, welche die Theater Tag und Nacht durchforschen. Sie bringen unumstößliche Tatsachen: an wie viel Schnüren der neue Drache hängt; daß der neue Theaterdolch aus Gummi verfertigt ist; wie hoch der Schmuck der Darstellerin bewertet ist und daß ihn Bühnendetektivs bewachen. Wir erfahren, wie viel Kilometer ein radelnder ‚Liebling' in der Stunde nimmt und was ein kecker Schnabel dem Direktor auf der Probe zugerufen hat. Die Kritik schöpft aus schwankenden Überzeugungen, der Theaterplauderer schöpft aus zuverlässigen Quellen . . . Der Theaterklatsch ist Wissenschaft geworden.« . . . »Im Geschrei, Toben und Wüten der Parteien«, heißt es zum Schluß, »im Gezänke, im Machtgebiet eines bildungsfeindlichen Pöbels kann der Geist nicht in edle, nicht in starke Schwingung kommen, kann keine große, aus tiefer Innerlichkeit strömende Melodie, kein großer, freier Linienzug zum Lichte dringen. Da kann höchstens das schrille Pfeiferl eines Hermann Bahr durchtönen, der immer neue Stationen der Kunst ausruft. Dem Kunstkondukteur sind alle Stationen gleich — wenn nur recht viele Leute einsteigen.« — Das Feuilleton ist »Wien« betitelt, und unter all den grotesken Sonderbarkeiten, die der Autor unter diesem Titel zusammenreiht, fehlt nur die eine, groteskeste: daß ein solches Feuilleton nicht in Wien erscheinen kann.

Analphabet. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat endlich einmal einen umfassenden Überblick über die Verheerungen geboten, die das Judentum in der modernen Literatur angerichtet hat. Im Feuilleton vom 20. November hält ein Herr, dessen Auffassungskraft der jahrelangen Lektüre der ‚Fackel' offenbar nicht gewachsen war, mit der Journalistik, welche die literarischen Werte bestimmt, eine Abrechnung, an deren Schluß er zu dem folgenden urdrolligen Resultat gelangt: »Ein unbekannter christlicher Autor vermag, wie bereits erwähnt, überhaupt nicht mehr aufzukommen... Aber nicht nur das Theater, nicht nur das Drama, auch das übrige Schrifttum steht unter dem Einflusse des Judentums und der dazu gehörigen Clique. Sämtliche Fachzeitschriften auf diesem Gebiete befinden sich in ihren Händen. Werden in der Theaterrubrik der Tagespresse die Bühnenautoren ‚gemacht', so werden hier die Romanschriftsteller, Novellisten und ‚lyrischen' Dichter fabriziert. Hier sind die Wassermann, Jacobsen, Bierbaum, Hartleben, Groller, Holländer, Lindau, Auernheimer, Schlaf etc. die Tonangebenden, während den unabhängigen arischen Schriftstellern diese Spalten ebenso verschlossen bleiben wie die Bühnen. Im Reiche der Lyrik herrschen die Herren Busse, Dehmel, Falke, Hofmannsthal, Arno Holz, Bierbaum und Schuh. Judenjüngel, geistige Nullen, werden als ‚Jung-Wien-Lyriker' gepriesen.« Ob die Jacobsen, Dehmel, Falke, Hofmannsthal, Holz, Schlaf etc. bedeutendere Dichter sind als Geßmann d.J. und der Magistratslyriker Foral (Verlag von E. Vergani & Comp.), das ernstlich zu erörtern, mag riskieren, wer den Verdacht nicht scheut, für

einen verkappten Hallstätter Cretin gehalten zu werden. Aber eine Aufklärung ist selbst bei unparteiischester Vergleichung der dichterischen Potenzen geboten: Die meisten der genannten Herren sind keine Juden. Weder Schlaf noch Holz, weder Dehmel noch Falke, weder Hartleben noch die Herren Bierbaum und Busse, die man den Urtypen teutschesten Couleurpoetentums zurechnen könnte. Und »Jacobsen« ist nicht so sehr ein jüdischer wie ein dänischer Name. Der Mann hieß Jens Peter Jacobsen, ist im Jahre 1885 zu Kopenhagen gestorben und hat unter anderen Büchern »Frau Marie Grubbe« und »Niels Lyhne« geschrieben. Ich glaube, daß er einer der größten Dichter war, die je gelebt haben. Aber ich weiß, daß eine Zeile, die er geschrieben hat, die ganze österreichische Heimatkunst, die war und die infolge Subvention des niederösterreichischen Landtags sein wird, aufwiegt. Durch jüdische Cliquenwirtschaft ist er nicht emporgekommen. Ich möchte beinahe einen Eid darauf schwören.

Techniker. Die Reklamen für Jan Szczepanik sind aus den Lokalberichten der Wiener Zeitungen verschwunden. Nur in der ‚Wiener Zeitung' war neulich noch von dem Erfinder zu lesen; ohne daß sein Name genannt wurde und in der Rubrik »Lizitationen«. Am 1. Dezember gelangt in der Pragerstraße 8 — wo »Jan Szczepanik & Co., Société des inventions« ihren Sitz haben — eine »komplette Fabrikseinrichtung« zur gerichtlichen Versteigerung. Abgegeben werden: »Drehbänke, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen, Stanzen, div. Holzbearbeitungsmaschinen, Schraubstöcke, ferner Webstühle, Kartenschlagmaschinen, photogr. Apparate«. Die berühmten Verbesserungen der Webetechnik werden als Ramschware verkauft! Und vom »Fernseher«, der fast der Clou einer Weltausstellung geworden wäre, wenn er fertig geworden wäre, hört man nichts; die Exekutivbehörde scheint ihn nicht als Gegenstand von Wert zu betrachten. Aber auch die lobenden Zeitungsartikel, die doch am meisten Geld gekostet haben, werden nicht mitversteigert. Sic transit...

Publikum. Hier biete ich dir drei Beispiele für die Unverfrorenheit, mit der man dich zum Narren hält. Liest du bloß ein Blatt, so wirst du den Autoritätsglauben nicht los. Lies alle, und du wirst die Wertlosigkeit der Tageskritik erkennen:

Gestern hat Hugo Felix mit seiner »Madame Sherry« endlich jenen Erfolg gehabt, der seinem Talent »draußen« schon lange zuteil geworden, der ihm aber in Wien aus mancherlei Gründen bisher versagt geblieben ist . . . Er ist unter den Wiener Komponisten eine merkwürdige Eigenart. Absolut unsentimental, ist seine Musik ziervoll, durch und durch von einem feinen, geistreichen Geschmack, blendend durch witzige

In Berlin hatte die Operette »Madame Sherry« einen nachhaltigen Erfolg . . . Die Erwartungen aber, daß es auch hier gut ausgehen werde, erfüllten sich nicht, denn der Heidenlärm, den die Claqueure des Theaters anschlugen, vermag nicht über die Ablehnung hinwegzutäuschen, die dem Stücke zuteil geworden ist. Wir kennen nicht die Gründe der günstigen Aufnahme in Berlin, begreifen aber den Wiener Mißerfolg ... Der Musik

Rhythmen, durch charakteristische, farbige Melodien und durch die Noblesse der Instrumentierung ... Es ist, als lausche man einem gebildeten, ideenreichen Mann, einem Charmeur, an dessen sprühenden Einfällen man in steten Überraschungen sich erquickt. ... Gestern haben einige von den besten Sachen voll gewirkt. Zuerst das Duett am Klavier, dann die beiden Duette, das von der Seekrankheit und das schottische Dudelsackduett ... Es war gänzlich überflüssig, daß Herr Streitmann sich ein Lied einlegte. Er fiel mit dieser Schmachtmelodie nur aus dem Rahmen und hatte für sich sehr wenig Vorteil davon ... Miß Halton entzückte durch ihre Grazie und durch ihre Stimme, die an Kunst wie an Klang zunimmt, und sie tanzte faszinierend.

des Herrn Hugo Felix kann leider nichts Besonderes nachgesagt werden. Zwar verrät sie viel Talent, aber sie ergeht sich zu sehr in Stückwerk, als daß man ihrer froh werden könnte. Ihr Hauptfehler ist das fortwährende Jagen nach Pointen. Da beginnt einer auf dem Klavier eine Skala zu spielen. Nun kommt Orchester dazu. Zwei Leutchen singen obendrein. Man erwartet irgend eine frappante Klangmischung. Keine Spur davon. Dann hört man ein »Quartett von der Seekrankheit«. Es ist an sich unbedeutend, aber zum Schlusse erklingen im Orchester das Geklapper eines Xylophons und einer hochsteigenden Pickelflöte, und da glauben naive Gemüter, es war was ... Das beste ist ein von Streitmann prächtig vorgetragener, langsamer Gesangswalzer in C-dur. Dieser ist von französischer Empfindsamkeit und Eleganz ... Die Darsteller bemühten sich, einen verlorenen Posten zu halten. Dies gelang aber weder den Geschmacklosigkeiten des Fräuleins Marie Halton, noch etc.«

Aus Dresden wird uns telegraphiert: Im königlichen Schauspielhause ging heute das von Siegfried Trebitsch bearbeitete dreiaktige Schauspiel »Candida« von Bernhard Shaw zum erstenmal über eine deutsche Bühne ... Bei entsprechender Besetzung, insbesondere der prächtigen Titelrolle mit Frau Salbach, errang das Stück einen schönen Erfolg.

Aus Dresden wird uns telegraphiert: »Candidas« erste Aufführung in Deutschland, im Dresdener Schauspielhause, gestaltete sich zu einer wenig ehrenvollen für den Dichter Shaw. Das Stück konnte nicht einmal einen Durchschnittserfolg erzielen, wenngleich die Darstellung der Candida durch Frau Salbach vortrefflich war.

Man kann es nicht fassen, daß der Direktor des Burgtheaters, der dem Geschäfts-Mirbeau die Tore weit öffnete, an diesem Meisterwerke des ersten Schriftstellers der Franzosen achtlos vor-

»Crainquebille« ist eine Gelegenheitskomödie aus Anlaß des Dreyfusrummels. In welchem Sinne sie diesen Kriminalfall behandelt, kann man sofort erraten, wenn man weiß, daß der Verfasser, der

übergíng! Und es ist doch ungleich feiner und besser, als etwa »Die rote Robe« des Brieux. Jacques Thibaud, der sich mit Recht den Namen seines Vaterlandes (France) als Pseudonym beilegte, ist ein Dichter und Denker, dessen politische und soziale Romane wahre Leckerbissen sind für die gebildete Welt. . . . Das sind die traurigen Folgen der Heiligkeit des Diensteides, die nie erschütternder dargestellt worden sind, als in dieser, trotz ihrer spielerischen Ironie so mächtig ergreifenden Satire . . . Stück und Darsteller wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. . . . Sehet Euch das Stück des großen Satirikers an, der da verkündet: Hier wird ein armseliges Existenzminimum geknickt und unsere soziale Ordnung ruft unbarmherzig: Weiter gehen! sich stolz und programmatisch Anatole France nennt, in Wirklichkeit – Löwy heißt. Weiter ist über das ganz elende und von Talentlosigkeit strotzende Machwerk kaum etwas zu berichten . . . So unsäglich dumm und abgeschmackt sind die drei Bilder, in denen die Verhaftung, die Gerichtsverhandlung und das Verzweifeln Crainquebilles geschildert wird, daß selbst das aus Dreyfusards pur sang bestehende heutige Publikum nicht mehr als einen unechten Demonstrationsapplaus zuwege brachte . . . Was aber dieses läppische, von Herrn Theodor Wolff, auch einem Bruder in Levi, in miserablem Berliner Jargon übertragene Zeug an einem »literarischen Abend« zu tun hat, weiß kein Mensch.

Herr Salten (‚Zeit') war ausnahmsweise vom hohen Literaturroß gestiegen, um eine schlechte Operette seines Freundes Hugo Felix zu loben; der Herr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' ist wieder mit anderen Operettenmachern befreundet, die eine Geschäftsstörung befürchtet haben. Zwischen ‚Neuer Freier Presse' und ‚Tagblatt' besteht eine Differenz wegen des berühmten Übersetzers Trebitsch; je nach Liebe oder Haß läßt man die Dresdener applaudieren oder zischen. Anatole France ist ein hervorragender Dreyfusard. Darum wird sein — auf einem guten Einfall gebauter, aber recht unbedeutender — »Crainquebille« in der liberalen Presse, zumal in der ‚Neuen Freien' und im ‚Extrablatt' (dem das Zitat entnommen ist) in der ekelhaftesten Weise emporgehudelt, in der ‚Deutschen Zeitung' für einen Ausbund von Talentlosigkeit erklärt. In Wahrheit ist Brieux' »Rote Robe« viel wirksamer. Und der »Fall Mathieu« von Tristan Bernard, der auch in der Josefstadt aufgeführt und von der Kritik so wenig verstanden wurde wie etwa Thoma's »Lokalbahn«, ist ungleich feiner und tiefer. Hier sah man darin bloß eine – nicht einmal besonders laszive – Requisitenposse; den modernsten Konflikt, den zwischen der juristischen Konstruktion und dem Leben, das sie über den Haufen wirft, gewahrte keiner Aber es war bitterer Hohn auf den Indizienbeweis, — in den Tagen des polnischen Majoratsprozesses viel dankenswerter als eine platte Polemik gegen den Diensteid, die Courteline viel lustiger gestaltet hätte.

Hausfrau. Ja, es ist nicht mehr zum Aushalten! Seit Herr Octave Mirbeau sein zotiges, nur in der politischen Satire künstlerisches

»journal d'une femme de chambre« geschrieben hat, hört man's hinter jedem Schlüsselloch rascheln. Und jedes Stubenmädel wartet auf den Literaten, der da kommen wird. Herr Mirbeau hat die ganze Geschichte gewiß ohne Information, bloß mit ein bischen Kenntnis französischer Krafft-Ebings geschrieben. Aber wenn sich die Literatur nicht nach dem Leben richtet, das Leben richtet sich gewiß nach der Literatur. Im Annoncenteil der ‚Neuen Freien Presse‘ (24. Nov.), die doch eher den Interessen der Hausfrauen dienen sollte, findet sich auf Seite 26 der folgende drollige Antrag:

Älteren Schriftsteller
sucht intelligentes elegantes Kammermädchen, welches nicht die Fähigkeit hat, ihren gesammelten vielen Stoff allein zu verwerten, behufs Ehe kennen zu lernen. Selbe ist auch tüchtige Hausfrau und besitzt einige Ersparnisse. Briefe erb. unter „Modern“ postl. 1. Bez. Maximilianstr.

Bibliothekar. Der Literaturkritiker hat hierzulande einen einträglichen Nebenerwerb. Der deutsche Verleger bietet ihm, was sein schlichtes Gärtlein trägt: Romane, Dramen, Lyrik. Der Literaturkritiker kann nicht alle Bücher, die ihm ins Haus geschickt werden, rezensieren. Wohl aber kann er alle verkaufen. So nimmt er vom Verleger, dessen Ware er lobt oder tadelt, Bezahlung, und er macht sich auch dort bezahlt, wo er weder lobt noch tadelt. Da die Antiquare für unaufgeschnittene Exemplare mehr geben als für gelesene, wird sich der Literaturkritiker öfter versucht fühlen, einem Buche gegenüber die objektive Haltung des Nichtlesers zu bewahren. Aber selbst der größere Nutzen, den ein Literaturkritiker von der Nichtlektüre eines Buches hat, ist geringer als der Schaden, der dem Verleger des Buches erwächst, das gleich nach dem Erscheinen in den Antiquariatladen wandert. Der Rezensent, der aus dem ihm übersandten Exemplar Profit schlägt, entwertet oft die ganze Auflage. In Wien hat sich aus den Gratismustern des deutschen Büchermarktes eine ganze Industrie etabliert. Als einer der fleißigsten Verkitscher schreitet in ungebrochener Rüstigkeit der Hofrat Hanslick einher, und die Antiquariatskataloge bewerten Exemplare, die ihm persönlich von den Autoren gewidmet wurden, entsprechend höher. Zahllos ist die Schar junger Rezensenten, die, durchaus nicht errötend, seinen Spuren zum Antiquar folgt, und dem Angebote entspricht die Nachfrage jener Händler, die um billiges Geld zu tadellosen Neuheiten gelangen möchten. Die ‚Zeit‘ ist hier wie überall bemüht, einem sozialen Bedürfnis abzuhelfen. Sie bringt bekanntlich »nur anständige Inserate«, und sicherlich ist auf dem Boden ernster Wirtschaftsmoral die folgende Annonce gewachsen, die ich am 22. November auf der 29. Seite dieses gediegenen tarnopolitischen Tagesblatts gefunden habe:

Rezensions-Exemplare
von Büchern aus dem Gebiete der Nationalökonomie sowie Belletristik kaufen zu höchsten Preisen Brüder Suschitzky, Wien, X.

Wiener. In Wien gibt es einen alten Maler, der mit wirklicher Feinheit und Solidität immer dasselbe Perlmutterkästchen malt. Noch beliebter ist er durch seine »Aussprüche«, in denen der Humor einer

Nestroy-Figur mit ein wenig Wiener »Sulze« zubereitet erscheint: »I geh am liebsten auf der Ringstraßen spazieren: da kann man umkehren, wo man will«... »Sodawasser is mir das liebste Getränk: man kann 's trinken, und man kann 's auch steh'n lassen«... »Der Smoking is das angenehmste Kleidungsstück: man schlieft hinein, und man is scho drin«... »Sie, mit meinem Gehör geht's besser. Der Doktor hat mir die Uhr ans Ohr g'halten, und i hab' ganz gut g'hört. Na, probier'n S' amal mit Ihrer Uhr... Was, Sie hör'n nix? Ah, die Uhr steht ja! Sie, da können S' von Glück sagen. Denn wann die Uhr net steh'n möcht', wär'n Sie taub!«... »Was macht denn der X?... G'storben is er? Ah, darum siech i ihn jetzt so selten auf der Ringstraßen!«... »Mein aufrichtiges Beileid, gnä' Frau. Aber was hat denn Ihrem seligen Herrn Gemahl g'fehlt?« (Antwort: Ach, eine schwere Lungenentzündung!) Tröstend: »Na, 's wird net so schlimm g'wesen sein!«. — In Wien gibt es einen alten Richter, dessen Dikta an die des alten Malers erinnern. Die ‚Arbeiter-Zeitung' sammelt sie seit Jahr und Tag; aber eines verdient auch den Lesern der ‚Fackel' mitgeteilt zu werden: Eine Prostituierte erscheint beschuldigt, versucht zu haben, durch Klopfen ans Fenster — man denke nur! — vorübergehende Männer »anzulocken«. Vorwurfsvoll blickt sie Herr v. Feyrer an: »Hab'n S' das g'macht?« Sie nickt mit dem Kopfe. »Und warum hab'n S' das g'macht?«, forscht der Richter weiter. Die Angeklagte bleibt die Antwort schuldig. »Weil ein Herr vorüber'gangen ist, net wahr?«, ergänzt der Richter. Die Angeklagte nickt wieder stumm mit dem Kopfe. Richter (neugierig): »No, und is der Herr hinein'kommen?« Die Angeklagte (betrübt den Kopf schüttelnd): »Na«. Richter: »No, so sehen S'!«. — Aber der alte Richter ist leider nicht so harmlos wie der alte Maler. Strafurteile sind bitterer als Perlmutterkästchen. Und neulich hat er einem Dienstmädchen, das seinem Herrn nach längerem Zureden zu Willen war — oder, wie die Angeklagte behauptet, von ihm genotzüchtigt wurde —, über Klage der Gattin einen Monat Arrests wegen »Ehebruchs« diktiert! Pfui!

Antisemit. Sie bestreiten entschieden, daß die Präterierung der jüdischen Beamten vom Stadtrat »ein für allemal beschlossen« wurde? Niemals ist ein solcher Beschluß gefaßt worden? Unnötiges Pathos Natürlich hat der Stadtrat nur allemal einem jüdischen Beamten die Beförderung versagt. Aber es gibt doch etwas, was man konkludente Handlungen nennt, und »Beschluß« muß nicht just so viel wie Ergebnis einer Abstimmung bedeuten. Es ist also Tatsache: Der Stadtrat hat niemals beschlossen, alle, aber ein für allemal, jeden einzelnen jüdischen Beamten zu präterieren.

Zensor. »Wildes ‚Salome' wurde heute von der Statthalterei freigegeben.... Die wesentlichste Änderung, die vorgenommen wurde, besteht darin, daß das Haupt des Täufers, das Salome hereinbringt, mit einem Tuch bedeckt sein muß.« Zu dumm!

Beobachter. Mit der ‚Zeit' werden wir doch die ganze westeuropäische Kultur nach Wien bekommen. Vorläufig halten wir zwar

nur so weit, daß nach Pariser Muster die Toiletten der Damen, die der Eröffnung der »Secession« beiwohnten, beschrieben werden. Nun, immerhin ein Schritt auf dem Wege zur Besserung. Nörgler mögen an ein Kulturblatt weitergehende Ansprüche stellen, wir sind zufrieden. Und es liegt sogar Witz darin, in einer Gemäldeausstellung die Toiletten der Betrachterinnen als Kunstwerke zu besprechen. Auch gewinnt man sich, wenn man schon keine Leser hat, doch wenigstens ein paar Leserinnen. Sie fühlen sich geschmeichelt, wenn sie am andern Tage erfahren, daß sie sich gut herzurichten verstehen.

Kutscher der Prinzessin Alix. Das ‚Neue Wiener Journal' hat die Geschichte breitgetreten. Kurz, nachdem es für die Sensationslüge von der Operation an der Kronprinzessin-Witwe Stephanie eins auf's Maul bekommen hatte. Und nun will das Fachblatt für Diebstahl und Verleumdung wenigstens darauf bestehen, daß die aus dem Privatleben der Prinzessin von Schönburg-Waldenburg erschnüffelten Tatsachen »wahr« seien. Aber ob wahr oder unwahr, auf dem aus Lumpen erzeugten, von Lumpen beschriebenen Papier hat's nicht zu stehen! . . . Sie haben doch Ihre Peitsche nicht zu Hause vergessen?

MITTEILUNGEN DER REDAKTION.

Der Herausgeber muß wegen Mangels an Zeit und zum Schutz gegen Querulanten an alle jene, die eine persönliche Unterredung wünschen, die Bitte richten, den Gegenstand vorher in knappen Worten schriftlich bekanntzugeben. Er wird dann, wenn es ihm für den publizistischen Zweck notwendig oder auch nur förderlich scheint, gern Tag und Stunde des Empfangs bekanntgeben.

Ungenügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Unverlangt gesendeten Manuskripten muß Porto für die Rücksendung beigelegt werden, da diese sonst gar nicht oder unfrankiert erfolgt.

Der Herausgeber ersucht, Manuskripte nicht an den Verlag und Abonnementsaufträge oder Reklamationen nicht an ihn zu senden. Im ersten Fall gelangt die Autorschaft von Mitteilungen, die ja oft nur dem Herausgeber bekannt werden soll, zur Kenntnis einer Mehrheit; im zweiten Fall erfolgt, da Angelegenheiten der Expedition den Herausgeber nichts angehen, die Erledigung gar nicht oder mit einer dem Sender unerwünschten Verspätung.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 147, 21. November): Der Stimmlippenpolyp. — Das Jubiläumstheater. (Mit einer Zuschrift von Karl Bleibtreu). — Klimt's »Jurisprudenz«. — Das oft verleumdete Genie. — Presse und Wissenschaft. — Die Raumverhältnisse vor und in der Technik. — Um das Wiener Brauhaus. — Volksjustiz und Konditorgewerbe — Antworten des Herausgebers. (Der Fall Bilse; Die deutschnationale Provinzpresse; Justizreklame; Das verbesserte Kropfwerkel; Vom Magistrat; ‚Zeit'-Genössisches; Aus meiner Sammlung; Die Stadt der Verbindungen und Beziehungen). — Berichtigung. — Mitteilung der Redaktion.

Nr. 149 Erschienen am 12. Dezember 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“, IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei	. . K	7.—
» »	18 »	»	. . »	3.60
» das Deutsche Reich,	36 »	»	. . M.	7.—
» » » »	18 «	»	. . »	3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M.	8.20
» » » » »	18 »	»	»	4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei	. . K	8.30
» »	18 »	»	. . »	4.30
» das Deutsche Reich,	36 »	»	. . M.	8.30
» » » »	18 »	»	. . »	4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M.	10.40
» » » » »	18 »	»	»	5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

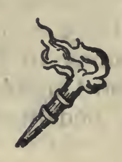
DIE FACKEL

NR. 149 WIEN, 12. DEZEMBER 1903 V. JAHR

Ich habe hier oft schon meiner Ansicht Ausdruck gegeben, daß ich Korruption für etwas Schlimmeres halte als Prostitution, das Freimädchen ethisch über den liberalen Leitartikler stelle und die Gelegenheitsmacherin für minder strafwürdig halte als den Journalverleger. Die Kupplerin hat nie vorgegeben, die Ideale hochzuhalten, während der von der geistigen Prostitution seiner Mitarbeiter lebende Meinungsverschleißer oft genug der Kupplerin auf ihrem eigensten Gebiete ins Handwerk pfuscht. Nicht in moralischem Entsetzen habe ich hin und wieder auf die Sexualinserate der Wiener Tagespresse hingewiesen. Ich halte von dem ganzen Sittlichkeitsplunder nicht viel, bin dafür, daß man ihn endlich auf dem Tandelmarkt abgelegter »Rechtsgüter« verkaufe, und wünsche sehnlichst, daß die erwachsenen Herren Gesetzgeber mehr aus Scham über soziales Unrecht als über eine Nudität im Schaufenster einer Buchhandlung erröten lernen. Von der Theaterkuppelei schrieb ich neulich: »Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der ‚Unsittlichkeit' in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu deutlich in Erscheinung tritt.« Ähnliches gilt von den Sexualinseraten der Presse. An sich sind sie — vom Standpunkt zarter Gemüter, die das Leibblatt der »Familie« erhalten wollen — unschicklich: unsittlich sind sie bloß im Zusammenhang mit der vorgeblich ethischen und kulturellen Mission der Presse. Sittlich ist es in

diesem Sinne, die Kupplerinnen gegen die ihnen erwachsende Schmutzkonkurrenz der Zeitungsverleger, die das Handwerk unter viel geringeren Gefahren treiben, zu schützen. Denn fortwährend liest man Berichte über Verurteilungen von Frauenspersonen, denen nichts weiter zur Last gelegt wird, als die Vermietung oder Vermittlung einer Gelegenheit für ein mündiges und williges Paar, und die sich gegen das Rechtsgut einer Sittlichkeit vergangen haben sollen, welche, wie ich in Nr. 148 schrieb, »weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht« war. Noch nie aber hat man von einer Verfolgung oder Konfiskation der ‚Neuen Freien Presse' gehört, die man tagtäglich aus gewinnsüchtigen Motiven sich zur »Unterhändlerin in unerlaubten Verständnissen« — wie das alte Strafgesetz so schön sagt — machen sieht. Natürlich wäre sie weit strafbarer; denn wenn irgendwo fände hier der Kuppeleiparagraph eine nicht ganz schwachsinnige Anwendung, da nur hier, wo das Moment der Öffentlichkeit vorliegt, von einer Moralverletzung die Rede sein könnte. Der Staat, der Liebespaare aus einem Absteigquartier treibt, schützt nicht die öffentliche Sittlichkeit, sondern die Ethik der Kupplerinnen als Rechtsgut. Um die Ethik des Zeitungslesers kümmert er sich nicht; daß in einem Hause, dessen Vordertrakt Zwecken der Volksbildung überlassen ist, hinten aus der Vermittlung von Rendezvous materieller Vorteil gezogen wird, dünkt ihn natürlicher und sittlicher als die ausschließliche Bestimmung zum Freudenhause. Elenden Witwen, welche vom Vermieten leben, dem nach Weininger dem Weibe angebornen Kuppeltrieb die einträgliche Richtung nicht sperren und der »Sturmfreiheit« eine Gasse oder wenigstens ein Gassenzimmer bahnen, werden vors Tribunal geschleppt. Zeitungseigentümer, die ihre Administrationen zur Abwicklung des regsten Geschlechtsverkehrs in allen seinen Arten beistellen, bleiben unbehelligt. Die ‚Neue Freie Presse' hilft

einem »Jupiter«, der »Leda mit Vermögen sucht« und Anträge unter »Sacher-Masoch« erbittet, einem »Severin«, der unter der gleichen Chiffre »Wanda sucht«, einem Gleichgestimmten, der nach einer »dame sévère et impérieuse« schreit wie der Hirsch nach der Quelle (23. Oktober), und einem »jungen Manne«, der »als Gesellschafter bei distinguiertem Herrn« unterzukommen sucht und dem man unter »Hors de nature« an das Ankündigungsbureau des Blattes schreiben möge (7. Oktober). Viel anständiger ist das ‚Neue Wiener Tagblatt'. Es konkurriert nicht mit den Kupplerinnen, sondern stellt ihnen seine Publizität zur Verfügung und empfiehlt am 13. Oktober eine »Frau S. 60425«, die »diskreteste, reellste, geschickteste Vermittlung für feinere Kreise« verheißt. Gewiß geht's in ihrer »Lasterhöhle« — so lautet ja der Terminus moralisch entrüsteter Gerichtssaalredakteure — natürlicher zu als in der Fichtegasse. Hier waltet eine »strenge« Masseuse ihres Amtes, une dame sévère et impérieuse ... Aber der Staatsanwalt ist ein Masochist, der sich von ihr alles bieten läßt.



Nun sind alle zufrieden: die Ungarn, weil sie eine Formel bekommen haben, und die Österreicher, weil die Ungarn nichts als eine Formel bekommen haben. Und von Formeln hält man in Österreich nichts; darin sind mit Herrn v. Koerber, der des Formelwahns spottete, nicht nur seine Stützen in der offiziösen Presse, sondern auch seine Stürzer in der ‚Zeit' einig. Die Ungarn, so erzählte die ‚Zeit' neulich und so denken die österreichischen Zeitgenossen, haben die ungarische Kommandosprache nicht be-

kommen können und sich darüber mit dem Recht auf die ungarische Kommandosprache getröstet: so wie sie sich seinerzeit, als sie das selbständige Zollgebiet nicht bekamen, mit der Szell'schen Formel trösteten, nach der sich Ungarn »im Rechtszustand« des selbständigen Zollgebiets befindet. Trotz diesem Rechtszustand aber bilden Österreich und Ungarn, wie alle guten und gutgläubigen Österreicher wissen, bis zum heutigen Tage ein ungetrenntes Zollgebiet. Schade nur, daß die Ungarn es anders wissen: Mit ihrer Formel haben sie durchgesetzt, daß handelspolitische Verträge mit auswärtigen Staaten nicht mehr von Österreich-Ungarn, sondern von Österreich und von Ungarn geschlossen werden, und weil die Ungarn de jure ein selbständiges Zollgebiet besitzen, dürfen heute die Österreicher de facto keinen Zucker mehr nach Ungarn exportieren. Wir aber können noch immer warten — in leidenschaftsloser Beharrlichkeit natürlich —, bis es sich zeigen wird, was uns die neue ungarische Formel, daß der Wille der Nation die Quelle aller Rechte sei, kostet, und bis die österreichischen Politiker begreifen werden, daß der Bindestrich in Österreich-Ungarn nur Österreich bindet. Solang wird Patriotismus in Österreich so viel wie die Liebe zu Österreich-Ungarn, aber in Ungarn den Haß gegen Österreich bedeuten.

†

* * *

Erzherzog Leopold Salvator hat das Protektorat über die Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft, für dessen Übernahme in Nr. 2 des Vereinsorgans (siehe Nr. 144 der ‚Fackel') so inbrünstig gedankt wurde, niedergelegt. Von der Zurückziehung der Schinkenbrötchen, die Frau Fürstin Hohenberg »unmittelbar von der Tafel« den Schützlingen der Gesellschaft hatte zukommen lassen, hat bisher noch nichts verlautet. Immerhin können die Staatsanwälte, die im Verein

das große Wort führen und das Vereinsorgan redigieren, aus dem Vorfall die Lehre ziehen, daß auch Unterwürfigkeit manchmal vor dem Fall kommt. Warum Erzherzog Leopold Salvator das Protektorat niedergelegt hat, darüber zerbricht sich die liberale Presse vergebens den Kopf. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man hierzulande für »klerikalen Einfluß« an, und der Erzherzog kam dieser Tendenz hilfreich entgegen, da er die Erklärung abgab, er wolle der Erzherzogin Maria Josefa, der Protektorin der christlich-sozialen »Kinderschutzstationen« keine Konkurrenz machen. Wie es aber zu erklären ist, daß der jüngere Verein, der doch erst der verdienstvollen »Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft« als Konkurrenz erstand, sich besserer Gunst erfreut, das wissen nur jene, die mit den Personalien des älteren Vereins und mit der Entwicklung, die auch hier Kliquenwesen und Reklamesucht bestimmen halfen, vertraut sind. Sie waren von dem Schritt des Erzherzogs vielleicht weniger überrascht als der Vizepräsident Staatsanwalt Kleeborn, dem er ihn ankündigte, und sie wissen vielleicht, daß der Austritt des Protektors nur ein geräuschvolleres, sicherlich aber kein bedeutungsvolleres Signal des Umschwungs bedeutet als die Hinausdrängung der Gründerin, der tapferen Frau Lydia v. Wolfring. Zu einem Vertreter der ‚Zeit‘, der sie interviewte, hat sie sich über den Protektoratsverzicht geäußert; er hat manches richtig gehört, weniges richtig verstanden. Ein paar Sätze sind bemerkenswert: »Na, das ist eine schöne Geschichte! Merkwürdig, merkwürdig! Ist denn gar kein anderer Grund dafür angegeben worden als die Konkurrenz mit den Kinderschutzstationen?« Lydia v. Wolfring war mit dem fertiggestellten Entwurf der Statuten und mit einem bis ins Detail ausgearbeiteten Organisationsplan nach Wien gekommen. Sie gewann die Professoren Lammasch, Stooß, Philippovich, Gruber und Weichselbaum. »Der kleine Kreis wuchs

in wenigen Tagen«. Dann kam der Erste Staatsanwalt Ritter v. Kleeborn dazu, von dem sie sagt, daß er sich »mit besonderer Wärme für die Sache eingesetzt« habe. Vielleicht wollte sie lieber den Ausdruck »mit besonderem Eifer« gebrauchen? »Nach und nach wurde mir das Verbleiben im Verein verleidet. Alle meine Vorschläge, Bestrebungen und Taten wurden unterdrückt. Auch meine Lieblingsidee, das ‚Kindergruppen-Familiensystem', nach dem Gruppen von Kindern von einem Elternpaar übernommen, gepflegt und auch in landwirtschaftlichen Arbeiten erzogen werden, scheiterte, und damit war meine Tatkraft und Schaffenslust gebrochen. Ich schied; mit mir schieden aus dem Ausschuß die Herren Prof. Lammasch und der Abg. Dr. Baernreither.« Und warum das Alles? »Vom Hofe erhielt ich im Herbst die Aufforderung, ein Memorandum zu überreichen und die Gründe anzugeben, weshalb ich aus der Gesellschaft geschieden bin, und ich habe auch die Gründe Punkt für Punkt angeführt. Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, alles aufzudecken, aber ich werde mich zu gelegener Zeit dieser Arbeit unterziehen.« ... War Herr v. Kleeborn wirklich überrascht, als ihm der Erzherzog Leopold Salvator seinen Entschluß mitteilte?

* * *

Die Geschwornen.

(Zwei Elementarereignisse.)

»Der Brauergehilfe Franz Lindlbauer war vor dem Salzburger Schwurgerichte angeklagt, weil er dem Brauerlehrling Peter Holzer nach einem vorhergegangenen Streite einen Literkrug mit solcher Gewalt an den Kopf schlug, daß der Knochen und das Gehirn verletzt wurden und der unglückliche Lehrling, bei dem eine Lähmung der linken Körperhälfte eintrat, sein Leben lang ein Krüppel bleiben wird. Der Angeklagte behauptete, daß er in Not-

wehr gehandelt habe, da Holzer nach einem Beil griff, um damit nach ihm zu schlagen. Die Geschwornen bejahten einstimmig die Frage auf qualifizierte schwere Körperverletzung; die Frage auf gerechte Notwehr wurde einstimmig verneint, die nächste Frage auf Überschreitung der Notwehr bejahten sie wieder, gleichzeitig aber verneinten sie die Zusatzfrage, ob der Angeklagte voraussehen mußte, daß daraus ein Nachteil für das Leben oder die Gesundheit des Holzer entstehen müsse. Infolge dieses Verdikts mußte der Angeklagte gänzlich freigesprochen werden. Über diesen Ausgang waren die Geschwornen am verblüfftesten, und ihr Obmann sowie die übrigen Geschwornen erklärten dann privatim, daß es gar nicht ihre Absicht gewesen sei, den Angeklagten freizusprechen; sie hatten sich in einem Irrtum über die Wirkung des Verdikts befunden ...«

*

»Die Dienstmagd Sofie Syroster war von der Staatsanwaltschaft Neu-Sandec angeklagt, ihr erst 14 Tage altes Kind ermordet zu haben. Sie war geständig und gab an, in großer Not gewesen zu sein, in ihrer Verzweiflung habe sie nicht gewußt, was sie tue. Der Gerichtshof stellte nebst der auf Mord lautenden Hauptfrage auch eine Zusatzfrage wegen Sinnesverwirrung auf. Nachdem die Geschwornen die erste Frage bejaht hatten, erbaten sie sich bezüglich der zweiten Frage eine Rechtsbelehrung, worauf ihnen der Präsident im Beratungszimmer bekannt gab, im Falle einer Bejahung der Zusatzfrage würde der Freispruch erfolgen. Nach beendeter Beratung verkündete der Obmann, die auf Sinnesverwirrung lautende Frage sei mit fünf Ja und sieben Nein beantwortet worden, worauf die Angeklagte zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Die Geschwornen waren hierüber ganz erstaunt und der Obmann erklärte, sie hätten bestimmt den Freispruch erwartet, da sie meinten, es müßte sonst die Zusatz- sowie jede Hauptfrage mit Zweidrittelmajorität entschieden werden. Weiters gaben vier Geschworne dem Verteidiger bekannt, sie hätten gemeint, die Beantwortung mit ‚Nein' sei auch bei der Sinnesverwirrung so viel wie nicht schuldig ...«

* * *

Zwei Frauen, die das in ihrem Schoße keimende Leben vernichtet hatten, sind neulich in Wien vor Gericht gestanden und freigesprochen worden. Das Gewissen der Richter sprach das Urteil, ihr juristisches Wissen fand ihm keine Begründung: Nicht die Schuld, sondern die Tat selbst ward geleugnet; man nahm an, daß jenen Frauen die Leibesfrucht schon abgestorben war, als sie den Entschluß, sich der gefürchteten Mutterschaft zu entledigen, faßten und ausführten. Barmherzig schloß diesmal die Justiz die Augen vor Lebensabgründen. So macht im einzelnen Fall die Rechtssprechung die Sünden des Rechtes gut, das eigensinnig den Blick vom Leben abwendet und längst in solcher dem neuen Erkennen und Fühlen abgewandten Haltung erstarrt ist. Aber müssen wir den Richtern nicht noch dafür dankbar sein, daß sie sich begnügten, einen Erfolg zu bestreiten, und die Frage von sich fortschoben, ob dieser Erfolg, wenn er wirklich herbeigeführt wurde oder auch nur herbeigeführt werden sollte, unbedingt strafbar gewesen wäre? Man darf von Männern, die unter dem zweifachen Druck des Gesetzes und der öffentlichen Meinung stehen, nicht allzuviel Mut der Aufrichtigkeit in einer Zeit erwarten, in welcher der neue Schweizer Strafgesetzentwurf — das Werk des nach Wien berufenen Professors Stooß — Ärzte und Apotheker, die mit Willen einer Frau dazu helfen, ihr die Leibesfrucht abzutreiben, mit zwei bis zehn Jahren Zuchthaus bestrafen wollte, und in welcher das deutsche Reichsgericht entschieden hat, daß schon die Kundgebung des Willens zur Fruchtabtreibung strafbar sei, und ein verdammendes Urteil gegen ein Weib gefällt hat, das sich irrtümlich schwanger glaubte und eine grossesse imaginaire zu beseitigen versuchte. Sich von solcher Hypokrisie des Rechtsempfindens ferngehalten zu haben, ist ein Lob für unsere Richter, und man soll es ihnen nicht schmälern, weil sie sich vom psychologischen Drang nicht zum

Spüren in sozialen Fragen locken ließen. Keinen aber gibt es zudem, der in voller Freiheit, sich seinen Gedanken zu überlassen, nicht vor den äußersten Konsequenzen bangte, zu denen sie ihn führen könnten, wenn er der Frage der Fruchtabtreibung nachsinnt. Jene Fälle, in denen jüngst Recht gesprochen ward, sind gegensätzlich und beide typisch. Materielle Not hat die eine Mutter die Frucht in ihrem Leibe töten lassen, und wenn es ausgemacht ist, daß Ärzte das Leben des keimenden Kindes opfern dürfen und müssen, wo die Austragung des Keims das Leben der Mutter zu vernichten droht, wird der Soziologe der Frage nicht wehren können, ob denn lediglich das Leben der Mutter und ihre Gesundheit oder nicht auch ihre wirtschaftlichen und sozialen Lebensmöglichkeiten Schutz verdienen. Wem aber würde er es anvertrauen, jedesmal das Recht auf Schutz zuzuerkennen oder zu versagen? In Furcht vor der Zukunft des Kindes, das sie von einem geisteskranken Vater unter dem Herzen trug, hat die andere Mutter gehandelt, und wie fern die Gegenwart auch den Anschauungen von Völkern steht, die, auf Rassenzüchtung bedacht, das Lebensunfähige zum Tode verdammten, so fühlen wir doch, wo Kinder zu nutzlosem Leiden in die Welt gesetzt werden sollen, die ganze Gewalt des griechischen »Nicht geboren werden ist das Beste!« und möchten wenigstens dem Arzt das Recht vindizieren, zu bestimmen, daß dem Tuberkulosen, dem Alkoholiker und dem Syphilitischen keine Nachkommenschaft werde. Schlimmer indes als die Feigheit, die sich an solche Fragen nicht heranwagt, ist die Heuchelei, die da tut, als ob sie sich ihrer niemals bewußt geworden wäre. Und dennoch vermag, auch wer an der Strafbarkeit der Fruchtabtreibung nicht den leisesten Zweifel gelten lassen wollte, nicht darüber hinwegzusehen, daß die Vernichtung keimender Leben längst zu einem einträglichen und — durch Ankündigungen, welche »diskrete

Hilfe« verheißen — in der vollen Öffentlichkeit von Zeitungen und Straßentafeln betriebenen Gewerbe geworden ist. Wenn dieses Gewerbe gefährlich ist, so ist es das nur, weil man »weisen Frauen« überläßt, was die Weisheit des Gesetzgebers der kundigen Hand des Arztes verbietet. Man erhöht, indem man sie ausnahmslos als Verbrechen stigmatisiert, die Schädlichkeit der Fruchtabtreibung und koppelt sie überdies mit Ausbeutung und Erpressung zusammen. Aber dabei beruhigt man sich in der Überzeugung, daß sonst die Abneigung gegen das Gebären unaufhaltsam wachsen würde. Freilich, die Abneigung gegen das Gebären muß sich nicht erst in der Beseitigung der Folgen einer Empfängnis betätigen, sondern sie kann sich auch in der Verhütung der Empfängnis bewähren. Gleichviel: die Moral ist offenbar aufs beste gewahrt, wenn die Furcht der Gatten, Kinder zu zeugen, und die Furcht der Gattinnen, Kinder zu bekommen, nicht zur Abtreibung der Leibesfrucht, sondern bloß zu einer unnatürlichen Enthaltsamkeit führt, welche die Ehen zerrüttet, und zu höchst legitimen ehelichen Schweinereien.

§

* * *

Kellnerjungen.

Die Wiener Gemütlichkeit läßt sich durch den täglichen Anblick der Ausbeutung und Mißhandlung von zweitausend halbwüchsigen Jungen nicht stören. Wen würde, wenn nur das Bier frisch ist, der Bierjunge kümmern, der es aufträgt? Genug, wenn man dem »Piccolo«, dem Kellnerbuben, einmal eine Ungeschicklichkeit oder Vergeßlichkeit nachsieht, und für ein paar ungeduldige oder grobe Worte bietet das Trinkgeld eine gern genommene Entschädigung. Aber jeder Wiener, der sich im Gasthaus behaglich fühlt, sollte zur Strafe verdammt werden, sich etwas über die Lage der Kellnerlehrlinge erzählen zu lassen.

Dann würde, auch wer nie in die Ecke geblinzelt hat, in der just ein Zahlkellner oder Speisenträger den Piccolo mit Ohrfeigen und Püffen regalierte, auch wer überzeugt ist, daß Vorkommnisse, wie sie in dem Prozeß gegen den Oberkellner eines großen Mariahilfer Restaurants geschildert wurden, in seinem Stammgasthaus unmöglich wären, auch wer sich nie den Kopf darüber zerbrochen hat, ob es sich wirklich um Lehre oder bloß um Ausbeutung in Restaurants handelt, in denen nicht die Anstellung der »ausgelernten« Kellnerlehrlinge, sondern ihre Entlassung die Regel ist, — auch ein so Gedankenloser würde dann wohl entsetzt sein, wenn er erführe, daß man Knaben im Alter von 14 bis 17 Jahren eine mindestens vierzehnstündige — und nicht selten eine siebzehnstündige — Arbeitszeit zumutet. Wenn nach einer Aufführung der »Meistersinger« etwa gegen Mitternacht die Säle eleganter Stadtrestaurants in der Nähe der Oper sich wieder für zwei Stunden füllen und schlaftrunkene Jungen kaum mehr den Wünschen der Gäste zu horchen vermögen: fragt da jemand, wie lang diese schlafbedürftigen Burschen noch nach dem Scheiden des letzten Gastes mit Abtragen und Aufräumen beschäftigt sind und wann sie am nächsten Morgen wieder zur Stelle sein müssen? Solche Neugierde wäre leicht zu befriedigen, und man brauchte von dem Menschenfreund nicht noch zu verlangen, daß er sich außer um die Schlafenszeit auch um die Schlafstätten der Kellnerlehrlinge erkundige: Das Gefühl des Mitleids muß nicht noch mit dem Ekel über die üble Luft und die Unreinlichkeit in Räumen kumuliert werden, in denen ein halbes Dutzend Schlafender Leib an Leib zusammengepfercht ist. Wenn man aber von allen diesen Dingen weiß — und man kann von ihnen nur durch die Befragung jedes einzelnen Kellnerlehrlings wissen —, so wird man es kaum glauben wollen, daß nicht nur die Gesetzgebung, mag sie schon die Arbeitszeit erwachsener Kellner unge-

regelt lassen, sich bisher über die Pflicht hinweggesetzt hat, die Arbeitszeit von Halberwachsenen zu beschränken, sondern daß nicht einmal die zur Kritik der Übelstände in den Arbeitsverhältnissen Berufenen je ihre Stimme zu Gunsten der Kellnerlehrlinge erhoben. Man muß um fünf Jahre zurückgehen, um in den Berichten des Wiener Gewerbeinspektors einen Tadel der Zustände in den Wiener Gasthäusern zu finden. Damals (1898) beanständete Herr Kulka die Schlafräume, in denen Kellner und Kellnerlehrlinge meistens untergebracht sind: »Entsprechende Waschvorrichtungen sind selten vorhanden«, berichtete er, »der Luftraum ist meist ungenügend, und auch die Reinhaltung läßt Vieles zu wünschen übrig. In dem Schlafraum einer großen Gastwirtschaft wurden drei große Käfige mit Tauben vorgefunden, welche einen abscheulichen Geruch verbreiteten. Die Schlafstellen selbst sind oft nicht entsprechend. In einem größeren Restaurant waren keine Betten vorhanden; diesem Zwecke dienten die Sitzbänke (Flöhtruhen); ein Gehilfe bereitete sich täglich sein Lager auf einem Tische.« Herr Kulka erstattete in demselben Jahre Anzeigen gegen 44 Gastwirte, weil sie ihrem Personal die an Stelle der Sonntagsruhe vorgeschriebene Ersatzruhe nicht gewährten, und Jahr für Jahr hat er seither wiederholt, daß bei den »kleinen« Gastwirten die Ersatzruhe ungenügend geregelt sei. Die großen Restaurants aber hat er offenbar nicht mehr inspiziert. Es ist wahr, die Befugnisse des Gewerbeinspektors gegenüber den Wirten sind gering, und sich um Arbeitszeiten zu kümmern, ist für ihn nur dort Pflicht, wo sie gesetzlich geregelt sind. Wäre es aber nicht seine moralische Aufgabe, die gesetzliche Regelung, wo er sich leicht von ihrer Unumgänglichkeit überzeugen kann, in seinen Berichten zu verlangen und immer wieder zu verlangen? Im Jahre 1898 sah der Wiener Gewerbeinspektor schwere Übelstände im Gast- und Schankgewerbe. Man wird fragen, ob er

sich später die Gewißheit verschaffte, daß sie gemildert seien. Einige Zahlen geben die Antwort. Die Zahl der vom Wiener Gewerbeinspektor besuchten Etablissements des Schank- und Gastgewerbes betrug im Jahre 1898: 170, im Jahre 1899: 14, im Jahre 1900: 7, im Jahre 1901: 27, und im Jahre 1902: 14. Das bedeutet, daß der Gewerbeinspektor es seit fünf Jahren aufgegeben hat, sich mit den Arbeitsverhältnissen der Gasthäuser ernstlich zu befassen. Umso mehr ist es nötig, daß die Öffentlichkeit ihnen endlich ihre Teilnahme zuwende. Ungerecht wäre es, einzelne Gastwirte, bei denen nicht ärgere als die üblichen Mißstände herrschen, anzuklagen. Aber Forderungen wie die, daß kein Knabe unter sechzehn Jahren nach 10 Uhr abends zur Arbeit verwendet werden dürfe, daß kein Kellnerlehrling das Geschäft abends später verlassen dürfe als zwölf Stunden, nachdem er es am Morgen betreten hat, solche Forderungen und andere, die sich auf die Gewährung von Essenspausen und Ruhezeiten sowie auf die Festsetzung einer Höchstzahl von Lehrlingen beziehen, dürfen nicht länger unerfüllt bleiben.

J. F.

* * *

Schulhygiene.

Nun ist auch der niederösterreichische Landesschulrat zum »Kampf gegen die Tuberkulose« ausgezogen. Das heißt: ein Erlaß ist ergangen. Bald werden in allen Schulzimmern und auf allen Schulgängen hygienische Spucknäpfe aufgestellt werden, und unsere Schulkinder werden der Verlegenheit, den Wunsch »Darf ich hinaus?« öfter als einmal in der Stunde zu rechtfertigen, enthoben sein und sich der Pein des langen Stillsitzens durch häufiges Ausspucken entziehen können. Außer den hygienischen Spucknäpfen ist aber dem Landesschulrat wenig eingefallen. Daß Kinder Luft und Licht und Reinlichkeit brauchen, dürfte ihm freilich bekannt sein, nur glaubt er genug getan zu haben, wenn er —

bei dem Wiener Schulmangel — verlangt, daß jedem Schulkind ein ausreichender Luftraum gesichert werde, und wenn er die Einrichtung von Schulbädern »empfiehlt«. Solche Ratschläge sind eben so billig, wie ihre Ausführung teuer wäre. Es gibt jedoch hygienische Maßregeln, welche dem Landesschulrat vielleicht mehr Kopfzerbrechen, der Kommune aber weniger Geld kosten würden. Beispielsweise ist die Abschaffung des bei uns üblichen Winter-Turnunterrichts, mit der verderblichen Staubentwicklung in geschlossenen, schlecht ventilierten Räumen, eine unabweisliche Forderung der Hygiene, und wenn der Landesschulrat überdies etwa Vorschriften für die Reinigung und Lüftung der Schulzimmer aufstellen und den Lehrern empfehlen würde, in die Rubrik »Anmerkung« der Schulzeugnisse nötigenfalls Tadelbemerkungen wie »Ist unrein gehalten« oder »Mangelhafte Zahnpflege« zu setzen, so könnte er in seinem Wirkungskreise, in dem er kostspielige Reformen nicht herbeizuführen vermag, immerhin einiges leisten. Der niederösterreichische Landesschulrat gibt sich indes mit derlei Kleinigkeiten nicht ab. Er hat den Ehrgeiz, große Fragen wie jene der Anstellung von Schulärzten zu lösen. Weil aber die Gemeinden Schulärzte nicht bezahlen wollen, bestimmt er, daß die Bezirks- und Amtsärzte »berechtigt« sind, die Schulen zu revidieren, und wenn auch diese vielgeplagten Leute zu solchen unbezahlten Revisionen kaum Zeit und Lust haben werden, hält man es doch nicht für ausgeschlossen, daß die Drohung mit einer Überrumpelung durch ärztliche Visiten der Tuberkulose imponieren werde. Sollte der Landesschulrats-Erlaß von Erfolg sein, so könnte man auf ähnliche Art allen anderen Übelständen in den Schulen beizukommen versuchen. Denn wenn es hinreicht, für die Gesundheit der Schulkinder zu sorgen, indem man den Amtsärzten das Recht zur Schulvisite einräumt, so ließe sich auch der ungenügenden Ernährung der Kinder durch einen Erlaß abhelfen, welcher bestimmen müßte: »Zwischen der zweiten und dritten Vormittags-Unterrichtsstunde ist den Schülern eine halbstündige, und zwischen Vormittags- und Nach-

mittags-Unterricht eine mindestens zweistündige Pause zu gewähren, während deren die Eltern **berechtigt** sind, den Kindern eine — vormittags aus einem und mittags aus vier Gängen bestehende — Mahlzeit zu verabreichen«. Unsere Behörden sind allzu bescheiden, wenn sie allesamt die Koerbersche Methode der Erlässe gegen öffentliche Übelstände immer nur bei der Tuberkulose anwenden. Der Fortschritt, den die Sozialhygiene unter Herrn v. Koerber gemacht hat, daß nämlich des »Besprechen« von Übelständen nicht mehr bloß so viel wie »Erörtern«, sondern bereits »Beschwören« bedeutet, muß auch den anderen Gebieten sozialen Lebens zugute kommen.

†

* * *

Den Vorwurf wegen ihrer Haltung in der Apothekenfrage hat die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht verdient. Denn sie hat noch vor dem Erscheinen der Nummer 148 der ‚Fackel' — am Tage ihrer Drucklegung — in einem kräftigen und gescheiten Artikel den Apothekenkapitalismus angegriffen. So löblich indes alles ist, was das Proletarierblatt zu Gunsten der Pharmazeuten gegen die Apothekenbesitzer vorgebracht hat, das Verständnis für das Wichtigste fehlt: Der Krankenkassen hat sich die ‚Arbeiter-Zeitung' nur nebenhin angenommen, die Frage der Medikamententaxe kaum gestreift, während doch das Proletariat durch die Verteuerung der Arzneien um weit größere Summen geschädigt wird als durch eine lokale Maßregel wie die Erhöhung der Wiener Spitalsgebühren, die in der ‚Arbeiter-Zeitung' mit Recht so energisch bekämpft worden ist. Über der Hoffnung, unter einer Klasse ausgebeuteter geistiger Arbeiter — den Pharmazeuten — durch Vertretung ihrer Interessen neue Anhänger zu gewinnen, dürfte die ‚Arbeiter-Zeitung' ihre höhere Aufgabe nicht vernachlässigen, immer wieder die Beseitigung einer antisozialen Steuer zu fordern, die ebenso empfindlich wie ungerecht ist. Man braucht nicht zu verlangen, daß die Apotheker auf allen Verdienst bei der Lieferung von Medikamenten an die Mitglieder der Krankenkassen verzichten. Aber die Apotheker müssen sich mit dem Gewinn begnügen, der ihnen noch bliebe, wenn für die Krankenkassen eine eigene Taxe aufgestellt würde, deren Sätze durchschnittlich um 66 Prozent ermäßigt wären.

†

* * *

Über das Marmorek-Serum sind die Meinungen noch immer geteilt; zwar nicht die Meinungen der Gelehrten, aber jene der Pariser Zeitungskorrespondenten. Dem Professor Dieulafoy sind von sieben Patienten, die er mit dem Serum behandelte, fünf gestorben; aber nach der ‚Neuen Freien Presse‘ »verwahrte er sich auf das entschiedenste dagegen, aus seinen Versuchen irgend welche Schlüsse für oder gegen das Serum zu ziehen«, während er nach dem ‚Neuen Wiener Journal‘ »aus diesem Grunde die weiteren Versuche mit dem Marmorekschen Serum an seiner Klinik eingestellt« hat. Auch Professor Hallopeau sprach in der letzten Sitzung der Académie de médecine über das Antituberkulose-Serum. Wie Herr Nordau behauptet, war er aber »dermaßen erkältet, daß seine Mitteilungen überhaupt nicht gehört wurden«; dagegen will Herr Hercevici gehört haben, daß Professor Hallopeau in keinem Fall einen Heilerfolg erzielt hat und daß einzelne seiner Kranken nach der Injektion neue Krankheitsherde neben den alten erhielten. Einen dritten Professor, Herrn Le Dentu, hat der Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse‘ zur Abwechslung nicht gesehen: er erwähnt ihn überhaupt nicht. Das ‚Neue Wiener Journal‘ jedoch bezeugt, daß auch dieser Arzt einen Mißerfolg feststellte. Nur Professor Monod scheint von Herrn Marmorek's Serum noch nicht enttäuscht; ob er aber, wie die ‚Neue Freie Presse‘ behauptet, »durchwegs die schwersten Fälle genommen« und sich bei diesen von der Heilkraft des Serums überzeugt hat, oder ob er, wie das ‚Neue Wiener Journal‘ erzählt, eingeräumt hat, daß es sich bei seinen Versuchen »allerdings zumeist um äußere, um Knochentuberkulose handle und er müsse sich deshalb eine gewisse Reserve auferlegen«, das bleibt unentschieden. Ganz unparteilich ist in der Tuberkulosefrage das ‚Neue Wiener Tagblatt‘; es begnügt sich, fleißig die Inserate von »Kidd's Lebenselixir« zu bringen, einem Heilmittel, welches gegen alle Leiden hilft, und es bekennt dadurch, daß es bei der Beurteilung des Marmorek-Serums von persönlichen Rücksichten frei ist, weil Herr Dukes überhaupt nicht an spezifische Heilmittel glaubt.

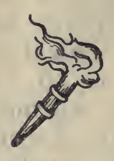
†

* * *

Kriminalisten, die der Aufführung von »Crainquebille« im Josefstädter Theater beiwohnten, haben

einen Fehler der Wiener Inszenierung bemerkt. Der unglückliche Grünzeughändler ist verurteilt; jener angesehene Zeuge, dessen Aussage weniger Gewicht hatte als der Diensteid des Schutzmanns, und der gefühlvolle Gerichtssaalzeichner, der als Raisonneur die Meinung des Autors über die Ungerechtigkeit der Rechtsprechung zu vertreten hat, treten einer nach dem andern auf den schwatzhaften Verteidiger zu und überreichen ihm je 50 Francs für den armen Verurteilten. In Wien, wo man für die schmockige Beredsamkeit des Anwalts das intimste Verständnis hat und wo die — von Herrn Straßny trefflich gespielte — Episode des Phrasendreschers, der das Interesse seines Klienten preisgibt, den Erfolg des Werkes erringen half, knüpfte man an den Empfang der Spenden besondere Erwartungen. Man suchte eine Pointe und war enttäuscht, als der Verteidiger das Geld mit der Zusicherung, es seiner Bestimmung zuzuwenden, einfach entgegennahm. Hier hätte irgendetwas »geschehen« müssen. Die Wiener Inszenierung hat übersehen, daß sich bei uns an die Übernahme von Geldbeträgen für arme Klienten besondere Traditionen knüpfen. Es ist immer ein dramatischer Kunstfehler, wenn eine Erwartung des Zuschauers unbefriedigt bleibt, und sowie in dem blitzdummen »Strom« von Max Halbe jeder im letzten Akt auf die Großmutter wartet, die sich schmollend im ersten in die Dachkammer zurückgezogen hat, so hat man in »Crainquebille« auf die Enthüllung gerechnet, daß von den hundert Francs mindestens die Expensen für den beredten Anwalt in Abzug gebracht werden. Darauf hatte das Wiener Publikum ein Anrecht. Der Fall jener Zierde des Barreaus, die, selbst vermögend, unter den Geschwornen eine Kollekte für den verurteilten armen Teufel veranstaltet und sich von dem Ertrag die Expensensumme abgezogen hat, ist ja noch in frischer Erinnerung. Das Bild einer schlechten Justiz, das Anatole France entwirft, wird für uns erst voll-

ständig sein, wenn der kleine Zug, der manchen Schützer der Bedrängten charakterisiert, nachgetragen wird. Laut mahnend erhebt sich die Frage: Was geschieht mit den 100 Francs? ... Man lokalisiere »Crainquebille«!



Das Unabwendbare ist eingetreten: Der Porträtist des ‚Neuen Wiener Journal' hat uns Meister Charles Weinberger in seiner Häuslichkeit vorgestellt. Es war neckisch. Wir erfuhren vor allem andern, daß der Mann sehr berühmt ist. Es genüge, ihn mit »Charles« zu bezeichnen: die Leser wissen sofort, daß es sich nicht um einen Oberkellner, sondern um einen Komponisten handelt. »Man mache nur einmal die Probe und frage einen wildfremden Menschen im ersten, vielleicht auch im zweiten Bezirk: ‚Haben Sie nicht den Charles gesehen?', und man wird zur Antwort bekommen: ‚Komponist Charles Weinberger ist hier zu der und der Zeit, oft gegrüßt und oftmals grüßend, vorbeigekommen'.« »Vielleicht auch« im zweiten Bezirk? Ich glaube, dort vor allem. »Welcher Wiener«, ruft der Porträtist, »kennt Charles Weinberger nicht«? Das ist sicherlich übertrieben, und wenn man dem muntern Komponisten so vieler längst beliebter Lieder die Leopoldstadtbekanntheit bestätigt, so kann er zufrieden sein. Er hält sich ja selbst für keinen »Wiener«: Als unsere Operette ihre Blütezeit erreicht hatte, erzählt er dem Interviewer, »da kam ich, ein Fremder, mit einer nicht ganz dem Wiener Geschmack Rechnung tragenden Richtung«. Aber nach und nach hat er sich an Millöcker gewöhnt... Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß Charles Weinberger, bevor er sich dem Komponistenberuf widmete, »bestimmt war, Landwirt zu werden«. Also Getreideterminhändler? Aber schließlich kommt's auf den Ausdruck nicht an, und jedenfalls war Weinberger nicht bestimmt, Komponist zu werden. Er hätte sonst gewiß auch das, was ihm an der Wiege

gesungen wurde, in einer seiner späteren Operetten verwertet. Er ist ein Stiefkind des Herrn Hugo Wittmann; aber eben darum kein Stiefkind des Glücks, und wenn das ‚Neue Wiener Journal' versichert, er habe trotz dem großen Einflusse seiner Eltern auf Wiener Theater- und Literaturverhältnisse »seinen Weg allein gehen müssen«, so ist damit jedenfalls der tägliche Weg in die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse', in der ein eigenes Ressort für Weinberger-Reklamenotizen etabliert werden mußte, gemeint, ein Weg, auf dem man freilich keinen Begleiter wünscht. »‚Wenn er Talent hat, wird er sich schon durchringen', sagte seine Mutter.« Wenn er aber keins hat, fliegt ihm der Zeitungsruhm mühelos in den Schoß ... Seine Librettisten, versichert Herr Weinberger, schätze er hoch, »vor allen Leo Stein, den geistreichen, feinfühligen Pointenfinder«. Herr Stein findet Pointen, wie Herr Weinberger Melodien; so läßt's sich gut zusammenarbeiten. Wie »schafft« unser Meister? Hören wir ihn selbst: »Ich arbeite sehr leicht und arbeite nie gezwungen, sondern nach Inspirationen. Am liebsten ist mir die Stille der Nacht zur Tätigkeit. Melodien fallen mir aber zumeist im Eisenbahnwagen ein, oder auf der Straße.« Da ist so recht die Art des Genies. Weinberger ist nicht gezwungen, zu komponieren; dennoch tut er's. Und zwar nach Inspirationen. Er schlägt z. B. eine Millöcker'sche Partitur auf und fühlt sich sogleich angeregt. Daß sich gerade zu solcher Tätigkeit »die Stille der Nacht« am besten eignet, ist ja bekannt. Auch im Eisenbahnwagen fallen ihm Melodien ein, oder auf der Straße. Im Eisenbahnwagen: das skandierte Geräusch befördert, wie man weiß, auch bei musikalisch weniger begabten Leuten allerlei Erinnerungen. Auf der Straße: was die Werkel spielen und die Spatzen von den Dächern pfeifen, finden wir in der populären Musik Charles Weinberger's, und es ist für die Popularität schließlich gleichgiltig, was früher und was später war, ob das Lied früher berühmt wurde oder der Komponist. . . Wir wissen es seit langem, Weinberger strebt nach Höherem, nach der Oper. Er wollte einmal dem Pensionsfonds des Wiener Hofoperntheaters einen größeren Betrag spenden, wenn Opernsänger sich entschlössen, in einer seiner Operetten aufzutreten. Werden sie jetzt noch widerstehen können, da Weinberger an einer veritablen Oper arbeitet? Aber ach!, in Deutschland wird man Gelegen-

heit haben, das Werk bald zu hören. »In Wien?... Weinberger kleidet sich in Melancholie und seine Gemahlin, die der Sitzung beiwohnt, damit mir nur ja kein interessanter Zug entgehe, sekundiert ihm: ‚In Wien wird man geehrt, gefeiert und aufgeführt, wenn man tot ist‘.« Das klingt bitter. Aber wozu hat Wien an dem Schicksal der Bruckner und Wolf gelernt? Es wird seinen Weinberger nicht wie diese verkennen! Na, und wie wird denn die neue Oper beschaffen sein? »Er verehrt Wagner, und ich glaube nach einem Lied, das mir der Komponist vorspielte, daß man den Stil Wagner's an seinem Werke merken wird.« »In Wien wäre ihm eine Besetzung mit Schrödter und Hesch sehr erwünscht«... Damit aber im Bilde des Musikheroen auch ein menschlicher Zug nicht fehle, vernehmt: »Weinbergers gehen zum Speisen, da ich weggehe, und ich will der Vollständigkeit halber zum Schluß noch erwähnen, daß Charles zur Suppe immer Worcestershire nimmt.« Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Worcestershire ist keine englische Melodie!

* * *

Für oder gegen den Terminhandel?... Freund oder Feind der Börsenkorruption? ... Solche Fragen rühren nicht mehr die christlich-sozialen Gemüter. Jetzt heißt's nur mehr: Für oder gegen Mendelssohn! Der vom Berliner Bankhaus? Nein, der vom »Sommernachtstraum«! Wer ihn im Jubiläumstheater nicht deplaciert findet, gilt für einen unsichern Kantonisten ... Im antisemitischen Preßlager ist Meuterei ausgebrochen. Ein Währinger Bezirksblatt bringt »Enthüllungen« über die ‚Volksblatt‘-Leute, die gegen das Jubiläumstheater hetzten und den Vereinspräsidenten Baumann der schwersten Sünden wider den heiligen Parteigeist ziehen. Jetzt werden sie selbst der schmählichsten Konzessionspolitik überwiesen. Interessanter aber als die vielbesprochene Anklage gegen Herrn Schwer, der nach jüdischem Muster eine wirksame Verquickung seiner kritischen und seiner Autorentätigkeit versucht haben soll, ist eine Charakteristik des Herrn Puchstein, dessen journalistische Existenz auf dem in der ‚Fackel‘ oft erörterten Kontrast zwischen antisemitischer Theorie und antisemitischer Praxis basiert erscheint. »Da wurde die ‚Deutsch-österreichische Schriftsteller-

genossenschaft' als Gegengewicht gegen die vollständig verjudete ‚Concordia' gegründet. Aufnahme finden nur Arier. Selbstverständlich sind die Volksblattleute dabei: Herr Pazelt wurde Präsident, und Puchstein, der grimme Antisemit, durfte nicht fehlen. Ein verdienstvoller Mann gelangt bald zu Ehren, und so wurde Herr Puchstein Vergnügungsmeier, dem es obliegt, bei Vortragsabenden der ‚Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft' für entsprechende Abwechslung zu sorgen ...« Folgt Aufzählung sämtlicher jüdischen Künstler und Künstlerinnen, die bisher an diesen Abenden mitgewirkt haben und dafür im ‚Deutschen Volksblatt' gelobt wurden. »Nach den Vorträgen wird ganz selbstverständlich soupiert und champagnisiert, dann wird's erst gemütlich. Freund Puchstein streift seinen Antisemitismus ab und legt ihn wie ein paar beschmutzte Handschuhe beiseite« ... »Auch jüdische Komponisten und Schriftsteller lobt unser Puchstein über den grünen Klee; im ‚Deutschen Volksblatt' wird der Komponist des ‚Süßen Mädel' hervorgehoben ...« Das ist richtig; dagegen wird aber die Musik Mendelssohn's mit dem Parteibann belegt, und im Gehirnweichbild Wiens ist jeder Antisemit verpflichtet, die Schändung des Jubiläumstheaters zu beklagen, auf dessen Bühne einmal der Sohn des Vereinspräsidenten eine Offenbach'sche Melodie gespielt hat. Das eine muß man freilich zugeben: mochte das ‚Deutsche Volksblatt' auch zwischen dem Lob des »Süßen Mädel« und dem Tadel jüdischer Musikheroen schwanken, gegen Gustav Mahler ist es allzeit konsequent geblieben. Und so schrieb denn am 2. Dezember Herr Hans Puchstein in der Kritik einer Tannhäuser-Aufführung: »Zwischen Orchester und Solisten herrschte gestern nicht immer volle Übereinstimmung. Kein Wunder, am Dirigentenpulte saß Herr Mahler: da mußte man von vornherein auf kleine Entgleisungen gefaßt sein.« Und nun hört, Antisemiten Wiens: Im I. Akt jener Tannhäuser-Vorstellung dirigierte Herr Walter. Da er krank wurde, holte man als Sukkurs Herrn Schalk, der den II. und den III. Akt dirigierte, denselben Schalk, der von Herrn Puchstein stets gegen Mahler ausgespielt wird. Herr Mahler aber saß zur selbigen Stunde am Dirigentenpult — in Frankfurt. Zwischen zwei anderen Gesichtern hatte Herr Puchstein die Wahl; — er verwechselte beide. Er hatte gehört, Mahler werde dirigieren, und da war er wirklich »von

vornherein auf kleine Entgleisungen gefaßt.« Herr Puchstein hat einmal Frau Gutheil-Schoder als Giulietta in »Hoffmanns Erzählungen« heruntergerissen, als sie wirklich spielte und ihr Name auf dem Theaterzettel stand, und dieselbe Leistung begeistert gepriesen, da auf dem Zettel der Name der Frau Hilgermann, die in letzter Stunde krank wurde, zu lesen war. Herr Puchstein ist eben ein Kritiker, der sich nicht beeinflussen läßt. Am allerwenigsten durch den Zufall einer Absage

* * *

Ein guter Witz.

»Wir haben in unserem gestrigen Blatte des falschen Gerüchtes Erwähnung getan, das über eine der höchsten Aristokratie angehörende Dame, welche zur Zeit mit ihrem Gatten in Prag lebt, in der Wiener Gesellschaft verbreitet war, und dieses Gerücht schon gestern auf Grund der von uns eingezogenen Erkundigungen als total erfunden bezeichnet. Da die ‚Frankfurter Zeitung‘ die falsche Nachricht in positiver Form wiederholt und sogar den Namen der Fürstin Elisabeth Windisch-Graetz nennt, halten wir es für unsere Pflicht, die völlige Haltlosigkeit des unbegründeten Klatsches noch einmal nachdrücklich zu betonen.«

So entrüstet schreibt — das ‚Neue Wiener Journal‘, da ihm ein anderes Blatt einen Hofskandal weggeschnappt hat.

* * *

Die Geschichte mit den Obligationen und das Plagiat eines Reisefeuilletons sind der Tatbestand, den die »Judenpresse« dem armen Vergani immer wieder unter die Nase reibt. Nun schreibt er Reisebriefe aus Petersburg, wo das Land Niederösterreich die Ausstellung »Welt des Kindes« beschickt hat, und die liberalen Humoristen machen sich zwar über diese Feuilletons lustig, glauben aber, daß er diesmal wirklich selbst schreibt. Ob das der Fall ist, möge die folgende Untersuchung ergeben. Da ist am 10. Dezember der fünfte der Berichte erschienen, die Herr Vergani dem ‚Deutschen Volksblatt‘ gesendet hat. Auf der zweiten Seite

beginnt die Beschreibung der im Saale III untergebrachten Ausstellung des Landes Niederösterreich: »An der Schwelle dieses Saales bleibt der Besucher überrascht stehen . . .«. Was von da an in vier Spalten bis zu den Worten ». . . das Vertrauen in unseren künstlerischen Nachwuchs zu festigen« enthalten und mit der Chiffre E. V. signiert ist, kann man Wort für Wort am Abend vorher in der ‚Deutschen Zeitung' (1. Seite, 3. Spalte oben, bis 2. Seite, 1. Spalte unten) finden. Dort ist der Bericht als eine Zuschrift »von besonderer Seite« bezeichnet. Da nicht anzunehmen ist, daß Herr Vergani für ein Konkurrenzblatt schreibt und diesem vor seinem eigenen Blatte einen Artikel zukommen läßt, so ist wohl zu vermuten, daß die besondere Seite ein nach Petersburg geschickter Landesbeamter ist, der die Parteipresse mit Nachrichten zu versehen hat und der Herrn Vergani an Ort und Stelle den Bericht übergab, den dieser mit seiner Chiffre signiert hat. Daß Herr Vergani als Reiseschriftsteller Originalbeiträge leisten kann, hat er somit auch in Petersburg noch nicht bewiesen.

* * *

Ein Urteil über Georg Brandes.

In dem soeben erschienenen Nachlaßwerk Otto Weininger's »Über die letzten Dinge« ist ein Aufsatz über »Henrik Ibsen und seine Dichtung ‚Peer Gynt' (Zum 75. Geburtstage des Dichters)« enthalten. »Freilich hat dieser Künstler«, heißt es da, »dreimal schwer kompromittiert zu werden das Unglück gehabt«. Als das zweite Verhängnis, dem Ibsens Werke verfielen, bezeichnet Weininger »ihr zeitliches Zusammentreffen mit dem Verlangen der Frauen nach Zulassung zu den bürgerlichen Berufen, eine Koinzidenz, die man für mehr als zufällig hielt und kausal deutete«, als das dritte, daß der Dichter »vom Sozialismus und von der Gattungsethik reklamiert wurde«. Am schwersten scheint aber doch das erste zu wiegen:

»Als junger Mann fiel er jenem dänischen Journalisten in die Hände, der seine Bekanntheit zumeist dem Umstande dankt, daß er als der erste die Gêne verloren hat, den Trieb

seiner angeborenen Naturzubefriedigen, d. h. sämtliche berühmte Männer Europas zu interviewen, und dessen unglaublich flache Schönrednerei über die Literaturströmungen des 19. Jahrhunderts nur darum anziehen konnte, weil man lange genug unter der professoralen Literaturgeschichtsschreibung zu leiden gehabt hatte.«

* * *

Monsieur Henry, der Conférencier.

Von **Peter Altenberg** (Wien).

Ich sah die »Elf Scharfrichter aus München«, Cabaret de Munich.

Ich sah viele, recht ehrliche mannhafte Anständigkeit, so Chorgesangmäßiges von echtem Schrot und Korn, aus wirklicher »Begeisterung für die Sache«, ohne Anmut, ohne Esprit, ohne Salz und Pfeffer und edle Gewürze. Ich sah biderbes Wesen (ich habe keine Ahnung, was dieses Wort bedeutet), dennoch sah ich biderbes, treuherziges, sangeslustiges Wesen, in poetisch-sentimentaler, nobler und diskreter Weise aufgetischt. So kernig echt und ohne Falsch. Das Alles rann an meinem höchst verderbten und irregeleiteten Inneren aber herab wie Öl an Wasser. Gerade so. Nach drei Stunden solchen Herabrieselns von Öl an Wasser erschien der Conférencier Monsieur Henry, sang von Menschen, die Nachts durch Großstadt-Straßen torkeln, oder Ähnliches auf französisch. Das Schicksal der Menschheit brachte er vor, in Ausdruck und Geberde. Niemand verstand ein Wort. Aber man war sehr, sehr ergriffen. Wie einst, als ein ganz alter, ganz fetter Sänger der Guilbert-Truppe den Refrain mit schrecklicher Stimme schrie: »Tu t'en iras, les pieds devant!« Das hieß: »Was Du auch unternehmen magst, Menschlein, Du wirst hinabgesenkt, voran die Füße!« Bei den deutschen Vorträgen aber gab es keinerlei mysteriöse Ergriffenheiten, über die wir uns selbst nicht klar sind; Alles

war flach deutlich oder so, daß hinter der Undeutlichkeit nichts anderes vermutet wurde als Undeutlichkeit. Keine Blicke in Welten, für die das Auge noch zu trübe wäre! Man applaudierte bei allen Nummern. Denn wir haben gute Manieren Fremden gegenüber. Aber der Applaus bei des Conférenciers Henry Gesängen war wie begeistertes Augen-Glühen, im Gegensatze zu grinsendem Mund-Lächeln bei einer Anekdote ohne Pointe.

Monsieur Henry und die durch Krankheit abwesende Madame Delwar, eine Dame, die mit ihrer Art vorzutragen die armseligsten Alltag-Ereignisse in Welten-Müdigkeiten und Trostlosigkeiten der Seele taucht, sind organische Überbrettlkünstler, einfach vom Schicksal zufällig ausersehen dazu, wie Detlev v. Liliencron mit seinen Liedern, Frank Wedekind mit seinen unerbittlichen Gedichten zur Guitarre! So wären die Niese und Girardi »organische Überbrettler«, wenn sie nicht zufällig auch mehr wären und dem entwachsen aus innerer Fülle! So wäre der wunderbare Glockenchor aus »Pagliacci«, von zwanzig wunderschönen Neapolitanerinnen in edlem, einfachem Nationalkostüme gesungen, eine »erstklassige« Überbrettlnummer, wenn Leoncavallo nicht die Kraft mitbekommen hätte, ihn nur als einen kleinen Bruchteil einer ganzen reichen Oper zu komponieren! Ein Überbrettl hätte wenigstens die Hundertstel-Genies zu bringen, die nicht Kraft genug gehabt haben, ganz Ganze zu werden! Das Überbrettl sei wenigstens die Oase für schwächlich ausgerüstete Genies, nicht für schwächlich ausgerüstete Talente! Das ist dann seine künstlerische Berechtigung! Einen Fetzen bringen von einem Genius, ein Stammeln seines Absynthrausches, ein Ächzen seines verkommenen Herzens! Ein Haar von einer Edel-Locke! Einen Duft-Hauch von einem Adels-Körper! Aber nur das, nur das!

Solche Genie-Fötusse, solche Sieben Monat-Kind-Genies waren im Wolzogen'schen Überbrettl die Musik

von Oskar Strauß zu Liliencron's Burgmusik und Božena Bradsky's süße bestrickende Vortragsart. Aber die Nur-Talente sind fade. Sie erzeugen eine Nerven-Empfindung, wie wenn »en famille« dem Großpapa zu Ehren Vorträge von talentierten Enkelkindern stattfänden, ein französisches Gedicht, eine Pièce am Piano à quatre mains, eine Phantasie über »Lohengrin« für die Geige. Zum Schluß macht der Jüngste einen schiefen Purzelbaum auf dem Teppich. »Du, der muß ein Akrobat werden«, sagt die Tante. Aber er wird ein Konzipient.

Das Überbrettl sei ein heiliges Refugium für Halb-, für Viertel-, für Hundertstel-Genies! Aber immerhin für das Genie! In dem Jodler einer Tirolerin kann es verborgen liegen, in der Geste eines Betrunkenen! Weshalb wollen wir denn nicht das »Gewöhnliche«?!? Weil es ja so wie so vorhanden ist und niemals ausgeht. Pfeifen zum Beispiel können Viele, aber so pfeifen, daß man einen Vogel im Felde, im Walde, in den Lüften zu hören vermeinte, können Wenige! Fräulein Roserl zum Beispiel, eine ganz Unbekannte, tanzt so anmutig wie Niemand in der Welt! Und Niemand bezahlt es ihr, erweist sich dankbar. Man sagt: »Wenn sie etwas wäre, wäre sie jedenfalls schon engagiert!« Man denkt, ein Genie ist, wer sich durchsetzt. Aber das ist die gemeinste Auffassung.

Wer sich durchsetzt, ist meistens brutal, schäbig, ordinär, ohne jegliches Feingefühl, ohne Bescheidenheit. Er hat so viel Gemeinsames mit der Menge, die ihn dann stützt. Er setzt sich durch, weil sie seine Brüder und Schwestern sind im Geiste, im Gemüte, in der Organisation, und man daher die »Familie« nicht fallen lassen will!

Aber der »Außenstehende«, der »Un-Verwandte«, der »Heimatlose« wird geopfert. Wem gehört er an? Sich selbst und Gott! Da hat man keinerlei Mitgefühl!

Es ist ein Fremdling!

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Philosoph. Herbert Spencer ist tot; aber als er noch lebte, schrieb Herr Ludwig Stein einen Artikel über ihn, der, da er in der ‚Neuen Freien Presse' erscheinen sollte, flugs zum Nekrolog umgekrempelt werden mußte. Leider geschah dies allzu hastig. Der Schluß des Artikels »Der Philosoph des Liberalismus« (9. Dezember) lautet jetzt: »Einen Weltherrscher im Universalreich der Geisteswissenschaften, Theodor Mommsen, haben wir vor einigen Wochen bereits von unserem spärlichen Bestand an königlichen Geistern hergeben müssen. Eduard Zeller nähert sich den Neunzigern. Und so haben wir Söhne des zwanzigsten Jahrhunderts einen solchen ‚Representative man' wie Herbert Spencer in dieses Jahrhundert hineinragen gesehen. Und so richtet denn die gesamte gebildete Welt einen ängstlichen Blick auf das Krankenbett in Brighton, wo Spencer, der ‚Philosoph des Lebens' par excellence, sein Leben beendigt hat.«

Offizier. Wahrscheinlich war auch diesmal der militärische Redakteur abwesend. Permanenzdienst kann der Mann nicht tun, und für Ablösung ist nicht gesorgt. So geschah es seinerzeit, als der FZM. Franz Freiherr v. Philippovich starb, daß die ‚Zeit' ihren Lesern die Biographie des längst verstorbenen FZM. Josef Freiherrn v. Philippovich auftischte. Und so hat sie neulich, als schon die Spatzen auf dem Dach des Kriegsministeriums Albori's Ernennung zum Landeskommandierenden von Bosnien pfiffen, erzählt, zum Nachfolger des GdC. v. Appel »dürfte der General der Kavallerie Wilhelm Ritter v. Gradl ernannt werden, der gegenwärtig als Adlatus des Freiherrn v. Appel in Sarajewo tätig ist«. In Wahrheit ist GdC. v. Gradl diesjahr in Pension gegangen, und sein Nachfolger FML. Conte Corti alle catene ist seither schon wieder durch den FML. v. Varesanin abgelöst worden. Aber für die ‚Zeit', die den FZM. Josef v. Philippovich exhumiert hat, ist natürlich die Zurückversetzung aus dem Ruhestand in den aktiven nur eine Kleinigkeit.

Dame. Das Ganze ist bloß eine Familienangelegenheit. Daß eine Dame ein Verfahren für Perlenhäkelei erfunden hat und daß es ihr patentiert wurde, davon hätte außer dem Patentblatt schwerlich jemand Kenntnis genommen und darüber hätte sicherlich Frau Berta Zuckerkandl nicht einen spaltenlangen kulturhistorischen Artikel in der ‚Neuen Freien Presse' geschrieben, wenn die Erfinderin nicht Goldscheider hieße, einem Redakteursgeschlecht entstammte und eine Cousine der Frau Berta Zuckerkandl wäre.

Maler. Sie schreiben: »Also sprach Max Nordau am 1. Dezember: ‚Sie wollten Licht malen und wollten damit etwas Unmögliches. Denn das Licht ist mit Farben, die nicht selbst Licht ausstrahlen, die nicht phosphoreszent oder fluoreszent sind, nicht darzustellen. Alles, was man mit Farben erreichen kann, ist, die Erinnerung an Licht zu erwecken und durch das im Gehirn aufleuchtende Erinnerungsbild dem Bewußtsein einen unmittelbar empfangenen Sinneseindruck vorzutäuschen. Die ganz großen Meister der optischen Landschaftsmalerei erkennen oder fühlen bald, daß der Pinsel zwar die Illusion der Belichtung her-

vorzaubern, aber kein Licht malen kann, und sie wenden sich von einer aussichtslosen Sisyphusarbeit ab, um nur noch Nebel- und Dämmerbilder zu schaffen, aus denen das nicht nachzuahmende Sonnenlicht grundsätzlich verbannt ist.' Vielleicht vermag Herr Nordau demnächst wenigstens einige jener Bilder mit Namen anzuführen, die ,wirklichen' Nebel zeigen und nicht nur ,durch das im Gehirn aufleuchtende Erinnerungsbild dem Bewußtsein einen unmittelbar empfangenen Sinneseindruck vortäuschen.' Wollte allerdings Herr Nordau bloß beweisen, daß zwar kein Maler mit dem Pinsel, wohl aber ein Pinsel mit der Feder einen ,wirklichen' Stiefel zustande bringen könne — der Beweis ist ihm vollauf gelungen.«

Provinzler. »Wenn ich mich entscheiden sollte, welche Parteipresse ich für die vernageltste halte, so würde ich doch der deutschnationalen den Vorzug geben.« So schrieb ich in Nr. 147 und so entscheide ich mich noch heute. »Unentwegt«! Es ist ein Irrwahn, daß ich, weil ich gegen »Redakteure« bin, deshalb für »Schriftleiter« sein müsse. Im Gegenteil! Der odiose Charakter des Monats November kommt noch klarer zum Ausdruck, wenn man ihn »Nebelung« nennt . . . Das völkische Blatt Salzburgs, das meine Anmerkung zu Martin Spahn's Aufsatz so gut verstand und dessen feinsinnige Polemik von der ganzen deutschnationalen Provinzpresse nachgedruckt wurde, hat sich wieder zum Wort gemeldet. Es läßt nicht locker. Und bleibt dabei, daß der Herausgeber der ,Fackel' »offenbar zwischen der bloß kritischen, also negativen Tätigkeit seiner Mitarbeiter und der positiven und auf Positives gerichteten Arbeit der Veranstalter der Salzburger Kurse nicht unterscheiden könne«. All dies, weil ich geschrieben hatte, daß »Spahn und Chamberlain gegen den Plan einer katholischen Universität mehr beweisen als Salzburger Ferienkurse gegen ihn ausrichten werden«. Als ob man deutlicher »unterscheiden« könnte, wenn man eben großen Argumenten mehr Wirkung zuspricht als einer kleinen Tat . . . Aber je öfter ich auf diese Sache zurückkomme, umso mehr haben die lieben Schriftleiter mißzuverstehen, und das Schlimme ist, daß die Salzburger Dummheit jedesmal — auch diesmal wieder — in ganz Deutschösterreich widerhallt. Habeat! Als wohlwollender Betrachter der Verhältnisse begreife ich, daß das Salzburger Blatt auch seinen Hallstätter Lesern gewisse Konzessionen machen muß.

BÜCHEREINLAUF.

Ingwer Dr. J., Der Fall Bartmann. Zur Geschichte der Unabhängigkeit der österreichischen Rechtsprechung. Wien. Kommissionsverlag Ignaz Brand.

Gregori Ferdinand, Schauspielersehnsucht. Gesammelte Aufsätze. München. Georg D. W. Callwey.

Busson Paul, Azrael. Wien und Leipzig. Wiener Verlag.

Weininger Dr. Otto, Über die letzten Dinge. Mit einem biographischen Vorwort von Moriz Rappaport. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 148, 2. Dezember): Der literarische Nobelpreis. Ein Manifest von August Strindberg. — Theaterprobleme. — Koerber und Tisza. — Regierung und Wissenschaft. — Das Apothekengesetz. — Losschwindel. — Riedler in Wien. Von Professor Victor Loos. — Vom Ausspucken. — Sadismus und Todesstrafe. — Zur Emissionspraxis. — Vom Herrn Gfrorner. — Liebe Fackel! — Antworten des Herausgebers (Ein Wiener Brief; Analphabetisches; Sic transit; Meinungsverschiedenheiten; Kammerjungfer und Literatur; Verkaufte Rezensionsexemplare; Alte Wiener; Magistratisches; Von der Zensur; Westeuropäisches; Der Kutscher der Prinzessin Alix). — Mitteilungen der Redaktion.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 150 Erschienen am 23. Dezember 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL'. IV. Schwindgasse 3.

DIE FACKEL

NR. 150 WIEN, 23. DEZEMBER 1903 V. JAHR

Salome.

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oscar Wilde in der Vorrede zum wundervollen »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner des Gedankens nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, wenn ich nicht zuvor den Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« ... »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

»F. Sch.« signiert er in der ‚Neuen Freien Presse' seit langen Jahren. Leser, denen oft Entrüstung über diese beispiellose Konkurrenz von Dreistigkeit und Beschränktheit das Zeitungsblatt aus den Händen sinken ließ, mögen die Initialen anders ergänzt haben. Ich versichere, daß der Mann Friedrich Schütz heißt, der am 15. Dezember 1903 das Beispiel jenes Frechen Schafskopfs nachgeahmt hat, welcher Oscar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oscar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehr-

losigkeit versetzt, der heute Herrn Friedrich Schütz eine Annäherung ermöglicht. Der freche Schafskopf von Reading hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist ein Literat. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab mit seinen Gehirnfäkalien zu bewerfen. Für solches Handeln böte wohl der angeborne Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal exhumiert wurde, ist so auffallend, die infernalische Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen ging. Ob solcher Schändlichkeit mag selbst ein besinnungsloser Literaturherodes wie Herr Nordau winken: »Man erschlage diesen Kritiker!« . . .

Herr Friedrich Schütz ist kein Päderast. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir gründlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oscar Wilde gelesen haben. Oscar Wilde war nämlich ein Päderast, und Friedrich Schütz ist keiner. Wohl ihm! Drei Jahre Tretmühle bleiben ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oscar Wilde's. Solange ein Schriftsteller gegen den Homosexualismus nicht ausdrücklich Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende »einer von jenen« ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie's zum Beispiel in der ‚Fackel‘ geschah und immer geschehen wird, die strafrecht-

liche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Gegenden, wo die ‚Neue Freie Presse' gelesen wird, in's Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen verzehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpresser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. Aber die Kühnheit, die heute noch immer dazu gehört, die Bestrafung jenes perversen Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, ist nicht mehr größer als der Mut, der heute bereits erforderlich ist, um für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von da und dort geplanten Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über den Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den stumpfsinnigen Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ein quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oscar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oscar Wilde um einer sexuellen

Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist's, solange das Niveau des lieben Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die technischen Errungenschaften einer Watercloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wilde's Leichnam längst verwest ist, dankt er seinem Schöpfer und versichert er seinen Lesern, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschlüß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer im Cottage als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt Herr Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel »Überspanntheit« und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar brillante Paradoxen des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tiefergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wilde's, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeare's Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung, daß die Sonette der Königin Elisabeth gewidmet sind,

und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler perverser Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat Herr Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affairen, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hôtelier die Tür, in Paris hätte er Anstände«. Wenn Herr Schütz einen Freund Wilde's nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, ... fällten sie das schärfste Urteil«..... »Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« .... »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden.« Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Es ist gut, daß Herr Schütz die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben. Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Cognac und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Der Dekadent greift auch nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein... Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die in einem verhaltenen

»Krepier!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er zu einer fast analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wilde's »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« . . .

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet«. »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine eigene Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit scurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome« stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Vornotiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt konnten wir lesen, daß die Sprache Wilde's »das einfältigste Bild zu Tode

hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Balletepisode« und »Orpheumskunst« sei, die Herr Schütz lieber »ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man greift sich an den Kopf und fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher Blamage nicht den Einlaß gesperrt hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß auf dem Mistbeet, dem er die Gedankenwelt der englischen Ästheten vergleicht, eine herrlichere Blume wachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet sein bösartiger Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage das standard work einer Richtung — die respektvolle Würdigung der Uhl, Schönaich, Hevesi und noch einiger ausgenommen — in der idiotischesten Weise abgetan und Saar's Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die ‚Neue Freie Presse' Sudermann's Theaterschmarren preist und Wilde's Dichtung bespeit, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel der Prager Kleinseite betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzer's »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, oder in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für

Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je horcht er dem Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die technischen Qualitäten mißt er an »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe... Der Uneingeweihte hat sechs Spalten seines Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht hinter den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain in Offenbach's »Pariser Leben«. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm schmecken! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Prager Kleinseite beginnt sich zu regen. So hadert ein Kritiker mit einem Dichter. Oder nein: so kritisiert ein Hadernhändler... Und da, in der neunten Spalte, löst sich das Rätsel vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder Juden mit

häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht der Zopf dieses Kritikers, sein Weichselzopf erklärt es, daß er an Wilde so schnöde sich vergriff. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte gestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, mindestens Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Vielleicht betrachtet er es sogar als eine persönliche Beleidigung, die ihm Herr Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Wohl hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das Premièrenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salome's Wunsch nach dem Haupt des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Einsicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden: Zum Heil oder

Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. Äußerster Realismus in Berlin und äußerste Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wilde's Absichten zu bieten. Dort war's ein kaum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, wie ein Juwelier mit einer Soubrette feilscht. Der Ausruf »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte als ein schnoddriger Bibelwitz Heiterkeit. Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt: zu völligem Nichtverstehen einer Rolle kann ein vortrefflicher Schauspieler durch die realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert; Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Gertrude Eysoldt habe ich leider als Salome nicht gesehen: was vermag die blendendste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort »vermenschlicht« und vernatürlicht, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung, bei der Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die

ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater genießen dürfen. In der Aufführung des Deutschen Schauspielhauses wäre — mehr kann ich zu ihrem Lobe nicht sagen — selbst Herr Schütz dem Zauber der »Salome« erlegen. Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und aus dem Himmel dräuende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet, — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn bloß als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Helden, hier von einem Charakterkomiker vertreten. Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen: haben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse

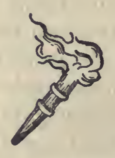
— »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte ich an noch Argeres als die Epigonentragik Albert Lindner's, und für den Unterschied zwischen Hamburger und Wiener Regiekunst fand ich die Formel: Berger kriegt das Kunststück fertig, einen Rudolph Lothar so herauszubringen, daß man beinahe glaubt, es sei ein Oscar Wilde. Im Deutschen Volkstheater spielen sie »Salome«, und jeder schwört, daß es ein Stück von Rudolph Lothar ist.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumann's, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker irgend einmal bezieht. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft ihres Hasses Richtung weisen, ein- oder das andere mal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag ihre Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch perversere Ansprüche gelten lassen. Ich wehre mich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde, Herr Schütz!) geben soll. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für schmack-

hafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für »solider« halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefster Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts mehr zu sagen hat und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedauere, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den im 7. Auftritt des III. Aktes: »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends«! Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie auf das entschiedenste, und im modernen Bühnenleben räume ich ihren unkomplizierten Seelen nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu erfassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaum mehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrer von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig? . . .

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! Das Schauspiel, die Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt nicht oft wieder. Welche suggestive Kraft muß einem Kunstwerk inne-

wohnen, das es vermocht hat, den Philistersinn, von den verschiedenen Parteischlacken, die sonst so argen Zwistes Ursprung sind, erlöst, sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag Herr Schütz Wilde's Vision an der Geschichte, der erleuchtete Kollege vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, daß Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich): sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen und begeistert sich für die Tretmühle; er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der »Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten Wilde ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den toten... Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.



Die Drangsale des Lotsen.*)

Ein Märchen von **August Strindberg.**

Der Lotsenkutter lag draußen vor den letzten Leuchtfeuern; die Wintersonne war längst untergegangen, und es war hohe See, richtige Meeressee. Da signalisierte der Vordergast: Segler luvwärts.

---

*) Aus dem unveröffentlichten schwedischen Manuskrip Strindberg's übersetzt von Emil Schering.

Draußen in See war eine Brigg zu sehen, die back gebraßt die Lotsengans gehißt hatte; sie wollte mithin in den Hafen.

— Aufgepaßt! kommandierte der Meisterlotse am Ruder. Der wird schwer zu nehmen sein bei solcher See; aber du, Viktor, wir nehmen ihn bei der Leevierung, dann kannst du dich ins Takelwerk werfen, wo du ankommen kannst... Jetzt wenden wir! — Klar! —

Der Kutter wendete und hielt auf die Brigg, die dalag und »haute«.

— Sonderbar, daß sie nicht voll braßt! — Seht Ihr ein Licht am Bord! — Nein! — Und keine Laterne am Vordertopp. — Voll! – Aufgepaßt, Viktor!

Der Kutter kam zu voll; Viktor stand auf der Leitstange der Luvseite, und als eine große See das Boot das nächste Mal hob, saß Viktor oben in den Wanten der Brigg, während der Kutter weiter fuhr, wendete und auf die Einseglungsfeuer hielt.

Viktor saß halbwegs von der Saling und verpustete sich, ehe er sich aufs Deck hinunter begab. Als er hinunter kam, ging er sofort ans Ruder, wo ja sein Platz war, aber man kann sich seinen Schreck denken, als er niemand am Rad fand. Er rief Halloh, aber bekam keine Antwort.

Sie sitzen wohl drinnen und trinken, dachte er und ging ans Kajütenfenster. Nein, da war niemand! Er ging über das Vorderdeck, zur Kabuse und Schanze, aber da war auch kein lebendiges Wesen. Da begriff er, daß das Fahrzeug verlassen war, nahm an, es sei leck und befinde sich in sinkendem Zustande.

Er guckte jetzt erst nach dem Lotsenkutter, aber der war in der Dunkelheit verschwunden. Ans Land zu steuern war unmöglich, denn Brassen, Geitaue und Bulinen zu halen und gleichzeitig am Ruder zu stehen, daran war nicht zu denken.

Hier war nichts zu machen, als sich treiben zu lassen, obwohl er auf die See hinausgetrieben wurde.

Froh war er nicht, aber ein Lotse ist auf alles bereit, und sicher würde ein Segler vorbeikommen, wenn er nur Licht machen könnte, um ein Signal zu geben. Darum ging er nach der Kabuse, um Streichhölzer und eine Laterne zu suchen. Obgleich die See sehr hoch war, merkte er keine Bewegung des Fahrzeuges, was ihn wunderte. Aber noch mehr erstaunte er, als er an den Großmast kam und sah, daß er auf einem Parkettboden mit einem langen

Läufer ging, der weiß und blau war in einem kleinkarierten Muster. Er ging und ging, doch der Läufer wollte kein Ende nehmen, und eine Kabuse sah er nicht mehr. Es war allerdings unheimlich, aber zugleich lustig, denn es war neu.

Der Läufer war nicht zu Ende, als er sich am Eingange einer Passage mit Läden, die erleuchtet waren, befand. Rechts stand eine Personenwage und ein Automat. Ohne sich zu bedenken, stellte er sich auf die Wage und steckte das Geldstück hinein. Da er wußte, daß er achtzig Kilogramm wog, mußte er lächeln, als der Zeiger nur acht Kilo angab. Entweder zeigt die Wage verkehrt oder ich bin auf einen anderen Planeten gekommen, der zehnmal größer oder kleiner ist als die Erde, dachte er, denn er war auf die Navigationsschule gegangen und hatte Astronomie gelernt.

Nun wollte er sehen, was im Automat lag! Als das Geldstück hinuntergefallen war, sprang eine Klappe auf, und aus der wurde ein Brief in seine Hand gesteckt. Es war ein weißes Kuvert darum, mit einem großen roten Siegel; aber dies konnte er nicht lesen, und das war auch einerlei, da er nicht wußte, von wem es war. Er erbrach indessen den Brief und las . . zuerst die Unterschrift, wie man ja pflegt. Da stand . . das werden wir hernach erfahren. Genug, er las den Brief dreimal, und steckte ihn dann in seine Brusttasche, mit einer sehr gedankenvollen Miene; sehr gedankenvollen!

Dann ging er weiter in die Passage hinein, hielt sich aber nun gewissenhaft mitten auf dem Läufer. Da waren alle möglichen Arten Läden, doch nicht ein Mensch war zu sehen, weder hinter den Ladentischen noch davor. Als er eine Weile gegangen war, blieb er vor einem großen Fenster stehen, hinter welchem eine ganze Ausstellung von Schnecken zu sehen war. Da die Tür offen stand, trat er ein. Vom Boden bis zur Decke waren Gestelle mit Schnecken aller Art, aus den vielen Meeren der Erde gesammelt. Niemand war darin, aber es hing ein Tabakrauch wie ein Ring in der Luft und schien eben von jemandem ausgeblasen zu sein, der sich damit unterhalten hatte, Ringe zu blasen. Viktor, der ein lustiger Gesell war, steckte den Finger durch den Ring und sagte: »Hei! Jetzt bin ich mit Fräulein Tabak verlobt!« Da hörte er einen wunderlichen Laut wie von einer Uhr, aber es war keine Uhr da, sondern stattdessen merkte er, daß ein Schlüsselbund den

Laut von sich gab. Einer von den Schlüsseln schien eben in die Kasse gesteckt zu sein, und die anderen Schlüssel baumelten hin und her mit der regelmäßigen Bewegung des Pendels, und damit verging eine Weile. Dann wurde es still, und als es ganz still geworden war, hörte man ein leises Brausen, wie wenn der Wind durchs Takelwerk zieht, oder der Dampf durch ein schmales Rohr strömt. Es waren die Schnecken, die brausten; da sie aber verschieden groß waren, waren die Brausetöne auch von verschiedener Höhe, und es klang wie ein ganzes Orchester von Brausen. Viktor, der an einem Donnerstag geboren war und darum Vogellaute deuten konnte, spitzte seine Ohrmuschel, um zu erfassen, was sie brausten, und nach einer Weile konnte er verstehen, was sie sagten:

— Ich habe den schönsten Namen, sagte eine, denn ich heiße Strombus pespelicanus.

— Ich bin die schönste! sagte die Purpurschnecke, die Murex und noch etwas Sonderbares heißt.

— Ich singe schön! sagte die Tigerschnecke, die so genannt wird, weil sie wie ein Panter aussieht.

— Still, still, still, sagte die Gartenschnecke, ich werde am meisten gekauft, denn ich liege auf der Rabatte in den Sommerfrischen. Sie finden mich langweilig, aber sie müssen mich doch haben. Im Winter aber liege ich in Holzschuppen in einem Kohlfaß.

Das ist doch eine schreckliche Gesellschaft, die nur sich selbst lobt, meinte Viktor, und um sich zu zerstreuen, nahm er ein Buch, welches aufgeschlagen auf dem Ladentische lag. Da er die Augen bei sich hatte, merkte er gleich, daß Seite 240 aufgeschlagen war, und daß das Kapitel 51 auf der linken Seite anfing. Über dem Kapitel stand als Motto ein Vers aus Coleridge; und dessen Inhalt traf ihn wie ein Blitz. Mit Röte auf den Backen und verhaltenem Atem las er . . ja, das werden wir hernach erzählen, aber es handelte nicht von Schnecken, soviel können wir jetzt sagen.

Der Ort gefiel ihm übrigens, und er setzte sich nieder, jedoch nicht der Kasse zu nahe, denn das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Und dann fing er an über all diese wunderlichen Tiere nachzudenken, die auf See gingen, wie er; warm hatten sie es nicht auf dem Seegrunde, aber schwitzen taten sie, und wenn sie Kalk schwitzten, so wurde es gleich zu einem

neuen Wams. Und sie wanden sich wie Würmer; einige wanden sich nach rechts, und andere nach links; doch das war klar, denn sie mußten sich nach irgend einer Richtung winden, und alle konnten nicht gleich sein.

Da war eine Stimme von innen aus der Ladenkammer durch die grüne Gardine zu hören.

— Ja, das wissen wir, aber was wir nicht wissen, ist: daß die Schnecke des Ohrs eine Helix ist, und daß die kleinen Knochen am Trommelfell aufs Haar dem Tiere in Limnaeus stagnalis gleichen, denn das steht im Buch.

Viktor, der sofort verstand, daß er es mit einem Gedankenleser zu tun hatte, antwortete freundlich aber brutal, und ohne irgendwie Erstaunen zu verraten, durch die Gardine, er auch:

— Das wissen wir, aber warum wir eine Helix im Ohr haben, das weiß das Buch ebenso wenig, wie es der Schneckenhändler sagen kann. . .

— Ich bin kein Schneckenhändler, brüllte der Unsichtbare aus der Kammer.

— Was seid Ihr denn? brüllte Viktor zurück.

— Ich bin . . ein Troll!

Im selben Augenblick wurden die Gardinen ein wenig geöffnet, und ein Kopf guckte heraus, so entsetzlich anzusehen, daß jeder andere als Viktor die Beine in die Hand genommen hätte. Er aber, der wußte, wie man einen Troll behandeln muß, schaute zuerst den rotglühenden Pfeifenkopf an, denn so sah der Troll aus, wie er da stand und Ringe durch die Gardinenspalte blies. Als ein Rauch näher kam, nahm Viktor ihn auf den Finger und warf ihn zurück.

— Du kannst Ring werfen, du, sagte der Troll höhnisch.

— Ja, etwas, antwortete Viktor.

— Und bange bist du auch nicht!

— Das darf ein Seemann nicht sein, denn dann mag ihn kein Mädchen leiden.

— Hör mal, wenn Du nicht bange bist, so geh etwas weiter in die Passage hinein, dann werden wir sehen, ob Du nicht bange wirst.

Viktor, der von den Schnecken genug bekommen hatte, benutzte die Gelegenheit sich zu entfernen, ohne daß es aussah,

als fliehe er, und ging aus dem Laden heraus, aber rückwärts; denn er wußte, daß man nie den Rücken zeigen muß, weil der empfindlicher ist, als die Brust je werden kann.

Und dann begann er weiter zu gehen, dem blauweißen Läufer folgend. Die Passage war nicht gerade, sondern lief in Krümmungen, so daß man nie das Ende sah; und immer waren da neue Läden, aber keine Leute; und die Ladeneigentümer waren nicht zu sehen. Doch Viktor, der aus der Erfahrung gelernt hatte, verstand, daß sie in den Ladenkammern waren.

Als er an einen Parfumladen kam, der nach allen Blumen der Wiese und des Waldes duftete, dachte er: ich gehe hinein und kaufe eine Flasche Eau de Cologne für meine Braut. Gesagt, getan; der Laden war dem Schneckenladen sehr ähnlich, aber der Geruch war so stark, daß er Kopfschmerzen bekam und sich auf einen Stuhl setzen mußte. Besonders ein Bittermandelduft verursachte Ohrensausen, hinterließ aber einen feinen Geschmack im Munde wie Kirschwein. Viktor, der niemals ratlos war, nahm seine Messingdose mit dem Spiegel, und schob eine Prise in den Mund, was das Gehirn klar machte und die Kopfschmerzen fortnahm. Darauf klopfte er auf den Ladentisch und hallohte:

— Halloh, ist niemand da?

Keine Antwort erfolgte. Da dachte er: ich gehe wohl in die Kammer hinein und erledige mein Geschäft. Er legte die rechte Hand auf den Ladentisch, nahm einen Anlauf und war mit einem Satze auf der anderen Seite. Darauf schob er die Gardinen fort und guckte in die Kammer hinein. Da hatte er einen Anblick, der ihn vollständig blendete. Auf einem langen Tische mit einer persischen Decke stand ein Orangenbaum mit Blüten und Früchten, und das blanke Laub glich dem der Kamelie. In Reihen waren geschliffene Kristallgläser aufgestellt mit allen wohlriechenden Blumen der Erde, von Jasmin über Tuberose, Veilchen, Maiblume, Rose bis hinunter zum Lavendel. An dem einen Ende des Tisches, zur Hälfte von der Orange verborgen, sah er zwei kleine weiße Hände unter aufgekrempelten Ärmeln sich mit einem kleinen Destillationsapparat aus Silber beschäftigen, aber von der Dame sah er nicht das Gesicht, und sie sah ihn auch nicht. Als er aber bemerkte, daß ihr Kleid gelb und grün war, verstand er, daß es eine Zauberin war, denn gelb und grün ist die Larve des Sphinx-

schmetterlings, die auch das Auge blenden kann. Was bei ihr hinten ist, sieht aus als wäre es vorn, und da hat sie ein Horn wie das Einhorn, so daß sie ihre Feinde mit dem falschen Gesicht erschreckt, während sie mit dem ißt, das wie das Hinterteil aussieht.

Viktor dachte: hier werden wir handgemein werden, doch fang du an! Sehr richtig, denn will man Leute zum Sprechen bringen, so schweigt man nur.

— Sind Sie der Herr, der die Sommerfrische sucht? fragte die Dame und trat vor.

— Ja, das bin ich, antwortete Viktor, um nicht die Antwort schuldig zu bleiben, denn er hatte nie an eine Sommerfrische im Winter gedacht.

Die Dame wurde verlegen, aber war schön wie die Sünde und warf dem Lotsen einen verzaubernden Blick zu.

— Es lohnt nicht, daß du mich zu verzaubern suchst, denn ich bin mit einem guten Mädchen verlobt! sagte der Lotse und sah ihr zwischen Ring- und langen Finger, wie Hexen tun, wenn sie den Richter bestechen wollen.

Die Dame war jung und schön nach oben zu, aber nach unten von der Mitte an war etwas sehr Altes, als wäre sie aus zwei Stücken zusammengeflickt.

— Nun, laß mich die Sommerfrische ansehen, sagte der Lotse.

— Bitte, antwortete die Dame und öffnete eine Tür im Hintergrunde.

Sie gingen hinaus und befanden sich in einem Eichenwalde.

— Nur durch den Wald, so sind wir da! sagte die Dame und bat den Lotsen, voran zu gehen, denn sie wollte ihm natürlich nicht den Rücken zukehren.

— Hier wird wohl der Stier sein, kann ich verstehen, sagte der Lotse, der die Gedanken bei sich hatte.

— Du bist doch nicht vor dem Stier bange? antwortete die Dame.

— Wir werden sehen, meinte der Lotse.

Sie gingen über Felsenhügel und Baumwurzeln, Moor und Geschwende, Gehaue und Meilengründe, aber Viktor mußte sich zuweilen umdrehen und nachsehen, ob sie noch da war, denn er hörte ihre Schritte nicht; und auch wenn er sich umdrehte und

sie vor sich hatte, mußte sein Auge sie aufsuchen, denn ihr Kleid in gelb und grün machte sie beinahe unsichtbar.

Schließlich kamen sie an eine Blöße oder offene Lichtung des Waldes, und als Viktor mitten auf dem grünen Plane stand, kam der Stier, als ob er dort gestanden und gewartet hätte. Er war schwarz und hatte einen weißen Stern vorne an der Stirn und Blut in den Augenwinkeln.

Da keine Flucht möglich war, gab's nur Angriff und Verteidigung. Viktor warf einen Blick auf den Boden und siehe, da lag ein Zaunpfahl, eben gehauen, mit einer Keule am Ende. Den nahm er auf und stellte sich in Positur.

— Du oder ich! kommandierte er. Eins, zwei, drei! jetzt begann der Tanz. Der Stier backte zuerst wie ein Dampfboot, und durch die Nasenlöcher ließ er Dampf heraus, bewegte den Schwanz wie einen Propeller, und dann ging's mit Volldampf vorwärts.

Es sauste in der Luft und dann knallte es wie ein Schuß, als der Pfahl den Stier mitten zwischen die Augen traf. Viktor war mit einem Sprunge zur Seite und der Stier schoß an ihm vorbei. Dann aber veränderte sich die Szenerie; und zu Viktors großem Schrecken sah er das Untier dem Waldrande zusteuern, wo seine Braut in hellem Kleide heran eilte, um ihren Bräutigam zu treffen.

Da schrie er aus der Tiefe seiner Seele: In den Baum hinauf, Anna! Der Stier kommt!

Und dann sprang er hinter dem Untier her, schlug es an der schmalsten Stelle auf die Hinterbeine, um ein Schienbein zu zerschmettern, wenn es möglich wäre. Und mit übermenschlichen Kräften brachte er den Koloß dazu, auf den Boden niederzusinken. Anna war gerettet und der Lotse hielt sie in seinen Armen.

— Wohin wollen wir jetzt gehen? sagte er. Wir gehen wohl nach Hause?

Sie zu fragen, woher sie komme, fiel ihm nicht ein, aus Gründen, die wir nachher erfahren werden.

Sie gingen Hand in Hand den Fußsteig dahin und waren glücklich über das unerwartete Wiedersehen. Als sie aber eine Weile gegangen waren, blieb Viktor plötzlich stehen und sagte:

— Warte einen Augenblick, ich muß gehen und nach dem Stier sehen, denn es ist jedenfalls schade um ihn.

Da verwandelte sich Annas Antlitz und ihre Augenwinkel wurden blutig. Mit einem wilden boshaften Ausdruck sagte sie nur: geh, ich warte!

Der Lotse betrachtete sie mit traurigen Blicken, denn er hörte, daß sie die Unwahrheit sprach. Aber er folgte ihr. Ihr Gang war jedoch so ungewöhnlich, und er begann auf der ganzen linken Seite zu frieren.

Als sie noch eine Weile gegangen waren, blieb Viktoı wieder stehen.

— Gib mir deine Hand, sagte er; nein die linke. Da sah er, daß der Ring nicht da war.

— Wo ist der Ring? fragte er.

— Den habe ich verloren, antwortete sie.

— Du bist meine Anna, aber du bist es nicht. Es ist eine Fremde in dich hinein geflogen.

In dem Augenblick warf sie ihm einen Seitenblick zu und er sah, daß es nicht eines Menschen, sondern eines Stieres blutiger Blick war, und er verstand.

— Weich von hinnen, Zauberin! sagte er und spuckte ihr ins Gesicht.

Das hätte man sehen sollen! Die falsche Anna wechselte ihren Balg, wurde gelbgrün im Gesicht wie Galle, platzte vor Wut, und im nächsten Augenblick sprang ein schwarzes Kaninchen über die Blaubeerbüsche dahin und war verschwunden.

Jetzt stand er da im irrsamen Walde, aber er war darum nicht verdutzt, sondern dachte: ich gehe wohl weiter; kommt dann der T..... selbst, so bete ich ein Vaterunser herunter, das reicht lange Wege.

So ging er weiter und erblickte eine Hütte. Er klopfte und wurde von einem alten Weibe empfangen; fragte, ob er über Nacht Herberge bekommen könne. Die Alte antwortete, die könne er bekommen, aber es sei nichts da, das man anbieten könne, denn es sei nur eine Kammer auf dem Boden, die nur so so wäre.

— Sie mag sein wie sie will, jetzt muß ich schlafen.

Ja, wie sie einig waren, folgte er ihr auf den Boden und in die Kammer. Da hing ein großes Wespennest über dem Bette, und die Alte bat um Entschuldigung, daß sie solchen Besuch habe.

— Schadet nichts: Wespen sind wie die Menschen, sie sind artig, bis man sie reizt. Vielleicht habt Ihr auch Schlangen?

— Ja, wir haben einige Stück, versteht sich.

— Schadet nichts; die lieben die Bettwärme, da werden wir schon einig werden! Ist es eine Otter oder Natter? Ich bin allerdings nicht so genau mit der Gesellschaft, aber ich ziehe die Natter vor!

Die Alte stand sprachlos da, als der Lotse das Bett zu ordnen anfing und die bestimmte Absicht zeigte, in dem Raume zu schlafen.

Indes war draußen vor dem geschlossenen Fenster ein ängstliches Summen zu hören, und eine große Hornis versuchte hinein zu kommen.

— Laßt das arme Ding herein! sagte der Lotse und öffnete das Fenster.

— Nein, nicht so eine! Macht ihr den Garaus! schrie die Alte.

— Warum soll ich das? Sie hat vielleicht Junge hier, die hungern werden, und dann muß ich daliegen und Kindergeschrei anhören, nein danke!... Komm, du kleine Wespe.

— Sie sticht! rief die Alte.

— Nein bewahre, sie sticht nur boshafte Menschen...

Und jetzt wurde das Fenster geöffnet. Herein zog eine Hornis, so groß wie ein Taubenei; und wie eine Baßsaite surrend, begab sie sich gleich ins Nest hinauf. Und dann wurde es still.

Die Alte ging und der Lotse kroch ins Bett.

Als er am folgenden Morgen in die Stube hinunter kam, fand er die Alte dort nicht; aber auf dem einzigen Stule saß eine schwarze Katze und spann; die Katzen sind ja zum spinnen verurteilt, weil sie so faul sind, und etwas müssen sie tun.

— Steh auf, Katze, sagte der Lotse, damit ich mich setzen kann.

Und er nahm die Katze und setzte sie auf den Herd. Aber es war keine gewöhnliche Katze, denn jetzt fing sie mit dem Rückenhaar zu funkeln an, so daß die Späne Feuer fingen.

— Kannst du Feuer machen, so kannst du auch Kaffee kochen, sagte der Lotse.

Aber die Katze ist von der Wolle, daß sie nicht will was ein anderer will, und sie fing an zu fauchen und zu spucken, daß das Feuer erlosch.

Da hörte der Lotse, wie ein Spaten gegen die Hauswand gestellt wurde; und als er hinausguckte, erblickte er die Alte, die an einer Grube stand, die sie draußen im Garten aufgeworfen hatte.

— So, du gräbst mein Grab, Alte? sagte er.

Und indem kam die Alte herein. Als sie Viktor frisch und gesund erblickte, geriet sie ganz außer sich vor Verwunderung; und jetzt bekannte sie, daß noch niemand lebendig aus der Kammer herausgekommen sei, und daß sie darum im voraus sein Grab gegraben habe.

Da sie etwas schlecht sah, fand sie, der Lotse habe ein wunderlichcs Halstuch bekommen.

— Ja, hast du schon so ein Halstuch gesehen? sagte Viktor und strich mit der Hand unter sein Kinn. Da saß eine Schlange, die einen feinen Knoten mit zwei gelben Flecken gemacht hatte; das waren die Ohren; und die Augen glänzten wie Edelsteine.

— Zeige Tante deine Brustnadeln, sagte der Lotse. Und als er die Schlange am Kopfe kraulte, da waren zwei Brustnadeln mitten im Rachen zu sehen.

Da fiel die Alte zu Boden und brach aus:

— Ich sehe jetzt, daß du meinen Brief bekommen und ihn verstanden hast. Du bist ein braver Kerl!

— So, das war dein Automatenbrief? sagte der Lotse und nahm den Brief aus der Brusttasche. Den werde ich unter Glas und Rahmen setzen, wenn ich nach Hause komme.

Wißt Ihr, was in dem Briefe stand? — Dies stand da auf deutsch: »Man muß sich nicht verblüffen lassen«; was übersetzt werden kann mit: »Das Glück steht dem Kühnen bei«.

*

Anne-Marie, die ihre Mama so die Geschichte beenden hörte, fragte jetzt:

— Ja, aber wie kam es, daß der Lotse vom Schiff nach der Passage gehen konnte; und kam er nachher zurück, oder hatte er alles geträumt?

— Das sollst du ein andermal hören, kleine Fragerin, antwortete die Mama.

— Ja, aber es standen auch Verse in dem Buche...

— Was für Verse? Ach so, die im Schneckenladen ... ja, die habe ich vergessen ... sagte die Mama. Aber man muß nach so etwas nicht fragen; es ist ja nur ein Märchen, liebes Kind!



Ja, man »muß bedenken, daß Ferdinand v. Saar's ‚Wohltat' vor 42 Jahren geschrieben wurde«! ... Vor 42 Jahren, bedenken Sie nur! ... Man versetze sich nur in jene Zeit und man wird zugeben. ... Bedenken Sie: vor Anzengruber! ... Vor 42 Jahren! Da war's noch nicht allzulang her, daß die Eisenbahn den Postillon abgelöst hatte. Zu jener Zeit ein Drama! — Solche Vorhalte habe ich mir aus dem kritischen Stumpfsinns-Chaos stilisiert, das nach der Première der »Wohltat« den Verstand des Lesers umbrandete. Nie ist in läppischerer Weise auf mildernde Umstände plaidiert worden. Anstatt geradeheraus zu sagen, daß die »Ehrung« eines Undramatikers nur darin bestehen kann, daß man keines seiner Dramen aufführt, anstatt das Burgtheater wegen der wie absichtlichen Verunehrung der Dichternamen Saar und Ebner-Eschenbach anzuklagen, versuchen unsere Kunstrichter die »Wohltat« »dem Verständnisse« eines modernen Theaterpublikums »näher zu bringen«. Der sonst nicht unkluge Herr Anthrop von der ‚Ostdeutschen Rundschau' will sogar entdeckt haben, daß die »schlichte Dienstboten-Tragödie« einen »tiefen Eindruck« hinterließ und daß Saar's Gestalten »keine Theaterpuppen« sind. »Nur der Zufall des Lebens«, schließt er etwas grotesk, »spielt in dem Stücke eine größere Rolle, als es im Drama gestattet ist, und drückt die ganze Tragödie zu einem persönlichen Einzelfall herab, der nichts für und gegen die herrschende sittliche und soziale Weltordnung beweist.« Nur! Sonst aber ist das Stück gesund. Was verschlägt's, daß der Kritiker selbst im Zweifel ist, ob die Tragödie zum persönlichen Einzelfall herabsinkt oder eine Dienstboten-Tragödie ist. Saar als sozialer Dramatiker! Weil die Fibelweisheit »Wohltun trägt nicht immer Zinsen« zufällig an der Affaire einer bäurischen

Dienstmagd illustriert ist! »Tiefer Eindruck«! Gewiß, auch Langweile kann, wenn sie ins Unermeßliche wächst, ihn erzeugen, wenn sie, gepaart mit Pietät, selbst bei der Stelle, wo der Konrad im Wald den Baron und die Marie belauscht, und angesichts der Ehrgefühlsparoxysmen des Lorenz laute Heiterkeit nicht aufkommen läßt. . . . Aber — die »Wohltat« ist ja vor 42 Jahren geschrieben. Respekt! Zu einer Zeit, wo die heutigen Kritiker noch nicht auf der Welt waren oder doch noch nicht Theaterstücke lesen konnten, muß es »sakrisch« schwer gewesen sein, ein Drama und noch dazu ein bäurisches zustande zu bringen. Über die Entwicklung der Literatur sprechen diese Herren wirklich wie über die Ausgestaltung des Eisenbahnwaggons. Sie tun fast so, als ob die Enthüllung, daß schon vor hundert, dreihundert und etlichen zweitausend Jahren Theaterstücke geschrieben wurden, eine apokryphe Sache wäre. Einer oder der andere erinnert sich rechtzeitig an den doch früher entstandenen »Erbförster«, bevor er den Mut Saar's bewundert, der zur Behandlung des rustikalen Milieus »in jener Zeit« gehört habe. Mosenthal war ja allerdings auch schon da. Aber das ist Salontirolerei. Nicht ärgere, meine Lieben, als die der »Wohltat«, und ungleich wirksamere! Muß denn der anmutige Epiker mit einem Stück, das zu keiner Zeit brauchbar, nie eine Talentprobe war, durchaus zum »Vorläufer Anzengrubers« gestempelt werden?

Aber Herr Kalbeck, der Ahnungslosesten einer, will noch mehr. Saar erscheint ihm »zu gut, den bloßen Vorläufer Anzengruber's zu machen.« Als den »berufenen Nachfolger Grillparzers« will er ihn gewürdigt wissen. Und doch ist kein anderer literarhistorischer Vergleich als der mit Mosenthal und der Birch-Pfeiffer berechtigt. Das war einer der besten kritischen Aufsitzer, Saar um seiner schwächlicheren Theatralik willen und weil die Burgschauspieler, um sie etwas schmackhafter zu machen, der »Wohltat« die Würze des Dialekts gaben, die größere »Echtheit« zuzuerkennen. Die einzige moderne Bauernkomödie, Thoma's »Lokalbahn«, die hinter dem Wams nicht »Gefühle« sucht, hat Herr Kalbeck nicht verstanden und für eine Kotzebuiade gehalten. Die »Wohltat« aber, die entweder den poetischen Gehalt einer Lokalnotiz oder die Philosophie eines Lesestücks birgt, ein Stück, dessen Gedankenschätze erschöpft sind, wenn man statt des Titels »Eine Wohltat« den Titel

»Eine Wohltat?« setzt, reklamiert er für die Gegenwart. . . . Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit des Burgtheaterdirektors munter fort. Und nächstens werden uns vielleicht noch sonderbarere Pietätsakte zugemutet werden.

Ein Wort an die Regie: Herr Schmidt ist ein sehr tüchtiger Schauspieler, aber doch nur dort zu verwenden, wo seine leibliche Größe und stimmliche Gewalt zu nützen sind, also im Kostümstück oder für chargierte Effekte. Als der unsichtbare »große Krumme« in »Peer Gynt« wirkte er in einer Vorstellung des Akademisch-dramatischen Vereins so mächtig, daß dem Hörer ein für allemale ein Grauen vor einsamen Spaziergängen auf Berg und Halde beigebracht war. Wer hat Herrn Schmidt die Rolle eines ländlichen Brackenburg in der »Wohltat« angetan? Und spürte der Regisseur nicht die groteske Wirkung, die sich ergibt, wenn Herr Schmidt neben Lewinsky auf der Szene steht? Man denkt da immer an die bildliche Darstellung des Größenverhältnisses zwischen der deutschen und der montenegrinischen Armee.

* * *

Marya Delvard,*)

Ihre künstlerische Fähigkeit ist das, was wir fanatische Idealisten allein fordern, fordern: Das Mysterium! Woher es kommt, daß unser Geistigstes, unser Seelischstes in unbeschreiblicher Art ergriffen, entzückt und befriedigt wird, das kann man da nicht mehr mit dem nur analysierenden Worte ausdrücken. Es ist tiefer als das Wort, als der klipp und klare Gedanke. Ein Hauch, eine Gebärde — und es ersteht vor uns ein Menschenschicksal! Eine Bewegung, eine Pause — und es ist die Rätsellösung tiefster Seelendinge.

Diese Kunst haben Sie, Marya Delvard! Dieses die Grenzen des Analysierbaren Überschreitende hatte nur eine höchste Meisterin noch: Yvette Guilbert! Ihr sagt »oh« und wir Lauscher spüren das Schicksal, das Leid, die Freude einer Seele. In Eurem gesprochenen Worte »Max hat mich verführt« liegt alles Hoffen,

---

*) Dieser Brief ist ein Nachtrag zu »Monsieur Henry, der Conférencier« in Nr. 149.

das vorherging, alle Enttäuschungen, die nachkamen. In Eurem Wort »Im Walde war es still« liegen die Märchen aus unserer Kinderzeit verborgen und alle Romantik des Naturschwärmers. Riesengroß wie ein Gespenst erwächst uns Lauschern aus einer Gebärde, einem Blick, einem Nichts die grausame Gemeinheit des Lebens; ein Nichts, eine Handbewegung, ein Schulterzucken bringt uns das Leid von Unglückseligen. Und überall des Daseins tiefster Sinn, enträtselt, wie von einem Prestidigitateur der Seele!

Marya Delvard, ich habe vor kurzem in diesem Blatte so nonchalant, über der Sache stehend, über die »Elf Scharfrichter« berichtet. Nun kamen Sie, durch Krankheit bisher verhindert, nachträglich. Ich verneige mich tief vor Ihnen.

Wien. Peter Altenberg.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Geehrter Herr! Ich erlaube mir, mich mit der Bitte an Sie zu wenden, in Ihrer geschätzten Zeitschrift einige Unrichtigkeiten als solche zu erklären, die sich in der biographischen Vorrede des nachgelassenen Buches meines Sohnes »Über die letzten Dinge« befinden:

1. Otto Weininger vermied es so wenig wie jeder andere Mensch, Wiesen zu betreten, wenn er in Gottes freier Natur war, und im letzten Sommer während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Brunn a. G. lagerte er manche Stunde auf den Rasenflächen des »Liechtenstein«, in Betrachtung der landschaftlichen Reize versunken.

2. Ich sah meinen Sohn so manchem Bettler eine kleine Münze reichen, ohne aber zu gewahren, daß Otto den Hut dabei zog*). So gewiß ihn seine außerordentliche Güte und Demut

*) Diese und die erste Richtigstellung beziehen sich auf den Versuch des Biographen Herrn Moriz Rappaport, die »an Heiligkeit streifende Seelengüte« Otto Weininger's durch die folgenden Behauptungen zu erhärten: »Ich will nur erwähnen, daß er niemals über eine Wiese ging, um keinen Grashalm zertreten, keinen Lebenskeim zerstören zu müssen. Er litt es auch bei niemand anderem, der mit ihm ging. Wenn er einem Bettler etwas gab, so zog er stets dabei den Hut ab, um ihn nicht zu beschämen.« Anm. d. Herausgebers.

unter dem Gefühle leiden ließen, daß ein dürftiger Mensch Anspruch auf Hilfe stellte, so sicher vermied er begreiflicher Weise einen Akt, welcher die Aufmerksamkeit Anderer auf den Almosenspender selbst gerichtet hätte, unter Umständen, welche diesen zur Zielscheibe des erstbesten Spottlustigen hätten machen können.

3. Otto Weininger war vollständig gesund und litt nur zeitweilig an unbedenklichen Herzaffektionen rein nervösen Charakters. Von Epilepsie niemals eine Spur!**) Ich holte mir noch heute Bestätigung dieser meiner Behauptung von dem Hausarzte, der ihn gründlich kannte. Vor Antritt seiner letzten italienischen Reise verbrachte er sechs Wochen, nach seiner Rückkehr nach Wien am 28. September d. J. seine letzten fünf Lebenstage im väterlichen Hause (das er nur in der Todesnacht verließ, um seine Leiblichkeit an anderer Stelle zu vernichten). Es wäre also Gelegenheit genug zur Beobachtung selbst milderer Krankheitserscheinungen gewesen. Ernstes Befragen nach irgend welchem körperlichen Übel wurde von ihm entschieden verneint.

Ich habe allen Grund zur Annahme, daß der Biograph meines Sohnes diesem ein ausgezeichneter Freund gewesen, leider aber auch ebensoviel Grund zur Besorgnis, daß auch andere Dinge in dem biographischen Aufsatze der nachgelassenen Schriften dringend der Korrekturen bedürfen. Diese zu bewerkstelligen, bin ich als ein in den Wissenschaften Fremder leider nicht imstande.

Ich statte im Voraus meinen ergebensten Dank für die gütige Veröffentlichung dieser Zeilen ab und empfehle mich Ihnen bestens.

Wien, 15. Dezember 1903.

Der Vater des Otto Weininger.

* * *

Der Portraitist des ‚Neuen Wiener Journal' hat neulich den Hof- und Polizei-Advokaten Bachrach erwischt. Das Interview beginnt mit den offenherzigen

**) Der Biograph erzählt, W. habe »unter schweren Herzkrämpfen und unter epileptischen Anfällen öfters zu leiden« gehabt; »die ersteren stellten sich immer nach großen psychischen Aufregungen ein.«
Anm. d. Herausgebers.

Worten: »Die Gründe des Franz Josefs-Quai, die mir zur lieben Gewohnheit geworden sind«. Das schafft gleich eine klare Situation. In dem Gerede, das sich sodann entwickelt, ist nur eine Stelle bemerkenswert. »Und da wir nun dabei sind, greife ich den Fall Louise von Coburg hervor und befrage den Vertreter des Prinzen von Coburg: ob ihm denn die Geisteskrankheit der Prinzessin eine unumstößlich feste Tatsache sei? Er antwortet mir erst leise verstimmt, daß wohl darüber kein Zweifel bestehen könne.« »Die Prinzessin ist eine Irrsinnige, das ist erwiesen!« Und nun beginnt der Biedere die »Symptome« zu berichten, die freilich mehr auf die Expensen des Prinzen als auf den Irrsinn der Prinzessin schließen lassen. Herr Bachrach aber ruft: »Ist das eine unter normalen Umständen zu begehende Handlung, daß sie Hautwunden abschürft und die Krusten verzehrt?« Gewiß nicht. Aber wenn der liebe Bachrach durch die Intervention der Prinzessin von Coburg aus dem Bett gerissen, von einer Irrenanstalt in die andere geschleppt worden wäre und all die Jahre hätte zusehen müssen, wie jeder neue Tric zur Beraubung seiner Freiheit den Anstaltsdirektoren nur Orden einbringt, da möchte ich doch sehen, ob er nicht aus Verzweiflung seine Hautwunden abgeschürft und die Krusten verzehrt hätte! Und die »wahre Wut«, mit der die Prinzessin »Kleider auftrennt und vernichtet«, ist — auch abgesehen von den geringen Möglichkeiten des Zeitvertreibs, die eine Irrenanstalt bietet — sehr begreiflich. Natürlich ist es heute »erwiesen«, daß die Prinzessin irrsinnig ist. Fünf Jahre hat man dazu gebraucht! »Soll ich Ihnen eine Äußerung des eigenen Vaters mitteilen . . .? Als König Leopold von Belgien hier war, sagte er mir anläßlich der Audienz folgendes: ‚Es ist eine große Ähnlichkeit zwischen ihr und meiner armen Schwester. Sie wird bald, fürchte ich, so weit sein wie die arme Charlotte'.« »Eigener« Vater ist gut! Dieser Herr, der durch seinen Verkehr die Cléo

de Merode so sehr kompromittiert hat, ist ein prächtiger Gewährsmann. Ob er es bedauert, weiß ich nicht; aber recht hat er: Louise wird bald so weit sein wie Charlotte . . .

* * *

Liebe Fackel!

Jeder Druckfehlerteufel spricht den Jargon, den er in seiner Redaktion hört. Was mußte er folgerichtig aus der Meldung machen, die kürzlich an das ‚Neue Wiener Tagblatt' gelangte und von einem angeblichen Erfolg der Frau v. Türk-Rohn im Münchener Kaim-Konzert sprach? Er wollte nicht dran glauben, hatte offenbar die abfälligen Münchener Kritiken gelesen und setzte boshafter Weise:

»Wie uns aus München berichtet wird, hatte Frau v. Türk-Rohn vorgestern im Chaim-Konzert einen großen Erfolg.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Schon wieder eine Verletzung der Parität! FML. v. Pitreich hat sich bei der ungarischen Delegation entschuldigt, daß er nicht ungarisch kann. Aber Graf Goluchowski hat sich bei der österreichischen Delegation nicht entschuldigt, daß er nicht deutsch kann.

Germanist. Herder hat von den deutschen Schriftstellern verlangt, daß sie »idiotisch eigentümlich, aus der Tiefe der Muttersprache« schreiben. Und wie erfüllen seine journalistischen Nachrufer von heute das Verlangen? Sie schreiben: eigentümlich idiotisch, aus den Tiefen der Muttersprache.

Scherenschleifer. Wie man in Deutschland über das Unternehmen des Landsmannes Lippowitz denkt, davon habe ich schon oft Proben gegeben. Der öffentlichen Verwarnung, die sich das Diebsblatt im Briefkasten der ‚Frankfurter Zeitung' gefallen lassen mußte, den Publikationen der Anzeigen bei deutschen Schriftstellervereinigungen folgt nun eine Äußerung des in Hannover erscheinenden Fachblattes ‚Der Zeitungsverlag' (5. Nov.) Es zitiert die Festartikel, welche die ‚Fackel' und die ‚Arbeiter-Zeitung' zum zehnjährigen Jubiläum des ‚Neuen Wiener Journal' gebracht haben, und bemerkt dazu wörtlich: »Das Urteil ist hart, aber jeder, der diese Art von Klatschblättern als ein Hindernis des Kulturfortschrittes erkannt hat, wird es gerecht finden.«

Techniker. Alles gerettet, außer der Ehre! Die Versteigerung in der Pragerstraße hat nicht stattgefunden, Polen gab seinen Szczepanik nicht verloren, der Gläubiger wurde befriedigt. So ist denn auch im Jahre 1903, wenn schon keine Erfindung, doch wenigstens eine Entdeckung gelungen: Man hat einen neuen Geldgeber entdeckt. Der Mann

muß mindestens so uneigennützig sein wie die Leute, welche die Prioritäts-Aktien der ‚Zeit' erwerben; nur daß sich diese noch nicht gefunden haben, während jener die Börse öffnete, ohne auch nur einen Blick in die Bilanz von Szczepanik & Cie. für das Jahr 1902 zn werfen. Diese Bilanz ist aber wirklich beachtenswert. An Aktiven, deren Gesamtsumme K 1,132.556 beträgt, werden unter anderem angeführt: Die Patente, welche mit 872.000 Kronen, und die Maschinen, welche mit 50.300 Kronen bewertet sind. Abgeschrieben wurden, dem Ausgaben-Konto zufolge, insgesamt 12.245 Kronen, obwohl die Patente, selbst wenn sie überhaupt verwertbar wären, mit jedem Jahr minderwertig werden. Da sie vor acht Jahren erworben wurden, laufen sie jetzt nur noch sieben Jahre, und das Unternehmen hätte den siebenten Teil ihres Wertes in der letzten Bilanz abschreiben müssen. An Einnahmen war im Jahre 1902 außer einem Pönale von 40.000 Kronen fast nichts zu verzeichnen. Wie wird es weiter gehen?

Habitué. Herr Bahr macht für eine Novität des Josephstädter Theaters in folgender Art Reklame. Den Inhalt erklärt er nicht erzählen zu können. »Gräßlich, sagen wir ‚amtlich'... Aber dabei tanzt uns heimlich das Blut vor Lust: denn denken Sie sich nur — aber nein, schau'n Sie, es geht wirklich nicht, ich darf nicht, schöne Leserin! — ich könnte es Ihnen höchstens in das niedliche Ohr flüstern. Verschleiern Sie sich tief und legen Sie Rot auf (o, viel Rot, im dritten Akt können Sie gar nicht genug Rot aufgelegt haben!) und schleichen Sie hin und sehen Sie, hören Sie und Sie werden sich schrecklich schämen und, Sie wissen doch, das ist so süß, so süß...« Herzig, nicht wahr?

Berichtigung.

In Nr. 149, S. 2, 9. Zeile von unten, ist statt »Elenden Witwen«: *Elende Witwen* zu lesen.

BÜCHEREINLAUF.

Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber. Mit Bildern von deutschen Künstlern. Bd. 1: Kindheit, Bd. 2: Wanderer, Bd. 3: Wald, Bd. 4: Hochland, Bd. 5: Meer, Bd. 6: Helden, Bd. 7: Schalk. München. Verlag des Deutschen Spielmanns. Georg D. W. Callwey und Carl Haushalter, G. m. b. H.

Letzte Verse vom armen Kurti. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Bouška Sigismund, Vánoce. Neutitschein. Verlag »Nový Život«.

Scheimpflug Dr. Karl, Sektionsrath a. D., Die credit- und justizpolitische Bedeutung des Terminhandels. Basel. Verlag des ‚Basler Volksblattes'.

Bresse Louis, La France à Vienne. Wien. Gerold & Cie.

Bischoffshausen Dr. Sigismund Freiherr v., Das Duell. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Dehmel Richard, Zwei Menschen, Roman in Romanzen. Zweite Ausgabe. Berlin. Schuster & Loeffler.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 149, 12. Dezember): Kupplerinnen und Zeitungsverleger. — Ungarn. — Von der Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft. — Die Geschwornen. — Vom Verbrechen gegen das keimende Leben. — Kellnerjungen. — Schulhygiene. — Zum Apothekengesetz. — — Der Fall Marmorek. — Was geschieht mit den 100 Francs? — Charles. — Antisemitische Theaterkritik. — Ein guter Witz. — Der Reiseschriftsteller. — Ein Urteil über Georg Brandes. — Monsieur Henry, der Conférencier. Von Peter Altenberg. — Antworten des Herausgebers (Ein Nekrolog für Herbert Spencer; Militärisches aus der ‚Zeit'; Eine Familienangelegenheit; Ein wirklicher Stiefel; Nebelung.) — Büchereinlauf.

Im Verlage ,Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Durch alle Buchhandlungen und den Verlag der ,Fackel' zu beziehen
In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

In DRITTER AUFLAGE erschienen:

EINE KRONE FÜR ZION

SATIRISCHE STREITSCHRIFT
GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

BAND XVI der ,Fackel'

(April–Juni 1903)
(Nr. 135 bis 142 samt Index)
(franko K 2.— — M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ,Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, hintere Zollamtsstrasse 3.

